







ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING

31590

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1890.

PF
3003
Z35
Bd. 22

Inhalt.

Vermischtes.

Seite

Litteratur.

DIE BEDEUTUNGEN UND DER SYNTAKTISCHE GEBRAUCH DER VERBA „KÖNNEN“ UND „MÖGEN“ IM ALTDEUTSCHEN.

EIN BEITRAG ZUR DEUTSCHEN LEXICOGRAPHIE.

Die vorliegende arbeit bezweckt eine eingehende, auf benutzung eines ausreichenden stellenmaterials gestüzte untersuchung über die bedeutungen und den syntaktischen gebrauch von können und mögen, wie diese sich im ablauf der sprachgeschichtlichen entwicklung von Ulfilas bis zum ausgang der mhd. periode hin, etwa bis 1350, darstellen.

Mögen und können werden uns anfangs als zeitwörter mit scharf ausgeprägter, sinlich fassbarer bedeutung entgegentreten, als sogenante begrifsverba, jedes mit gesonderter beschränkung auf ein bedeutungsgebiet: können bei Ulfilas = *ἐπίσταμαι*, mögen = *ἰσχύω, δύναμαι* u. dgl. Almählich beginnen die grenzlinien zwischen können und mögen zu verschwimmen und in einander überzulaufen; mögen gibt noch früher als können seine prägnante bedeutung auf; bald dienen beide verba dem ausdruck blosser „möglichkeit.“ Mit dieser verblassung der bedeutung geht die verwitterung der verbalen kraft von können und mögen hand in hand. Algemach sinken können und mögen zur geltung von hülfsverben herab, die nach Jollys worten (Gesch. des infinitivs im idg. s. 175) nur noch als fulcrum des damit verbundenen infinitivs erscheinen; „das hülfsverbum dient dem infinitiv so zu sagen als exponent, indem es tempus und genus bezeichnet, der infinitiv dagegen, der nur als verbalsubstantiv in unbestimter casueller bedeutung gefühlt wird, den reinen verbalbegriff ausdrückt.“

Diesen process almählicher entwicklung des begrifsverbums zum hülfsverbum zu beobachten, soll unsere aufgabe sein.

Im gegensatz zu den vorarbeiten, die wir weiter unten verzeichnen werden, denen wir reiche belehrung und manchen brauchbaren gesichtspunkt verdanken, haben wir unser hauptaugenmerk darauf gerichtet, die semasiologischen und syntaktischen tatsachen nicht nur einfach zu verzeichnen, sondern auch den gründen nachzugehen, welchen jene

tatsachen ihre entstehung und ihre innere berechtigung verdanken: wir werden dieselben zum teil auf dem wege sprachpsychologischer betrachtung auffinden können.

Zudem waren wir bestrebt, nach möglichkeit Beneckes forderung zu erfüllen: „Die aufzählung aller fälle ist es, aus der sich gesetze sowohl als ausnahmen ergeben" (vorrede zum Iweinwb.); nicht in dem sinne zwar, dass wir das ganze überreiche stellenmaterial auch mitteilten: sondern so, dass wir unsere resultate allerdings aus einer durchforschung und prüfung möglichst aller fälle hervorgehen liessen, in den belegstellen uns aber mit einer auswahl des wichtigsten und bezeichnendsten begnügten.

So haben wir die got., altsächs. und ahd. denkmäler volständig für die zwecke unserer arbeit verwertet; von den mhd. denkmälern sind folgende von uns durchgearbeitet und für unsere untersuchungen berücksichtigt worden. Aus dem XI. jahrhundert:

Müllenhoff-Scherer Denkmäler usw.[2] 1867, z. t.; mit Scherer betrachte ich das jahr 1050 als grenze zwischen ahd. und mhd. (vgl. Scherer Q.-F. XII, 1—10, Lttgsch. s. 780, Wackernagel Littgsch. I[2], s. 38).

Willirams Paraphrase des hohen liedes ed. Seemüller, Q.-F. XXVIII.

Genesis und Exodus, citiert nach seiten und zeilen der ausgabe von Diemer 1862.

Annolied ed. Bezzenberger 1848.

Aus dem XII. jahrhundert:

Willirams Hohes lied erklärt von Rilindis und Herrad ed. J. Haupt 1864 (Hpts. Hl.).

König Rother ed. v. Bahder 1885.

Heinrich v. Melk (H. v. M. Pr. = priesterleben; Er. = erinnerung) ed. Heinzel 1867.

Des Minnesangs Frühling (MF.) edd. Lachmann-Haupt[3] 1882.

Heinr. v. Veldeckes Eneide (En.) ed. O. Behaghel 1882. (Seine lieder s. MF.).

Aus dem XIII. jahrhundert:

Hartmann v. Aues epen: wegen der citate (A. H. = armer Heinrich; Greg. = Gregorius; Er = Erec; Iw. = Iwein) verweise ich auf die noch zu nennende arbeit von v. Monsterberg Ztschr. f. d. ph. XVIII.

Wolfram v. Eschenbach ed. K. Lachmann[3] 1872 (l. = lieder; Parz. = Parzival; Tit. = Titurel; Wilh. = Willehalm).

Gotfried v. Strassburg Tristan und Isolde (G. Trist.), ed. Massmann 1843. Lobgesang (= Globg.) ed. Haupt Z. f. d. a. IV, 513; zu G. Trist. die fortsetzung von Ulrich v. Türheim (Ulr. Trist.) in Massmanns ausg.

Der Nibelunge Not (Nib) und Klage (Kl) ed. Lachmann[5] 1878 (mit besonderer berücksichtigung der hs. varianten).

Gudrun (Gudr.) ed. Martin 1872.

Walther v. d. Vogelweide (Walth.) ed. Lachmann[3] 1853, mit hinzuziehung der ausgabe von Wilmanns 1882.

Fridanks Bescheidenheit (Frid) ed. Bezzenberger 1872.

Sachsenspiegel (Sachssp.) ed. Homeyer 1861.

Berthold v. Regensburg (Berth.): als probe die bei Wackernagel Altd. lsb. s. 878 abgedruckte predigt über Mtth. 5, 1.

Konrad v. Würzburg Alexius (Al.) ed. Haupt Z. f. d. a. III, 534.

— — Klage der kunst (Kl.) ed. Joseph QF. LIV.

— — Engelhard (Eng.) ed. Haupt 1844.

— — Goldene schmiede (Gold. schm.) ed. W. Grimm 1840.

Der Weinschwelg (Weinschw.) ed. Vernaleken. Germ. III, 210.

Aus dem XIV. jahrhundert:

Boners Edelstein (Bon.) ed. Pfeiffer 1844.

Nicolaus v. Jeroschin (Jer.) ed. Pfeiffer 1854.

Ulfilas citiere ich nach der ausgabe von Bernhardt 1875; Heliand nach C bei Sievers 1878; die übrigen alts. denkmäler nach Heyne Kl. altnd. denkmäler 1867; die Sanct-Galler Benedictinerregel (B-R.) nach Hattemer I, 28 fg.; Isidors Hispal. de nativ. dom. (Is.) ed. Holtzmann 1836. Murbacher hymnen (Murb. h.) ed. Sievers 1874.

Tatian ed. Sievers 1872; Otfrid ed. Kelle 1856; Notker ed. Piper 1882/3 [Boeth. = Boethius; Mcp. = Mart. Capella; cat. = categorien; de interpr. = de interpretatione; ps. = psalmen (unter zuhülfename von R. Heinzel und W. Scherer Notkers psalmen nach der Wiener hs. 1876)].

Die ahd. glossen (Ahd. gl.) ed. Steinmeyer-Sievers 1879/82.

Es erübrigt noch die benuzte litteratur zu verzeichnen:

Benecke wörterbuch zu Hartmanns Iwein 1833.

Grimm Gesch. d. d. spr.[3] 625. 627; Gramm. IV, 92; 138; 171.

Mittelhochdeutsches wörterbuch I, 805b; II, 9b.

Deutsches wörterbuch V (Hildebrand), VI (Heyne).

K. Lucae Bedeutung und gebrauch der verba auxiliaria im mhd. 1868.

Horak Über die verba praeterito-praesentia im mhd. 1876 (eine höchst ungenügende arbeit).

v. Monsterberg-Münckenau Der infinitiv nach *wellen* und den verba praeterito-praesentia in den epen Hartmanns v. Aue: Z. f. d. ph. XVIII, 1 fg.; als ergänzung zu desselben verfassers: „Der infinitiv in den epen Hartmanns v. Aue“ (in Weinholds German. abh. V): eine arbeit, die volles lob verdient und von mir ausgiebig benuzt worden ist.

A. Köhler Der synt. gebrauch des inf. im got.: Germ. XII.

Steig Über den gebrauch des inf. im altnd. Z. f. d. ph. XVI.

Pratje Syntax des Heliand: Jahrb. d. vereins f. niederd. sprachforschung XI, 1885.

M. Denecke Der gebrauch des inf. bei den ahd. übersetzern des VIII. und IX. jahrh. 1886.

O. Erdmann Untersuchungen über die syntax der sprache Otfrids 1874/6.

M. Erbe Über die conditionalsätze bei Wolfram: Paul-Braune V, 1—50.

L. Bock Über einige fälle des conjunctivs im mhd. QF. XXVII.

Rötteken Der zusammengesezte satz bei Berthold v. Regensburg. QF. LIII.

Jolly Geschichte des inf. im idg. 1873.

O. Erdmann Grundzüge der deutschen syntax I, 1886.

§ 1. Können im gotischen.

Zwei wege stehen uns offen, wenn wir uns der bedeutung des got. *kunnan* vergewissern wollen. Der eine benüzt den glücklichen umstand, dass die gotischen sprachdenkmäler der übersetzung eines griechischen originals angehören; der andere sucht *kunnan* im kreise der urverwanten sprachen auf und stelt mit deren hülfe die bedeutung des got. *kann* fest.

Durch den vergleich des griechischen bibeltextes mit der gotischen übertragung können wir sonder mühe ermitteln, in welchem vorstellungskreise das got. *kunnan* heimisch gewesen ist: wir finden, dass Ulfilas *kunnan* durchweg griech. *γινώσκειν*, *γνωρίζειν*, *εἰδέναι*, *ἐπίστασθαι* entsprechen lässt (belege vgl. unten); dies führt uns unmittelbar in die sphäre intellectueller tätigkeit, und wir sind berechtigt für *kann* die bedeutung „ich erkenne, ich verstehe, weiss u. dgl.“ in anspruch zu nehmen. Von einem hinüberspielen nach *magan* kann für das got. noch durchaus keine rede sein. *magan* dient dem ausdrucke des

physischen vermögens und der objectiven möglichkeit, während für *kunnan* das bedeutungsgebiet des geistigen befähigtseins vorbehalten bleibt.

Nur ein einziges mal wird *οἶδα* durch *mag* widergegeben: I. Timoth. 3, 5: *jabai hvas seinamma garda fauragaggan ni mag, hvaiva aikklesjon guþs gakaroþ* = εἰ δέ τις τοῦ ἰδίου οἴκου προστῆναι οὐκ οἶδεν. Doch gerade hier, so glaube ich, ist *mag* von Ulfilas mit besonderem bedacht gewählt worden: nach altgermanischer anschauung reichen kentnis und wissen nicht aus, einem hauswesen vorzustehen: der pater familias muss die kraft, muss die macht haben, selbst mit dem schwerte in der hand, sein haus zu schützen und zu verteidigen. Dieser einzige fall, wo *mag* *οἶδα* entspricht, darf also nicht als negative instanz gegen das, was wir oben ermittelten, geltend gemacht werden.

Das ziel, dem uns diese betrachtung entgegengeführt hat, können wir auch noch auf einem andern wege erreichen. Die sprachvergleichung lehrt uns das got. *kunnan* als glied einer familie urverwanter wörter kennen, denen die beziehung auf wissen, verstehen u. dgl. gemeinsam ist (vgl. die belege bei Curtius Grundzüge der griech. etym.[4] 178, dortselbst auch die verweise auf Benfey, Pott usw.). Zu got. *kann* gehört u. a.: skrt. *gñâ*, *gânâm* = kennen, griech. √γνω, lat. *gno-sco*, *no-tus;* ahd. *knâan* = *cognosco* usw. Die sprachvergleichung bestätigt also durchaus das resultat, das wir oben durch den direkten schluss von der gotischen übersetzung auf das griechische original fanden.

Wir dürfen somit an die spitze der weiteren untersuchung den satz stellen, dass in dem ältesten der uns bekanten dialekte der germanischen sprache, im got., dem verbum können die bedeutung des erkennens, des wissens, des geistigen vermögens zusteht.

Wenn wir die reihe der syntaktischen fügungen überblicken, in denen got. *kann* auftritt, so muss uns das fehlen jeglichen infinitivs nach *kann*, der uns vom mhd. her so geläufig ist, auffallen. Schon Grimm (Gr. IV, 92) ist auf diese eigentümliche tatsache aufmerksam gewesen; er hat sie mit der bemerkung verzeichnet, dass einem inf. nach *kann* nichts im wege stehe, da das ahd., alts., ags. und nord. diese construction kennen; Grimm hätte noch hinzufügen können, dass der inf. nach den synonymen *wait*, *lais*, *man* belegt ist (Köhler Germ. XII, 429).

Wir sind nun in der lage den grund anzugeben, der aller wahrscheinlichkeit nach das ausbleiben der infinitivconstruction nach *kann* verschuldet hat. Es ist eine eigentümlichkeit der neutestamentlichen

graecität, nach den verben des erkennens und wissens den inf. oder acc. c. inf. zu vermeiden, dagegen die anknüpfung eines nebensatzes mit *ὅτι* und *ὡς* zu bevorzugen. Nur einmal wird im Neuen testament von *γινώσκειν* ein infinitiv abhängig gemacht: Hebr. 10, 34: leider fehlt hier das got.; nach *γνωρίζειν* und *ἐπίσταμαι* steht nie ein inf. (vgl. Wahl Clav. nov. test. phil. p. 87a, 195b; Grimm Lex. graeco-lat. in libros novi test.[2] s. 81b, 169a.) — *εἰδέναι* c. acc. c. inf. findet sich zweimal: I. Petr. 5, 9, wo das got. fehlt; Luc. 4, 41, wo das got. übersezt: *wissedun silban Xristu ima wisan* = *ᾔδεισαν τὸν Χρ. αὐτὸν εἶναι.*

Der inf. nach *οἶδα* tritt uns in 7 stellen entgegen, nur 3 gestatten den vergleich mit dem got.: Phil. 4, 12 wird *οἶδα* durch *lais* c. inf. übersezt; I. Thes. 4, 4 ist *εἰδέναι .... κτᾶσθαι* = *ei witi .... gastaldan;* I. Timoth. 3, 5 *οἶδα* = *mag* wurde bereits oben besprochen. Sonst wird im N. t. stets nach den verbis cognoscendi der inhalt der erkentnis und des wissens in einem nachsatz gegeben, der durch *ὡς* oder *ὅτι* mit dem hauptsatze verknüpft ist. Nach dem vorliegenden tatbestande haben wir also kein recht dazu, das fehlen des infinitivs nach *kunnan* auf rechnung einer principiellen abneigung der got. sprache gegen diese syntaktische ausdrucksform zu setzen: nicht das got., sondern das griech. original trägt die schuld daran, dass innerhalb der got. sprachreste der infinitiv nach *kann* nicht nachweisbar ist.

Wir können uns nunmehr der aufzählung der verschiedenen syntaktischen constructionen zuwenden, in denen *kann* auftritt.

I. *kann* absolut gebraucht.

I. Kor. 13, 9 *suman kunnum jah suman praufetjam.* Matth. 27, 65 *swaswe kunnuþ* (= *ὡς οἴδατε*); II. Timoth. 1, 18, von Schulze (Got. wb. 1847 s. 185) hierher gestelt, gehört unter III[a].

II. *kann* mit einem objektsaccusativ.

Matth. 7, 23 *þatei ni hvanhun kunþa* (*ἔγνων*) *izwis;* Marc. 4, 11 *kunnan runa þiudangardjos* (*γνῶναι τὸ μυστήριον*); Marc. 4, 13 *þos gajukons kunneiþ* (*τὰς παραβολὰς γνώσεσθε*); Joh. 13, 38 *unte þu mik afaikis kunnan þrim sinþam* (*ἕως οὗ ἀπαρνήσῃ με τρίς*, vgl. hierzu Loebe zu I. Cor. 9, 25); Skeir. Va s. 637: *insok kunnands þize anawairþane airzein.* Ephes. 3, 19; Marc. 1, 24 usw.

Doppelter accusativ findet sich: Joh. 17, 3 *ei kunneina* (*γινώσκουσιν*) *þuk ainana sunjana guþ;* Marc. 6, 20 *kunnands ina wair garaihtana jah weihana.*

III. *kann* mit einem abhängigen nebensatze.

a) Indirekter fragesatz.

Phil. 1, 22 *jah hvaþar waljau, ni kann* (*οὐ γνωρίζω*); Luc. 10, 22 *jah ni hvashun kann, hvas ist sunus;* Marc. 1, 24 *kann þuk, hvas þu is* = *οἶδα σε τίς εἶ.* Marc. 14, 68 *ni wait ni kann, hva þu qiþis* (*οὐκ οἶδα οὐδ' ἐπίσταμαι τί σὺ λέγεις*).

b) Mit *ei* oder *þatei* eingeleiteter nachsatz.

Klinghardt hat Zs. f. d. ph. VIII, 173. 176 die regel aufgestelt, dass „der gebrauch von *ei* wesentlich an optativische, der von *þatei* an indicativische nebensätze geknüpft ist, weil *þatei* gegen *ei* eine stärkere bindung enthält." II. Cor. 13, 5 *þau niu kunnuþ izwis, þatei I. Xr. in izwis ist;* Joh. 15, 18 *kunneiþ* (*γινώσκετε*), *ei mik fruman izwis fijaida;* Marc. 13, 28 *kunnuþ, þatei nelva ist asans;* II. Tim. 3, 1 *kunneis, ei . . . atgaggand;* Joh. 17, 23 *kunnei so manaseþs, þatei þu mik insandides* usf.

Passive formen von *kunnan* finden sich im got. nicht; wie gewöhnlich nimt Ulfilas seine zuflucht zur umschreibung: so Phil. 4, 5; Eph. 3, 5; auch im griechischen original ist das passiv von *γινώσκω* sehr selten.

Die behauptung, welche wir an den anfang dieses abschnits stelten, und welche, wie wir hoffen, durch die beigebrachten stellen bestätigt worden ist: dass nämlich dem got. *kann* die logisch kräftige bedeutung: ich erkenne, ich weiss u. dgl. zukomt, erhält noch eine stütze durch den umstand, dass die got. sprache die fähigkeit besass, von *kunnan* composita zu bilden. Denn auch darin zeigt es sich, dass das got. *kann* noch nicht zum hülfszeitwort abgeschwächt ist, sondern dass es seine volle kraft als begrifsverbum in ursprünglicher stärke bewahrt hat.

Ein schwaches verbum *kunnan* ist bei Ulfilas nicht mehr belegbar; denn I. Cor. 1, 21 haben Gabelentz-Loebe ohne grund das handschriftliche *ufkunnaida*, (= *ἔγνω*) durch *kunnaida* erszt. Die composita von *kunnan* erscheinen bald in der starken, bald in der schwachen form.

anakunnan = *ἀναγινώσκειν*, z. b. II. Cor. 1, 13; *frakunnan* = *ἀθετεῖν, καταφρονεῖν*, vgl. Grimm Gr. IV, 689; *atkunnan* = *παρέχειν* Col. 4, 1; *gakunnan* stark = *ὑποτάσσεσθαι* I. Cor. 15, 28; schwach = *γινώσκειν*; *ufkunnan* (praet. *ufkunþa*) = *ἐπιγινώσκειν*.

Auf diese composita, welche uns die bedeutung des einfachen *kunnan* in gewissen nüancen zeigen, näher einzugehen, liegt für uns

keine veranlassung vor: wegen des stellenmaterials sei auf Schulze, Got. wb. s. 186 fg. verwiesen.

Aus den betrachtungen, die wir bisher gepflogen haben, dürfte sich ergeben haben, dass das got. *kann* jene durchsichtige, begrifflich genau fassbare bedeutung noch durchaus bewahrt hat, auf welche uns der vergleich des gotischen mit dem griechischen original sowie das verhältnis zu den verwanten wörtern der übrigen idg. sprachen hinwies: erst lange nach der zeit, in welcher die got. sprachdenkmäler entstanden, hat können einbusse an seiner verbalen kraft erlitten, bis es, je weiter wir uns vom got. entfernen, mehr und mehr zu einem hülfszeitwort herabgesunken ist, das gleichsam zu seiner unterstützung eines nachgesezten infinitivs bedarf, dem es eine eigentümliche modale färbung verleiht, ohne selbst eine merkliche bedeutung zu besitzen; vor dem XII. jahrhundert jedoch hat dieser verwitterungsprozess nicht begonnen.

§ 2. Können im altsächsischen.

Der gebrauch des infinitivs im altnd. hat durch Steig (Zs. f. d. ph. XVI) eine sorgfältige behandlung erfahren, welche sich auch auf die syntax von *can* im Heliand erstreckt; die übrigen altnd. denkmäler bieten kein beispiel von *can*. Steig bemerkt l. l. s. 330: „Nur ungern führe ich unter den auxiliarien das verbum *can* auf, da es, wenigstens im Heliand, als solches nicht betrachtet werden darf. Es erscheint nämlich überwiegend als transitives verb (= novi) mit objektsaccusativ oder mit dem infinitiv. In allen fällen ist die bedeutung von *can* eine viel kräftigere, als man sie bei einem blossen auxiliar erwartet und noch weit entfernt von der flachheit des nhd. können.“

Für die bedeutung von *can* ist besonders charakteristisch die stelle Hel. 724 *nu ik is aldar kan, uuêt is uuindro gitalu*, wo *kan* in direkter parallele zu *uuêt* steht; auf dieselbe bedeutung führen uns durchweg die anwendungen von *can* im Heliand.

I. Der absolute gebrauch von *can* ist aus dem Heliand nicht zu belegen.

II. *can* mit dem objektsaccusativ (vgl. Pratje Der accusativ im Heliand s. 39) findet sich an folgenden stellen: 208 *thie so filo consta uuisaro uuordo*; 1032 *hie consta is muodsebon*; 2514 *ik can thesaro liudio hugi*; ferner 3101 M. 3544. 4151.

III. Für *can* mit einem infinitiv bietet der Heliand 4 beispiele: 225 *consta filo mahlean*; 1669 *ni cunnun ênig fihu uuinnan*; 2650 *spel godes seggian cunsti*; 2530 *ni can te githenkeanne thegan an is muode.*

Bei 225 und 2650 legt uns der inhalt des von *can* abhängig gemachten infinitivs (*mahlean* und *seggian*) die übersetzung „ich weiss", „ich verstehe" unmittelbar nahe, die auch für 1669 passt: „sie verstehen nicht zu gewinnen."

2530 endlich bietet uns das erste beispiel einer construktion, die uns im weiteren verlaufe dieser untersuchungen noch öfters begegnen wird: ein substantiv, hier ein substantivierter infinitiv, wird durch eine praeposition (*te*) mit *can* verknüpft. Die erklärer wollen in unserem falle meist eine ellipse annehmen (vgl. Grimm, Gr. IV, 11). Ich folge jedoch Steig, der l. l. s. 490 dieses *can* sehr glücklich mit *giuuald hebbian te* vergleicht; er sagt: „Schon oben habe ich ausgeführt, welche schwierigkeiten das verbum *can* demjenigen bereitet, welcher es unter die auxiliarien einrechnen will; auch unser beispiel zeigt eine lebendige, kräftige, nicht auxiliare bedeutung und steht einem ausdrucke wie *giuuald hebbian te* ziemlich nahe" (vgl. Hel. 2162. 2327. 4518).

Das alts. besizt noch eine composition von *cunnan : bicunnan;* es steht jedesmal mit dem objectsaccusativ und entfernt sich in der bedeutung vom einfachen *cunnan* nicht. Es tritt uns entgegen: 1961. 4961. 5320. 5816; 3101 hat C: *bicanst menniscan sidon*, M *canst.*

Somit rät uns alles dazu, für das alts. so gut wie für das got. die anfänge jener bedeutungsabschwächung abzulehnen, welche im laufe der zeit können zum verbum auxiliare, zum kraftlosen hülfszeitwort hat herabsinken lassen.

§ 3. Können im althochdeutschen.

Bevor wir zur darstellung der bedeutung und der syntax von *kan* im ahd. übergehen, müssen wir des umstandes gedenken, dass *kan* in den früh-ahd. denkmälern in geradezu auffallender weise zurücktritt. Otfrid hat nur 5 beispiele für *kan;* bei Tatian und Isidor, in den fragm. theot., der B.-R., den Murb. hymnen wird man vergebens nach einer form von können suchen (*chunnemes:* Isid. XVIIIb, 10 und *chunnet:* fragm. theot. XVII, 12 gehören zu dem schwachen verbum *kunnên:* vgl. Ahd. gl. I, 128, 13; Notker, Mcp. 795[27]; Graff IV, 411; Mhd. wb. I, 810[b]; Bezzenberger zu Frid. 109, 2). Es ist uns möglich, mehrere stellen in Tatians evangelienharmonie mit den entsprechenden worten der got. bibel zu vergleichen und hierbei ergibt sich, dass da, wo das got. formen von *kunnan* hat, Tatian *uuizzan, firstantan* und ähnliches sezt: z. b. Mtth. 7, 23 *þatei ni kanþun kunþa izwis* = Tat. 42, 3 *bithiu uuanta ih nio in altere inuih uuesta;* Mtth. 26, 72 *kann* = Tat. 188, 3 *uueiz;* Mtth. 27, 65 *kunnuþ* = Tat. 215, 4 *uuizzit;*

Joh. 6, 15 *kunnands* = Tat. 80, 8 *inkanta;* Joh. 15, 18 *kunneiþ* = Tat. 169, 2 *uuizzit;* Joh. 17, 23 *jah kunnei* = Tat. 179, 2 *inti forstante* usw.

Leider lässt sich das gleiche verfahren auf Isidor und die anderen oben genanten denkmäler nicht anwenden. In Tatians wortschatz scheint aber *kan* gefehlt zu haben. Bei Notker finden wir *kan* häufig gebraucht. Auf ihn müssen wir uns bei dem versuche, aus der ahd. übersetzungslitteratur die bedeutung von *kan* zu ermitteln, beschränken; hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, dass Notker es liebt, in freier weise die ahd. sprache dem lat. original gegenüber zu gestalten und dass er deshalb nicht immer jene treue übersetzung bietet, welche es uns ohne weiteres ermöglicht, den sinn eines ahd. wortes durch den vergleich mit dem lat. original festzustellen.

Auch die glossen gewähren uns nur geringe ausbeute; wörter wie *scio, cognosco* u. dgl. sind in den meisten fällen so verständlich, dass sie einer glossierung nicht bedürfen. Es stehen uns nur 3 glossen zu gebote, mit deren hülfe wir die bedeutung des ahd. *kan* ermitteln können: die freie paraphrase *uuaz chunnot ir?* = *quod est opus vestrum* (Monseer gl. bei Pez I, 320) muss vorläufig ausser acht bleiben.

Die glossare der keronisch-hrabanischen sippe — wie Steinmeyer sie nent — haben (Ahd. gl. I, 217 [8]) *norat* = *kan, khan;* eine glosse bei Pez I, 371 lautet: *kan buoh* = *assecutus est litteras;* eine glosse zu Greg. homil. in evang. I, 6 (Migne LXXVI s. 1098 A) = Ahd. gl. II, 276 [17] sezt zu dem lat. *admonere non sufficio : niupmach l (vel) nichan:* so die handschriften b und c; *nichan l upermach* ef; es handelt sich um eine geistige tätigkeit *(admonere);* deshalb konte zu *upmach* sehr wol die variante *chan* hinzugefügt werden (*ubarmagan* nur noch Otfr. IV, 31, 33). Auf die bedeutung *kan* = *scio* lassen uns auch folgende glossen schliessen: I, 793 [17] *scientes* = *kunstigo:* I, 748 [16] *potens in scripturis* = *chunstiger;* II, 185 [30] *rudes* = *unchunstig;* 193 [32] ebenso; 286 [9] *scientia* = *chunst.*

Zu den angeführten glossen tritt ein vers des MSD 61 mitgeteilten Carmen ad Deum (verfasst 870): *prece posco prout nosco* = *petôno pittju sôso ih chan.* Die gleiche bedeutung „wissen", „verstehen" begegnet uns auch noch durchweg bei Notker. Einige der wichtigsten stellen seien hier herausgehoben: Mcp. 791 [18]: *chanst* = *scis;* dgl. 791 [29] *chan* = *norit;* 717 [29] *unspüotig sin nechonde* = *impiger sciat esse* usw. Mcp. 798 [15] entsprechen sich *dannan sie chunnin bechennen sih selben* und *qui valuere noscere semet.* Mit demselben sinn für das richtige, mit dem Notker Boeth. 345 [11] *vis ratiocinandi* durch eine wendung mit *chunnen* widergab, mit eben dem feinen

sprachgefühl hat er an unserer stelle dem lat. *valuere* keine form von *magan* gegenübergestelt, sondern, da *noscere* = *bechennen* folgt, durchaus richtig *chunnin* dafür gesezt.

Für das ahd. bleibt also wie für das got. und alts. bestehen, dass *kunnan* der sphäre des intellektuellen geschehens angehört, dass es „wissen", „verstehen" u. dgl. bedeutet. Eine durchmusterung der syntaktischen fügungen, in denen uns *kunnan* begegnet, wird dieses resultat noch weiter bestätigen.

I. Der absolute gebrauch von *kan*

ist im ahd. nicht mehr zu belegen; da, wo *kan* scheinbar selbständig steht, ist ein infinitiv aus den umgebenden satzgliedern zu ergänzen: so MSD 61, 8 *petôno pittju sôso ih chan* (scil. *pitten*); MSD 4, 2, 5 *thû biguolen Uuodan sô hê uuola conda* (scil. *bigalan*; die formel *sôs er uuola conda* findet sich auch Otfr. I, 27, 31; vgl. MSD s. 276). Mitunter weist ein *iz* auf den zu entlehnenden infinitiv hin: Otfr. I, 2, 42: *in thiu thaz ih iz kunni* (scil. *thionon*).

II. *kan* mit objectsaccusativ

liegt vor bei Otfr. III, 16. 7: *uuio er thio buah konsti* (= Joh. 7, 15 γράμματα οἶδεν, got. *hvaiwa sa bokos kann*), vgl. die glosse Pez. I, 371: *kan buoh* = *assecutus est litteras*. Der accusativ nach *kan* findet sich weiter in der glosse Pez I, 320: *uuaz chunnot ir* = *quod est opus vestrum?* Notker Categ. 434[7]: *èr man sie (artes) chondi;* 434[26] *tia (figuras geometricales) nioman nechan;* Mcp. 717[13]: *anima nechondi nicht;* 791[1]: *uuanda ouh tù philologia musicam chanst;* Boeth. 111[15]: *alle die astronomiam chunnen.* Die bedeutung „wissen", „verstehen" tritt in den angeführten beispielen besonders deutlich hervor.

III *kan* mit infinitiv.

Nichts führt in den — relativ — zahlreichen stellen, die wir hierfür beibringen können, über die ursprüngliche bedeutung von *kunnen* hinaus. Es zeigt sich dies darin, dass die infinitive, welche zu *kan* gesezt werden, demselben vorstellungskreise entstammen, dem können selbst angehört: sie beziehen sich durchweg auf eine handlung, welche entweder selbst eine denktätigkeit bezeichnet oder eine solche zur notwendigen voraussetzung hat; so ist der infinitiv durch ein ideelles band, durch verwantschaft des inhalts, aufs engste mit *kan* verknüpft. Können wird ahd. stets von personen ausgesagt, auch darin zeigt es sich, dass die ursprüngliche bedeutung „wissen", „verstehen" noch nicht aufgegeben ist. Die personificationen, welche sich namentlich bei

Notker finden (z. b. Mcp. 791[1]) können hiergegen nicht geltend gemacht werden. Niemals findet sich ahd. *kan* mit dem unpersönlichen subjekte *eʒ, iʒ* verbunden.

Es folge die aufzählung einiger infinitivconstructionen. Sehr häufig begegnet uns die verbindung *chan bechennen, uuiʒʒen, fernemen:* z. b. Notker Mcp. 798[15] *chunnin bechennen sih selben;* 809[2]; 698[21] *gesinnen chunne;* Categ. 715[29] *chan uuiʒʒen;* Ps. 118, 127 *nechunden . . . . irchennen;* (cod. St. Gall. hat *nechonden — irchiesen*); Ps. 91, 6 *nechunnen bechennen;* vgl. weiter Boeth. 335[31]; 347[21]; Otfr. I, 1, 120; MSD 83, 69 *nichunna . . bidenchan* usf. Nicht ausschliesslich auf intellektuelle tätigkeit bezogen sind folgende infinitive: *bimidan* Otfr. IV, 5, 10; *daʒ reth uurchen* MSD 86 B 1, 24; *giruogen* MSD 91, 231; Notker Boeth. 15[10] *geantuurten;* 47[20] *gesagen;* 65[4, 20]; 139[22]: *ʒe gote . . funden;* Ps. 34, 11; 49, 19; Mcp. 791[18]; Categ. 434[29] usw. In allen diesen beispielen darf aber die übersetzung: „ich weiss“, „ich verstehe“, „zu tun“ mit vollem fug aufrecht erhalten werden: nichts nötigt uns, die verblassung von *kunnan* schon für das ahd. anzunehmen.

Überblicken wir noch einmal die in diesem abschnitt geführte untersuchung, so ergibt sich, dass ahd. *kan* in bedeutung und syntaktischer anwendung vom got. und alts. *kunnan* sich höchstens dadurch unterscheidet, dass die infinitivconstructionen nach *kan* in grösserem umfange auftreten als im alts. oder gar im got., für welches diese syntaktische ausdrucksform nicht nachweisbar war. Da wir aber zeigen konten, dass das ausbleiben des infinitivs nach got. *kann* auf einem zufall beruht, dass es dem griechischen original weit eher zur last zu legen ist als der gotischen übersetzung, so dürfen wir in dem umstande, dass das ahd. den adverbialen infinitiv bei *kan* in relativ grosser ausdehnung kent, noch keine abschwächung von können zum verbum auxiliare erblicken, zumal jene infinitive so gewählt sind, dass sie mit dem inhalte von können sich wo nicht ganz decken (*bechennen, uuiʒʒen* usw.) so doch aufs engste berühren (*gesagen, geantuurten* u. dgl.). Auch im ahd. ist also von einer abnahme der altererbten intellektuellen kraft des begrifsverbums können nichts zu spüren: die ersten vorboten jener verwitterung tauchen in den frühesten denkmälern des mhd. auf.

§ 4. Können im mittelhochdeutschen.

Bevor wir zur darstellung der syntaktischen verhältnisse von können im sprachgebrauche des mhd. übergehen, empfiehlt es sich, folgende betrachtung algemeinerer art vorauszuschicken.

Nach der jezt vorherschenden ansicht haben wir in dem infinitiv den erstarten casus eines verbalsubstantivs zu erblicken und zwar einen dativ, der das ziel oder die richtung einer bewegung ausdrückt (etwa = ad. c. ger.; die näheren belege s. bei v. Monsterberg, der infinitiv in den epen Hartmanns von Aue s. 59).

Der infinitiv, der zu können hinzugefügt wird, hat die aufgabe, dem wissen oder verstehen, welches durch können nur algemein bezeichnet ist, die richtung auf ein bestimtes ziel anzuweisen. *chanst du mir gesagen* (Notker Boeth. 47[20]) heisst nicht: kennst du das sagen, *γιγνώσκεις τὸ λέγειν*, sondern bist du wissend, intellektuell befähigt in bezug auf das sagen, etwa = *sciens ad dicendum*. Mit dieser anschauung verflicht sich das bewusstsein, dass der, welcher so spricht, eben durch sein wissen und seine kentnisse die mittel besizt, deren er zur erreichung jenes zieles bedarf, das in dem infinitive *gesagen* ausgedrückt ist. Diese mittel sind bei dem ursprünglichen verbum können intellektueller natur.

Es hat, so lange die alte bedeutung von können noch besteht, nur dann einen sinn mit können einen infinitiv zu verbinden, wenn erstens der, von dem das können ausgesagt wird, eine person oder eine als person gefühlte sache ist: denn es wäre gegen den geist der sprache, die sich noch des ungeschmälerten besitzes des begrifsverbums können erfreut, wenn man einer sache ein wissen, ein verstehen zuschreiben wolte. Der infinitiv kann zu jenem *kan*, welches „ich weiss“, „ich verstehe“ bedeutet, zweitens nur dann hinzutreten, wenn das ziel, auf welches das können sich richtet, auch wirklich auf intellektuellem wege erreichbar ist: denn nur in diesem falle befähigt das wissen zur erreichung des zieles. Für das alts. und ahd. treffen diese beiden voraussetzungen noch stets ein; einerseits wird *kan* nur persönlich gebraucht, anderseits gehen die infinitive, welche zu *kan* hinzutreten, aus dem bereiche solcher handlungen, welche durch veranstaltungen geistiger art verwirklicht werden, nicht heraus.

Im mhd. werden diese bedingungen jedoch nicht immer und überall erfült. Wir finden können mit sachlichem subjekte oder auch ganz unpersönlich gebraucht; der infinitiv, der dem können den weg weisen soll, erstreckt sich oft auf handlungen, über welche das wissen und verstehen kein anrecht mehr hat, deren zustandekommen oft geradezu von körperlichen mitteln abhängt. Die berufung auf die ursprüngliche bedeutung von können genügt in diesem falle nicht mehr. Das intellektuelle moment, das dem alten *kan* so charakteristisch zueignet, wird bei diesen gebrauchsweisen kaum mehr gefühlt. Es bleibt nur noch

der ausdruck der befähigung zu einer tätigkeit, ohne dass die geistige voraussetzung jenes fähigseins noch hervortritt; mit anderen worten: die spezielle bedeutung „durch wissen befähigt sein“ wird durch die algemeinere „überhaupt befähigt sein“ verdrängt. Vom standpunkte der nhd. sprache aus nehmen wir keinen anstoss daran, können im sinne des algemeinen möglichmachens zu gebrauchen. Wir sagen: „ich kann lesen, „lateinisch sprechen“ usw.; aber auch: „ich kann noch gesund werden“, d. h. es besteht für mich die möglichkeit zu gesunden, oder gar: „ich kann dies oder jenes gewicht haben“, wo an eine vermitlung geistiger art zwischen dem subjekte und dem objekte gar nicht mehr gedacht werden darf.

Man vergass also im laufe der zeiten, dass können auf dem besitze geistiger kräfte ruht, die das könnende subjekt zur erreichung irgend welchen zweckes in bewegung sezt: man behielt nur die algemeine vorstellung davon, dass der könnende überhaupt die fähigkeit hat, auf die faktoren, welche eine handlung in ihrer entstehung bedingen, so einzuwirken, dass die überleitung aus der blossen möglichkeit in die wirklichkeit gewährleistet erscheint. So kam es, dass man können in beziehung zu verben sezte, welche der sphäre geistigen geschehens, der können ursprünglich ausschliesslich angehörte, fremd gegenüberstehen. Der begriff der möglichkeit, nicht mehr das band intellektueller fähigkeit, verknüpft jezt *kan* mit seinem infinitive. Es war nur eine etappe auf diesem wege, wenn man sich schliesslich nicht mehr scheute, durch den zu *kan* gesezten infinitiv auch solche handlungen andeuten zu lassen, welche von der ausübung körperlicher tätigkeiten abhängen oder durch die constellation äusserer umstände bedingt sind, über welche uns die macht entzogen ist.

Aus dieser betrachtung ergeben sich die kriterien, aus denen wir erkennen, ob wir es mit einem reinen, ursprünglichen, oder mit einem abgeblassten können zu tun haben. Wir sagten eben, dass die verwitterung der verbalen kraft von können solche infinitive in die nähe von können führte, welche mit intellektueller tätigkeit nur an sehr wenigen punkten sich berühren. Wir schliessen nun rückwärts: wenn der infinitiv nach *kan* eine handlung bezeichnet, die zu ihrer verwirklichung geistiger beihülfe nicht bedarf, wenn das band der inhaltsverwantschaft zwischen *kan* und seinem infinitive gelöst ist, so ist uns dies ein anzeichen dafür, dass *kan* nicht heisst: ich verstehe mich auf etwas, ich bin geistig befähigt in der und der richtung tätig zu sein, sondern ganz algemein: für mich besteht die möglichkeit, dass diese oder jene faktoren so zusammenwirken, dass ihnen die geplante hand-

lung entspringen kann. Auf der anderen seite können wir folgende betrachtung anstellen: dem alten können komt naturgemäss nur ein persönliches subjekt zu; es widerstrebt dem sprachgefühle von einem dinge ein können im sinne des wissens auszusagen. So finden wir auch im got., ahd. und alts. können nur persönlich gebraucht. Seit dem XII. jahrhundert begint sich hier ein wandel zu volziehen. Die sprache trägt kein bedenken mehr, auch nicht-menschliche subjekte zu trägern eines könnens zu erheben. Wir werden weiter unten einige zwischenstufen aufzeigen, welche von dem persönlichen gebrauche zu dem sächlichen hinüberführen. Zuletzt hat man die alte kraft von können so sehr vergessen, dass man sogar ein *ez*, das inhaltloseste und schwächste aller grammatischen subjekte, für stark genug hielt, einem können als stütze zu dienen.

Das sind die kriterien, die uns bei der aufführung der belege für jenes abgeschwächte können zu leiten haben werden: einmal der veränderte charakter der infinitive, die zu *kan* in abhängigkeit treten; sodann die verknüpfung von *kan* mit sächlichen und unpersönlichen subjekten.

Bei den bisherigen untersuchungen sind wir von der feststellung der bedeutung ausgegangen, um auf diesem wege eine sichere grundlage für das verständnis der syntaktischen construktionen zu gewinnen. Für das mhd. wird diese voruntersuchung kaum nötig sein, da *kan* im ahd. noch die rein intellektuelle bedeutung „wissen“, „verstehen“ durchweg bewahrt hat. Wir dürfen getrost annehmen, dass diese bedeutung zunächst auch in das mhd. übergegangen ist. Der volständigkeit halber soll hier nur auf einige glossen verwiesen werden, die zur bestätigung dieser annahme dienen können. Die ausbeute, welche uns die mhd. glossare gewähren, ist freilich sehr gering. Man wird die meisten der erhaltenen mhd. glossare und vocabulare (Mone, Quellen I, 273. 300; Mone, Anz. f. k. d. d. vorz. III, 47. IV, 81. 93. 231. 489. V, 84. 229. VI, 210. 337. 435. VII, 194. 297. VIII, 93. 247. 489. H. Hoffmann, Sumerlaten. Mhd. glossen 1834, W. Wackernagel, Vocab. optimus. 1847, zusammen mit mehreren nur handschriftlich erhaltenen vocabularien und ersten drucken benuzt von Diefenbach, Gloss. lat.-germ. med. et inf. lat.: Suppl. zu Ducange) vergebens nach einer form von können durchsuchen. Der vocabular des Niger Abbas (ed. M. Flohr, Strassb. stud. III, 1) bietet n. 4372/73 s. 74: *sciencia kunst; scientificus künstiger;* aus Mainzer Voc. bringt Diefenbach s. 518 *sciens kunstich, scientificus kunstwiser*[1]: wir dürfen daraus rückschliessend *kunnen = scire* festsetzen; auf die gleiche bedeutung führt

uns die bezeichnende stelle: Gudr. 286, 1 *wir kunnen: niht bescheiden noch wissen: niht ze sagen.*

Im mhd. hat also die alte bedeutung *kunnen* = *scire* noch bestanden: dass dieselbe aber mannigfache abschwächungen erlitten hat, wird die folgende untersuchung zeigen.

Wir wenden uns nunmehr der erörterung des syntaktischen gebrauchs von können im mhd. zu.

I. Absoluter gebrauch des mhd. *kân.*

Im Mhd. wb. I, 805b ist mit recht bemerkt, dass ein absolutes *kan* aus dem mhd. nicht belegbar ist, dass an allen den stellen, an denen *kan* scheinbar selbständig steht, ein substantiv oder ein infinitiv zu ergänzen ist. Dortselbst ist eine anzahl solcher scheinbar absoluter *kan* besprochen, die durch die annahme einer ellipse sich ohne mühe erklären lassen: Iw. 7684; Wig. 34; Gotfr. Trist. 90[22]; pf. Konr. 117[24] usw. Es wäre ein leichtes, das hier gebotene stellenmaterial noch beliebig zu vermehren, da fast jeder mhd. schriftsteller von der auslassung des inf. oder subst. nach können gebrauch gemacht hat. Doch verzichte ich darauf, noch näher auf diese leicht verständliche art der ellipse einzugehen und weitere belege, die mir reichlich zu gebote stehen, herbeizuschaffen. Nur auf eine gattung dieser ellipse möchte ich hier noch kurz aufmerksam machen. Bei mögen tritt die auslassung des infinitivs öfters dann ein, wenn der unterdrückte infinitiv eine bewegung bezeichnet: es genügt hier die blosse angabe der richtung, welche die bewegung nehmen soll, durch ein ortsadverb oder dgl., z. b. Nib. 576, 2 *wess ich, war ich mehte;* Gudr. 734, 4 *daz si nindert mugen zuo den strâzen.* Bei *kunnen* dagegen findet sich diese ellipse weit seltener; sie liegt vor z. b. in Gudr. 1124, 2 *so si aller beste dan mit ir scheffen kunden;* G. Trist. 465[3] *ine kan weder dar noch dan.*

II. *kan* mit substantivischem objecte.

a) im accusativ.

Der aufzählung der beispiele, welche diesmal in grösserer volständigkeit als sonst erfolgen soll, will ich die bemerkung vorausschicken,

1) Was mit der nd. glosse *noscere bekynnen* (Mone Quellen 1, 307) anzufangen ist, weiss ich nicht: Schiller-Lübben Mnd. wb. I, 209 belegen nur *bekennen;* zudem wäre *konnen*, nicht *kynnen* nd.

dass der gebrauch des objektsaccusativs nach *kunnen* gegen das ende der mhd. zeit in deutlich wahrnehmbarer abnahme begriffen ist: es hängt dies damit zusammen, dass *kunnen* überhaupt im mhd. eine stetig zunehmende abschwächung erfährt. Bei den höfischen dichtern des XIII. jahrhunderts findet sich jener gebrauch noch in ziemlicher ausdehnung: bei Gotfried habe ich z. b. 40 hierher gehörige fälle gezählt; im volksepos tritt die construction zurück. Gudrun hat sie 10 mal, Nib. gar nur 1 mal (254, 1); Konrad v. W. bietet in mehreren seiner werke keinen beleg, so im Alex. und in der Gold. schm., im Engelh. nur 3; Nicol. v. Jeroschin und Boner verwenden *kan* in der erwähnten weise auch nur je 1 mal. Über die spärlichen reste des accusativs nach können im nhd. handelt Hildebrand im D. wb. V, 1725. An folgenden stellen ist mir objektsacc. nach mhd. *kan* begegnet:

MSD 30, 75 *sie kunnen alle liste;* 31, 6 *want sî diu buoch chunden;* 37, 2, 5 *sich suer dir icht ebrêschin kan;* 96, 19 *chan er des heiligen glouben niht.*

Will. 58, 16 *sacramenta scripturarum;* 118, 5 *discretionem odoris et foetoris.*

Gen. 102 [10] *list.*

Roth. 1029 *rede.*

Hpts. Hl. 5, 7 *vil ist des wir kunnin.*

Heinr. v. M. Pr. 66 *gemäinez biwort;* 453 *ez* (sc. *gotes wort*); 544 *vil der buoche.*

M. F. 22 [10] *dêr (witze unde sinn) niht enkan;* 33 [34] *der besten mâze niet;* 101 [23] *mâze;* 132 [25] *waz;* 138 [34] *sô vil;* 156 [31] *al daz;* 180 [32]. 192 [27] *daz;* 194 [35] *rât;* 207 [9] *des ich niene kan.*

Eneit. 1518 *rât;* 1803 *wech;* 2281 *wonders vele;* 4559 *wech;* 6394 *et;* 6568 *dat;* 8790 *et;* 9408 *list;* 9746 *rede;* 10229. 10232 *et;* 11241 *liste;* 11392 *gewonne.*

Hartmann Iw. 5318 *riterschaft;* 6201 *daz;* 7301 *süezes;* Er. 5188 *zoubers kraft;* 7368 *dinges ahte;* 8748 *list;* Greg. 954 *rede;* 1407 *buoche;* 1409 *mêre.*

Wolfram. Parz. 55, 19 *franzoys;* 85, 18 *wälhisch sprâche;* 96, 30 *slich;* 104, 26 *daz;* 115, 27 *buochstap;* 147, 28 *vil;* 193, 9 *des — niht;* 439, 21 *widersaz;* 490, 30 *waz wunders;* 641, 28 *zuht;* 796, 16 *künste.* Wilh. 90, 3 *trôst;* 94, 26 *niht bezzers râtes;* 110, 4 *spil;* 192, 12 *sprâche;* 233, 6 *liste;* 237, 6 *franzeys;* 278, 18 *dienest;* 295, 27 *wênic;* 408, 14 *krîe.* l. 7, 13 *niuwez singen.*

Gotfr. Trist. 27[3] *zouberlist;* 55[1] *horespil;* 57[31] *schâchzabelspil;* 58[4] *list;* 68[11] *guotes;* 69[22] *waltstige;* 79[28] *daz;* 90[15] *ihtes iht;* 90[21] *welher hande;* 93[17] *seitspil;* 93[29] *es;* 94[4] *seitspil;* 94[16] *vremeder zungen iht;* 94[40] *liste;* 95[3] *allez;* 95[12] *spil;* 99[37] *kunst;* 108[15] *ruoge;* 120[35] *ambet;* 121[30] *doene;* 122[38] *daz;* 123[18] *daz;* 175[37] *list;* 190[37] *wunder;* 191[8] *höfscheit und ruoge;* 194[26] *list unde kunst;* 194[30] *vremder sprâche vil;* 197[10] *des — vil;* 199[2] *seitspil;* 201[11] *daz;* 201[17] *ruoge;* 201[30] *sprâche;* 202[4] *ruoge;* 215[19] *sprâche;* 219[25] *lantsprâche;* 249[16] *spil;* 272[5] *waz wunders;* 273[40] *lantsprâche;* 326[37] *wunder;* 404[37] *list.* — lobg. 31, 1 *beste — daz.*

Ulr. Trist. 511[13] *tagalde;* 553[14] *list.*

Wigal. 235 *seitspil;* 334 *sprâche;* 561 *ez;* 1060 *strâze.*

Nib. 254, 1 *erzenîe.*

Gudr. 4, 2 *alles des genuoc;* 51, 2 *daz;* 342, 2 *zuht;* 358, 3 *ez;* 359, 3 *swanke;* 374, 4 *wîse;* 383, 4 *stimme;* 714, 1 *daz;* 1056, 2 *ez.*

Walth. 18[21] *guotes;* 43[19] *mâze;* 46[3] *wîse;* 48[36] *waz;* 51[18] *zouber;* 56[8] *list;* 58[26] *wunder;* 73[26] *niht mêre;* 73[29] *flüeche;* 103[35] *guotes;* 115[26] *wunder rede;* 116[11] *fuoge;* 116[29] *iht anders.*

Frid. 8, 2 *gelouben;* 44, 6 *untriuwe;* 57, 13 *swaz;* 65, 19 *list;* 66, 22 *gotes worte;* 70, 20 *des glouben niht;* 75, 5[c] *list;* 78, 16 *kunst;* 79, 11 *list;* 80, 7 *rede;* 115, 7 *kunst.*

Konr. Engelh. 89 *diz alles;* 756 *schâchzabel unde seitenspil;* 4073 *vil wunders.*

Weinschw. 67 *daz.*

Berthold v. R. 38, 34 (Pf. I) *schal* (vgl. Rötteken l. l. s. 118).

Leyser pred. 12, 29 *dinch;* 67, 24 *scrift;* 76, 40 *buoch.*

Boner 20, 4 *kluogheit.*

Nic. v. Jer. 1, 304 *dûtschis.*

Rülmann 139, 13 *strâze.*

Das Mhd. wb. I, 805b und Lexer, Mhd. hwb. I, 1778 bieten noch einige weitere beispiele aus Lanz; MS; Renner; Wgast usw., die nochmals auszuschreiben es sich nicht der mühe verlohnt, da in ihnen dieselben substantiva widerkehren, die wir schon beobachtet haben (z. b. *strâze, wege, puoche, rât* u. dgl.).

Zum schluss sei noch darauf hingewiesen, dass der accusativ bei *kan* uns können noch als volkräftiges begrifsverbum zeigt.

b) Substantivische objekte durch eine praeposition mit *kan* verknüpft.

Bisher haben sich, so viel ich sehen kann, nur zwei forscher auf dem gebiete der mhd. syntax über den gebrauch der praepositionen nach mhd. *kunnen* ausgesprochen: J. Grimm und Lucae. J. Grimm erklärt Gr. IV, 138 die anwendung der praep. *an*, *ze*, *mit* (andere sind nicht nachweisbar) bei *kunnen* in folgender weise: „Man darf einen infinitiv supplieren, der ungefähr das, was unser nhd. „umgehen“, aussagt; da es aber mhd. hiess: *mit triuwen varn* (Parz. 167, 29; 322, 21; *mit worten varn* Iw. 7685; *mit ir varn* Iw. 3960; *mit saelden varn* Wig. 8634), so kann ganz gut die übliche ellipse von „fahren“ beibehalten werden.“ Diese erklärung scheint algemeine billigung gefunden zu haben (vgl. Martin zu Gudr. 285, 4); sie ist auch vom mhd. wb. adoptiert worden. Widerspruch gegen sie erhob Lucae (Über bedeutung und gebrauch der mhd. verba auxiliaria s. 15), der die annahme einer verbalellipse ablehnt, weil die bedeutung von *kunnen* „bescheid wissen, bekant sein mit“ die verwendung der praep. nach *kunnen* volkommen genügend erkläre; *ich kan mit riterschaft* sei zu übersetzen: ich weiss bescheid mit ritterlichem tun. — Einen eigentlichen beweis hat Lucae für seine ansicht nicht erbracht; ich möchte ihn im folgenden antreten. Zunächst verweise ich nochmals auf das oben besprochene beispiel Heliand 2531 *can te githenkeanne*, welches wir mit Steig durch die umschreibung: „ich habe intellektuelle kraft, gewalt zu“ erklärten. Sodann sei folgender umstand hervorgehoben: viele der substantiva, welche mit *an*, *ze* oder *mit* an *kan* angeschlossen werden, lassen sich auch in der form des objektsaccusativs bei *kan* nachweisen; das nötigt uns, einen zusammenhang zwischen beiden constructionen, dem objektsaccusativ und der praepositionellen anknüpfung, anzunehmen. Ferner finden wir mehrere dieser substantiva mit jeder der nach *kunnen* üblichen praepositionen verbunden. Wolten wir also mit Grimm eine verbalellipse annehmen, so müste das zu ergänzende verbum so gewählt sein, dass es zu *an*, *ze*, *mit* passt: für *varn* trift das nicht zu; welches analogon liesse sich beibringen zu *varn an riterschaft?* Auch sonst wird sich kaum ein verbum finden, welches dem erwähnten anspruche voll genügt.

Es wird von der annahme einer verbalellipse bei *kan* mit praep. abzusehen sein; wir haben vielmehr in dem gebrauch der praepositionen nach *kunnen* ein anzeichen für eine besonders kräftige bedeutung von *kunnen* zu erblicken: mhd. *kan* c. praep. berührt sich aufs engste mit alts. *can te githenkeanne.* Zu vergleichen ist weiterhin der gebrauch

2*

der praep. nach *wiʒʒen* (Mhd. wb. III, 786^{a}), z. b. Walth. 41^{36} *wiste ich niht umb ungemach:* Wolfr. Parz. 532, 16 *umb solhen kumber ich niht weiʒ:* vgl. 720, 5; 805, 11; gr. Rud. C^{2} 23 *wiʒʒen umme arbeit;* auch *mit* findet sich so, jedoch nur an 2 stellen: G. Trist. 21^{11} *jedoch enwester niht hie mite;* Flore 6211 *Claris wiste niht da mite* (vgl. Sommer z. st.): ebenso *von*: Parz. 3, 29 *diu aventiure lât iuch wiʒʒen beide von liebe und von leide;* Albr. 39, 90 *die niwan von arbeit wisten.*

Ich teile nunmehr die beispiele von *kan* mit praep. mit, und zwar in solcher anordnung, dass sie zugleich unsere obigen ausführungen unterstützen.

rede a) im objektsacc.: Roth. 1029; Frid. 80, 7; Eneit 9746; Greg. 954. b) verknüpft durch *mit:* Flore 6634. c) verknüpft durch *ze:* Krone 11854.

riterschaft a) acc. Iw. 5318; Ulr. v. Licht. 13^{2}. b) *mit* Wolfr. Parz. 66, 10. 152, 12 *(ritters fuore):* Wig. 8456. c) *ze* Hartm. Greg. 1365; Ottok. 152^{a}; fastn. 424, 20. d) *an* Eneit 9069.

zuht a) acc. Wolfr. Parz. 641, 28; Gudr. 342, 2; G. Trist. 191^{8} *(höfscheit).* b) *mit* Wolfr. Parz. 493, 18. c) *ze* Wgast 1274 *(höfscheit).*

strît a) acc. fehlt. b) *mit:* Wolfr. Parz. 210, 22. 348, 24. 704, 6 *(tjost):* 738, 23 *(tjost):* Wilh. 78, 5. *mit gejegede* G. Trist. 361^{2}. c) *ze* Loh. 1163 *ze tjoste:* Bit. 647; Ottok. 93^{b} *ze urliuge.*

guot a) acc. G. Trist. 68^{11}; Walth. 18^{21}. 103^{35}; Wgast 4796. b) *mit* fehlt. c) *ze* Wgast 3555. 4508.

triuwe a) acc. Frid. 44, 6 *(untriuwe);* b) *mit* M. F. 128^{38}. c) *ze* Wgast 1588 *ze staete.*

mit juncfrowen U. Trist. 504^{19}; *zu vrouwenliebe* Heinr. Trist. 3720.

list c. acc. Walth. 56^{8} u. ö.; *mit valschen listen* g. Gerh. 815.

Die übrigen beispiele, bei denen ähnliche vergleiche wie bei den bisher angeführten nicht möglich sind, sind, nach den praepositionen geordnet:

mit: Wolfr. Parz. 2, 13 *mit schanzen;* 62, 24 *mit armüete;* 114, 13 *mit sange;* 317, 25 *mit schallen;* Tit. 90, 3 *mit truopheit;* G. Trist. 72 *damite;* 78^{5} *hie mite;* 385^{17} *mit ihte;* Benecke Beitr. 184 = Ulr. v. Winterstetten ed. Minor V, 178: *mit den liuten;* Lamp. Alex. 4223 *dâ mite;* Konr. Troj 6271 *mit geschütze.*

ze: Gudr. 285, 4 *ze arbeit* (vgl. Martins anm.) 997, 1 *darzuo;* Heinr. Trist. 2206 *zuo schimpfe;* Warn. 1568 *ze freuden.*

an: Eneit 9069 *an riderskap.*

Die anwendungen des mhd. *kunnen*, die wir bisher besprochen haben, zeigen uns können noch durchweg als begriffsverbum transitiven charakters, zu welchem substantiva in ein abhängigkeitsverhältnis treten. Die abschwächung von *kunnen* zum hülfsverbum tritt in einer anderen gebrauchssphäre ein: da, wo der infinitiv dem können ein bestimtes ziel in einer handlung anweist, zu der der könnende befähigt erscheint. Die verminderte rücksichtnahme auf den ursprünglich rein geistigen charakter dieser befähigung hat, wie wir oben darlegten, dazu geführt, dass können seinen eigentümlichen inhalt immer mehr verlor und den bescheidenen rest seiner verbalen kraft nur noch als verbum auxiliare zur geltung brachte.

III. *kan* mit dem infinitiv.

Wir haben bereits oben die kriterien besprochen, die uns bei der unterscheidung des reinen können vom abgeblassten zu leiten haben: wir müssen auf der einen seite das verhältnis berücksichtigen, welches zwischen können und dem begriflichen inhalte des adverbial zu ihm gesezten infinitives besteht, und müssen auf der anderen seite darauf achten, ob *kunnen* von einem persönlichen oder unpersönlichen, sächlichen subjekte ausgesagt wird.

Überblicken wir nun die überreiche fülle der beispiele für *kan* c. inf., so lässt sich durch mehrere zwischenstufen hindurch ein almählicher übergang von der bedeutung „wissen, verstehen", zum ausdruck der objectiven möglichkeit verfolgen. Am reinsten tritt uns können da entgegen, wo der infinitiv bei *kan* derselben begrifssphäre entnommen ist, der *kunnen* ursprünglich selbst angehört. Eine gelinde abschwächung der bedeutung begegnet uns da, wo der infinitiv nicht mehr ausschliesslich dem gebiete geistiger tätigkeit entstamt, wo die handlung, welche durch den infinitiv bezeichnet wird, zu ihrem zustandekommen der intellektuellen beihülfe des könnenden zwar nicht entraten kann, daneben aber doch noch auch anderer faktoren bedarf, welche von dem geistigen vermögen des könnenden subjektes nur indirekt abhängen. Je weiter nun diese faktoren sich aus dem bereiche dessen entfernen, dem das können einer handlung zugesprochen wird, um so mehr nähern wir uns jenem abgeschwächten können, welches dem ausdrucke objektiver möglichkeit dient.

Zur erläuterung des gesagten wollen wir hier das schema mitteilen, nach dem wir weiter unten die beispiele für *kunnen* c. inf. anzuordnen gedenken; hieraus wird sich sogleich ergeben, was unter jenen

faktoren zu verstehen ist, welche im laufe der zeit mehr und mehr aus dem begrifsverbum können das intellektuelle moment verdrängt haben.

I. Können bewahrt wenigstens zum grösseren teile noch die ursprüngliche bedeutung: „wissen“, „verstehen“. Der infinitiv, der von können abhängig gemacht wird, bezeichnet:
   1) eine denktätigkeit selbst *(erkennen, verstân, wizzen).*
   2) eine handlung, welche eine denktätigkeit zur notwendigen voraussetzung hat. Diese handlung besteht:
      a) in der veräusserlichung und versinlichung innerer, geistiger vorgänge *(gesagen, râten, sprechen).*
      b) sie beruht auf dem einfluss der intellektuellen kräfte auf die übrigen triebkräfte des seelenlebens: zum zwecke einer einwirkung auf gefühl und gemüt, oder zur dauernden gewöhnung an eine bestimte art des moralischen verhaltens *(frô gemachen, trôsten, gebâren, staete sîn).*
      c) sie entsteht durch das zusammenwirken der geistigen und körperlichen fähigkeiten des menschen, so zwar, dass das physische vermögen von der intellektuellen einsicht geleitet wird (*vehten, gestrîten* usw.).
      d) sie sezt eine beziehung des verstandes auf die objekte der äusseren natur voraus, welche durch das wissen in den bereich menschlicher tätigkeit hineingezogen werden (*gesmîde slân* usw.).

II. Können verblasst zu der algemeinen bedeutung des „möglichmachens“; es wird hülfsverbum; dies zeigt sich darin, dass
   a) der infinitiv jezt dem können ein ziel sezt, welches durch geistige veranstaltungen nicht erreicht werden kann.
   b) dass *kunnen*
      α) von sächlichen,
      β) von unpersönlichen *(ez)* subjekten ausgesagt wird.

III. Können verliert jede eigene bedeutung und tritt zu dem infinitiv hinzu, ohne denselben merklich zu beeinflussen.

Wir können nunmehr zur mitteilung der zu I. gehörenden beispiele schreiten; auf volständigkeit in der aufzählung der belege glaubten wir hier verzichten zu dürfen, um den umfang der arbeit nicht zu sehr anzuschwellen; aus jedem der von uns durchgearbeiteten schriftsteller sind einige belege ausgewählt; es wird ein leichtes sein, auch aus andern schriftstellern diese beispielsamlung beliebig zu vermehren. Wegen der beispiele aus Hartmann verweise ich auf v. Monsterbergs vortrefliche arbeit: Zs. f. d. ph. XVIII, 144.

I 1.

Rother 259 *versinnen.*

Heinr. v. M. Er. 948 *gedenchen;* Pr. 138 *erchennen;* 141 *bedenchen.*

M. F. 44^{15} *gedenken;* 89^{35} *versinnen;* 120^{15} *vol bedenken.*

Eneit 1305 *bedenken;* 2571 *erkennen;* 13150 *erdenken.*

Hartmann a. H. 811 *verstân;* Iw. 841 *erdenken;* 2859 *erkennen.*

G. Trist. 1^{20} *erkennen;* 192^{8} *wizzen;* 349^{40} *gemeinen.*

Ulr. Trist. 499^{27} *verstân.*

Wolfr. Parz. 369, 3 *versinnen;* Wilh. 178, 2 *verstên;* 256, 3 *erahten.*

Nib. 152, 3 *wizzen kunde* CD (*mohte* AB); 602, 3 *verstên* D (*mac* ABC); 1316, 2 *wizzen;* 1678, 3 *verstân;* 1904, 3 *understân mit sinnen* CF.

Klag. 77 *gemerchen;* 318 *wizzen;* 1682 *versinnen.*

Gudr. 1142, 4 *gemerken;* 1677, 1 *erahten.*

Walth. 42^{4} *verstân;* 59^{23} *erdenken;* 96^{11} *verstên.*

Frid. 62, 13 *merken;* 102, 8 *erkennen;* 141, 21 *verstân.*

Konr. Eng. 269 *erkennen.* Alex. 1142 *bedenken.*

Berth. p. 881, 1 (W.) *ertrahten.*

Boner 43, 44 *erkennen.*

Nic. Jer. 43, 101 *volachtin;* 52, 156 *volahten.*

I 2 a.

Will. 18, 6 *wistuom uure bringon;* 48, 27 *gesagen;* 51, 11 *beschirmen mit spiritualibus armis;* 118, 3 *discernere.*

Gen. 1, 3 *reden.*

Ann. 84 *prêdigin.*

Roth. 394 *gesagen;* 1023 *geantworten;* 4360 *gerâden.*

Hpt. Hl. 91, 4 *gesagen.*

Heinr. v. M. Er. 476 *vergezzen;* 613 *singen;* Pr. 184 *geantwurten.*

M. F. 11^{13} *sehen;* 25^{15} *gezeigen;* 42^{10} *vertriben mit gedanken;* 44^{35} *lêren;* 115^{16} *verswîgen;* 125^{21} *fliegen mit gedanken* usw.

Eneit 36 *genoemen;* 442 *gevrâgen;* 915 *geseggen.*

Hartmann a. H. 871 *zeigen;* Iw. 2096 *gesagen;* 2264 *gesprechen.*

Wolfr. Parz. 127, 22 *lêren;* 337, 25 *rîme sprechen;* 454, 10 *bescheiden;* 457, 28 *wârheit sagen;* 645, 20 *jehn;* 792, 5 *mit listen versuochen;* Tit. 49, 4 *volschrîben;* Will. 58, 22 *rât geben.*

G. Trist. 59^{20} *mit sinnen hin bringen;* 114^{35} *bescheiden;* 174^{37} *mit listen schermen;* 183^{35} *gescheiden.* lobg. 67, 5 *mit rede volenden.*

Ulr. Trist. 569^{32} *râten;* 587^{4} *lêren.*

Nib. 10, 4 *genennen;* 293, 3 *gelouben* (B Ih); 959, 3 *verdagen;* 1118, 2 *verjehen;* 1152, 1 *gesagen* (C); 1386, 2 *betiuten;* 1878, 2 *wizzen lân.*

Kl. 424 *bescheiden;* 1719 *râten.*

Gudr. 312, 3 *witze walten;* 418, 4 *vrâgen;* 542, 4 *mit listen heilen;* 607, 1 *brieve gelesen;* 1570, 1 *bescheiden.*

Walth. 8^{11} *rât gegeben;* 110^{27} *ze danke singen;* 120^{26} *verhelen.*

Frid. 5, 21 *gebeten;* 81, 2 *wisheit gepflegen;* 115, 17 *gedanke vâhen.*

Konr. Eng. 27 *rât vinden;* 1086 *bediuten;* Gold. schm. 3 *getihte smelzen.*

Sachsp. I, 23, 1 *bereden.*

Berth. s. 879, 17 *gesagen.*

Boner 12, 47 *wort geben.*

Nic. Jer. 8, 8 *voltihtin;* 30, 8 *geloubin;* 34, 283 *mischin mit wunderlichin listen.*

I 2 b.

Will. 141, 19 *compati;* 137, 13 *parcere.*

Hpts Hl. 117, 7 *gezerten.*

M. F. 12^{4} *bewarn;* 64^{20} *trûric sin;* 83^{14} *behagen;* 100^{20} *staete sin;* 111^{2} *vertriben seneliche swaere;* 115^{11} *klagen;* 117^{1} *gebâren;* 148^{15} *leit verkêren;* 170^{11} *sich schône tragen;* 175^{17} *unsaelde erwenden;* 182^{15} *staete sin;* 183^{5} *vrô gemachen;* 193^{7} *tugentlich leben;* 197^{8} *hôhgemüete geben.*

Eneit 11302 *sich bewarn.*

Hartmann a. H. 304 *gebâren;* Iw. 2423 *gelieben;* 3560 *nach rîterlichen siten gebâren;* 6809 *staete werden.*

Wolfr. Parz. 59, 18 *êren unde triuten;* 93, 3 *manheit tragen;* 140, 2 *riuwen;* 154, 16 *minnen;* 170, 30 *mit schame ringen;* 547, 30 *versêren;* 606, 4 *zornes walden;* 649, 14 *manlîch dienst tuon;* Wilh. 90, 3 *trôst geben;* 92, 28 *zürnen;* 168, 4 *troesten;* 345, 28 *triuwe hân;* 415, 24 *zühte walten.*

G. Trist. 193^{36} *gelieben;* 290^{40} *trôsten;* 462^{22} *libunge und trôst geben.*

Ulr. Trist. 587^{25} *mit guote leben.*

Nib. 11, 4 *êren pflegen;* 635, 4 *hêrlichen leben;* 714, 3 *zühte pflegen;* 960, 4 *verklagen;* 967, 1 *troesten;* 1137, 3 *tugende pflegen;* 1174, 2 *friuntliche liebe begân;* 1753, 3 *êren phlegen;* 2269, 4 *verklagen.*

Klage 57 *fröude pflegen;* 71 *rehter triuwen phlegen;* 385 *sich gefreun;* 812 *ze sorgen bringen;* 1228 *muot geben;* 1323 *mit wünne leben.*

Gudr. 218, 4 *nach êren gedienen;* 284, 4 *getroesten;* 975, 9 *dienen.*

Walth. 6^{22} *riuwe geben;* 24^{14} *frô gebâren;* 44^{5} *wesen frô;* 91^{11} *gedienen;* 124^{20} *sorgen.*

Frid. 114, 9 *schône geleben;* 118, 19 *sanfte geleben.*

Konr. Eng. 375 *erfröuwen;* 595 *getriuwe sin;* 4965 *sich lasters schamen.*

Weinschw. 85 *fröude geben.*

Boner 25, 27 *gemâzen.*

I 2 c.

Will. 51, 4 *uchtan.*

M. F. 83[17] *vlien unde jagen.*

Eneit 5216 *helme houwen;* 5930. 7852 *vechten.*

Hartmann Iw. 6993 *striten ze rosse und ze vuoze;* 7000 *den man vellen.*

G. Trist. 69[28] *phert gehaben;* 83[12] *gevolgen;* 165[2] *ze kamphe sinem libe mite gân;* 331[33] *rotten;* 433[19] *loufen.*

Ulr. Trist. 527[7] *riten.*

Wolfr. Parz. 263, 15 *weren;* 538, 9 *ringen unt mit dem swanke twingen;* 597, 18 *tjoste mezzen;* Wilh. 411, 16 *mit dem swerte wern.*

Nib. 129, 3 *gevolgen;* 194, 2 *geleiten;* 1825, 3 *riten;* 2220, 4 *in dem sturme bezzers niht getuon;* 2280, 4 *gein vinden stân.*

Klage 695 *videln;* 928 *schildes rant ze scherme tragen.*

Gudr. 92, 3 *versniden;* 363, 4 *schirmen;* 514, 4 *helme klieben;* 517, 3 *vehten;* 1058, 2 *gewaschen.*

Walth. 35[18] *riuten.*

Frid. 154, 9 *beschirmen.*

I 2 d.

(Die beispiele berühren sich hier oft mit I 2 c.)

Roth. 794 *gesmîde slân.*

Heinr. v. M. Er. 722 *fiwer — erleschen.*

G. Trist. 118[30] *golt von swachen sachen machen.*

U. Trist. 573[9] *slüzzele machen.*

Wolfr. Wilh. 370, 18 *sper machen.*

Frid. 25, 20 *glas machen;* 126, 6 *von baste scharlachen machen.*

Die infinitive, welche wir bisher aufgezählt und je nach dem grade ihrer engeren oder weiteren beziehung zu dem intellektuellen vermögen systematisch gruppiert haben, hatten die gemeinsame eigenschaft, dass die handlung, auf welche durch sie hingewiesen wurde, geistiger beihülfe zu ihrer vollendung bedurfte: der könnende lieh gleichsam seine geistigen kräfte, sein wissen und verstehen, einer anderen fähigkeit seines geistes oder körpers. In den angeführten beispielen komt man mit der übersetzung: „ich weiss, ich verstehe zu tun“ noch durchweg aus. Auf der anderen seite konten wir aber beobachten, dass das verhältnis zwischen können und seinem infinitive immer

mehr sich lockerte. Namentlich da, wo das können zu den bewegungen des menschlichen körpers oder gar zu objekten der äusseren natur in beziehung tritt, schwindet das bewusstsein für die geistigkeit der mittel, welche das ursprüngliche können an die hand gibt, mehr und mehr. Gehen wir auf diesem wege weiter, so bleibt zulezt nur noch der begriff des möglichmachens, der fähigkeit, eine wirkung herbeizuführen, ohne dass man sich bewusst bleibt, dass das können anfänglich stets eine geistige befähigung, ein möglichmachen auf geistigem wege, involviert.

Wir werden unbedenklich für können die beziehung auf die geistigkeit der mittel dann fallen lassen, wenn der von *kan* abhängige infinitiv ein passiver ist. Denn sobald der infinitiv ein erleiden ausdrückt, wird dadurch angedeutet, dass nicht mehr der könnende es ist, dessen wissen die verwirklichung einer handlung verdankt wird, sondern dass entweder andere menschen oder auch andere dinge, auch gewisse umstände, ohne unser zutun jene tat herbeiführen, welche für uns ein leiden, ein „überunsergehenlassen“ ist. Von diesem gesichtspunkte aus ist das häufig vorkommende *kan genesen* u. dgl. zu erklären.

Nicht so unbedingt wird man in manchen anderen fällen für *kunnen* nur die blosse bedeutung des „möglichmachens“ als zulässig erachten. Es hält mitunter recht schwer, bei *kan* c. inf. das vorhandensein jeglichen intellektuellen moments zu leugnen. Der zusatz von können bezeichnet gleichsam ein hineinleben, ein hineinversenken in die äusseren vorgänge und verrät so eine weit gemütvollere anteilnahme an der geschilderten handlung, als sie das blasse mögen jemals auszudrücken im stande ist. Wir hoffen aber, dass wir die unten mitgeteilten beispiele so gewählt haben, dass sie uns in der tat *kunnen* in jener abgeschwächten bedeutung zeigen, die sich *mugen* nähert. Da, wo sich in den handschriftlichen varianten *kunnen* und *mugen* austauschen, wird dies stets besonders hervorgehoben werden.

II a.

Gen. 15, 3 *ȥesamene siȥ bedwngen so si beste chunden.*

Ann. 238 *iȥ (ebir) hariti iserne clâwin daȥ necondi nieman gerân.*

Roth. 1344 *daȥ sie mit swerte nieman nekunde gewinnen.*

M. F. 18^{8} *er kan mir niemer werden leit;* 78^{14} *gnâde ist entslâfen deich ir leider niht erwecken enkan;* 79^{2} *daȥ mîn leider niemer kan werden rât;* 120^{19} *dâ kan von jâren nieman eralten* (vgl. Carm. Bur. 102a *nieman kan nu werden alt);* 164^{33} *ichn könde niemer sîn genesen.*

Eneit 211 *wand si sich vor den onden berihten niet enkonden;* 11023 *neheines slâpes er enplach er enmohte noch enkonde.*

Hartmann a. H. 436 *ich kunde ze Sâlerne keinen meister vinden;* Iw. 5954 *ichn kunde des nie überkomen.*

G. Trist. 35⁹ *sone kunde er niemer sîn genesen;* 62³³ *ir aller deheiner kunde noch enmohte deheine stunde ûf sînen vüezen gestân;* 73²⁶. 138²⁷ usw.; 195³⁷ *weder rât noch helfe kan gewesen, wand er kan niemer genesen.*

Ulr. Trist. 516²³ *ein vrum man ân triuwe niemer werden kan.*

Wolfr. Parz. 149, 1 *im kunde niemen vient sîn.* 155, 21 *er kunde in ab gezichen niht;* 155, 24 *mit sînen blanken handen fier kund ers niht ûf gestricken;* Wilh. 273, 30 *er kan wol friunt und vient sîn.*

Nib. 129, 3 *des enkunde im gevolgen nieman: sô michel was sîn kraft;* 416, 6 *der tiuvel ûz der helle, wi kund er dâvor genesen;* 498, 2 *der kan si wol gewerben mit ellenhafter kraft;* 746, 3 *daz eigenholde niht richer kunde wesen;* 928, 1 *ern mohte* (C B *chunde*) *niht gestên;* 982, 2 *daz wir niht mohten* (A C; *chunden* DIhf, B fehlt) *âne sô grôzes schaden sîn;* 1010, 2 *sine kunde* (*mohte* CDIh) *niht gegân;* 1079, 4 *dône kunde im Kriemhilt nimmer vinder gewesen;* 1291, 3 *daz vrou Helche niht schoener kunde* (*mohte* DIhg) *gesîn;* 1458, 3. 1862, 3 *ir kunnet niht genesen;* 1981, 4 *dô enkunde Giselhêre nimmer zorner gesîn;* 2047, 4. 2098, 2. 2156, 1 *sine kunde niht gewegen;* 2223, 4 *wie kunde er* (*moht er* Ih) *grimmeger sîn gewesen.*

Klage 239 *daz den Giselhêres tôt nieman kunde* (*moht* H) *erwenden;* 259 *der enkunde einer niht genesen;* 608 *tiurr helde kunnen wesen ninder ûf der erde;* 637 *dô enkundez langer niht gestân;* 1050 *in kunde der helt niht derfür von unkreften bringen.*

Gudr. 719, 3 *dâ si genesen kunden;* 875, 4 *wie kundens wesen küener;* 1163, 4 *nû kan ir ende nieman erwenden;* 1265, 1 *si vuoren sô si kunden beldiste dan;* 1330, 4 *daz ûz der kemenâte .. nieman hoeren kunde* (863, 3 *mohte*).

Walth. 27⁸ *des enkan ich niht geslie̥zen in den arken;* 61²⁵ *wie kunde sich deheiniu danne mîn erwern.*

Frid. 135, 13 *mit wolven nieman kan genesen;* 154, 8 *ze Rôme vert manc tûsent man, die der bâbest niht schermen kan.*

Konr. Engelh. 1124 *ich arme enkan niht leider des dinges über werden;* 1570 *sît ich danne dich niht überwinden kan.*

Weinschw. 105 *ich kan jagen unde vâhen;* 403 *ich kan wol wâfen mich.*

Bon. 32, 6 *ze vluhte wârn bereit ir bein, si konden al gerlichen wol.*

II b α.

(Mhd. können mit sächlichem subjekte.)

Zunächst müssen wir diejenigen fälle ausscheiden, in denen wir es mit einer förmlichen personifikation zu tun haben; so wenn z. b. der frau Minne ein können zugeschrieben wird: Walth. 109[17] *Minne, wunder kan diu güete liebe machen;* M. F. 1[12] (vgl. Carm. Bur. 126, 6) *Tougen minne kan geben hôhen muot.* — Dieselbe und ähnliche personifikationen liegen in folgenden beispielen vor:

U. Trist. 587[4] *diu minne kan wol lêren vröude.*

Wolfr. Parz. 757, 24 *hôch minne kan wol zieren;* Tit. 71, 1 *owê, kund diu minne ander helfe erzeigen.*

Walth. 109[21] *minne — dû kanst verkêren.*

Frid. 99, 6 *minne kan sich selbe ân eide wern.*

Konr. Eng. 89 *sît Triuwe nû diz allez kan;* 899 *daz si (Minne) gewaltes künne pflegen;* 904 *dâ kan diu Minne enzünden herze.*

Weinschw. 126 *du wîn kanst die durstigen laben.*

Die liebevolle versenkung in die naturschönheiten, welche auch den toten objekten unserer umgebung menschliches fühlen und empfinden leiht, schuf ausdrucksweisen wie:

M. F. 83[36] *diu heide noch der vogele sanc kan ân ir trôst mir niht vröude bringen.*

M. F. 108[16] *der winter kan niht anders sîn wan swaere und âne mâze lanc.*

Auf dem übergange vom persönlichen zum unpersönlichen gebrauch von *kunnen* begegnen uns weiterhin mehrere fälle, bei denen den geistigen und auch körperlichen eigenschaften einer persönlichkeit das können einer handlung zugewiesen wird, obwol strenggenommen das persönliche subjekt selbst es ist, welches mit hülfe jener geistigen oder körperlichen kräfte die handlung ausführt. Wenn es z. b. bei Konr. Gold. schm. 806 heisst: *der siechen sêle wunden verheilen kan diu süezer list,* so dürfen wir dafür setzen: „du verstehst mit hülfe deiner klugheit *(list)* zu heilen"; vgl. Gudr. 542, 3 *die mit deheinen listen heilen ieman kunde.*

Analog sind folgende fälle zu beurteilen:

M. F. 54[32] *mîn herze kunde ir niemer komen ze nâ.* 214[36] *der vil gerne tuot daz beste daz sîn herze kan.*

G. Trist. 297[16] *ir gelîmeten sinne dien kunden niender hin gewegen.* 411[24] *sît daz sîn herze niemer kein gemach gehabn kan.*

Wolfr. l. 10, 19 *ir minneclîchez lachen kan mir wol gemachen hôhen muot.* Parz. 114, 1 *siufzen unde lachen kunde ir munt vil wol gemachen;* vgl. 672, 19. 404, 8 *diu ougen kunnen spehn.* 638, 19 *ir blic wol kunde tagn.* Wilh. 373, 28.

Nib. 812, 2 *jane kan* (AC; *mach* BIC) *iu niht gehelfen diu grôze sterke sîn.*

Walth. 69[13] *so enkans ein herze alleine niht enthalten.*

Frid. 51, 4 *den kan deheines mannes list — schuldic machen.*

Konr. Gold. schm. 204 *dîn munt kan diu sêle spîsen.*

Bon. 17, 37 *boese zunge scheiden kan.*

Ähnlich ist *kan* bei folgenden substantivierten infinitiven zu erklären:

M. F. 157[21] *sît mich mîn sprechen nu niht kan gehelfen.*

Gotfr. Lobg. 77, 1 (u. ö.) *von dir sagen — kan in die herzen minne tragen.*

Seit dem XII. jahrhundert finden wir auch tieren ein können zugeschrieben:

Eneit 8674 *ros kan bat flien danne jagen.*

Wolfr. Parz. 36, 12 *ors, daz beidiu kunde hurtlîchen dringen unde springen.*

Nib. 890, 3 *daz tier enkund im niht entrinnen;* 891, 1 *krazen noch gebîzen kund ez niht den man;* 1211, 3 *ez enkunden* (*mohten* Ih) *hundert miule dannen niht getragen.*

Gudr. 97, 3 *vogele kunden vliegende niht entrinnen;* 541, 3 *kundenz sô olbende niht getragen.*

Konr. Gold. schm. 528 *strûz kan sîne eier schône brüeten.*

In den folgenden beispielen haben wir volkräftige belege dafür zu erblicken, dass können die beziehung auf wissen und verstehen abgestreift hat und sich *mugen* nähert, mit dem es sich in die aufgabe teilt, auszudrücken, dass für irgend eine tatsache die objective möglichkeit ihres eintretens besteht.

M. F. 188[7] *nôt — nien kunde groezer sîn.*

Wolfr. Parz. 1, 18 *diz bîspel — kan vor in wenken;* 2, 1 *triuwe — kan verswinden;* 311, 21 *staete, diu den zwîvel dan kan schaben;* 434, 17 *sîn wâge kan seigen;* 490, 30 *waz wunders diz gelüppe kan!;* 572, 28 *diz bette kan sô umbe varn;* Tit. 80, 4 *ob dirre schilt kunde niesen;* Wilh. 390, 30 *dane kunde niht geharren sîn vanc.*

G. Trist. 167[39] *sone kunde ir aller viere schîn ebenlichter niemer gesîn;* 195[37] *weder rât noch helfe kan gewesen;* 203[24] *nötelîn diu niemer vremder kunden sîn.*

Ulr. Trist. 531[2] *disiu welt kan ze gâhen ende geben.*

Nib. 17, 3 *wie liebe mit leide ze jungest lônen kan;* 231, 1 *groezisten nôt, die immer kunde sîn geschehen;* 237, 4 *maere kunden nimmer lieber gesîn;* 530, 4 *bezzer phertgereite kunde nimmer gesîn;* 1115, 2 *kunden disiu maere niht verholen sîn;* 1412, 4 *sone mag* (*chan* CIh) *iu niht gewerren der Kr. muot;* 1849, 1 *strît niht anders kunde sîn erhabn;* 1763, 3 *von Arâbischen sîden, die beste mohten* (AB *chunden* C) *sîn.*

Klage 779 *daz enkunde niht erwenden diu helfe aller dîner man;* 942 *wan diu Rüdegêres hant kunde wunschlichen geben.*

Gudr. 1500, 2 *zwêne kiele kunden niht getragen.*

Walth. 46[4] *waz wünne kan* (BC; *mac* AE) *sich dâ genôzen zuo.*

Konr. Engelh. 250 *sîn muot kunde nach wirde ringen;* 2071 *daz* (*dinc*) *mir doch nimmer werden kan;* Gold. schm. 572 *dîn güete kan ûf wallen;* 1519 *ez* (*brôt*) *kan sich doch beheften mit kreften.*

II b β.

Ein schritt weiter auf dem wege der bedeutungsverwitterung ist es, wenn *kan* mit dem unbestimten subjekte *ez* verbunden wird: ebenso unbestimt und inhaltsleer als *ez* pflegt in solchen fällen auch der abhängige infinitiv zu sein; wir sehen mit vorliebe *geschehen, werden, wesen, sîn* zu dem unpersönlichen *kan* gesezt.

Bei der aufzählung der beispiele beschränke ich mich auf die angabe des infinitivs; die ersten belege für *ez kan, ez kunde* u. dgl. finden sich in M. F.

M. F. 72[7] *geschehen;* 105[2]. 164[15]. 206[24] *verwân;* 120[3] *gehelfen.*

Hartm. Iw. 2063 *gevüegen;* 2638 *geschaden;* 6345 *geschehen;* a. H. 1176 *gewirren.*

Wolfr. Parz. 658, 8 *gezemn;* Wilh. 406, 4 *genuogen.*

G. Trist. 126[22]. 157[36] *werden;* 184[22] *gewesen;* 214[3] *geschehen;* lobg. 71, 3 *werden.*

U. Trist. 499[39]. 576[21]. 577[15]. 578[31] *geschehen;* 525[34] *werden verswigen.*

Nib. 13, 4 *sîn geschehen;* 17, 4 *missegân;* 133, 4 *werden;* 284, 1 *wie kunde daz ergân* (ABC; *mohte* Ih); 348, 6 *âne dîne helfe kundez*

(*moht ez* Ih) *niht gesîn;* 279, 3 *ob kunde* (ABC; *mohte* Ih) *daz geschehen;* 348, 10 *swaz dar an kan* (*mac* D) *gesîn;* 444, 1 *des mak niht ergân* (AIh; *enmach* B; *mac noch* D; *enchan noch* C); 669, 1 *ob daz mohte* (AB *chünde*) *geschehen;* 694, 4 *daz kunde* (*moht* Ih) *müelich geschehn;* 696, 2 *obe daz mehte sîn* (*chunde* C; *mac* Ih).

Ähnliches schwanken der handschriften zwischen *kan* und *mac* noch: 759, 1 *kunde* AB (*mohte* CIh; *sold* D); 859, 4 *kunde* A (*möhte* BC; *moht* Ih); 943, 2 *kunde* ABCD (*moht* Ih); 1077, 4 *enkunde* ABC (*enmoht* Ih); 1085, 1 *mohte* AB (*chunde* C); 2039, 4 *kan* C (*mac* AB); 2063, 2 *chunde* BCD (*möhte* Ih); 2310, 1 *kunde* ABC (*moht* Ih). Ih hat, wie man sieht, besondere vorliebe für die formen von *mugen.* — *geschehen* bei imperson. *kan* findet sich noch Nib. 884, 3. 1751, 2. 2034, 1; *gesîn* oder *sîn:* 905, 2. 1077, 4. 1895, 4. 2026, 4. 2039, 4. 2215, 4; *wesen:* 889, 3. 2063, 2. 2180, 2; *ergân:* 759, 4. 1163, 3; *gewern:* 1630, 1.

Klage 10 *desn kundez niht belîben;* 66 *geschehen;* 120 *des enkunde* (Ih *enmoht*) *niht gesîn.*

Gudr. 214, 1. 770, 3. 940, 1 *geschehen;* 963, 2 *sîn;* 1255, 3 *gelingen.*

Walth. 98[17] *geschehen.*

Wie nahe sich dies impers. *kunnen* mit *mugen* berührt, zeigen besonders die varianten der handschriften, die wir aus diesem grunde, wo es immer angieng, möglichst volständig mitgeteilt haben.

III.

Es erübrigt uns noch, das mhd. *kan* auf eine stufe zu begleiten, auf der es seine eigene bedeutung gänzlich aufgegeben zu haben scheint und als eigentliches hülfsverbum im vereine mit dem infinitive nur eine umschreibung des einfachen verbum finitum bildet, jedes selbständigen vorstellungsinhaltes baar.

Soviel ich sehen kann, war Benecke der erste, der auf das bedeutungslose *kan* hinwies, welches zu einem infinitive hinzutritt, ohne denselben irgendwie zu beeinflussen; Benecke bemerkt zu Iwein 7457: „was *kan* betrift, so haben wir vielleicht noch zu lernen, dass dieses wörtchen wie das altenglische *gan,* ohne selbst eine merkliche bedeutung zu haben, eine schmeidigende paraphrase bildet: vgl. Parz. 29, 19. 514, 8. 536, 22. 548, 13. MS I, 16a." Haupt widersprach dieser auffassung (zu Erec 23, s. 329), ohne jedoch gegengründe geltend zu

machen: es mag ihn die einsicht geleitet haben, dass oftmals in solchen fällen, in denen uns *kan* als durchaus überflüssig erscheint, der mhd. schriftsteller eine beziehung — mitunter leise ironie! — ausgedrückt wissen wolte, die wir nicht mehr nachzufühlen im stande sind. Es liegt eine schwierigkeit eigener art darin, aus einem infinitiv nach *kan* jede intellektuelle oder gar potentielle beziehung auszustossen und *kan* noch unter die geltung als mattes, inhaltarmes hülfsverbum hinabzudrücken. Wir müssen uns aber daran erinnern, dass von einem got. *kann þana mannan* zu einem mhd. *ez kan niht geschehen* eine stetig wirkende zersetzung der ursprünglichen bedeutung hinabführt: die volständige abstreifung der individuellen bedeutung, die sich auf der lezten entwicklungsstufe volzieht, darf uns darnach nicht mehr befremdlich erscheinen.

Die vertretung des conjunctivs durch *kan* c. inf., die bei *mag* sich so häufig findet, ist bei *kan* ziemlich selten: sie sezt voraus, dass der ausgleich zwischen *kunnen* und *mugen* sich bereits volzogen hat.

Einen wunschmodus ersezt *kan* c. inf. in folgenden fällen: M. F. 120[3] *kunde ez gehelfen!* G. Trist. 157[36] *kunde ez iemer werden sô!* (vgl. auch Holtheuer, Zs. f. d. ph. erg. 1874 s. 153 fg.).

Ich teile nunmehr beispiele für denjenigen gebrauch von *kunnen* mit, bei denen *kan* c. inf. an begriflicher stärke das einfache verbum finitum nicht übersteigt.

M. S. I, 16[a] *du kanst ein teil ze lange sîn.*

Wolfr. Parz. 29, 16 *ich kan ze lange sitzen;* 117, 18 *si kunde wol getriuten ir sun;* 167, 23 *sus kund er sich bî frouwen schemn;* 332, 4 *kunde got mit kreften lebn;* 380, 26 *der ouch diu sper niht kunde sparn;* 390, 4 *die knappen kunden danken, sie bâten in beliben vil;* 466, 20 *diu gotheit kan lûter sîn;* 535, 10 *der (riter) schilt noch sper niht kunde sparn;* 536, 22; 548, 13 *diu sunne kan so nider stên;* 572, 28 *diz bette kan sô umbe varn;* 589, 27 *dehein sûl stuont dar unde diu sich gelichen kunde der grôzen sûl;* 609, 9 *kund si tohter unde swester sîn;* 650, 15. 769, 22 *da er den lip niht kunde sparn.* Wilh. 59, 14 *swaz er sweizes ûf dem orse vant, den kund er drabe wol strichen.*

Hartm. Iw. 7458 *der ich niht sêre engelten kan.*

U. Trist. 527[26] *den lichten schîn, der alsô lûter kan gesîn.*

Nib. 1082, 3 *vergezzen kunde niht* A B (*mit klage nie vergaz* C). 1318, 2 *daz in niht enschadete* A B I h (*schaden kunde* C; *moht geschaden* D).

Gudr. 461, 1 *die er kunde bringen mit im dan* (vgl. Martin z. st. und zu 429, 1); 962, 2 *Ludewic kunde unsanfte schoener frowen pflegen* (vgl. Martin zu 1528, 3).

Frid. 49, 25 *der lôser schadet manegem man, dem er niht wol gefrumen kan.*

Konr. Eng. 602; Gold. schm. 1823 *der schulde kan ze ringe wegen.* Silv. 3748 *dem menschen ist geboren an, daz er dem tôde wahsen kan.*

Wir schliessen damit unsere darstellung der syntax des altdeutschen können; einige einzelheiten werden noch am schlusse dieser arbeit besprochen werden.

Ein rückblick auf das von uns durchmessene gebiet gibt uns zu folgenden bemerkungen anlass.

Können ist ursprünglich in der sphäre geistiger tätigkeit ausschliesslich heimisch; darauf weist uns das verhältnis zu den urverwanten sprachen und der gebrauch von können im got., alts. und ahd. Erst im laufe des XI. und XII. jahrhunderts zweigt sich von dem alten, reinen können, das während der ganzen mhd. zeit sich lebendig erhalten hat, ein schwächeres können ab, welches sich mit *mugen* nahe berührt und vielfach austauscht. Wir können noch die faktoren beobachten, die in jenem processe der verwitterung des alten können gewirkt haben: sie haben im laufe der zeit aus dem kräftigen begrifsverbum, das sich aus dem urgermanischen ungeschwächt bis ins ahd. fortgeerbt hat, ein mattes, haltloses hülfsverb gemacht, das nur noch in der umgebung eines infinitivs auftritt, weil ihm die kraft, als selbständiges verbum zu fungieren, völlig abhanden gekommen ist.

Uns ist fast nur noch jenes können geläufig, welches die objektive möglichkeit ausdrückt; wir haben beinahe ganz vergessen, dass können ursprünglich auf intellektuelle tätigkeit beschränkt war: nur in spärlichen resten schimmert noch jene alte bedeutung durch, die einst die allein herschende war.

§ 5. Mögen im gotischen.

Die durchforschung der bedeutungen und des syntaktischen gebrauches des altdeutschen mögen bietet nicht immer das interesse, das uns die geschichte des altdeutschen können abnötigte.

Wir müssen annehmen, dass auch mögen im urgermanischen ein begrifsverbum gewesen ist: das gotische weist uns in deutlichen spuren darauf hin. Aber schon im got. sind die bedingungen für die bedeutungsabschwächung gegeben, welche *magan* frühzeitig zum hülfszeitwort

hat herabsinken lassen. Bereits im ahd. tritt die elementare kraft von *magan* = *ἰσχύειν*, *valere* nicht alzuhäufig zu tage; in der überwiegenden mehrzahl der fälle veranschaulicht *magan* einen begriff, der einen sehr weiten und darum individuell sehr wenig bestimten inhalt hat: die objektive möglichkeit. Während die intellektuelle bedeutung des alten *kunnan* nur eine begrenzte anzahl von verben zu *kunnan* in adverbiale beziehungen treten liess, legte *magan* solche schranken nicht auf, und so finden wir schon im ahd, teilweise schon im got. und alts., infinitive des disparatesten inhalts zu *magan* hinzugesezt; die möglichkeit kann eben auf die verschiedenste weise bedingt sein: durch das subjekt mit seinen körperlichen oder geistigen eigenschaften, durch äussere umstände und verhältnisse usw.

Wie bei können, so gehen wir auch bei mögen in der darstellung der syntax von der ermittelung der bedeutung aus. Zwei wege führen uns zu dem resultate, dass das urgerman. *mag* dem ausdrucke körperlicher kraft und tüchtigkeit diente.

Die sprachvergleichung stelt folgende sippe urverwanter wörter auf: skt. *mahas* glanz, macht; *mahan* grösse; griech. *μῆχος*, *μῆχαρ*, *μηχάνη*, *μέγας*; lat. *mag-nus*, *maior*, *mag-is*; got. *mag*, *mahts*, *mikils*; kirchensl. *mogą possum* usw.; altiran. *do-for-magar* = *augetur* (vgl. Curtius, Grundzüge[5] s. 329. 333; dortselbst die übrige litteratur).

Auf der andern seite können wir beobachten, dass das got. *mag* dem griech. *ἰσχύω* und *δύναμαι* entspricht (die belege vgl. unten). Halten wir hier einen augenblick inne! Die entsprechung *ἰσχύω* = *mag* stimt zu den eben dargelegten etymologischen verhältnissen. Etwas anders ist es mit *δύναμαι*: zwar lässt auch *δύναμαι* die übersetzung: „ich habe macht“ zu, aber daneben besteht schon für die klassische graecität eine andere, blassere und algemeinere bedeutung: die der fähigkeit überhaupt, der m ö g l i c h k e i t; stellen wie Soph. Ant. 686 *οὔτ' ἂν δυναίμην μήτ' ἐπισταίμην λέγειν*; Phil. 1393 *εἰ σέ γ' ἐν λόγοις πείσειν δυνησόμεσθα* usw. schliessen, weil infinitive g e i s t i g e r natur hinzugesezt sind, die beziehung auf kraft und macht aus: es handelt sich hier um ein ganz algemeines „können“, ohne rücksicht auf die mittel, welche dem könnenden zur verfügung gestelt werden müssen.

Während also die griechischen entsprechungen des got. *kan* durchweg einer und derselben begriffsphäre entstammen (*γινώσκω*, *οἶδα*, *ἐπίσταμαι* usw.), gleichsam nur verschieden gewendete veräusserlichungen desselben vorstellungsinhaltes sind, so birgt das got. *mag* in sich schon zwei verschiedene begriffe, den der k r a f t und den der m ö g l i c h k e i t.

Zwar ist es ein leichtes, diese beiden begriffe auf einen zurückzuführen: das physische können liesse sich als eine besondere art der möglichkeit auffassen, derjenigen, welche durch das körperliche vermögen des subjektes bedingt ist. So erschiene die fähigkeit im algemeinsten sinne als diejenige vorstellung, welche *magan* ursprünglich zu grunde liegt. Die etymologischen verhältnisse widersprechen aber dieser annahme aufs entschiedenste: die urverwanten wörter zeigen sämtlich eine deutlich wahrnehmbare beziehung auf wachstum und stärke, während sie einem so abstrakten begriffe, wie der der objektiven möglichkeit ist, ursprünglich fremd gegenüberstehen.

Wir müssen daher annehmen, dass man sich nicht immer des charakters der mittel bewusst geblieben ist, welche durch *magan* an die hand gegeben werden, dass man vergessen hat, dass der „mögende“ eigentlich nur auf physischem wege zu seinem ziele komt. Den analogen process haben wir oben für *kunnan* beobachtet; nur ist hier noch einmal zu betonen, dass können seine genuine bedeutung lange zeit hindurch bewahrt hat, während für mögen die ersten anfänge der bedeutungsdifferenzierung und -verblassung schon bis ins gotische hinabreichen.

Das got. *mag* = *ἰσχύω*, *valeo* lässt sich in dreifacher construktion nachweisen:

I. Absolut, doch ist dieser gebrauch ziemlich selten; meist ist da, wo *mag* allein steht, eine ellipse zu statuieren: Rom. 8, 7 *witoda gudþs ni ufhauseiþ, iþ ni mag* (*οὐδὲ γὰρ δύναται*); Marc. 9, 18 *jah qaþ siponjam þeinaim ei usdribeina ina jah ni mahtedun* (*καὶ οὐκ ἴσχυσαν*); Marc. 9, 22; Marc. 10, 39 *iþ eis qeþun du imma: magu* (*δυνάμεθα*); Luc. 19, 3 *jah ni mahta* (sc. *gasaihvan*) *faura managein.*

II. *mag* ist befähigt, einen objektsaccusativ zu sich zu nehmen, doch bezeichnet dieser nie ein concretes objekt, sondern enthält algemeine bestimmungen wie *all*, *hva* u. dgl.: II. Cor. 13, 8 *ni auk magum hva wiþra sunja ak faur sunja;* Phil. 4, 13 *all mag* (*πάντα ἰσχύω*).

III. Meist wird das objekt, auf welches die *ἰσχύς* oder *δύναμις* gerichtet ist, in einem infinitive angegeben: Mtth. 8, 28 *sleidjai filu, swaswe ni mahta manna usleiþan þairh þana wig jainana* (*ὥστε μὴ ἰσχύειν παρελθεῖν*); Luc. 6, 48 *jah ni mahta gawagjan ita* (*οὐκ ἴσχυσε σαλεῦσαι αὐτήν*); Luc. 8, 43. 14, 29. 20, 26. Luc. 16, 3 *graban ni mag, bidjan skama mik.* Eph. 3, 18 *ei — mageiþ gafahan* = *ἵνα ἐξισχύσητε καταλαβέσθαι.*

Der begriff der kraft und stärke, der in den bisher mitgeteilten beispielen festgehalten wurde, tritt in den folgenden belegen nicht her-

vor: es handelt sich hier in dem oben besprochenen sinne um den ausdruck einer objektiven möglichkeit, eines *δύνασθαι*, posse: Marc. 2, 4 *jah ni magandans nehva qiman* (*μὴ δυνάμενοι προσεγγίσαι*); Luc. 8, 19 *jah ni mahtedun andqiþan;* Marc. 6, 19. Skeir. 39, 10 *ni mag gasaihvan;* Marc. 9, 23 *mageis galaubjan;* Luc. 6, 42 *magt qiþan* (*δύνασαι λέγειν*). In den beiden folgenden beispielen bewegt sich der abhängige infinitiv durchaus auf dem gebiete geistiger tätigkeit; um so weniger sind wir berechtigt, hier *mag* = *ἰσχύω* zu fassen und an körperliche kraft auf seiten des mögenden zu denken. Joh. 14, 5 *hvaiwa magum þana wig kunnan* (*δυνάμεθα εἰδέναι*); Eph. 3, 4 *duþþe ei siggwandans mageiþ fraþjan frodein meinai in runai Xristaus* = *πρὸς ὃ δύνασθε ἀναγινώσκοντες νοῆσαι τὴν σύνεσιν κ. τ. λ.* — Weitere belege zu I, II und III bietet Schulzes Got. wb. s. 216; Köhler, Synt. gebrauch des infinitiv im got.: Germ. XII, 425.

§ 6. Mögen im altsächsischen.

I. Der absolute gebrauch von *magan* ist im alts. nicht mehr belegbar, es sei denn, dass man Hel. 2846 *huat mag that thoh thesaro menigi* nicht wie Steig (Zs. f. d. ph. XVI, 327) getan, durch die einfache ellipse von *uuesan* erklären will. Ellipsen leichterer art liegen vor: Hel. 659 *sia frumida thie mahta* (sc. *frummien*), 2727 *habdun ina for uuirsagon so sia uuela mahtun* (sc. *hebbian*).

II. Für *mag* c. objektsaccusativ bietet das alts. kein beispiel.

III. *mag* c. infin.

a) *mag* c. inf. = *valeo* begegnet uns an folgenden stellen: Hel. 891 *hie mag allero manno gihuena mêngithahto sundeono sicoron;* 1008 *that hie alâtan mah liudeo gihuuilikon saca endi sundea;* 2107 *ic gilôbiu that thu giuuald habis that thu ina hinana maht hêlan giuuirkean;* 5321 *hie ni mahta is lîbes gifrêson.*

b) Zahlreicher sind die beispiele für *magan* = *δύνασθαι, posse;* ich muss mich hier auf eine auswahl beschränken. 725 *nu ic giuuinnan mag;* 773 *nu mahtu an friđu lêdean that kind;* 1360 *al so ic iu nu giuuisean mag;* 4041 *seggian mag;* 5087 *mugun is antkennian uuiht* usw.

Das alts. kent auch bereits unpersönliches *mag:* Hel. 141 *huuo mag that giuuerdan so?* 158 *hui it so giuuerthan mugi;* 271. An zwei stellen ist man geneigt *mag* zu übersetzen durch „ich habe ursache, veranlassung“: 1709 *thann mahthu after thiu suâses mannes giscon sithor gibuotean;* 1711 *so mag that an is hugi mêra an thesaro middilgard manno gihuuilicon uuesan.*

Einmal endlich — in der altnd. psalmenübersetzung Ps. 54, 13 — sehen wir ein plusquamperf. coni. durch *mohti* c. inf. widergegeben: *abscondissem me forsitan ab eo* = *ic burge mi, so mohti gibergan fan imo.* Wir werden weiter unten gelegenheit haben, ausführlicher auf die nahen beziehungen zwischen *mugen* und dem conjunctiv zu achten.

Das alts. zeigt uns somit bereits eine grössere mannigfaltigkeit syntaktischer anwendungen von *mag* als sie uns das got. bot; wir werden das ahd. auf diesem wege immer weiter fortschreiten sehen: jemehr aber die gebrauchssphäre von mögen an ausdehnung gewint, um so ärmer wird der logische inhalt von *mugen.*

§ 7. Mögen im althochdeutschen.

Die ahd. glossen bezeugen, dass auch im ahd. neben jenem *mugen,* welches lat. *valere* glossiert, ein anderes einhergeht, lat. *possum* oder *queo* entsprechend; die übersetzungen bieten zahlreiche belege für diese tatsache; sie verraten ausserdem noch einige andere bedeutungsnüancen von *mugen,* = *licet, convenit* usw.; sie lehren uns ferner, dass der conjunktiv und das hülfsverbum *mugen* in begriflicher verwantschaft stehen; sie nötigen uns endlich eine ganz erhebliche abschwächung der ursprünglichen bedeutung da anzunehmen, wo wir *mag* c. inf. einem einfachen verbum finit. des lateinischen gegenüberstehen sehen. Von den ahd. glossen kommen hier folgende in betracht: I, 26 ^{10} *invalidis* — *unmahtik;* 152 ^{18} *valeret* — *mahda;* 235 ^{26} *queam* — *meki;* 236 ^{10} *quiverunt* — *mahton, mahtun;* 236 ^{11} *potuerunt* — *mahton;* 365 ^{4} *potest confici* — *mac uuerdan katan;* 586 ^{15} *valebit* — *maget;* 754 ^{35} *possunt* — *megin;* II, 21 ^{28} *ne possit* — *thaz ni mugi;* 27 ^{61} *quis queat* — *uuer nu mugk;* 146 ^{27} *nequiverit* — *nemegi;* 629 ^{46} *possimus* — *megin;* 666 ^{35} *potes* — *mahtöst;* Emmer. glosse (Pez I, 402) *passibilem* = *martra dolen magan.*

Aus der ahd. übersetzungslitteratur bringe ich nur einige beispiele, da ich unten dem deutschen texte jedesmal, wo es angeht, das lateinische original hinzufügen werde. Fragm. theot. IV, 17 *potestis* — *magut;* XI, 3 *licet* — *mac;* III, 1 *perderent* — *farleosan mahtin;* Isid. VI, a. 6 *sit* — *mac uuesan;* Tat. 108, 2 *valeo* — *mag;* 231, 1 *manducetur* — *ezzan megi;* Notk. Boeth. 40 ^{3} *libuit* — *mugin;* 41 ^{10} *fas fuisset* — *mahti;* 89 ^{26} *habere licet* — *haben mugen;* 122 ^{17} *videas* — *maht sehen;* 153 ^{18} *valet* — *mag;* 173 ^{17} *licet* — *mag;* 200 ^{26} *habent volendi nolendique naturam* — *mugen uuellen unde neuuellen;* Mcp. 696 ^{6} *conveniret accipere* — *nemen mahti;* MSD 54, 12

quomodo se dicit — *uueo mag sin;* 10, 14 *unde habes* — *uuâr maht thû neman;* vgl. auch Denecke Gebrauch des inf. bei den ahd. übersetzern des VIII. und IX. jahrhunderts s. 9.

Der nunmehr folgenden darstellung der syntax des ahd. mögen legen wir folgendes schema zu grunde. Wir behandeln I. den absoluten gebrauch; II. die transitiven anwendungen, die sich in der casuellen oder präpositionellen anknüpfung eines objekts an *mag* kundgeben; III. die infinitivconstruktion bei *mag*. Unter III. stellen wir zunächst a) die fälle zusammen, in denen *mag valere* entspricht; dann b) diejenigen, in denen es die blosse fähigkeit und möglichkeit zum ausdruck bringt, = *posse;* c) im anschluss hieran finden die beispiele erwähnung und erklärung, die uns *mag* als übersetzung eines lat. *licet, fas est* u. dgl. zeigen; d) in einem folgenden abschnitte weisen wir nach, dass *mugen* im ahd. nicht auf persönliche subjekte beschränkt ist; von persönlich gedachten subjecten gelangen wir bis hinunter zu *ez*, als dem träger eines *magan;* der mangel an concreter bestimtheit, der sich in einem *ez mac* ausspricht, leitet über zu den fällen e), in denen *mac* c. inf. nur eine umschreibung des einfachen verbum finitum ist; gesondert hiervon ist endlich der gebrauch desjenigen *mac* c. inf. zu behandeln, das zum ersatze eines conjunktivs f) und des futurums g) dient.

I. Der absolute gebrauch des ahd. *mag*

ist sehr selten: mir sind nur folgende beispiele bekant: MSD 60, 15 *in des uuillun er sih gatrûeta magan* (*cuius voluntate credidit se posse*); Ben.-R. 39, 2 *ferist megi* = *praevalet*. — *gimugen* steht absolut: Notk. Ps. 140, 7 *uuanda dei gemahten*. In den meisten fällen handelt es sich bei alleinstehendem *mag* um eine ellipse, so Notker Boeth. 46[24] *sô sie gedrungenôst mahton;* Ps. 118, 13 *alle nemahta ih* (sc. *lirnen*): Ps. 8, 3. 37, 7.

Der infinitiv fehlt besonders dann, wenn es sich um ein verbum der bewegung handelt: hier genügt die angabe der richtung: MSD 13, 20 *ne megih in nohhein lant;* Otfr. V, 10, 6 *uuanta furdir thu ni maht;* Notk. Ps. 119, 2 *ferrera denne du megist.*

II. *mag* mit einem objekte (*uuaz, daz, all* u. dgl.)

1) c. acc. MSD 60, 2 *ni mac diz;* 17 *daz mac;* 20; 22 *daz neoman mac in Paulo, daz mac za uuâre in trûhtin* = *quod nemo potest in Paulo, hoc potest in domino:* vgl. got. II. Cor. 13, 18; Phil. 4, 13. MSD 82, 11. 19 *negimahta nicht;* 91, 106 *so siez verrôst gimugin;* 109 *ube ih ez gimac.* Murb. H. 20, 6 *uuaz diu mak hôhira;*

Tat. 92, 4 *oba thû uuaz mugis;* Otfr. IV, 31. 33 *allaz ubarmag.* Notker kent nur das compositum *gimugen* c. acc.: Boeth. 53 [15] *rhetorica gemag micheliu ding;* 80 [22] *mêr;* 107 [7] *daz;* 174 [4]. 185 [6]. 198 [2]. 217 [8] *al;* 233 [11]; Mcp. 781 [10] *filo gemag;* Ps. 118, 93. Nur einmal: Ps. 14, 4 haben die Wiener und Wessobrunner hs. *nicht nemahta;* der cod. St. Gall. *nieht negemahta.*

2) c. gen. Notk. Boeth. 239 [13] *sih fermugen sînes kanges;* 248 [15] *fermahta er sih ringennes.*

3) c. dat. Tat. 80, 3 *gimugen in (sufficiunt eis);* Notk. Ps. 7, 3. 60, 4 *er gemag mir* (hat gewalt über mich); 88, 23 *nicht nemag imo der fîent* (vgl. Lachmann zu Nib. 785, 1).

4) c. praep. Tat. 24, 3 *zi niouuihta nimag iz elihôr;* 90, 3 *ni gimugun uuidar iru (non praevalebunt adversus eam).*

III. *mag* c. infin.

a) *mugen = valere.*

Ich beschränke mich auf eine auswahl von stellen:

MSD 3, 57 (Musp.) *dâr nimac mâc helfan vora deme muspille.* 3, 83 *imo man kipâgan ni mak;* 9, 2 *giuualt daz er mac ginerian;* 86 C 1, 11 *der so kiuualtic uuas daz er sinan pichorâre firsenchin mahte.*

Tat. 38, 3 *mag zuogiouhhôn* (= got. Mtth. 6, 17 *mag anaaukan);* 108, 2 *ih ni mag graban (fodere non valeo);* 189, 3 *quedentan mugan zíuuerfan gotes tempal;* 205, 3 *sih selbon ni mac er heil tuon;* 236, 4 *ni mohtun ziohan = non valebant trahere.*

Otfr. I, 23, 47 *got mag these kisila irquigken;* V, 7, 35 *ni meg ih thaz irkoboron* vgl. V, 23, 1.

Notk. Boeth. 141 [1] *nemugen siu aber geleisten = valent efficere;* 153 [18] *mag chuningo gewalt — mahtige getûon = valent efficere potentem;* 162 [17] *nemugîn dara folleleiten (perducere valeant);* Mcp. 753 [27] *unde den adamas nîoman ferbrechen nemag;* Ps. 35, 13 *an demo fuoze nemahton si gestên;* 40, 4 *so er fone unchrefte ur firsten nemag;* 146, 9 *er ueiz die starchen dia daz heune magen.* Ebenso MSD 9, 5. 55, 3. 4. 65 II, 5. 67, 30. Isid. IV, b. 8. Tat. 30, 4. 44, 19. 46, 2. 88, 10. Otfr. II, 22, 23. Notk. Boeth. 7 [14]. 10 [9].

b) *mugen = posse.*

Es wäre ein zweckloses unternehmen, alle die stellen anführen zu wollen, in denen *mag* c. inf. *posse* entspricht; d. h. die objective möglichkeit bezeichnet. Wir dürfen, ohne uns der gefahr der über-

treibung auszusetzen, behaupten, dass schon im ahd. der infinitiv eines jeden verbums, welches auch sein eigentümlicher begrifsinhalt sein möge, zu diesem *mag* adverbial hinzutreten kann. Ich begnüge mich, aus MSD einige der hierher gehörigen infinitive aufzuzählen und zu rubricieren. Der infinitiv bezieht sich

1) auf eine geistige tätigkeit: MSD 3, 94 *arlingan;* 13, 5 *in gedanchun giuuanchôn;* 54, 8 *farstanten;* 61, 28 *quidan;* 72, 40 *bemunjan;* 82, 7, 3 *uuiȥȥen;* 82, 12, 2 *gischan;* 83, 7 *minnan;* 86 C, 7 *irchennin.*

2) auf körperliche verrichtungen u. dgl.: 82, 3, 2 *gevolgen;* 83, 18 *gên;* 83, 53 *gerihten;* 85, 17 *scaden;* 86 B 3, 34 *heimir chomen.*

3) passive infinitive liegen vor in: 4, 3, 7 *ȥa scedin uuerdan;* 56, 101 *heil uuesan;* 66, 13 *rundan uuerthan;* 79, 220 *kehalten uuerden;* 82, 3, 9 *gescuin uuerdin;* 86 B 1, 5 *irfullit uuerden;* 86 A 4, 10 *firbrennet uuerden.*

Es wird ein leichtes sein, diese belege aus der ahd. litteratur beliebig zu vermehren. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass einige mal lat. adj. auf *-bilis* durch *mugen* c. inf. umschrieben werden. Emmer. gl. (Pez. I, 402) *passibilem* = *martra dolen magen;* MSD 80, 13 *huic exorabilis* = *ter mag horsko gebetôn;* Notk. Boeth. 397^{18} *susceptibilis est* = *inphahen mag;* 397^{4}. — Ps. 118, 54 *cantabilis* = *daȥ ich sie singen mahta.* — Die Windsberger psalmen (s. 564 Gr.) bilden an dieser stelle *sanclich;* vgl. auch Notk. Boeth. 174^{21} *perspicua est* = *mag sehen.*

c) *mag* = *licet* u. dgl.

Schon oben wiesen wir bei gelegenheit zweier stellen des Hel. darauf hin, dass im ahd. *mag* neben jenen bedeutungen, welche wir oben besprochen haben, noch einige andere liegen, die sich durch eine stärkere bezugnahme auf das subjekt auszeichnen, als sie sonst dem algemeinen begriffe der möglichkeit zueignet. *mag* kann im ahd. auch heissen:

1) es steht mir frei; ich kann, wenn ich will;

2) ich habe ursache, veranlassung.

Wie haben wir uns diese bedeutungsnüancen zu erklären? Die möglichkeit einer handlung kann in umständen wurzeln, die den persönlichen eigenschaften des subjekts oder den verhältnissen der äusseren wirklichkeit entstammen; für den ausdruck dieser arten der möglichkeit ist *mugen* bestimt.

Wenn nun angegeben werden soll, dass zwar die äusseren und inneren faktoren vorhanden sind, welche durch ihr zusammenwirken

die befähigung des subjekts und damit die möglichkeit der handlung constituieren, dass aber gleichwol das subjekt die unumschränkte freiheit seiner entschliessung sich bewahrt, dass es in keiner weise einem nötigenden einflusse jener umstände unterliegt, so entwickelt sich daraus der begriff: „ich bin zwar befähigt zu einer tätigkeit, aber es steht in meiner hand, ob ich die tätigkeit aus der möglichkeit in die wirklichkeit will übergehen lassen.“ Wir haben es hier also mit einer besonderen art der möglichkeit zu tun: derjenigen, welche dem subjecte keinen zwang auflegt, ihm die freiheit der selbstentscheidung belässt.

Auf der anderen seite kann nun der fall eintreten, dass die faktoren der möglichkeit mehr tun als die möglichkeit bedingen. Wenn wir Otfr. I, 18, 11 lesen: *thaz mugun uuir io riazan*, so ist damit nicht ausgedrückt, dass uns die fähigkeit zu klagen innewohnt; Otfried will vielmehr sagen, dass der verlust des paradieses, unseres heimatlandes, von dem an jener stelle die rede ist, uns gewissermassen auffordert zu klagen, der anlass unserer trauer ist. Auch hier tritt also nur eine seite des algemeinen begriffes der möglichkeit, jedoch schärfer und bestimter, hervor. Nicht genug, dass die möglichkeit überhaupt vorhanden ist: die umstände, denen sie ihre existenz verdankt, sind zugleich so eigentümlicher natur, dass sie an uns das ansuchen stellen, die möglichkeit zur wirklichkeit zu gestalten.

1) Beispiele für *mag* = *licet*, es steht mir frei.

MSD 2, 55 *doh maht du nu aodlicho — hrusti giuuinnan*; Fragm. theot. XI, 3 *odo ni mac daz ich uuillu tuoen* = *aut non licet mihi quod volo facere?*

Otfr. I, 23, 18 *so thu thir thar lesan maht*; ebenso II, 3, 11; 3, 29; III, 14, 51; IV, 5, 60; 6, 2; 15, 59; 33, 21. — II, 9, 90 *sus maht thih al bithenkan*; L. 44 *selbo maht iz lesan thar*; II, 24, 2; V, 13, 3; H. 38.

Notk. Boeth. 40[3] *uuaz si getûen mugin (libuit)*; 41[10] *iz nemahti nioman anderro gitûon (fas fuisset)*; 89[26] *den manige haben nemugen (licet)*; 173[17] *samolih mag ih sagen* (= *similiter licet ratiocinari*); 195[15] *mag ih paldo festenôn (licet concludere)*; 200[26] *tiu natûrlicho mugen uuellen unde ne uuellen (quae habent aliquam volendi nolendique naturam)*; Mcp. 696[6] *uuelicha er neman mahti (quam conveniret accipere)*.

2) *mag* = ich habe ursache.

MSD 3, 6 *sorgen mac diu sêla*; 3, 23 *so mac huckan za diu, sorgen drâto*; 91, 239 *daz ich inniglîcho biweinon — muge*.

Otfr. I, 18, 4 *ih meg iz lobon harto* (vgl. hierzu Erdmann Untersuchungen usw. I, 18 gegen Grimm Gr. IV, 80); I, 13, 11 *thaz mugun uuir io riazan;* II, 4, 77 *ih mag iz uuola midan;* IV, 12, 58 *ih meg iz baldo sprechan;* V, 9, 20 *thaz mugun uuir iamer uueinon.* Notk. Boeth. 102[4] *tar mag man ana lirnên integritatem;* 184[2] *tiu fier uuort mugen uuir — diuten;* Categ. 368[12] *sie mag man bêde heizin homo unde animal.*

d) *mag* mit unpersönlichem subjekte.

Es war interessant zu beobachten, wie langsam der unpersönliche gebrauch von können im altdeutschen sich bahn brach. Vor dem XII. jahrhundert war die übertragung von *kunnen* auf ein sächliches subjekt oder gar auf *ez* nicht nachweisbar; wir konten noch mehrere zwischenglieder aufzeigen, welche die vermitlung zwischen dem persönlichen und unpersönlichen können gebildet haben. Anders ist dies bei *mag.* Die objektive möglichkeit kann für eine sache ebenso gut eintreten wie für eine person: von einer befähigung darf man hierbei freilich kaum sprechen; es handelt sich darum auszudrücken, dass gewisse umstände der verwirklichung einer handlung günstig sind oder nicht, und somit für dieselbe ein *mugen* oder *nemugen* herbeiführen. Die ersten beispiele für *mugen* mit sächlichem subjekt und *ez* lassen sich im ahd. bei Tatian nachweisen.

1) *mugen* mit sächlichem subjekt.

Tat. 25, 1 *ni mag burg uuerdan giborgan;* 134, 8 *inti ni mac daz giscrib zilôsit uuerdan;* 164, 3 *than thisiu uueralt intfâhan nimac;* 167, 3 *daz uuinloub ni mac beran uuahsmon fona imo selbemo;* 240, 2.

MSD 79A 119 *irmezzen unde begrîfen nemag in nehein sin;* 81, 26 *taz ist lîbhafte (animal) daz sich ruerin mag.*

Notk. Boeth. 10[13]. 30[10] *imprudentia nemag mih bringen ze demo sculdigen;* 49[31] *sternen nemugen skînen;* 65[12] *sprâchô unde ding nemugen âne strît nicht uuerdent;* 81[1] *sô mugen anchorae gestâten daz skef;* 87[13]. 92[16]. 102[6]. 147[18]. 154[31] usw.

2) *ez mac* c. inf.

Tat. 17, 3 *fon Nazarêth mag sih uuaz guotes uuesan;* 119, 5 *vuo mugun thisu (haec) uuesan;* 181, 1 *ob iz uuesan mohti.*

Otfr. I, 25, 5 *uuio mag sin?* vgl. I, 27, 58. II, 3, 7. II, 7, 46. IV, 11, 26. V, 7, 21 *mag mih gelusten uueinonnes;* V, 18, 13 *iz mag uns uuesan drâti;* V, 19, 36 *queman mag uns thaz in muat.*

Notk. Boeth. 61^{25} *daz imo samolih keskehen mahti;* 95^{24} *nu nemag aber des nicht sin;* 99^{2} *daz imo liebesta muge sin;* 103^{22} *uuaz mag — danne lichên;* 121^{25} *mag keskehen;* 136^{13} *uuio mag sin;* vgl. 21^{14}. 114^{4}. 149^{13}. 160^{28}. 180^{11}.

e) *mag* c. inf. = verbum finitum.

Der impersonelle gebrauch von *mugen* lässt uns darauf schliessen, dass schon im ahd. die logische kraft des verbums *mugen* bedeutend abgenommen hat: frühzeitig ist das ahd. *mag* zum hülfsverbum herabgesunken.

Schon aus dem anfang des IX. jahrhunderts können wir fälle nachweisen, in denen *mag* c. inf. nur die geltung des einfachen verbum finitum hat, wie uns die lat. übersetzungsvorlagen zeigen können. Nun kann zwar nicht geleugnet werden, dass in manchen der beispiele, die wir unten anführen werden, *mag* wol nicht ohne absicht vom deutschen übersetzer hinzugefügt worden ist und deshalb bei der erklärung nicht ohne weiteres auf die seite geschoben werden darf. Allein man wird doch zugeben müssen, dass dies *mag*, wenn man ihm noch eine individuelle bedeutung zugestehen will, jedenfals recht schwach und inhaltsarm ist und von dem alten *magan* = *ἰσχύειν* durch eine tiefe kluft getrent ist.

MSD 10, 14 *uuar maht thù guot man neman quecprunnan* = *unde ergo habes aquam vivam?;* 10, 27 *des mahthu sichùre sin* = *hoc vere dixisti;* 10, 28 *daz thû maht forasago sìn* = *quia propheta es tu;* 54, 12 *uueo mag er christâni sin* = *quomodo se christianum dicit;* 80, 5 *so man einen stupf ketuon mag.*

Tat. 45, 4 *thiu bihabèn mohtun einerò giuuelih zuei mez odo thriu (capientes singulae metretas binas vel ternas);* 240, 2 *uuânin thesan mittilgart bifâhan magan* = *arbitror mundum capere eos.*

Otfr. IV, 14, 15 *thiu mugun urkundon sîn.*

Notk. Boeth. 124^{6} *uuaz mag starcheren sìn ad persuadendum danne daz lob ist;* 135^{23} *taz nemahti nicht smahe sin* = *neque enim vile quiddam est;* Ps. 24, 19 *ih iro deste uuirseren trost haben mag.*

f) *mag* c. inf. ersezt den conjunctiv.

Dem conjunctiv, mag er nun im besonderen als optativ, jussiv (adhortativ), potential oder wie auch sonst immer auftreten, ist es eigen, einen „mangel an objektiver tatsächlichkeit“ zum ausdruck zu bringen. Ebenso schliesst aber jede möglichkeit einen mangel an wirklichkeit in sich; es haben daher „die kategorien der möglichkeit und fähigkeit eine

verwantschaft zu der durch den conjunctiv bezeichneten der verringerten realität oder negativität" (Bock QF. XXVII, 15). Von diesem gesichtspunkte aus haben wir es zu beurteilen, wenn im ahd. nicht selten *mac* c. inf. da steht, wo wir eine conjunctivform des verb. fin. erwarten oder gar, wo das lat. original sie bietet. Mitunter wechseln innerhalb desselben satzgefüges der conjunctiv und ein indicativ von *mugen* mit infinitiv, z. b. Otfr. V, 23, 37 *thoh imo abuuertaz si nimag ouh mit then ougon zi gegiuuerti: scouuon;* vgl. IV, 19, 25/6.

Als beispiele für den ersatz des conj. durch *mac* c. inf. führt Erdmann (Untersuchungen usw. s. 36) an:

MSD 10, 28 *hêrro in thir uuigie sein, daz thû maht forasago sin;* Otfr. II, 14, 55 *min muat — duat mih wis, thaz thu forasago sis* (vgl. MSD s. 294). Wir haben die stelle MSD 10, 28 schon oben unter den fällen aufgezählt, in denen *mac* c. inf. = verb fin. steht.

Otfr. V, 23, 1 steht im nachsatze *mag* einem conj. praet. des conditionalen vordersatzes gegenüber: *uuolt ih hiar nu redinon, ni mag iz thoh irkoboron.*

Die vertretung des conj. in optativem sinne durch *mag* kann ich aus dem ahd. nicht belegen; doch möchte ich hierher stellen:

Notk. Mcp. 760[2] *tia mahtist tû gerno sehen glizenta (quam et conspicere nitentem velles).*

Der jussiv liegt vor in: Otfr. I, 26, 6 *hiar mag er lernên = hiar lerne er* (Erdmann s. 36); IV, 26, 24 *ia mag iz got erbarmên.*

Weit häufiger wird der potentialis durch *mac* ersezt. Das wesen des potentialis hat Erdmann (l. c. s. 16) zutreffend folgendermassen beschrieben: „In einer beschränkten anzahl selbständiger conjunctivsätze ist die subjectiv-begehrende erregung des sprechenden abgeschwächt, da kein interesse desselben am satzinhalte hervorgehoben wird. Was dieser conjunctiv mit dem wünschenden und auffordernden gemeinsam hat, ist die vorstellung des redenden, dass das eintreten nicht jezt wirklich statfindet, sondern algemein, d. h. nicht zu einer bestimt ins auge gefassten zeit, sondern überhaupt zu irgend einer zeit statfinden könne, d. h. möglich sei." Man ersieht daraus, dass das hülfsverb, dem die function zukomt, die möglichkeit auszudrücken, nämlich *mugen*, in ganz besonderem masse geeignet erscheint, den conc. potentialis zu vertreten. Bisweilen wird bei diesen vertretungen *mugen* selbst in den conjunctiv gesezt. Hierüber hat sich Holtheuer (Zs. f. d. ph. erg. 166) so ausgesprochen: „Ohne das hülfsverb würde der conjunctiv stehen, mit dem hülfsverb steht der satz im indicativ; es umschreibt also den modus. Die sprache geht aber noch einen

schritt weiter. Sie sezt auch das hülfsverb in den modus, den es eigentlich umschreiben soll, und es enthält der satz so die modale beziehung in der tat doppelt ausgedrückt." — Beispiele für *mac* c. inf. = conj. potent. sind:

MSD 13, 12 *uuie mahtih dir intrinnan (et quo a facie tua fugiam)*; 54, 13 *odo uuè mac der furi andra derà calaupà purgeo sin (vel quomodo pro alio fidei sponsor existat)*.

Otfr. I, 4, 55 *uuio meg ih uuizzan thanne*; V, 25, 36 *uues meg ih fergon mera*.

Notk. Boeth. 96[16] *ioh singen mahtist (cantares)*; 122[17] *tù maht ena sehen* = *itaque illam videas*; 168[7] *uues mag ih nu digen (quid imprecer)*; 224[30] *uuer mag uuinneskefte scaffunga getùon* = *quis legem det amantibus*; 102[11] *uuaz mag ih rachòn (quid disseram)*; 113[7] *alde uuaz mag — haben (aut quid habeat)*.

Im gefüge des zusammengesezten satzes begegnen uns folgende vertretungen des conj. durch *mugen*:

1) Relativer nebensatz.

Fragm. theot. III, 1 *huueo sie inan forleosan mahtin (quomodo perderent)*.

Tat. 231, 1 *thaz man ezzan megi (quod manducetur*; Par. fragm. Zs. f. d. a. XVII, 74 *manducetis)*.

Notk. Boeth. 10[29] *after dien man stigen mahti (quibus esset ascensus)*; 46[19] *thar mùot suht insliefen mag (per quod irrepserit morbus)*. 105[33] *tie dien uuirsistèn mugen haften* = *quae se patiantur pessimis haerere*.

2) Indirecter fragesatz.

Isid. VI, a 6 *uuala nu, auh uues mac dhesiu stimna uuesan* = *age nunc, cuius est haec vox*.

3) Absichtssatz.

Otfr. I, 2, 55 *thaz ih iamer — mit themo dròste megi sin*; IV, 19, 25 *thaz si mohtin — biredinòn*; IV, 19, 64 *thaz si nan mohtin gianabrechon*; V, 12, 17 *thaz uuir megin — irkennen*; V, 17, 38 *thaz baz sie mohtin scouon*; vgl. II, 22, 3.

4) Concessivsatz.

Otfr. I, 18, 5 *thoh mir megi lidolih sprehhan* (Kelle übersezt die ganze etwas schwer verständliche stelle: „und wenn auch jedes glied des leibs der sprache gabe mir besäss, so könte doch mit worten nie mit diesem lob ein ende sein); I, 27, 57 *thaz mih ni thunkit, megi sin*; vgl. II, 12, 37; II, 14, 91; Erdmann s. 37.

5) In bedingungssätzen habe ich *mugen* = conj. im ahd. nicht gefunden; für das mhd. vgl. weiter unten und Holtheuer l. l. s. 165 fg.

g) *mac* c. inf. = futurum.

Das futurum, das eine handlung aus der gegenwart in die zukunft, aus der wirklichkeit in die möglichkeit, hinausschiebt, schliesst ebenso wie der conj. einen mangel an realität in sich und tritt dadurch zu *mugen* in nahe beziehungen. In folgenden fällen entspricht *mugen* c. inf. einem einfachen futurum:

Tat. 3, 6 *uuo mag thaz sin* = *quomodo fiet istud.*

Otfr. III, 6, 17 *uuar mugun uuir nu biginnan mit koufu brot gouuinnan* = Joh. 6, 5 *πόθεν ἀγοράσομεν, unde ememus;* III, 25, 7 *uuaz mugun uuir — thesses duan* = Joh. 11, 47 *quid faciemus;* vgl. Tat. 135, 1 *uuaz duomes;* IV, 9, 5 *uuara mugen uuir unsih uuenten.*

Notk. Boeth. 91[10] *tir nemag tiu fortuna daz nicht kegeben (numquam faciet);* 104[17] *maht teû icht ûzerdreuuen* = *num quicquam imperabis.*

Zur umschreibung des den germanischen sprachen fehlenden futurums durch andere hilfsverben, wie *scal, uuillu, muaz*, vgl. Grimm Gr. IV, 179; Erdmann l. c. s. 5 fg.; meist hat das praesens die funktionen des futurums übernommen (vgl. u. a. Tat. 135, 1 *uuaz duomes* = *quid faciemus*).

Wir haben damit die syntax des ahd. *mugen*, zum wenigsten in ihren haupterscheinungen erschöpft, und können nunmehr zu *mugen* im mhd. übergehen.

§ 8. Mögen im mittelhochdeutschen.

Für den, dem zum zwecke der ermitlung der bedeutung des mhd. *kunnen* der einfache hinweis auf das ahd. nicht genügt, schreiben wir hier aus den oben (s. 15) angeführten vocabularien folgende glossen aus:

posse = *mogen, moegen, mugen* (Diefenbach s. 449); *valere* = *mugen* (ebd. s. 605); *valex* = *mugen, mugenheit, gesuntheit;* vgl. auch Diefenbach Nov. gloss. 1867 s. 376 s. v. *valere.* Voc. d. Nig. Abbas ed. M. Flohr s. 68 n. 3911: *possibilis* = *mogelicher; possibilitas* = *mogelicheit;* 3919/20 *potens* = *mehtiger; potentia* = *maht, gewalt.*

Auch im mhd. treten uns also für *mugen* die beiden grundbedeutungen *posse* und *valere* entgegen.

Für den unterschied zwischen *kunnen* und *mugen* verweisen wir noch besonders auf Weinschw. 164 *ich kan wol trinken unde mac, ich hân kunst unde kraft.*

Nicht selten erscheinen *kunnen* und *mugen* verbunden: die möglichkeit wird alsdann gleichsam von zwei seiten beleuchtet: intellektuell-subjektiv *(kunnen)* und physisch-objektiv *(mugen)*. Heinrich v. Veldecke liebt diese verbindung ganz besonders: vgl. M. F. 64[36]; Eneit 572. 1600. 2298. 3394. 4986. 5335. 8673. 10374. 10559. 11414; vgl. ausserdem: Will. 141, 14; Wolfr. Wilh. 263, 2; G. Trist. 62[33]. Klage 123. 259 CD; Leyser pred. 29, 33. 65, 41. 83, 39. 90, 12.

Bei der nun folgenden darstellung der syntax des mhd. *mugen* behalten wir das schema bei, nach dem wir oben das ahd. *mugen* behandelt haben und sprechen daher vom:

I. Absol. gebrauch des mhd. *mugen*.

Der absol. gebrauch von *mugen* ist im mhd. nur an wenigen stellen nachzuweisen: MSD 46, 76 *wand wir ân dich nine mugen;* Gen. 55, 9 *si sprachen daz er wol mohte* (nach Diemer = dass es ihm wohl gehe); 130, 18 *wolde uaren ze sinen geslachte eruinden wie ez mohte;* M. F. 197[19] *owê leider ich enmac;* Walth. 35[3] *er mac, er hât, er tuot;* weitere belege s. Mhd. wb. II, 4 b (*myst.* 131, 2 ist dort falsch citiert!) und Mhd. hwb. I, 2219.

Meist liegt da, wo *mugen* allein steht, eine ellipse vor: so z. b. MSD 33 F. 20; Hpts Hl. 17, 17; Heinr. v. M. Pr. 301; Roth. 121. 1775. 4865; M. F. 16[24]. 48[20]. 172[37]; Eneit 4986. 5335. 10559. 11414. 13045; Wolfr. Parz. 193, 28; Wilh. 17, 7. 96, 11. G. Trist. 11[15]. 251[16]. Ulr. Trist. 569[27]; Nib. 1766, 4. 2081, 1; Klage 121 *dô lie siz* (*siz gên* BCDIh) *als ez mohte.* Gudr. 846, 1. 1347, 3. 1563, 1; Walth. 58[18]. 91[16]; Frid. 3, 25; Nic. Jer. 1, 172.

Der infinitiv eines verbums der bewegung ist zu ergänzen: G. Trist. 24[22]. 544[17]; Nib. 576, 2; Gudr. 734, 4. 1463, 2; (vgl. oben s. 16).

II. *mag* mit einem objekte.

Die meisten hierher gehörigen beispiele beziehen sich auf eine ausdrucksweise, die unserem: „was kann ich dazu, dafür“ u. dgl. entspricht (vgl. Lachmann zu Nib. 785, 1; Kl. schr. I, 191; Zarncke Mhd. wb. II, 4b u. fg.).

M. F. 72[33] *desn mac ich niet;* 171[28] *waz mac si des.*

Wolfr. Parz. 271, 3 *waz mohte si, swaz ir geschach.*

G. Trist. 250^{14} *daz ist ir art: wer mac des iht?* 446^{28} *wer mag im dirre blintheit iht?* Ulr. Trist. 543^{31} *waz mag ich;* 557^{18} *waz mohte ich.*

Walth. 62^{22}. 89^{8} *daz ich es niene mac* (vgl. Wilmanns anm.).

Konr. Gold. schm. 1094 *wer mac im denne, ob er geleit wirt.*

Bon. 37, 45 *wer mag im des?*

Anderer art ist der accusativ in: M. F. 180^{30} *dem ist nù alsò, daz ich baz niene mac;* Hartm. a. H. 1256 *wider den nieman nicht enmac;* Er. 2679; Greg. 3499. Hugo v. Langenstein Mart. 266^{c}, 61 *och ist friger muot gegeben, daz er guot und ubil mac.* Gudr. 1190, 1 *wir tuon swaz wir gemügen* (diese stelle für *gemügen* [vgl. got. Gal. 5, 6 *waiht gamag* = ἰσχύω] fehlt Mhd. wb. II, 8^{b} und Lexer I, 848. Bei Hartm. Greg. 2906 und Er. 8319 scheinen mir formen von *machen*, nicht *mugen* vorzuliegen).

Wie man sieht, ist die hinzufügung eines objekts zu *mugen* im mhd. ziemlich selten: sie ist auf bestimte formelhafte ausdrücke beschränkt.

III. *mugen* mit abhängigem infinitive.

a) *mugen* = *valere.*

Den gebrauch von *mugen* = *valere*, d. h. kräftig, körperlich fähig sein zu etwas, den das nhd. kaum mehr kent, können wir aus zahlreichen beispielen des mhd. noch belegen; wir verwenden in diesem sinne das compositum „vermögen“, das seit dem ende des mittelalters die funktionen von *mugen* = *valere* übernommen hat.

Bei der aufzählung einiger beispiele begnüge ich mich mit der angabe der infinitive, die von diesem *mugen* abhängig gemacht werden. Will. 58, 18 *adversarias potestates nider triben;* 142, 9 *beskirmen;* Annol. 681 *widirstên;* Hpts Hl. 116, 31 *sich gerekken;* Heinr. v. M. Er. 111 *erheben;* Roth. 2571 *widirstân;* M. F. 72^{39} *ir kreften . . gestemen;* 30^{34}. 47^{25}. 127^{33}. 137^{12}. 170^{37}.

Eneit 708 *gewinnen met gewalt;* 1258 *op stân;* 1852 *erweren;* 2388 *gestân noh gegin;* 2672 *gevechten;* 4022. 6454. 8846. 9164. 9805.

Hartm. Er. 817 *mit kreften gelegen;* 3118 *gestriten;* Iw. 6678 *ervehten.*

Wolfr. Parz. 66, 16 *getuon riterschaft;* 124, 4 *ab gezwicken.*

G. Trist. 48^{10} *mit wer gevristen;* 62^{35} *ûf sinen rücken gestân.*

U. Trist. 558^{5} *gespringen.*

Nib. 58, 1 *mit gewalte erwerben;* 1010, 2 *gegân* CDIh; 1977, 3 *er wând in mugen twingen* A; (das ist das einzige beispiel für den infinitiv des mhd. *mag;* vgl. Lachmann zu 1977, 3; die anderen handschriften

haben: *er wande in solde twingen* C; *er möhte in twingen* B; *er moht ertwingen* Ih). 433, 3 *mit krefte des schuzes niht gestân.*

Gudr. 94, 4 *solher krefte gewalten;* 514, 2 *sterke walten;* 852, 4. 1463, 1.

Frid. 2, 25. 19, 23. 53, 1. 67, 5. 175, 13. 69, 14 *erwern;* 132, 20 *überwaten.*

Konr. Alex. 960 *gebrechen ûz der hende sîn;* 974 *mit kraft — drûz gewinnen.*

Nic. Jer. 6, 149 *gestân — uf den rüezen.*

Zu Berthold v. R. vgl. Rötteken l. l. s. 117.

b) *mugen = posse.*

Ich leiste von vornherein verzicht darauf, für dieses im mhd. ungemein verbreitete *mugen* beispiele beizubringen; wie wir schon für das ahd. bemerkten, hat jenes *mugen* fast jeden infinitiv, er mag individuell wie auch immer geartet sein, in den bereich seiner abhängigkeit gezogen: die objektive möglichkeit ist unbeschränkt auf alle gebiete geistigen und körperlichen geschehens ausgedehnt; jeder mhd. schriftsteller bietet hierfür eine fülle von belegen.

Monsterberg hat in seiner verdienstvollen arbeit die mühe nicht gescheut, die beispiele für dieses *mugen* bei Hartmann nach der besonderen art der umstände, welche jeweilig die möglichkeit bedingen, sorgfältig zu ordnen und zu klassificieren; es gebricht mir an raum und zeit, dies lehrreiche verfahren auch auf meine beispielsamlung anzuwenden.

Wir gehen sogleich zu einem weiteren gebrauche von *mugen* über.

c) *mag* = es steht mir frei, ich habe ursache u. dgl.

Wir haben oben auf die bedeutungsnüancen hingewiesen, welche sich aus dem ahd. *mugen* entwickelt haben; wir suchten zu zeigen, dass die scheinbar geänderten begriffe, welche diesen neuen arten von *mugen* zu grunde liegen, nur verschiedene seiten des einen hauptbegriffes der möglichkeit sind. Das gleiche gilt für das mhd.; zu den beiden bedeutungen, die wir im ahd. beobachten konten: 1) ich habe ursache, 2) es steht mir frei, tritt hier noch eine dritte hinzu, die auch dem ahd. nicht ganz fremd war: „ich habe recht, es ist mir erlaubt.“ Auch auf diese bedeutungsvariante kann die erklärung anwendung finden, die wir oben für die analogen erscheinungen im ahd. gegeben haben. Da, wo *mag* heisst: „ich habe ein recht darauf, so oder so zu handeln“, sind die umstände, in denen die möglichkeit der handlung wurzelt, so beschaffen, dass sie mir nicht nur freistellen, ob ich die möglichkeit

in wirklichkeit umsetzen will oder nicht, sondern dass sie mir auch die berechtigung meines tuns ausdrücklich verbürgen.

Bei der fülle der beispiele, die mir für c) zu gebote steht, muss ich mich mit einer auswahl begnügen.

1) *mac* = ich habe ursache.

Dies *mugen* ist leicht daran kentlich, dass mit vorliebe adverbiale bestimmungen wie *gerne, wol, vil, von schulden, lihte* usw. zu *mac* c. inf. hinzutreten.

MSD 32, 1, 17 *daz mag man wunteran.*

Gen. 2, 6 *daz mugit ir gerne horen;* 13, 25.

Annol. 575 *den man mûge wir nu ci bispili havin.*

Hpts Hl. 20, 13 *ez mugin ŏch wol alle sprekin.* 24, 31.

Heinr. v. M, Er. 16 *er mac wol sprechen;* 318. 410. 669. 776 *dû maht ez gern tuon;* Pr. 527 *des mag er sich immer schamen.*

Roth. 125 *die dû wol mugis senden;* 1775 *daz siez immer mugen klagen.* 1438. 2372. 4128. 4364.

M. F. 14 [20] *sô mac er vil wol triuten;* 21 [1] *er mac wol froelichen leben;* 127 [39] *so mac ich von schulden sprechen wol;* 16 [7]. 60 [7]. 61 [20]. 66 [26]. 70 [9]. 91 [3]. 93 [21]. 97 [34]. 109 [32]. 113 [9]. 113 [13]. 196 [22]. 209 [9].

Eneit 1588 *ir moget hen wale met êren friuntlike ane sien;* 1546. 2258. 2476. 2041 *et mach mich balde ruowen;* 3694 *des mahtu wale frô sin;* 5036. 5944. 6199. 6771. 7469. 9984. 11774 *wir mogen ons bôslike skamen.*

Wolfr. l. 5, 16 *ein wîp wol mac erlouben mir;* 7, 42 *daz ich wol mac mit wârheit jehen;* Parz. 318, 18 *die man gerne möhte schouwen;* 827, 3 *daz mac wol zürnen Kyot;* Wilh. 58, 28 *ez möhte etliches mâg beklagen;* Parz. 136, 14. 561, 11; Wilh. 463, 16; Tit. 118, 4.

Hartm. Iw. 26 *daz man gerne hoeren mac;* 3993 *ich mac wol clagen;* Er. 6032. 7508 *des mac ich wol erlachen;* weitere belege bei v. Monsterberg l. l.

G. Trist. 235 [38] *wir mugen ez âne sorge lân;* 349 [32] *ich mac wol weinen;* 106 [1]. 119 [16]. 173 [31]. 367 [2]. 466 [21]. 486 [9].

U. Trist. 502 [28] *wir megen von herzen alle wesen frô;* 526 [25]. 564 [1].

Nib. 48, 3 *er mohte wol verdienen;* 249, 1 *ir muget in gerne danken;* 935, 1 *ir muget iuch lihte rüemen;* 1156, 3 *ir muget mich*

gerne grüezen: 1184, 4 *du maht dich vreuwen balde;* 1663, 1 *si mac vil lange weinen;* 2181, 3 *ich mag wol balde klagen* u. öfters.

Klage 1021 *erschrahte, als er von schulden mahte;* 1213 *daz man immer mêre dâ von maere sagen mac.*

Gudr. 73, 1 *des mac man verjehen;* 154, 4 *dich mügen loben balde;* 127, 2. 192, 2. 269, 4. 299, 2. 361, 4 *des mohte er sînen schermknaben gedanken;* 382, 2. 516, 3. 671, 2. 715, 3 *daz man ims danken mohte von schulden wol nach êren;* 1473, 2 *si mohte balde klagen* usw.

Walth. 16[11] *der weise klagen mac;* 38[17] *wir möhten balde klagen von schulden;* 100[28] *der mac wol sorgen;* 121[37] *möhtens wol gedagen* usf.

Frid. 8, 24 *von donre mac man wunder sagen;* 49, 4. 56, 13.

Konr. Gold. schm. 539 *und mac dich wol bediuten;* 909.

Weinschw. 40 *ich mac in wol erlîden.*

Berth. 881, 10 (Wackern. leseb.) *die möhtet ir gerne an sehen.*

Bon. 2, 37 *her an mac gedenken wol.*

Nic. Jer. 15, 19 *des man mochte lachin.*

3) *mac* = es steht frei, *licet.*

mugen in dieser bedeutung berührt sich nicht selten mit dem futurum.

Heinr. v. M. Er. 117 *der mac tuon swaz er wil.*

Roth. 364 *nû mugider hôren mêre;* 5095 *nû mugit ir hôren wê er sprach.*

M. F. 175[10] *mugent ir michel wunder an mir sehen.*

Eneit 3385 *alse du gesien maht;* 9390 *dô moget ir hôren wonder;* 12966 *dâ mochte man skouwen.*

Wolfr. Parz. 58, 14 *hie mugt ir grôz wunder lôsen;* 123, 1 *du maht hie vier ritter sehn.*

G. Trist. 146[15] *waz mac ich nû mêre sagen;* 175[18]. 199[31]. 344[35]. 260[38] *ich mac wol disen gewalt an mînem vinde üeben.*

U. Trist. 511[4] *swer vrouwen wolte schouwen, der mohte dâ vil schoene sehen.*

Nib. 1, 4 *muget ir nu wunder hoeren sagen:* oft widerkehrende epische formel: 1062, 1. 1644, 2. 1661, 2. 1873, 1 usw. Gudr. 1010, 1.

Klage 527 *du maht noch manegen vinden.*

Gudr. 652, 4 *so muget ir mich wol vrâgen;* 721, 2 *man mohte daz wol hoeren.*

Walth. 18[30] *dà mugent ir alle schouwen wol ein wunder bì.*
Konr. Gold. schm. 415 *daz man erkennen mac dà bì.*
Nic. Jer. 6, 136 *als man dà mac schouwin;* 52, 14.

3) *mac* = ich habe recht, es ist mir erlaubt.

Wolfr. Parz. 48, 3 *si mohtez wol mit èren tuon.*
Nib. 63, 3 *gewant daz alsò stolze recken mit èren mügen tragen;* 102, 9 *daz mugt ir wol mit èrn tuon;* 673, 4 *si mac mit èren minnen des S. lìp;* usw.
Frid. 52, 17 *der mac mit êren werden alt.*
Berth. 902, 1 (Wackern. leseb.) *swer da sprichet, ez müge dehein èman bì sìner hùsfrouwen geligen àne houbetsünde* usw. (vgl. Rötteken s. 117).

d) *mac* mit nicht-persönlichem subjekte.

Über den nicht-persönlichen gebrauch von *mugen* ist oben zum ahd. bereits das nötige bemerkt worden. Ich führe aus meiner beispielsamlung nur belege aus früh-mhd. denkmälern an, um zu zeigen, dass man schon frühzeitig im mhd. kein bedenken getragen hat, substantiva der mannigfachsten art, concreta und abstracta, endlich auch *ez* zu subjekten von *mugen* zu machen.

Will. 27, 3 *die dorna;* 43, 12 *tùba;* 55, 9 *saecularis actio;* 107, 11.
Annol. 605 *predigi.*
Hpts Hl. 27, 5 *unsir samet wesin;* 116, 31 *diu sêle.*
Heinr. v. M. Er. 87 *ràt;* 830 *olbende;* 973 *ouge;* Pr. 15 *hunde;* 155 *tìvel.*
Roth. 654 *ros;* 1859 *mantele;* 4908 *vôze.*
M. F. 7[25] *herze;* 42[25] *staete;* 43[29] *huote;* 53[1] *wân;* 81[4] *staete;* 83[31] *winter;* 87[5] *tôt;* 113[7] *tier;* 119[13] *glas;* 138[15] *saelde;* 166[18] *wunder;* 188[38] *bluomen schîn.*
Eneit 1963. 2110. 4296 *ràt;* 7018 *torn;* 11222 *brief;* 12097 *ros.*

Über das impersonelle *ez mac* c. inf. ist wenig zu bemerken; es ist seit Williram in einer grossen anzahl von stellen zu belegen. Wie im ahd. zeichnen sich auch im mhd. die infinitive, die adverbial zu *ez mac* hinzutreten, durch eine gewisse algemeinheit und darum auch unbestimtheit ihres inhaltes aus; solche infinitive sind *werden, sìn, geschehen, gàn, irgàn* usw. Von einer aufzählung von beispielen für diese ungemein häufig vorkommende ausdrucksweise glaube ich füglich abstehen zu dürfen; sie bietet nur das eine interesse, dass sie uns *mugen* auf einer sehr niedrigen stufe seiner verbalen functionsfähigkeit zeigt.

e) *mac* c. inf. = verbum finitum.

Wie im ahd., so lassen sich auch im mhd. eine reihe von fällen beobachten, in denen *mugen*, eigener bedeutung fast ganz baar, pleonastisch und das einfache verbum umschreibend, zum infinitiv hinzugefügt wird: dieser gebrauch lässt *mugen* vollends als hülfsverbum erscheinen. Oft dient *mugen* hier dem ausdrucke der gemilderten behauptung; die zuversichtlichkeit, welche in den indicativformen sich ausspricht, wird dadurch gemildert, dass man die handlung aus der direkten wirklichkeit in die möglichkeit hinausschiebt: dies geschieht dadurch, dass man das einfache verbum durch *mac* c. inf. umschreibt. Es ist klar, dass *mugen* in dieser anwendung jenem *mugen* sehr nahe komt, welches im verein mit dem abhängigen infinitiv den potentialis ersezt; es hält oft schwer zu entscheiden, ob ein solches *mac* c. inf. nur die geltung des einfachen verb. fin. hat ober ob es den potential vertritt.

Heinr. v. M. Er. 216 *der in der werlt niht einen esel mohte haben;* 480 *uon dem gemäinen lebene mag ez einen besunderen namen wol haben.*

Roth. 2217 *der din genôz mohte sin;* 2482 *her mach wole unse vatir sin;* 2588. 2628 *dô mohter vunfzic dûsint haven.*

M. F. 8[28] *des ich niht mohte hân noch niemer mac gewinnen;* 53[15] *waz mac daz sîn, daz diu werlt heizzet minne.*

Wolfr. Parz. 53, 30 *den zins von sinen landen, swaz der gelten moht ein jâr;* 86, 15 *von dem sol er lèdic sin, mac min hèr Br. ledic sin von diner hant* (nach Erbe P.-Br. V, 36 = fut.); 123, 11 *ir mugt wol sin von ritters art;* 123, 21. 326, 17 usw.; Wilh. 98, 8 *si mohtenz ungerne tuon.*

G. Trist. 18[6] *schoeniu vrouwe, der ieglichiu mohte sin von schoene ein rîchiu künegîn.*

U. Trist. 573[36] *dû maht wol hôhe vröude haben.*

Nib. 109, 3 *ich wil an iu ertwingen, swaz ir muget hân;* 118, 2 *er mohte Hagenen swestersun vil wol sin;* 393, 2. 995, 1. 1427, 3. 83, 2 *sin im die hèrren kùnde* AB (*mag er sie bekennen* CD); 961, 2 *so vernemet selbe* A (*so muget ir selbe hoeren* B; *ir müget wol selbe hoeren* C); 2212, 3 *daz moht man kiesen* (*erchoz manz* C).

Gudr. 401, 2 *mac er haben krône oder hât er eigen land* (vgl. Martins anm.); 429, 1 *die sie mohten hân.*

Frid. 127, 2 *swâ nuzze schelnt diu kindelin, dâ mac des lônes lihte sin;* 143, 1; 95, 4 *für durst mac niht bezzers sin dan wasser.*

Konr. Eng. 294 *swenn ich des goldes niht mac hân;* 543 *die wile daz ich mac geleben.*

Sachsp. I. 17, 1 *alle de sik gelike nâ to der sibbe gestuppen mogen.*
Bon. 3. 44 *die rede moht ez vil kûme hân.*
Nic. Jer. 15, 124 *der bestin die er mohte hân;* 20, 123.

f) *mac* c. inf. ersezt den conjunctiv.

Auf die beziehungen, welche zwischen *mugen* und dem conjunctiv obwalten, habe ich schon oben bei gelegenheit des ahd. hingewiesen.

Im einfachen satz vertritt *mac* c. inf. meist den potentialis oder den optativ.

1) *mac* c. inf. = potentialis.

Vgl. hierzu: Holtheuer Zs. f. d. ph. erg. s. 153.

Roth. 743 *die mach wole wesen hêrre;* 840 *von wannen mac diz volk sîn?*

M. F. 85[36] *mac si hoeren, waz ich meine;* 104[1]. 119[12].

Hartm. Er. 3816 *waz mac ich sprechen mê;* 7970 *waz mac ich iu mêre sagen.* (Weitere beispiele bei v. Monsterberg l. l. s. 49).

Wolfr. Parz. 475, 20 *waz râtes möht ich dir nu tuon?* Tit. 54, 1.

G. Trist. 68[25] *diz mugen wol guote liute sîn.*

Nib. 82, 2 *rîch unde küene moht er vil wol sîn;* 1690, 4 *er mac wol sîn ein recke guot.*

Gudr. 988, 4 *er mac sich ir wol gelîchen;* 1207, 4. 1271, 3.

Walth. 72[25] *der mac wol heizen friundes gebe.*

Frid. 137, 17 *daz mac wol sîn ein heilic zît.*

Berth. I, 44, 20 *wer mac reht haben?* (vgl. Rötteken s. 117).

2) *mac* c. inf. = optativus.

Holtheuer l. l. s. 148; dortselbst beispiele aus Hartm. Iw.; Rötteken s. 27.

M. F. 127[27] *mac si sich doch miner rede versinnen;* 5[38]. 19[1]. 160[35].

Wolfr. l. 7, 37 *maht du troesten mîn gemüete;* Tit. 2, 1 *möht ich getragen wâpen.*

G. Trist. 265[2] *möht ich der rede gewis sîn!*

U. Trist. 512[27] *möhtestû mir ze trôste komen.*

Gudr. 227, 1 *möhte daz gesin;* 1432, 4 *möht ich mit den vinden gestrîten.*

Walth. 39[6] *möhte ich verslâfen des winters zît.*

Berth. I, 137, 12 *nu mac dir got vil wol vergelten.*

3) *mag* c. inf. = adhortativ.

Walth. 51[13] *muget ir schouwen;* 52[21] u. ö.

4) *mac* c. inf. in conditionalsätzen

dient dazu, entweder „den inhalt des fragesatzes noch mehr in das gebiet des ungewissen, bedingten hineinzuziehen“ (vgl. Holtheuer s. 167) oder die unwahrscheinlichkeit und irrealität des bedingungssatzes noch schärfer auszudrücken, als das durch den einfachen conjunctiv möglich ist. Beispiele hierfür sind:

M. F. 63[9] *möht ich erwerben mit fröiden ir hulde.*

Wolfr. Parz. 46, 10 *möht ez mit sînen hulden sîn;* 420, 13 *ich möht mit êren empfâhen mîn lant;* vgl. Erbe Über die conditionalsätze bei Wolfram v. E.: P.-Br. V, 1 fg.

G. Trist. 200[14] *und mohte sie daz wizzen;* 333[11]. 358[22].

Nib. 112, 2 *ez enmüge von dînen ellen dîn lant den fride hân, ich wils alles walten;* 467, 2.

Klage 65 *ob si möhte sîn ein man.*

Walth. 95[36] *möht ez mit liebes hulden sîn;* 125[9] *möht ich die lieben reise gevaren über sê.*

Frid. 17, 9 *ob alle sêlen möhten sîn in einer hant, sôn künde ir schîn nieman grîfen noch gesehen;* 73, 20 *möht ich wol mînen willen hân, ich wolte dem keiser 'z rîche lân.*

5) *mugen* im indirekten fragesatze.

M. F. 123[31] *nû râtent liebe frowen, waz ich singen müge.*

U. Trist. 558[11] *wer er wesen möhte.*

Nib. 393, 2 *wer die unkunden reken mügen sîn.*

Es wird sich empfehlen, die vertretung des conj. durch *mugen* noch einmal mit systematischer volständigkeit und mit benutzung des gesamten stellenmaterials zu behandeln; bis jezt liegen in den arbeiten von Holtheuer und Erbe nur bescheidene ansätze hierzu vor.

g) *mac* c. inf. = futurum.

Über den grund, der *mac* c. inf. und das futurum zusammenführte, wurde bereits oben gesprochen. Es folgen einige beispiele.

G. Trist. 214[25] *ir muget noch wol geleben den tac.*

Nib. 113, 2 *sweder unser einer am andern mac gesigen;* 234, 3 *daz ez Liudgêre mag immer wesen leit;* 639, 3. 1407, 3 *ir muget harte wol genesen;* 1865, 1.

Gudr. 268, 1 *wer mac uns daz gelouben.*

Walth. 49, 29 *waz mach ich nu sagen mê:* so lesen Wackernagel und Bartsch; Lachmann liest an der angegebenen stelle mit einigen handschriften *sol;* hiermit vergleicht Wilmanns

Ulr. v. Liecht. 201[2] *waz sol ich iu sagen mê.* Die vertauschung von *sol* mit dem futuralen *mac* lässt sich auch sonst in den handschriften beobachten: vgl. u. a. Hartm. Iw. 135 *do mohter oh* Ad (*da sohdestu auch* a; *do mohte ouch ir* BD).

Frid. 120, 1 *wil er in allen angesigen, er mac wol ein halp underligen.*

Berth. 877, 21 (Wackern. leseb.) *diu ê wart oder iemer mêr eht werden mac;* 890, 38 *daz du nie würde noch niemer werden maht.*

Wir beenden hiermit unsere darstellung der syntax des mhd. *mugen;* wir konten uns in derselben durchweg kürzer fassen als in den übrigen teilen unserer arbeit, da wir die principiellen fragen für die behandlung des mhd. *mugen* schon bei gelegenheit des ahd. erörtert hatten: es galt nur unter die dort aufgestelten kategorien, welche wir mit geringen änderungen beibehalten durften, die beispiele aus dem mhd. einzuordnen. Auf volständigkeit in der herbeischaffung der belege musten wir, um dem vorwurfe alzu grosser ausführlichkeit zu entgehen, verzichten: jedoch werden die beispiele, die wir beigebracht haben, in genügender weise zum verständnisse der von uns besprochenen syntaktischen erscheinungen beigetragen haben.

Wir schliessen diesen abschnitt unserer untersuchungen mit einem kurzen rückblicke auf die geschichte des altdeutschen mögen.

Schon an dem got. *magan* traten uns zwei begriffe entgegen: der der körperlichen kraft und der der möglichkeit; während der ganzen altdeutschen zeit gehen diese beiden bedeutungen von mögen neben einander her, so zwar, dass *mugen* = *posse* die überhand gewint, *mugen* = valere in den hintergrund tritt. Die nhd. sprache kent mögen in der bedeutung „körperlich kräftig sein" kaum mehr; können und das kompositum „vermögen" teilen sich in die functionen des alten *mugen* = *valere. Mugen* = *posse* begint bereits im ahd. auf der einen seite seinen logischen, begriflichen inhalt mehr und mehr aufzugeben und in der breiten gebrauchssphäre eines verbum auxiliare sich zu verlieren, auf der anderen seite einige bedeutungsnüancen auszubilden, welche uns den grundbegriff der möglichkeit in verschiedenem lichte zeigen. Daneben endlich erlangt *mugen* die fähigkeit modale beziehungen auszudrücken, den conj. und das fut. zu umschreiben.

Der verwitterungsprocess, der sich im ahd. an der bedeutung von *mugen* vollzogen und der *mugen* zur geltung eines hülfsverbums herabgedrückt hat, dauert auch im mhd. stetig fort. Zwar bewahrt sich *mugen* noch nach einigen richtungen hin seine verbale kraft, die sich vor allem auch in einer begriflich genau fassbaren bedeutung kundgibt.

Im algemeinen aber ist *mugen* seines sinlichen vorstellungsinhaltes beraubt und kann nur dann im satzgefüge wirksam auftreten, wenn es von einem infinitive unterstüzt wird.

Das nhd. (vgl. DWb. VI, 2449) kann uns zeigen, welcher mannigfaltigkeit von anwendungen und bedeutungen mögen gerecht zu werden im stande ist. Die vielgestaltigkeit des nhd. mögen ist aber zum überwiegenden teile durch den umstand erkauft, dass dem zutritte des infinitivs zu mögen keine grenzen gesezt sind: infinitive der verschiedensten art werden von mögen abhängig gemacht und prägen dem inhaltlosen mögen bald diese bald jene bedeutung auf; nur an wenigen und schon stark verwischten spuren wird offenbar, dass auch das hülfsverbum mögen einst eine selbständige, sinlich kräftige bedeutung gehabt hat, wie sie uns das got. *magan* = ἰσχύειν noch zeigt.

§ 9. Einzelheiten aus der syntax von können und mögen im altdeutschen. Nachträge.

In diesem schlussparagraphen sollen noch einige punkte besprochen werden, die bisher entweder übersehen worden sind oder deshalb mit absicht übergangen wurden, weil sie können und mögen betrafen und darum in der von uns gewählten anordnung nur schlecht platz finden konten.

1) Können und mögen in nachsätzen nach positiven comparativen und superlativen.

Bock hat (Q. F. 27, 15) über die tatsache berichtet, dass können und mögen im mhd. besonders gern in nachsätzen nach positiven comparativen und superlativen da gesezt werden, wo uns das einfache verbum in indicativ- oder konjunctivformen zu genügen scheint: z. b. Nib. 128, 2 *mêre danne ich iu kan gesagen;* Hpts Hl. 30, 25 *hôheste wunne die man gehabin mach.* Bock hat richtig gesehen, dass hier eine steigerung des gedankens vorliegt: die verneinung der wirklichkeit, welche in jenen nachsätzen zum ausdrucke komt, wird durch den zusatz von können oder mögen gleichsam für alle zeiten ausgesprochen. „Was niemals gewesen ist und was niemals sein wird, wird in der vorstellung leicht zu einem, was nicht sein kann und nicht wird sein können, was nirgends ist, zu einem, was nicht sein kann, d. h. zu einem unmöglichen.“ — Beispiele findet man in genügender zahl bei Bock s. 16; aus den mhd. epen sind uns formeln wie Roth. 1336 *aller beste die man iergin mochte haven* durchaus geläufig.

2) Der inf. praet. nach können und mögen.

Die deutsche sprache hat nicht die fähigkeit besessen, einen infinitiv der vergangenheit zu bilden; sie muste daher, wenn sie nicht etwa dem praesentischen infinitive die vertretung des praeteritalen überlassen wolte — wie dies im ahd. noch durchweg geschieht, vgl. Grimm Gr. IV, 170 — zur umschreibung ihre zuflucht nehmen. Diese nun wird so volzogen, dass der infinitiv „haben" zu dem part. praes. des verbums hinzugefügt wird, dessen inf. praet. gebildet werden soll; z. b. Nib. 792, 3 *du möhtest gedaget hân.*

Solche inf. praet. finden sich a) nach *kunnen:* M. F. 160[12]; 175[34]; G. Trist. 35[9]; Wolfr. Parz. 404, 30; Nib. 2098, 2; 2223, 4 *kunde* ABC (*moht* Ih); Gudr. 1439, 2; 1453, 2.

b) nach *mugen:* Hpts Hl. 22, 24; Heinr. v. M. Er. 687; Roth. 1583; 1632; M. F. 45[29]; 140[3]; 177[26]; Eneit 4667; 5560; 7626; 11226; Wolfr. Parz. 286, 30; 464, 6; 484, 22; 565, 28; Gotfr. Trist. 89[39]; 388[5]; 428[4]; lobg. 62, 12; Nib. 401, 4B; 792, 2; 1496, 1; Klage 557; 628; Gudr. 127, 3; Walth. 17[19]; 106[7]; Konr. Eng. 1480; vgl. auch Grimm Gr. IV, 171.

3) Die prothese der partikel *ge-* vor den infinitiven nach können und mögen.

Die forscher, die sich in neuerer zeit mit dem vielumstrittenen *ge-* beschäftigt haben (vgl. die litteratur bei Reifferscheid Zs. f. d. ph. erg. 319 fg., v. Monsterberg Zs. f. d. ph. XVIII, 301), sind darin einig, dass der vorschlag von *ge-* mit besonderer vorliebe bei den infinitiven eintritt, die von *kunnen* und *mugen* abhängig sind. In betreff der erklärung dieses *ge-* gehen die ansichten der forscher weit auseinander; die bisherigen auffassungen hat Reifferscheid l. c. eingehend besprochen und der reihe nach mit stichhaltigen gründen, wie mir scheint, als irrig abgewiesen. Seinen eigenen erklärungsversuch hat Reifferscheid noch nicht veröffentlicht; er gedenkt ihn, wie er die güte hatte mir brieflich mitzuteilen, in seiner demnächst erscheinenden Tristanausgabe vorzulegen. Die neueste untersuchung über *ge-* war mir bis jezt noch nicht zugänglich: Dörfeld Über die function des praefixes *ge-* in der composition mit verben. I. *ge-* bei Ulfilas und Tatian.

v. Monsterberg erklärt *ge-* in folgender weise (l. l. s. 314): Überall scheint mir das syntaktische *ge-* dem zwecke eines durch das interesse oder die persönliche beteiligung des subjektes an der handlung hervorgerufenen nachdrucks zu stehen, die kraft des verbums meist mit plastischer sinlichkeit zusammenfassend." Nach einer sorgfältigen statistik

aller einschlägigen stellen aus Hartmann, aus der sich ergibt, dass *ge-* in der überwiegenden mehrzahl der fälle nach *kan* und *mac* sich findet, sagt v. Monsterberg: „Wie man also auch die numerischen tatsachen zu einander in beziehung setzen mag, immer treten *mac* und *kan* als diejenigen hervor, welche für das *ge-* am infinitiv am günstigsten sind. Der grund kann nur in der bedeutung beider verba liegen und deren verwantschaft mit dem sonst hervortretenden charakter von *ge-*."

Ich kann nicht entscheiden, ob diese annahme, welche v. Monsterberg für seinen schriftsteller, Hartmann, wahrscheinlich zu machen gesucht hat, auch sonst geltung beanspruchen darf. Der umstand, dass die handschriften mhd. schrifteller oft an denselben stellen den infinitiv mit und ohne *ge-* bieten: z. b. Nib. 129, 3 *kunde gevolgen* AB (*chunde volgen* CD); 259, 2 *sehen möhte* A (*gesehen* B); 759, 1 *gesîn* AB (*sîn* C) usw.; fälle wie Berth. leseb. 893, 34 *er kan an der liute sünde gar hôhe unde grôz unde swaere machen und kan sîn selbes sünde gar schoene und lîht gemachen,* denen ich aus meiner beispielsamlung noch manche andere zur seite stellen könte, deuten meines erachtens darauf hin, dass man in das *ge-* bisher zu viel „hineingeheimnist" hat, dass man nach den gründen innerer berechtigung da geforscht hat, wo vielfach nur äussere verhältnisse (z. b. verszwang) gewirkt haben. Doch wage ich es noch nicht, diesem urteile über *ge-* eine bestimte, algemeine formulierung zu geben.

4) Die composita von *kunnen* und *mugen* im altdeutschen.

Über die composition von *kunnan* im got. und alts. haben wir bereits oben gesprochen.

kunnan hat im ahd. 2 composita:

incunnan = *accusare* }
farkunnan = *desperare* } belege bei Graff IV, 410. 411.

Von dem schwachen verbum *kunnên* werden gebildet: *gakunnên desperare; arkunnên experiri.*

Das mhd. kent zu den schwachen verben *erkunnen* und *verkunnen* nur im particip die starken nebenformen *erkunnen* und *verkunnen:* vgl. Mhd. wb. I, 807a; Lachmann zu Nib. 2241, 4. Im nhd. ist „verkönnen" = „sehr können" nur im schwäbischen nachweisbar: Schmid Schwäb. wb. s. 323.

Das got. kent von *magan* nur das comp. *gamagan:* Gal. 5, 6; im alts. ist kein comp. von *mugan* zu belegen.

Das ahd. hat *gamagan*, *unmagan*, *ubarmagan*, *farmagan* (nur mit *sih*) und *furimagan* (Graff II, 609); daneben besteht eine schwache bildung *magèn* = *valere*, mit dem comp. *gamagèn*.

Mhd. *gemügen* findet sich u. a. Gudr. 1190, 1; *ubarmac* und *vermac* sind im mhd. ziemlich selten; erst im nhd. hat der gebrauch von „vermögen" grössere ausdehnung angenommen. Die schwachen verba *meginen* und *gameginen* belegt das Mhd. wb. II, 8 a/b nur aus der Genesis.

Mit dieser nachlese schliessen wir unsere untersuchungen über die bedeutungen und den syntaktischen gebrauch von können und mögen im altdeutschen.

Es war unser bestreben, auf grund eines ausgiebigen stellenmaterials die semasiologischen und syntaktischen eigentümlichkeiten von *kunnen* und *mugen* einer wissenschaftlichen durchforschung zu unterziehen. Wir glaubten, bei der einfachen constatierung und aufzählung der tatsachen nicht stehen bleiben zu dürfen. Darum gingen wir einerseits den momenten nach, die uns auf eine geschichtliche entwicklung innerhalb des uns vorliegenden syntaktischen tatbestandes schliessen lassen und suchten wir anderseits die algemeingültigen logischen und psychologischen gesetze auf, denen wir einen einfluss auf die gestaltung syntaktischer ausdrucksformen zuschrieben.

Unter diesen gesichtspunkten, historisch berichtend und logisch-psychologisch begründend, versuchten wir die geschichte der bedeutungen und der syntax von können und mögen im altdeutschen zu schreiben; vielleicht ist es uns wenigstens in den hauptpunkten geglückt, das ziel zu erreichen, das wir uns sezten.

DIEDENHOFEN I. LOTHR. WILHELM KAHL.

ÜBER ZIGLERS ASIATISCHE BANISE.

Um falschen erwartungen vorzubeugen und von vorn herein zwischen mir und meinen lesern erwünschte klarheit zu verbreiten, erkläre ich zunächst, dass meine absicht auf den folgenden seiten keineswegs darauf gerichtet ist, die bibliographischen notizen über Ziglers einst vielgerühmten und später so vielgeschmähten roman um einige neuigkeiten zu vermehren. Weder bibliographische, noch auch biographische anliegen[1] möchte ich vorbringen, sondern allein ästhetische.

1) Die ersteren, auch über Ziglers andere werke, befriedigen bis jezt zumeist L. Cholevius, die bedeutendsten deutschen romane des 17. jahrhunderts (Leipzig 1866)

Mir hat es als einsamem leser der Asiatischen banise vor mehr als drei lustren nicht recht gelingen wollen, meine damaligen studentischen freunde von dem eigenartigen genusse, den sie mir schon da bot, zu überzeugen, und ich legte schliesslich selbst das buch mit einer gewissen zweideutigen befriedigung aus der hand. Jezt hat mir eine nochmalige gründlichere und, wie ich hoffe, mit etwas geklärterem geschmack vorgenommene lektüre und eine längere beschäftigung mit der betreffenden litteraturperiode den wunsch geweckt, nicht nur vielleicht einen oder den andern der eben erwähnten zweifler von 1869, sondern auch andere mistrauische gemüter davon zu überzeugen, dass selbst diese blume unseres litterarischen irgartens, die in einer besonders wüsten ecke steht, ihren duft hat und trotz ihres grellen farbentones das ansehen verlohnt. Ich halte es aber für nötig, nicht etwa zum zwecke einer entschuldigung, sondern um der wahrheit willen, darauf hinzuweisen, dass diese zweite lektüre und die von mir daran geknüpften und hier widergegebenen bemerkungen nicht etwa durch Cholevius und Bobertag angeregt oder nur beeinflusst sind. Beider bücher über den roman kante ich zwar längst, hatte aber in betreff der Banise mir aus ihnen nie eine zeile notiert, ja selbst gerade diese partie vor jahren bei beiden kaum mehr als überflogen. Die nach dem abschluss meiner arbeit, und mit absicht erst da, vorgenommene vergleichung meiner und ihrer urteile hat mir den grösten genuss gewährt, mich aber nicht

s. 153, und F. Bobertag, Geschichte des romans und der ihm verwanten dichtungsgattungen in Deutschland, 1. abteilung, 2. band, 1. hälfte (Breslau 1879) s. 159 und 233, und am volständigsten des leztgenanten einleitung VI—VIII zu seiner 1883 erschienenen ausgabe der Banise, in Kürschners Deutscher national-litteratur bd. 21. Andere aufzählungen finden sich z. b. bei Gödeke, Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung, und Jördens, Lexikon deutscher dichter. Biographisch ist für alle die genanten und für die später zu nennenden schriften, die sich mit Zigler und seiner Banise beschäftigen, eine hauptquelle, die aber nicht reichlich fliesst, unverkenbar. Die hauptpunkte sind folgende: Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphausen ist geboren den 6. januar 1663 (Cholevius und Bobertag fälschlich 1653) zu Radmeritz südlich von Görlitz in der Oberlausitz, besuchte drei jahre lang das gymnasium zu Görlitz, dann 1680—84 die universität Frankfurt an der Oder, wo er sich neben seinem fachstudium, der jurisprudenz, besonders mit der dichtkunst beschäftigte. Nach dem tode des vaters 1684 hat er sich zumeist in der nähe von Leipzig aufgehalten. Er widmete sich der verwaltung des ihm zugefallenen rittergutes Probsthain und lebte als reicher unabhängiger edelmann ganz seinen neigungen, die, weit ernster als die der kavaliere seiner zeit, sich auf wissenschaft und litteratur richteten. Ausser Probsthain, das er später verkaufte, hat er noch die güter Podelwitz, Altkötig und Liebertwolkwitz besessen, daneben war er stiftsrat von Wurzen. Er starb früh, schon am 8. september 1697.

zu einer änderung des von mir niedergeschriebenen bewogen. In dieser methode der arbeit liegt der grund — und deshalb erwähne ich den umstand —, dass ich die auseinandersetzungen in die anmerkungen verweise und dass ich, ausgenommen natürlich, was A. Schlossar und den von ihm veröffentlichten scenenentwurf der hauptaktion der Siegenden Unschuld in der Persohn der Asiatischen Banise[1] betrift, auf die ursprünglichkeit des im text gegebenen gewicht lege.

Die europäische berühmtheit unseres buches, „Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu", seine beliebtheit in unserem vaterlande, dessen lesendes publikum sich mehr als siebzig jahre lang an ihm weidete und von 1688 bis 1766 nicht weniger als zehn neudrucke veranlasste[2], müssen schon an und für sich des litterar- und im algemeinen des kulturhistorikers aufmerksamkeit erwecken. Wirft doch ein solches werk licht auf den geistigen zustand nicht nur des verfassers, sondern auch der lesewelt der zeit, und muss doch bei einem so seltenen romanerfolge die frage nicht etwa so gestelt werden: Was wagte der verfasser seinem publikum zu bieten, sondern was verlangte es selbst, worin liegen im einzelnen die gründe, dass gerade diese dichtergabe so ausserordentlichen jubel erregte? Das ende des 17. und der anfang des 18. jahrhunderts haben ein so unzweifelhaft klares urteil abgegeben, dass ich zeugnisse dafür im besonderen nicht anzuführen brauche: Gottsched konte noch 1733 in seinen „Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache" usw. 6. stück s. 274 sagen: Seit dem erscheinen der Banise habe sich kein einziger mensch daran gemacht und die fehler nachgewiesen (vgl. auch: Nöth. Vorrath usw. 284, 286, 291, 293).

1) Österreichische kultur- und litteraturbilder mit besonderer berücksichtigung der Steiermark (Wien 1879) s. 65 fg.

2) Es gibt ferner eine fortsetzung von dem Schlesier J. G. Hamann, welche mindestens schon 1721 existierte, eine opernbearbeitung von Joachim Beccau 1710, ein trauerspiel von Grimm (Cholevius 153 und Bobertag, Gesch. d. r. 233 und noch in der einleitung zur ausgabe d. B. VI nennen Friedrich Wilhelm Grimm und die zahl 1733. Schlossar dagegen s. 69 und Seuffert in seinem „Maler Müller" s. 233 den erst 1807 verstorbenen gothaischen minister Fr. Melchior v. Grimm und die jahres-zahl 1743; daneben klingt es auffällig, wenn E. Schmidt Schnorrs Archiv f. l. IX. 1880 sagt: Grimms Banise kenne jeder, sie sei eine jugendsünde), mehrere nachahmungen: Deutsche Banise 1752, Engelländische Banise, prinzessin von Sussex 1754, Ägyptische Banise 1759, und eine umarbeitung in eine altpersische novelle: Der hohe ausspruch oder Chares und Fatime von dem maler Müller, welche zuerst 1825 in den „Rheinblüthen" erschien und die ausführung eines von demselben in seiner jugend begonnenen operntextes in Alexandrinern darstelt.

Die asiatische Banise repräsentiert den charakteristischen romanstil jener tage neben Daniel von Lohensteins Arminius und Thusnelda am besten; diesem lezteren werke allein wurde es nachgesezt, aber es gefiel wol algemeiner — wie es uns noch heute mehr gefält, als dieser riesenroman — wurde tatsächlich öfter gelesen, infolge seiner verhältnismässigen kürze und wegen des zurücktretens der aufdringlichen belehrenden partien, die sicherlich schon vor 190 jahren die lektüre des Lohensteinischen buches erschwerten, wenn der verfasser auch die beste absicht dabei verfolgte, nämlich „diejenigen auch wider ihren vorsatz gelehrt, klug und tugendhaft zu machen, welche in dem gedichte nichts als verliebte eitelkeiten suchen würden.“

Ein rückschlag erfolgte, wie überhaupt gegen die zweite schlesische schule, so auch gegen Ziglers hauptroman durch Gottsched und daneben durch die Schweizer. Sie stellen den schwulst, die unnatur der lyrik, epik und dramatik der Hoffmannswaldauischen anhänger zuerst an den pranger, und dabei ist es, um es kurz zu sagen, im ganzen auch bis heute geblieben. Aber es hat doch lang gewährt, ehe sich das lesende Deutschland von der Banise abwendete. Bekantlich lässt noch Goethe in dem 6. kapitel des 1. buches von „Wilhelm Meisters lehrjahren“ bei der so reizend geschriebenen erzählung Wilhelms von seinen ersten theatralischen versuchen auch Chaumigrem, eine hauptfigur in unserem roman, mit nennen: „Da muste nun könig Saul in seinem schwarzen samtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen.“ Als zum text verwendete bücher nent er „die Deutsche schaubühne und verschiedene italienisch-deutsche opern.“ Man wird also nicht wol schliessen dürfen, dass der junge Goethe, der ja bekantlich in diesen partien des Wilhelm Meister seine eigenen jugenderinnerungen erzählt, den operntext von J. Beccau oder den roman selbst, sondern dass er irgend eine dramatische bearbeitung, sei es die von Grimm oder eine mehr volkstümliche zu seinem puppenspiele benuzt hat. Das fiele also in die zeit um 1755 und stimmte durchaus mit den in den oben citierten nachahmungen von 1752—1759 liegenden beweisen für das interesse, welches in weitesten kreisen, speziell am anfang der zweiten hälfte des vorigen jahrhunderts unserer Banise entgegengebracht wurde. Wissen wir doch auch, dass 1753 noch zwei und 1764—66 noch eine neue auflage des buches nötig waren, und ferner, dass ausser der von A. Schlossar besprochenen aufführung der hauptaktion, welche 1722 durch die Bruniussche theatergeselschaft in Graz in Steiermark vor sich gieng, noch zwischen

1740 und 1750 die bekante Schuchsche schauspielertruppe „die Banize" aufführte[1].

Doch für die litteraturgeschichte war seit Gottsched das urteil gesprochen[2]. Wol haben einzelne richtungen und einzelne vorkämpfer im vorigen und in diesem jahrhundert auf die starke belebung der phantasie und zugleich des patriotismus, auf die einführung neuer stoffe und kräftigerer plastischer ausdrücke in unsere litteratur, also auf eine gewisse förderung derselben in algemein ästhetischer, inhaltlicher und formeller hinsicht hingewiesen, welche von der sogenanten zweiten schlesischen schule ausgieng. Die tendenzen der Schweizer wie der romantiker zeigen deutliche berührungspunkte, aber wie wenig fält dies im grossen und ganzen ins gewicht! An eine regelrechte „rettung" hat bis jezt niemand gedacht und wird wol auch nicht so leicht jemand denken, schiefer anschauungen sind aber ziemlich viele zu bekämpfen.

Für meinen zweck reicht es aus, bevor ich meine eindrücke und die darauf gegründeten urteile widergebe, nur einige wenige kritiken in den gangbarsten litteraturgeschichten über die Banise einander gegenüberzustellen; gar manche, fürchte ich, sind geschrieben, ohne genaue kentnis des buches, nur nach einem kurzen überfliegen oder selbst auf die autorität anderer litterarhistoriker hin[3]. Da spricht z. b. Otto Roquette (I, 390) von der gelehrten sprache, in der Zigler Lohenstein nachahme, Kurz (II, 434) nent das werk den unkünstlerischesten und geschmacklosesten roman der zeit." Scherr behauptet wenigstens (II, 187), es repräsentiere volständig den wunderlichen romanstil jener zeit, Vilmar (369) findet, Arminius und Thusnelda habe einen weit besseren stil als die Banise. Sehr hart urteilt von den früheren Wachler (II, 78). Im sinnenkitzel, sagt er, wisse Zigler seiner meister kostbarkeit und schlüpfrigkeit zu erreichen, durch unnatürliche übertreibungen und erfinderische grausamkeit sie zu übertreffen. Obendrein habe er noch die undeutsche verkehrtheit des vornehmen geselschaftstones mit lüderlicher sprachmengerei bekundet[4]. Die Banise sei das erzeugnis zügellos wilder, im erklügeln schwülstiger gefühle oder vorstellungen und ausdrücke dafür bis zur erschöpfung angestrengter einbildungskraft; im erstreben des

1) Theatr. journal f. Deutschland 1777, I. 64.

2) Eine frühere, aber weniger wichtige kritik über die ganze romangattung findet sich in Bodmers „Discoursen der Mahler" teil III, s. 100.

3) Menzels litteraturgeschichte stelt Cholevius in seiner vorrede an den pranger.

4) Das ist wol die ungerechteste aller beschuldigungen. Der vergleich Ziglers mit seinen quellen, besonders mit Francisci, beweist augenfällig, wie er deren fremdworte durch deutsche ersezt.

neuen, ungeheuren, was staunen und grausen erregen soll, verspotte sie die gesetze der natur und sitsamkeit und sinke oft matt zur gemeinheit herunter. Ganz anders klingen Scherers, des neuesten gewichtigen kritikers, worte (379); er stelt die Banise über Arminius in betreff der effektvollen fortschreitenden handlung, erklärt den stoff für geschickt verändert und abgerundet und rühmt, hier finde sich keine gelehrsamkeit, keine verborgene weisheit, dafür aber die richtigen romanfiguren.

Man sieht schon aus dieser blumenlese, die beliebig vergrössert werden könte, dass es nötig ist, unbeeinflusst von früheren äusserungen, sich eine eigene meinung zu bilden. Die neueste handliche ausgabe der Banise (siehe oben) ladet dazu ein, nach dieser citiere ich als nach dem besten bisherigen drucke, obgleich der herausgeber diesen nicht nach einer der ersten auflagen (1688 und 1690), sondern nach einer von den zwei aus dem jahre 1707 stammenden hat herstellen müssen.

Ich gebe zunächst eine gedrängte inhaltsangabe des werkes[1]. Balacin ist der zweite sohn des königs Dacosem von Ava in Hinterindien, Banise die tochter Xemindos, des kaisers von Pegu, des neffen jenes Dacosem. Die beiden hauptpersonen stehen also im verhältnis von onkel und nichte, doch wird gerade diese verwantschaftliche stellung gar nicht berührt, vielmehr nur die tatsache, dass Dacosem seinen neffen als kaiser nicht anerkent, ihm den lehnseid weigert und somit die beiden höfe in erbitterter feindschaft einander gegenüberstehen, zumal Dacosem das land von Banisens vater gerade für seinen zweiten sohn Balacin erobern will. Ein überläufer von Pegu, der sich in Ava aufhält, ist Chaumigrem aus Brama, der an dem hofe Dacosems sehr bald einen ganz ausserordentlichen einfluss erhält, besonders dadurch, dass Xemindos einfall in Ava, bei dem Balacins älterer bruder getötet wird, durch Chaumigrems bruder Xenimbrun zum stilstand gebracht wird. Auch dieser fält nämlich von Xemindo ab und bedroht Pegu, so dass der bis dahin siegreiche kaiser sich gegen ihn wenden muss. Lezterer besiegt und tötet jenen zwar, doch hat dies nur die folge, dass nun der viel gefährlichere Chaumigrem an des bruders stelle herr von Brama wird und sein ehrgeiz eine weit gewaltigere kriegsflamme, die ganz Hinterindien erfasst, entzündet. Er erobert zuerst Martaban, dessen könig ein schwiegersohn Xemindos ist, vertilgt unter den grösten grau-

1) Andere inhaltsangaben bei Cholevius s. 154—162, Bobertag s. 160—176 und am kürzesten, aber recht geschickt bei Schlossar s. 84—87. Ich gebe oben zunächst nur die haupthandlung und füge auf den folgenden seiten minder wichtige und doch wissenswerte partien an.

samkeiten das ganze dortige fürstenhaus und bedroht endlich Pegu selbst. Gegen ihn erfleht jezt Xemindo seines onkels Dacosem von Ava hilfe und zwar durch dessen sohn Balacin, welcher vor Chaumigrems einfluss früher hat aus Ava weichen müssen, in tiefstem incognito nach Pegu gegangen ist und durch alle möglichen heldentaten Xemindos und vor allem seiner tochter Banise, einer gefeierten schönheit, liebe gewonnen hat. Balacin wird also mit günstigen anerbietungen von Pegu zu seinem vater geschickt, richtet aber nichts aus, sondern muss zwei monate lang bei seinem vater unter strenger bewachung aushalten, während welcher zeit Chaumigrem Pegu einnimt, den kaiser Xemindo in unwürdiger weise tötet und auch Banise zu ermorden befiehlt. Darauf eilt Balacin, der jezt freigelassen wird, nach Pegu, gelangt nach den mannigfaltigsten abenteuern in Talemons, des kaiserlichen schatzmeisters, eines früher gewonnenen freundes, schloss und hört hier, als er verwundet an das krankenlager gefesselt ist, sowol dass Banise durch das mitleid des oberhauptmanns von Chaumigrems leibwache Abaxar gerettet ist und versteckt gehalten wird, als dass sein vater plötzlich gestorben und ihm damit Ava und zugleich durch den tod des dortigen königs Aracan zugefallen ist. Er hat also nun die macht, mit Chaumigrem offen in die schranken zu treten, unternimt aber, durch die verschlimmerung von Banisens lage dazu gedrängt, einen versuch sie aus Pegu zu entführen. Der tyrann hat nämlich, nachdem er sich auch des landes Prom bemächtigt und die dortige königin getötet, von Abaxars eigenmächtigem handeln kentnis erhalten, Banise vor sich führen lassen und, von ihrer schönheit hingerissen, ihr eine bedenkzeit von sechs tagen gegeben, nach deren ablauf sie entweder sich mit ihm verbinden oder den tod erleiden soll. Durch Talemons sohn Ponnedro, den „oberhofmeister des kaiserlichen frauenzimmers“, wird Balacin, der sich als portugiesischer händler verkleidet, eine zusammenkunft mit Banise ermöglicht, bei der er sie beredet, Chaumigrem einen schlaftrunk einzugeben. Dieser tut seine schuldigkeit, die liebenden entfliehen glücklich aus der stadt, verirren sich aber, und Banise wird mit des prinzen diener Scandor eingeholt und zurückgebracht. Zu ihrem glücke folgt der noch immer verliebte Chaumigrem dem rate des obersten priesters, des Rolim, welcher bei der gefesselten prinzessin anblick ebenfals von leidenschaft zu ihr erfasst worden ist und sie für sich gewinnen will, und bewilligt ihr eine sechsmonatliche trauerzeit in des Rolim gewahrsam; Scandor, den er frei lässt, gibt dem fast verzweifelten Balacin davon kunde. Dieser rüstet in Aracan zum kriege und tritt Ava seiner schwester Higvanama ab, während Chaumigrem Siam

und dessen hauptstadt Odia erobert. Bei diesem zuge wird Abaxar, der in Chaumigrems vertrauen geblieben ist, von den Siamesen gefangen, lernt dabei die siamesische prinzessin Fylane kennen und lieben, besteht für sie einen zweikampf und wird nach der einnahme der stadt ihr und ihres verwundeten, heldenmütigen bruders Nherandi retter und gefangenwärter. Auf dem rückmarsche von Odia trift Chaumigrems heer in einer furchtbaren schlacht am passe Abdiara mit Balacin zusammen und wird bis auf klägliche trümmer, die sich nach Pegu retten, vernichtet. Um diese stadt zieht sich nun der krieg zusammen; ausser Balacin belagert auch prinz Zarang von Tangu dieselbe, ein unglücklicher liebhaber Banisens, der gelegenheit gehabt hat, leztere in des Rolim gewahrsam widerzusehen, aber ebenso wie der zudringliche Rolim selbst von ihr abgewiesen worden ist. Auch der siamesische prinz Nherandi, der seine freiheit wider gewonnen und sein heimatsland von den zurückgelassenen truppen Chaumigrems befreit hat, komt Balacin zu hilfe, endlich noch des lezteren schwester und Nherandis verlobte, Higvanama von Ava. Diese jedoch fält unterwegs in die hände eines Chaumigrem zuziehenden heeres, wird aber glücklicherweise kurz darauf von ihrem bräutigam wider befreit. Trotz alledem scheint der gefangenen Banise schicksal besiegelt. Chaumigrem hat mehr und mehr seine leidenschaft für sie überwunden, und als Banise den Rolim, welcher ihr gewalt antun will, niedersticht, befiehlt er, sie nach 21 tagen dem kriegsgotte Carcovita zu opfern. Die nachricht davon bringt der wider einmal gefangene und ausgewechselte Scandor seinem herrn, und, während die stadt aufs heftigste belagert wird, schmiedet dieser nun mit dem immer noch als Chaumigrems leibwächter in dessen unmittelbarer nähe weilenden Abaxar und einem von dem tyrannen beleidigten general Martong den entscheidenden plan. Vorher ist auch sein nebenbuhler Zarang durch die von ihm früher verschmähte prinzessin von Savaady, die in der verkleidung der Banise zu ihm komt und plötzlich sein herz gewint, zum abzuge vermocht und das feld zwischen den hauptpersonen völlig frei geworden. Balacin und sein getreuer Scandor machen sich unkentlich, gelangen in die stadt Pegu und erfahren von Abaxar die einzelheiten des rettungsplanes. Lezterer bewirkt bei dem neuen Rolim die aufnahme Balacins unter die opferpriester, und diesem gerade als dem jüngsten wird der auftrag, Banise zu töten. Die unglückliche prinzessin ist ohne jede ahnung von diesen massnahmen, sie komponiert eine trauerarie, die bei der ceremonie gesungen wird, und hält in dem tempel des kriegsgottes vor dem versammelten hofe Chaumigrems und der priesterschaft eine grosse trauer-

und abschiedsrede. Während sie aber mit geschlossenen augen vor dem altare kniet, macht sich der vor ihr stehende opferpriester plötzlich als Balacin kentlich, ersticht den auf ihn losstürmenden Chaumigrem, und ein von Abaxar und Martong geleiteter aufstand wirft dessen anhänger im tempel nieder; Nherandi erstürmt inzwischen die stadt. Algemeine freude herscht ob der glücklichen wendung, sie wird noch dadurch erhöht, dass Abaxar sich als prinz Palekin von Prom ausweist und Talemon die von ihm verborgenen schätze von Banisens vater dem neuen herscher ausliefert. Die hochzeiten, nämlich die von Balacin, Nherandi und Palakin mit den zu ihnen gehörigen prinzessinnen, bieten zu schaustellungen jeder art anlass, von denen ein poetischer wettstreit zwischen Venus und Mars und das schauspiel: Die handlung der listigen rache oder der tapfere Heraclius die glänzendsten sind, und unter den zärtlichsten freundschaftsbeteuerungen nehmen Balacin, der kaiser von Pegu und Aracan, Nherandi, der könig von Siam, und Palekin, der könig von Prom und dem ihm geschenkten Ava, mit ihren ehehälften abschied von einander.

Dies der inhalt. Die verteilung des stoffes in die drei, nicht weiter in kapitel oder sonstige unterteile zerlegten bücher geschieht in folgender weise: Das erste buch ist fast ganz mit erzählungen am krankenlager des verkleideten prinzen Balacin auf Talemons schloss erfült. Ziemlich alles, was vor desselben zweitem erscheinen vor Pegu, also vor seinem aufenthalte bei Talemon, und vor dem unglücklichen fluchtversuch, geschehen ist, wird hier von seinem diener Scandor (s. 38—86 und 95—171) vor den ohren des alten Talemon, seines zu besuch anwesenden sohnes Ponnedro und Abaxars, der lezteren begleitet, berichtet. Der prinz muss seine und seiner schwester Higvanama lebens- und leidens- und seine und Banisens liebesgeschichte geduldig mit anhören, auch Talemon, selbst Ponnedro haben, wenigstens von dem zweiten teile, längst genaue kentnis, nur Abaxar scheint lauter neuigkeiten zu erfahren. Der bericht ist ausserdem insofern recht unglaubwürdig, als der diener nicht nur seines herrn worte und handlungen mit gröster epischer breite angibt, sondern auch seine und anderer gedanken, ganz wie es der dichter direkt tun würde, erzählt. Am auffälligsten aber sind die darein geflochtenen briefe und gedichte, die einerseits zum teil dem Scandor kaum bekant, anderseits seinem gedächtnis in dem getreuen wortlaut unmöglich so eingeprägt sein können. Ein einziger vers nämlich s. 45 stamt aus seinem eigenen gehirn, dann folgt s. 48 eine liebesarie der prinzessin Higvanama, ein vers Chaumigrems (s. 52), ein brief des lezteren an jene (55), ein brief

und gedicht Nherandis an dieselbe (63—65), ein gefälschtes schreiben und gedicht desselben an die gleiche person (72. 73), drei schreiben Chaumigrems an Balacin und dessen vater (81—83). In der zweiten hälfte von Scandors erzählung findet sich der wichtige orakelvers (100), welcher Balacin zuerst nach Pegu weist und ihm sein ganzes schicksal voraussagt, welchen man also nicht wol anfechten kann, aber auch ein unsagbar geschmackloses lied der prinzessin von Savaady (116. 117), die lange erzählung des flüchtlings aus Martaban, der dem versammelten hofe in Pegu Chaumigrems greueltaten daselbst, und zwar auch in erster person berichtet (138—146), ein längeres liebesgedicht Balacins in Alexandrinern (162. 163) und eine ebensolche antwort Banisens (164). Die vom dichter direkt gegebene handlung im ersten buche besteht nur in Balacins ankunft vor Pegu, seiner verwundung durch Bramaner, seiner glücklichen aufnahme in Talemons schloss, dem allein er sein incognito enthült, und seinem achttägigen, durch den heilungsprocess veranlassten aufenthalte daselbst. Er wird hier durch die trotz seines incognitos in ihn verliebte tochter des Talemon, Lorangy, und deren stiefmutter Hassana in fatale lage gebracht, aber durch die ankunft seines dieners Scandor erfreut, welcher ihm zwei briefe, die auch wörtlich abgedruckt sind, überreicht und darin die kunde von seines vaters in Ava tod und von seiner wahl zum könig von Aracan bringt. Sonst ist im ersten buche noch der umstand wichtig, dass Abaxar mit Balacin bekant wird und abneigung gegen seinen herrn, Chaumigrem, verrät; er deutet jedoch noch mit keinem worte an, dass er die für tot gehaltene Banise gerettet hat.

Ist nun die composition des ganzen ersten buches überhaupt schon sehr schwerfällig, der kunstgriff, dass die vorgeschichte breit erzählt wird, besonders deshalb ungeschickt, weil es vor zumeist längst in dieselbe eingeweihten geschicht, so muss man sich noch mehr über die naivetät wundern, mit der der dichter in person Scandors ab ovo anfängt, während doch der unglückliche prinz nach einem erlösenden worte über Banisens schicksal schmachtet. Einige stellen könten darauf hinweisen, dass Zigler die unwahrheit, die in den langen erzählungen gerade vor diesen personen liegt, selbst fühlt. Der prinz verrät öfters seine teilnahme in höherem grade, als Abaxar verstehen kann: so heisst es, als sein erster abschied von seiner verlobten berichtet wird, s. 169: „Hier wendete sich der Printz um, und hätte sich in sothaner schmertzlicher erinnerung fast verrathen, indem er seinen augen nicht mehr zu gebieten vermochte, dannenhero Scandor seine erzehlung möglichst verkürtzte und sie durch folgende worte endigte.“ Man vergegenwärtige sich nur

die situation: die einzige persönlichkeit auf gottes weiter erde, die den prinzen beruhigen könte, sizt an seinem lager, nämlich Abaxar, aber dieser wird von keiner seite gefragt, ob er den befehl Chaumigrems, von dem alle wissen, Banise zu töten, ausgeführt habe.

Dies geschieht erst am anfange des zweiten buches. Darin wird zunächst die dürftige, selbständige nebenhandlung des ersten zu ende geführt. Lorangy bekomt einen mann, aber nicht den prinzen, der in der grösten verlegenheit zu einem nächtlichen besuche von seiten seiner verehrerin seine zustimmung gegeben hat, sondern den untergeschobenen Scandor, der weder von Lorangy noch von deren mutter im dunkel der nacht erkant und sogar schleunigst mit ersterer feierlich verheiratet wird, ehe das tageslicht den irtum aufhelt. Dies ist eine der ergötzlichsten partieen des buches, sie erfült einen künstlerischen zweck, nämlich mitten in die tragische spannung ein ablenkendes moment einzufügen, ähnlich, um kleines mit grossem zu vergleichen, wie die scenen zwischen Francisca, Just und Werner in Minna von Barnhelm den abschluss der haupthandlung zwar verzögern und doch woltuend wirken. Eingeschoben ist gerade der traurige schluss der vorgeschichte, die Talemon (s. 181—205) übernimt, da er natürlich am besten von dem „Tod und untergang des unglückseligen Käysers Xemindo samt dessen Printzen und gantzem Reich“ bericht erstatten kann. Er erzählt in durchaus motivierter weise die einzelheiten, die Balacin und Scandor unbekant sein müssen, im ganzen einfach und natürlich; nur ein einziges mal flicht er einen brief der königin von Prom an Chaumigrem (199, 200) ein.

Damit ist die exposition zu ende geführt; wir stehen aber auch so ziemlich in der mitte des ganzen romans. Gerade als Abaxar Balacins incognito durchschaut, als er andeutet, dass er Banise gerettet habe, und als er jenem seinen beistand schwört, wird er verhaftet, um Chaumigrem über die schonung der prinzessin rede zu stehen, und nun wird der natürliche gang der erzählung nicht mehr unterbrochen. Von der composition dieser zweiten hälfte ist nicht viel mehr zu sagen. Schon das zweite buch, das die lage der heldin sonst nur schlimmer werden lässt, gibt den anfang der peripetie in der sechsmonatlichen frist, welche Banise gestelt wird, und in Balacins rüstungen zu ihrer befreiung; als untergeordnetes moment kommen die grossen verluste hinzu, welche Chaumigrem vor Odia erleidet.

Das dritte buch steigert die gefahr aufs höchste und gibt ein schier unglaublich gutes ende.

Von anfang an balanciert also das schicksal Banisens auf der schärfe des schwertes; sie ist, wie alle glauben, auf Chaumigrems befehl getötet, nur der urplötzliche eindruck ihrer schönheit auf den zum mörder bestimten Abaxar hat sie gerettet. Nachdem dies am selben tage sowol ihrem verlobten als Chaumigrem bekant geworden, gerät sie wenigstens insofern in immer grössere gefahr, als nicht nur ihr leben, sondern auch ihre tugend fortwährend bedroht wird. Die angriffe darauf abzuwehren gelingt ihr allein, ihr leben wird gerettet, als sie es um ihrer keuscheit und treue willen in die schanze geschlagen hat, von ihrem verlobten, wobei man sich nur wundern muss, dass ihr widerstand ihr nicht vorher den tod oder schande zugezogen hat.

Ein wort muss an dieser stelle noch den übergängen und sprüngen der erzählung in der zweiten hälfte des romans gewidmet werden. Sie sind meist nicht gewaltsamer als in vielen neueren büchern derselben poetischen gattung; die phrasen jedoch, die dabei verwendet werden, sind komisch genug, um angedeutet zu werden. Einfach klingt noch eine der ersten: „Wir wenden unsere augen von — zu“ (218). Dann aber (280) „verlassen wir auf kurtze zeit das waffen-bemühete Aracan und schicken die feder nach Pegu.“ Natürlicher wider klingt der satz (294): „Hier wollen wir die bedrängten Siammer in blut und dampff verlassen nnd nach Pegu eilen, um die einsame princeßin in ihrem tempel zu besuchen.“ Nach den von ihr abgeschlagenen „hefftigen zwey liebes-stürmen wollen wir sie wider ruhen lassen und mit unserer feder einen rück-flug nach dem lager vor Odia nehmen“ (306). Von da „lauffen wir wider zurücke nach Siam“ selbst (311) und „lassen dann unsere feder abermahls zum überläuffer werden, welcher sich aus der stadt in das feindeslager begiebt“ (324). Ferner heisst es: „Wir wollen diese zwey Löwen (Balacin und Zarang) den Tyger (Chaumigrem) bestreiten lassen und uns nach dem Printzen Nherandi umsehen, wo dieser in solcher unruhe geblieben sey (350)?“ „Wir wollen Higvanama auff dem wege verlassen und sie bald in ketten und banden finden: nachdem wir zuvor die Peguanischen mauern übersprungen und den verliebten zustand des Chaumigrems und Rolims betrachtet haben“ (352) und über dieselben Mauern „thun wir wider einen flug zurück“ (364). Noch lebhafter sind die übergänge: „Doch, grossmüthige Higvanama, lasse nur die gedult das geistespflaster werden, und wisse, dass du in kurtzem das verhängniß loben und rühmen wirst“ (366) oder „Und will ich hier der feder ein stillschweigen aufferlegen, weil sie, alle vergnügungen, freundschaffts-küsse und hertzliche worte vorzustellen, nur ihre unvermögenheit verrathen würde“ (373). Oder

endlich: „Wir lassen hier den vergnügten Zarang den Savaadischen gürtel lösen, und verfügen uns wider in das Aracanische lager vor Pegu, woselbst wir statt lieblicher küsse donnernde carthauen spielen, und statt der myrthen die mauern von Pegu mit blutigen cypressen umgeben schauen" (382). Neben derartigen übergangsphrasen treten die fälle, wo einfach von etwas neuem „kurtzer bericht abgestattet" oder mit einem „inzwischen" und dergleichen abgeleitet wird, völlig zurück.

Wir können den abschnitt, der die composition des werkes behandelt, nicht schliessen, ohne auf noch einige andere augenfällige unwahrscheinlichkeiten der handlung ausser den schon erwähnten hingewiesen zu haben. Die geschraubte situation, die auf der ununterbrochen fortdauernden lebensgefahr der heldin beruht, ist uns am empfindlichsten, sie ist aber gerade ein hauptmittel des autors, die spannung zu erhöhen und könte noch heute gerade wie damals das glück des schriftstellers machen. Er ist unerschöpflich im aufspüren neuer gründe, um verzögerungen für den eintritt der katastrophe herbeizuführen, ganz wie Sue oder Dumas. Oft werden tage oder wochen oder monate im voraus bestimt, wo irgend etwas eintreten soll, in der zwischenzeit sucht er es dann so zu arrangieren, dass alles, was er zur abwendung des unheils eintreten lassen will, nicht zu unwahrscheinlich erscheint. Trotzdem glaube ich nicht, dass gerade die als glanzpunkt gedachte lösung im tempel des kriegsgottes mit der rede Banisens und dem tode Chaumigrems von den zeitgenossen so gar anders gefunden worden ist als von heutigen lesern. Die rede mag ihrem geschmack entsprochen haben[1], während sie uns unbeschreiblich geschmacklos dünkt in ihrer schulmässigen rhetorik, mit ihrer kühlen überlegung und phrasendrescherei. Aber dass die ihr folgende befreiung nicht so geschickt und spannend wie andere partien, zu tumultuös erfolgt, wird wol auch einem oder dem andern der ersten verehrer des buches aufgefallen sein[2].

Ein einziges mal kann es scheinen, als ob Zigler etwaigen einwendungen gegen die fabel entgegentreten wolte. S. 318 sagt er: „Zu

1) Cholevius s. 169 zergliedert sie ganz correkt, findet sie ebenfals „pedantisch und unnatürlich, trotzdem sie sicher unzählige heisse thränen hervorgelockt habe."

3) Bobertag s. 220 sagt ganz richtig, „es mangele die fähigkeit, die bedeutsamsten situationen klar zu erkennen und von weniger wichtigem zu unterscheiden, auch die kunst, dann eine wirkungsvollere und mehr als sonst spannende darstellung anzuwenden."

verwundern ist es, wie sich ein väterliches hertze durch fremdes fleisch sein eigenes geblüte könne lassen verhasst machen: Allein hier muste die verwunderung den finger auff den mund legen, weil öffters, ob zwar ein ehrlicher, doch unordentlicher begierdens rauch die flamme natürlicher liebe ersticket." Ich muss aber betonen, dass es z. b. den charakterzügen, die der dichter den personen verleiht und die später besprochen werden sollen, nicht recht entspricht, wenn der mordgierige, von Banise in jeder weise zurückgestossene oder überlistete Chaumigrem dieser so oft bedenkzeit gibt, auch, nachdem seine leidenschaft schon erkaltet ist, die rache verschiebt (s. besonders s. 352, 354, 363), ferner wenn der jugendlich leidenschaftliche und ritterliche Balacin die zweite herausforderung durch den prinzen Zarang, als sie zusammen Pegu belagern, nicht annimt, oder wenn der leztere so schnell der ihn überlistenden prinzessin von Savaady die täuschung verzeiht und sie sogar heiratet, oder wenn Scandor, eigentlich nur um seinem herrn das geschehene melden zu können, von Chaumigrem nach dem fluchtversuche ohne strafe entlassen, oder endlich wenn Abaxar von diesem nach dem flagrantesten ungehorsam in seiner hohen würde gelassen wird. Das sind schwächen, die sicher auch nach dem ersten erscheinen des werkes empfunden worden sind.

Anders steht es mit einigen andern punkten. Der unglückliche vater Banisens, der kaiser Xemindo, lässt sich auf dem richtplatze (s. 195) mit einem Portugiesen in ein gespräch ein, und unter andern worten diese fallen: „Ich muss gestehen, wenn es gott gefiele, möchte ich itzo noch eine stunde leben, um zu bekennen die vortrefligkeit des glaubens, welchem ihr andern zugetan seyd." Diese löbliche gesinnung erscheint uns selbst bei dem etwas schwachmütigen kaiser von Pegu so völlig unvermittelt, dass wir an ihrer echtheit zweifeln müssen; auf die leser vor 200 jahren, die mehr als wir von den erfolgen der jesuitischen mission gerade in Ostasien hörten, mag sie wol besonders erbaulich gewirkt haben. Auch der uns wunderlich vorkommende schluss der hochzeitsfeierlichkeiten, das zwiegespräch zwischen Mars und Venus und das von Portugiesen aufgeführte theaterstück, wird in jener zeit einen entgegengesezten eindruck gemacht haben. Uns will der von Zigler „aus dem italiänischen übersezte" und getrent von der Banise schon einmal, ein jahr vor deren erscheinen gedruckte „tapffere Heraclius", auch wenn Portugiesen ihn vor dem jungen kaiserpaare in Pegu aufführen, gar nicht nach Hinterindien gehören. Die gelehrten anspielungen darin auf alte mythologie und geschichte fallen uns als vor diesen zuschauern in so hohem masse unmotiviert auf, dass wir

bei dieser gelegenheit erst recht deutlich empfinden, wie rein der eigentliche roman sonst von allem solchen krimskrams ist.

Man würde jedoch, meine ich, sehr unrecht tun, wenn man dieses angehängte theaterstück, obgleich es dem inhalte nach eine gewisse ähnlichkeit mit dem roman nicht verleugnet, als organisch mit dem ganzen verbunden beurteilen wolte. Das titelblatt sagt es ganz offen: „Diesem füget sich bey eine theatralische handlung." Der dichter hatte die absicht, das stück, auf das er jedenfals nicht wenig stolz war und das nicht besser und nicht schlechter ist als die durchschnitswaare der zweiten schlesischen schule, noch bekanter zu machen, indem er es dem gefolge der asiatischen Banise einverleibte; der kunstgriff war einfach genug und hat jedesfals seine wirkung getan. Eine entschuldigung kann aber auch vom künstlerischen standpunkte insofern gefunden werden, als, wie schon angedeutet, ein parallelismus zwischen dem roman und dem stücke existiert. Phocas entspricht in manchem Chaumigrem, Heraclius hat die züge Balacins, Theodosia die Banisens, Mauritius gleicht dem unglücklichen Xemindo, das zweite liebespaar Honoria und Siron könte mit Higvanama und Nherandi zusammengestelt werden. Der kern der fabel ist allerdings insofern ein anderer, als der tyrann sich ausser in die zwei genanten prinzessinnen vor allem in den als weib verkleideten Heraclius verliebt; der leztere aber hat doch ebenso wie Balacin die ihm entrissene braut zu befreien und einen gestürzten kaiser zu rächen. Die mittel sind die gleichen: verkleidung und plötzlicher überfall des im augenblick wehrlosen gewalthabers, unterstützung des kühnen angreifers durch von aussen eindringende freunde, welche die leibwache unschädlich machen[1]. Es haben also äussere gründe in erster, nicht unbedeutende innere in zweiter linie den dichter zu dieser nochmaligen benutzung eines früheren werkes verführt: der hauptfehler dabei liegt in der verwendung vor einem publikum (in Pegu), das wohl für die sache, nicht aber für die namen interesse haben konte. Es ist dies jedoch ein fehler, den Zigler in weit geringerem umfange begeht als alle romanschriftsteller, die mit ihm zugleich arbeiteten.

Wir kommen nun zu der hauptfrage in betreff der dichterkraft Ziglers: Wie viel von dem roman ist seiner eigenen phantasie entsprungen, wie viel hat er benuzt oder abgeschrieben? Der einzige kritiker, welcher bisher Ziglers angaben über seine quellen (in der vor-

1) Ich nehme also an, dass Zigler in betreff der composition seines romans in etwas von diesem seinem dramatischen werke, das er als aus dem italiänischen übersezt ein jahr früher veröffentlichte, abhängig war.

rede) geprüft hat, ist Bobertag s. 176—179. Mich befriedigten dessen resultate nicht volständig, ich gebe deshalb hier die meinigen. Sie beruhen auf der genauen lektüre und vergleichung der beiden von Zigler genanten werke: Gasparo Balbi, viaggio dell' Indie orientali, Venedig 1590, und Erasmus Francisci, Ost- und Westindischer, wie auch Sinesischer Lust- und Stats-Garten, Nürnberg, 1668, zwei wie in der grösse, so in plan und ziel völlig verschiedene bücher, von denen jedoch das zweite das erste benuzt. Balbi war venetianischer juwelier und reiste seines geschäftes wegen 1579—88 im Orient umher, in Syrien, Mesopotamien, Vorder- und Hinterindien. Da sein buch in der hauptsache vom kaufmännischen standpunkte geschrieben ist und alles, was für den handel seiner vaterstadt von vorteil und interesse sein kann, in erster linie zusammenträgt, so bringt es nur wenige ethnographische oder geographische specialitäten. Über geschichtliche stoffe ist es ausführlicher in den kapiteln 35 und 37; hier teilt es mit, was gerade damals in Hinterindien politisch wichtiges geschah. Was Balbi selbst davon sah oder von Portugiesen daselbst hörte, bringt er als neue zeitung aus Pegu nach Venedig.

Von seinem werke gab es eine lateinische und eine deutsche übersetzung, die erste 1606, die zweite 1605 in Frankfurt erschienen; es ist mir aber wahrscheinlicher, dass Zigler das original selbst benuzt hat, da er meist den italienischen text wörtlich überträgt. Dies geschieht an folgenden stellen:

Balbi blatt 100 = Zigler seite 347, die beschreibung von Pegu; B. 101 und 102^a = Z. 347, die krokodile und die burg ebenda; B. 110^b = Z. 281, über den könig des weissen elefanten; B. 111 und 112 = Z. 281 und 282 über die bewafnung und ausrüstung des heeres, die fehlende artillerie usw.; B. 118^a = Z. 132 und 133 über das schöne schiff des königs von Pegu; B. 118^b und 119^a = Z. 133, der aufzug ebendesselben; B. 122 = Z. 135, das schifsfest Sapan Donou. Aus dem 17. kapitel sind ferner wol noch die festlichkeiten bei dem tode eines königs von Pegu und die stelle über die gebräuche der priester benuzt, endlich ist ganz wörtlich das 36. kapitel, die elefantenjagd, = Zigler 282 fg.

Das alles sind züge, die unser dichter nur zur ausschmückung der fabel entlehnt; diese selbst aber hat er bis auf einen nebenpunkt nicht nach Balbi entworfen. Derselbe erlebte nämlich den krieg zwischen Ava und Pegu, welcher bei Zigler ganz im anfange von Scandor erzählt wird. Hier heissen die fürsten Dacosem und Xemindo, Balbi nent keine namen, berichtet überhaupt den hergang ganz trocken

und hängt die geschichte eines zweiten, aber verunglückten feldzuges gegen Silon (nach Francisci 1509 = Sion = Siam = Odia) an, welchen Zigler nicht benuzt. Mit wie freier phantasie der leztere gerade diese für uns wichtigste stelle verwendet, ergibt folgende zusammenstellung. Bei Balbi wie bei Zigler huldigt der könig von Ava dem von Pegu, seinem neffen, nicht, gibt ihm keine geschenke und hindert den handelsverkehr zwischen beiden ländern; den umstand benuzt Zigler nicht, dass der von Pegu deshalb abgeschickte gesante von jenem ermordet wird. Vor dem feldzuge richtet der könig von Pegu aus furcht vor verrat 4000 personen hin, die vornehmsten seiner unterthanen mit ihren familien bis herab auf die säuglinge; Zigler lässt dagegen Xemindo von ehrgeizigen unterthanen, Xeminbrun und Chaumigrem, wirklich verraten werden. Auch die erkrankung des königs an den blattern benuzt er nicht. In der entscheidungsschlacht kämpfen ferner bei Balbi beide könige selbst mit einander; der Peguaner tötet den von Ava, bei Zigler nur dessen ältesten sohn, so dass nun dem jüngeren, Balacin, die thronfolge zufält. Von einzelheiten sind bei dieser scene mehrere bezeichnende mit herübergenommen, z. b. das schwert des Peguaners, welches ihm von dem portugiesischen vicekönig Luigi di Taida verehrt worden ist, ferner die verletzung und wut seines elefanten. Man sieht, das sind alles einzelne, wenige züge von bestimtem charakter, gewisse härten werden gemildert; der ausgang aber ist ein völlig verschiedener. Während bei Balbi die feindliche armee sich ergibt, Ava geschleift und seine einwohnerschaft in die wildnis hinausgejagt wird, lässt Zigler hier Xeminbruns abfall eintreten und Pegu, ohne Ava selbst anzugreifen, sich gegen diesen wenden. Nur den umstand, dass der grosse schatz von Ava nicht aufgefunden wird, beutet er später in Pegu, gegen Chaumigrem, aus, und wörtlich nimt er die rührende stelle herüber, wo der elefant des gefallenen königs (oder kronprinzen) von Ava bei dem siegeseinzuge in Pegu weint und 14 tage lang keine nahrung zu sich nimt. Aus dem nun folgenden feldzuge gegen Siam oder Odia könte unseren dichter höchstens die notiz angeregt haben, dass der vater des königs von Pegu früher mit 800000 mann die stadt eroberte; er lässt, wenn auch nicht durch Xemindo, so doch durch Chaumigrem dasselbe ziel erreichen.

Also nur für eine nebenhandlung, den krieg Xemindos gegen Dacosem, hat Zigler hie und da züge aus Balbi benuzt, etwas mehr zur künstlerischen ausschmückung der verhältnisse von stadt und hof in Pegu. Der kern der fabel, die schicksale Banisens, Balacins, Chaumigrems, ist bei Balbi mit keiner silbe gestreift.

Solte Francisci dafür die quelle gewesen sein? Jedesfals, das merken wir bald, ist dessen dickleibiges buch aus ungemein vielen älteren kompiliert und eine bequeme fundgrube für kuriöse nachrichten aus Ost- und Westindien nicht nur, sondern aus allen ländern und zeiten. Es erzählt nicht nur zwei, sondern eine ganze menge kriege in Hinterindien, es führt auch mehrere personen deutlich vor, aber von der hauptfabel Ziglers ist auch hier nur wenig zu entdecken. Von seite 1530 an, im dritten teile, wird es für uns wichtig. In dem vorgespräch zwischen Floris Angelott und Sinnebald erinnert dagegen nur der gedankenaustausch über liebe und frauen in etwas an entsprechende partien bei Zigler, ist aber nicht wörtlich benuzt. Aus dem ersten buche ferner ist das kraut dutroa, mit dem Banise Chaumigrem einschläfert, sonst aber, gerade wie aus dem zweiten, nur weniges zur naturgeschichtlichen schilderung des landes entlehnt. Balbi endlich, nicht Francisci 1518—29, liegt den entsprechenden Ziglerschen seiten über Pegu zu grunde, wie schon angegeben. Auch die geographische beschreibung Siams oder Odias (Fr. 1509, Z. 290) ist nicht wörtlich, der anlass zum kriege zwischen Siam und Pegu sachlich wol gleich, in der form anders erzählt, die zustände in Siam erscheinen in einem anderen lichte, der ganze feldzug ist bei Francisci 1510 sehr kurz, nach Cäsar Fridericus, behandelt. Wir ersehen daraus als faktische ergänzung zu Balbi, dass im jahre 1567 ein könig von Pegu 29 monate lang Odia mit 1400000 mann, zu denen noch 500000 mann zuzug gekommen seien, belagert und endlich durch verrat genommen haben soll; der überwundene könig, so heisst es kurz, habe gift genommen. Bei Zigler ist aus diesen wenigen sätzen der grossartige kampf um Odia geworden, den Chaumigrem schliesslich trotz Xherandis verzweifelter verteidigung siegreich beendet, während der könig Higvero mit seiner gattin sich vergiftet (s. 284—294, 306—330). Balbi dagegen verweilt, wie oben gesagt, länger bei dem zu seiner zeit, also etwa 15 jahre später, erfolgten verunglückten angriff des sohnes jenes königs von Pegu auf Odia.

Fast wörtlich gleich lautet zuerst die algemeine schilderung des festes des kriegsgottes (Z. 364, Fr. 1523), welche nach Vincent le Blanc entworfen ist, ebenso die krönung in Pegu (Z. 404 fg. = Fr. 1525 fg.), nur dass Zigler viel kürzt und anderseits die schöne rede des Rolim Korangerim durchaus selbständig dazusezt. Wie die nach Balbi gefertigte erzählung des peguanisch-avanischen krieges bei Zigler durch den erzähler Scandor eine völlig andere färbung erhielt, so flicht hier unser dichter geschickt seine eigenen politischen ansichten ein, überträgt

ausserdem gewisse handlungen auf ganz andere personen. In den vordergrund für den gang der kriegsereignisse in unserem romane tritt Francisci erst s. 1530 fg., von wo an er den Portugiesen Fernand Mendez Pinto und Boterus benuzt, um die kriege eines königs von Brama mit den andern hinterindischen fürsten zu Pintos lebzeiten zu erzählen. Der könig ist nicht genant, sein oberfeldherr nur heisst Xeminbrun; bei Zigler bilden lezterer und Chaumigrem ein würdiges brüderpaar, von dem der erstgenante bald verschwindet, und alles, was nach Francisci der könig selbst ausführte, komt hier auf Chaumigrems rechnung selbst. Bei Fr. zieht der könig zuerst gegen Martaban, dessen könig Cambainha von beiden schriftstellern den gleichen namen erhält, bei Fr. aber kapituliert, bei Z. ritterlich kämpft. Eine genauere vergleichung der betreffenden seiten, Fr. 1530—1535, Z. 138—146, ergibt die völlige selbständigkeit unseres dichters. Francisci erzählt ausführlich von unterhandlungen, Zigler lässt durch einen entronnenen Martabaner lebendig und anschaulich die belagerung und erstürmung berichten. Die folgende massenhinrichtung dagegen ist zwar nicht ganz, aber in vielen ausdrücken wörtlich und der sache nach bei beiden gleich (Fr. 1533—1538, Z. 141—146). Bei Francisci rückt der Brama nun sofort vor Prom, und dessen belagerung und erstürmung hat Zigler, wenn auch in anderem zusammenhange, beinahe gleichlautend mit jenem, besonders bezieht sich dies auf den brief der königin (Z. 199—205, Fr. 1538—1541). Allerdings fehlen bei dem älteren autor alle beziehungen auf Abaxar, welche persönlichkeit durchaus Ziglers erfindung ist; geschickte abkürzungen, ersetzung von fremdworten durch deutsche und nicht recht nach Asien passender durch geschicktere fallen ferner dabei auf. Ganz selbständig ist in unserem buche die ausmalung eines grossen ausfalles, welche mir, noch ehe ich mit Francisci vergleichen konte, wegen ihres plastischen ausdrucks besonders gelungen erschien. Der leztere lässt an dieser stelle den könig von Brama verwundet und Xenimbrun getötet, Zigler ähnlich Chaumigrem von einer lanze verlezt und dessen obersten feldherrn niedergehauen werden.

Alle bei Francisci 1541—62 folgenden ereignisse hat Zigler nicht benuzt, der name des milchbruders des bramanischen fürsten, nämlich Chaumigrem, komt aber hier, s. 1561, zum ersten male vor. Sodann ist für den wirklich historischen hintergrund daraus die anmerkung s. 1557 von wichtigkeit, in der es heisst: Pinto sei bei der belagerung von Prom ohngefähr im jahre 1540 zugegen gewesen, schon vorher aber habe derselbe könig von Brama Pegu bezwungen. Dann wendet sich Francisci s. 1562 zu dem zweiten, aber unglücklichen angriff auf

Siam, welchen die eine seiner quellen, Boterus, ins jahr 1570 sezt, während er in die zeit von Balbis aufenthalt fält. Ähnlich ist hier nur bei Zigler s. 284 fg. die figur der königin, die sich durch verbrecherische taten hervortut, dagegen fehlen bei Fr. Nherandi, Fylane, natürlich auch Abaxar und die schreckensscenen und zwistigkeiten in Odia, gerade wie bei der ersten belagerung. Die einzelheiten führt unser roman ganz selbständig aus, die lebendigsten kampfscenen haben bei Fr. kein analogon. Die mannigfaltigkeit derselben ist aber in der Banise geradezu bewundernswert: eine schlacht vor der einschliessung, grossartige arbeiten, den fluss abzudämmen, ausfälle bei tag und bei nacht, stürme in sehr verschiedener art und weise. Den abzug vor Siam veranlasst nun bei Francisci s. 1564 der abfall des Xemindo in Pegu von dem könige von Brama, welch lezterem diese stadt untertan ist. Dieser Xemindo wird, wie bei Zigler, dargestelt: gutherzig, mild und höflich, er wird bei beiden in einer schlacht geschlagen, Pegu ergibt sich (Fr. 1565). Trozdem fält auch Martaban ab und ausserdem der Xemin von Satan (1566); ja lezterer überrascht den Brama und bringt ihn um. Der milchbruder des getöteten jedoch, Chaumigrem, rettet sich mit dem grossen schatze (1567) nach seiner geburtsstadt Tangu, während Xemin von Satan als könig in Pegu gekrönt wird. Gleich seinem vorgänger verfährt er aber tyrannisch gegen die untertanen, wird von dem widerauftauchenden Xemindo, der sich aus jener unglücklichen schlacht gerettet hat, belagert und fält bei einem gefecht vor seiner residenz. Xemindo ist nun 3½ jahre lang ein friedlicher und gerechter herscher in dem viel umstrittenen Pegu, dann wird er in einer bei Francisci ausführlich beschriebenen, bei Zigler nur erwähnten schlacht von Chaumigrem überwunden. Der leztere will nach Francisci (1576) die stadt schonen, erscheint hierbei in gutem lichte, da er sogar deswegen einem aufruhr entgegentritt, und zieht in Pegu ein (1577). Erst von hier an benuzt Zigler die vorlage wider mehr (187—198), und dies ist überhaupt die wichtigste entlehnung, die sich bei ihm findet. Sie betrift Chaumigrems einmarsch und sein strafgericht über den gefangenen Xemindo. Durch den erzähler Talemon wird aber in der Banise die prinzessin selbst mehr in den vordergrund geschoben und Chaumigrems charakter verschlechtert. Klagen über die vergänglichkeit des glücks treten dazu, eine hässliche scene, in der Xemindo von einem Portugiesen verhöhnt wird, fält weg. Dagegen sind die partien, in denen er von Chaumigrem verspottet, dann zum richtplatz geschlept, von seiner tochter mit wasser erquickt, von dem henker geschlagen und endlich getötet wird, ganz gleich. Zigler entlehnte

dieser schon bei Francisci hochdramatischen scene z. b. auch die worte, in denen Xemindo den wunsch ausspricht, christ zu werden, und sezt da nur die strafe hinzu, welche der henker von einem unbekanten erfährt. Wörtlich benuzt sind von unserem dichter mehrere sätze auf s. 187 und 188, die seiten 189 und 190 und endlich 193—198. Auf s. 191 ist nur die scene zwischen dem könige und seiner tochter wörtlich gleichlautend bis auf den schluss. Dieser aber ist für unsere fabel gerade durchaus die hauptsache. Francisci s. 1578 nent keinen namen für die tochter; sie ist die verlobte des prinzen von Nautir, eines prinzen von Ava, und wird (s. 1579) „auf dem Rucken ihres Vatters, den sie umhälsete, erwürgt.“ Da ist also nur der umstand, dass ein sohn des königs von Ava als bräutigam der tochter des Xemindo genant wird, von Zigler beibehalten. Alles andere, was er von diesen beiden personen zu erzählen weiss, und das ist doch der inhalt seines buches, ist produkt seiner frei waltenden dichterkraft. Vergleichen wir weiter, so ergibt sich folgendes: Die beiden anderen liebespaare existieren in den quellen gar nicht, Scandor und Talemon ebensowenig. Der vater Banisens wird aus einem von vielen usurpatoren zu einem grossen kaiser umgewandelt, dem der grösste teil Hinterindiens von rechtswegen gehört. Chaumigrem dagegen wird aus dem bruder des grossen königs von Brama, der diesem nachfolgt, zu einem emporkömling, auf den fast alle kriege und die verwirrung in Ava, Martaban, Prom, Siam und Pegu zurückzuführen sind. Er wächst dadurch, dass ihm seines bruders taten mit übertragen werden, zu einem Napoleon Hinterindiens empor, zu einer grossartigen, wenn auch für unseren geschmack zu grell gezeichneten persönlichkeit. Eine kunstvolle steigerung seiner erfolge ist bewirkt, indem feldzüge aus dem jahre 1540 bis 1585, von Pintos bis Balbis anwesenheit in Asien, ihm beigelegt sind, und mit dem grössten siege, der eroberung Siams, der höhepunkt erreicht wird. Wenn wir Francisci und Balbi verbinden, so sehen wir: Es tritt erst unter einem seiner nachfolger, welcher zwar Ava bestraft, aber vor dem abgefallenen Siam abziehen muss, in wirklichkeit eine art rückschlag ein, bei Zigler erreicht ihn selbst eine furchtbare nemesis. So ist in wirklich kühner weise aus den verschiedensten bausteinen ein gewaltiges, einheitliches gebäude aufgeführt, vor dem man nicht daran erinnert wird, aus welchen steinbrüchen das material herbeigeholt ist. Und was die hauptsache, eine einzige wichtigere scene hat Zigler nicht selbst entworfen, diese hat er aber mit recht wörtlich benuzt, sonst betreffen alle entlehnungen nur nebenhandlungen oder sind zur rhetorischen ausschmückung und der lokalfärbung wegen herübergenommen.

Dieses resultat meiner vergleichung der beiden hauptquellen mit dem romane selbst enthebt mich, so hoffe ich, derselben arbeit in betreff der noch ausserdem von Zigler selbst genanten bücher: „Saarens und Schultzens Reisebeschreibungen, Rogeri Heydenthum, Rossens Religionen.“ Auf sie führe ich die meisten bilder religiösen inhalts, die processionen und einzüge, die tempel- und städtebeschreibungen zurück; für die fabel selbst kann ich nach den bei Balbi und Francisci gefundenen ergebnissen nichts dergleichen annehmen. In betreff der personennamen kann ich nur zwei untergeordnete tatsachen noch anführen: An Balacin erinnert der bei Balbi 94ª angeführte ort Balatin in der nähe von Pegu, und Nherandi glaube ich als historische person annehmen zu müssen, da das Handbuch der geographie und statistik von Stein-Hörschelmann II, 3 s. 452 als „befreier Siams von Pegu und mehrer des reichs“ einen P'hra Nera' von 1564—1593 nent. Das stimt der sache nach ganz zu der von Balbi und Francisci erwähnten, unglücklichen, zweiten belagerung Odias durch die Bramaner und Peguaner.

Man erlaube mir nur noch einige wenige bemerkungen über den eindruck, welchen die von Zigler benuzten, nach den eben gepflogenen untersuchungen allein ins gewicht fallenden entlehnungen zur lokalfärbung usw. auf den leser machen. Wer unbefangen vergleicht, wird gestehen, Zigler versezt tatsächlich mehr als irgend einer seiner zeitgenössischen zunftgenossen in die zeit und an den ort, wohin er die fabel nun einmal verlegt hat. Schlossar geht mir zwar zu weit, wenn er sagt (s. 69): Zigler schildere an der hand ethnographischer und naturhistorischer werke das leben und treiben, die üppige vegetation, die orientalische pracht an den königshöfen dieser länder, er zeige die kriegführung, die sitten und gebräuche der Asiaten. Ich werde im folgenden zeigen, in wie weit das berechtigt ist, in wie weit nicht, doch in gewisser hinsicht bleibt allerdings, das ist auch meine ansicht, von anfang bis zu ende das Hinterindien vor unseren augen, welches in der zweiten hälfte des 16. jahrhunderts durch gewaltige erschütterungen bewegt wurde[1]. Die Portugiesen sind geschickt verwertet, sie

1) Auch Cholevius s. 152 sagt, die Banise verdiene allein einigermassen den namen eines ethnographischen romans. Zwar seien die fürsten und prinzessinnen wie die europäischen, Hinterindien sei nicht geographisch oder malerisch beschrieben (vgl. 166), doch es seien darin revolutionen und kriege benuzt, welche wirklich am ende des 16. jahrhunderts dort sich ereignet hätten. Bobertag s. 227—229 nent die Banise speciell nicht, nimt sie also auch nicht aus, was er einigermassen hätte tun müssen, wenn er von allen diesen historisch-galanten (wie Cholevius) oder heroisch-

handeln in den verschiedensten städten mit europäischen waaren, lavieren zwischen den parteien hin und her, lehren die bessere benutzung der geschütze und geben durch ihren anschluss an das gute princip, durch die unterstützung Balacins, zwar nicht den ausschlag in der fabel, spielen aber wenigstens eine auch uns Europäer befriedigende angemessene rolle.

Ich finde in den geographischen und naturhistorischen excursen, in den beschreibungen von tempeln und religiösen ceremonien, von einzügen und schaustellungen, so wie sie die Banise bringt, nichts unser gefühl in höherem masse störendes, als wenn Ebers in seinen ägyptischen romanen die antiquarischen kentnisse benuzt, die ihm gerade über das Pharaonenland zu gebote stehen. Zigler beutet dabei seine quelle sorfältig aus, er zieht aber die gelegenheit nicht sozusagen bei den haaren herbei. Er ist wol breit und verweilt mit vorliebe bei dem grässlichen und seltsamen, aber dafür kann ihn ebenso der geschmack seines publikums entschuldigen, wie es der heutige tut, wenn in den berühmten novellen Heyses und anderer ungewöhnliche, krankhafte, ja selbst den unbeteiligten zuschauer nervös erregende und peinigende seelenzustände im vordergrunde stehen. Ich kann darum unmöglich in so pharisäischer weise den epischen dichter tadeln, wie es wol sonst geschehen ist, wenn er seine haupterzählung in langsameres tempo fallen lässt, sobald Balacin zu dem tempel von Pandior komt (s. 96 fg.), oder sobald er das schiffest Sapan Donon mit begeht (131 fg.), oder an der tafel des kaisers von Pegu teilnimt (137). Man glaube sodann nicht, dass Balacin hierbei nur einen müssigen zuschauer spiele: es ist vielmehr bewegung und handlung genug in diesen episoden, und die charakterzeichnung gewint dabei neben der lokalfärbung.

Nicht viel anders steht es um Chaumigrems einzug in das besiegte Pegu (187 fg.), die hinrichtung Xemindos (193 fg.), Higvanamas krönung in Ava (275), die ihres bruders in Pegu (404 fg.) u. a. Uns muss es natürlich ermüden, wenn die paradestücke sich mehren; der „curiöse" sinn der leser vor 200 jahren aber schöpfte, wie ja algemein anerkant ist, mit vergnügen die belehrung, wie sie ihm weiter in dem bilde von der beerdigung der prinzessin Salagramma (312 fg.) und ihres

galanten (wie er selbst sie nent) romanen sagt: Die darstellung von zuständen vergangener zeiten bei bestimten völkern, deren treue und anschaulichkeit ein haupterfordernis des historischen romans sei, fehle ganz und gar, sie seien eminent unhistorisch, zerbilder. — Auf die verwendung der Portugiesen weist auch Cholevius s. 161 hin. — Zigler selbst sagt in seiner vorrede (s. 8): „Der innhalt gleichet sich mehr einer Historischen Beschreibung, als Helden-Gedichte."

vaters, des königs Higvero von Siam (313 fg.), von der bestattung des alten und der wahl des neuen Rolim (355 fg.) geboten wurde. Wenn bei allen genanten gemälden in erster linie die entfaltete pracht die phantasie der leser erregen soll, so ist es mehr auf die thränendrüsen abgesehen bei der schilderung der feuerprobe in Siam (318) und der menschenopfer in Pegu (363 fg.), schilderungen, bei denen von Ziglers seite nicht viel erfunden ist; mich haben sie neben den genanten quellen öfter an Olearius moskowitische reise erinnert. Diese partieen, besonders die lezte, gerade wie die geographischen und naturhistorischen, sind es allein, welche er wörtlich aus den quellen entlehnt hat. Die beschreibung von Odia (= Ajuthia von 1350—1766 hauptstadt von Siam) s. 290 und die von Pegu (347) könte von einem Homann aus Nürnberg geschrieben und seinem atlas in derselben weise einverleibt sein, wie dies bei Isfahan und Täbris oder Kars und Erzerum geschieht; so sachlich und einfach sind sie. Denselben eindruck macht die elefantenjagd (282—284) und der krokodilfang (373); die wahren quellen habe ich ja oben genant.

Man sieht, unendlich viel beiwerk hält Zigler für nötig, um geist und gemüt der leser zu befriedigen; das zuviel stumpft unseren, der heutigen generation genuss ab. Die angewanten mittel an und für sich sind aber nicht falsch. Wie anders muss uns dagegen in Lohensteins Arminius die verhülte erzählung der ganzen habsburgischen geschichte, die bezugnahme auf Ludwig XIV., auf Gustav Adolf usw. erscheinen! Zigler fält es doch nicht ein, wie seinem gefeierten vorbilde, aus allen zeiten und den verschiedensten örtlichkeiten, besonders in den gesprächen, die beispiele, vor allem anekdotenhafte, zu entlehnen. Er bleibt im ganzen doch im 16. jahrhundert, und da ihm die frühere hinterindische geschichte natürlich unbekant ist, so kann er auch nicht altertum und mittelalter immer in die neue zeit mengen, wie es Lohenstein umgekehrt tut. Dazu komt, dass, wenn Zigler in die Banise auch vieles hineinbringt, was nicht unbedingt zur haupthandlung gehört, dieses sich doch weit natürlicher mit derselben verbindet als im Arminius[1].

1) Bobertag s. 218 fg. sagt: Ziglern könne eine weit leichtere bürde von gelehrsamkeit wol ebenso vor überladung mit gelehrtem kram bewahrt haben wie richtiger takt, obwol, ganz objektiv genommen, der Banise dieser mangel als ein nicht ganz unbedeutender vorteil anzurechnen sei. Das „obwol" scheint mir nicht gerecht. Zigler wird überall als ein ausserordentlicher vielleser genant, auch Bobertag einleitung VI sagt, er habe durch viele stubenarbeit seiner gesundheit geschadet, da ist doch die „weit leichtere bürde an gelehrsamkeit" mindestens unerwartet. Wenn es dann s. 219 anmerkung weiter heisst: „Zu beachten dürfte sein, dass Zigler in seinen spä-

In den entsprechenden zeitverhältnissen bleiben wir bei Zigler im ganzen immer: in betreff der örtlichkeit nimt er nun freilich gar manches aus seinem vaterlande mit an die ufer der Irawaddi und des Menam. Das bezieht sich vor allem auf die formen, unter denen die menschen mit einander verkehren[1]. Das ganze gebiet des geselligen und auch des politischen verkehrs kann Ziegler nur nach den deutschen oder den europäischen regeln seiner zeit darstellen; er will dieselben, wie es scheint, geradezu seinen lesern in reinster form vor augen führen. In dieser beziehung schiesst Schlossars oben angegebenes urteil über das ziel hinaus.

Dass die liebenden in dem tone Lohensteins mit einander reden, ist etwas, woran man sich bei der menge solcher gespräche noch am ersten zu gewöhnen im stande ist; dass die schönheiten sich alle durch ungemein weisse haut auszeichnen, so dass man die einzelnen äderchen blau durchschimmern sieht, ist schon verdächtiger; der feierliche curialstil aber, der hie und da zu tage tritt, macht einen fast noch komischeren eindruck. Kein titel wird uns geschenkt bei den adressen der briefe und bei den anreden: an anderen stellen möchte man sich in deutsche ständeversamlungen oder synoden versezt wähnen. Ich citiere nur die anrede Korangerims an Balacin, als diesem in Aracan gehuldigt worden ist (278): „Grossmächtigster König von Aracan, Tipara, Chacomas, Jangoma und Bengalen, Herr von Pegu! Wir in tieffster unterthänigkeit treuergebenste stände und unterthanen dieses Reiches, statten gegen Ew. Königl. Majest. demüthigst-gehorsamen danck ab, nicht sowol vor die bereits gnädigst-erwiesene Reichs-Väterliche vorsorge in erhalt- und verbesserung unserer grund-gesetze und dahersprossenden heiligen gerechtigkeit: sondern auch vor itztermeldte höchstrühmliche sorgfalt“ usw.

Sind alle diese äusserlichkeiten aufs strengste nach occidentalem

teren werken die kuriosität seiner zeitgenossen reichlich entschädigt hat“, so kann ich das nicht als einen makel auffassen. Gerade dass er den grossen, ersten roman frei hält von dem ballast, ist und bleibt ein beweis für seinen künstlerischen verstand: andere, ausser vielleicht Philipp von Zesen, haben ihn nicht. Wem fält es ein, aus der späteren verballhornisierung von Tassos hauptwerk, obgleich er sie selbst vornahm, einen algemeineren ungünstigen schluss zu ziehen? Und die verschlechterung eines treflichen werkes ist doch noch viel schlimmer.

1) Darauf beziehen sich die algemeinen tadelsäusserungen unserer kritiker am meisten. Die richtige erklärung gibt Cholevius s. 169: „Man war gewohnt aus den romanen die feineren umgangssitten, gesellschaftliche redeweise und sogar den ausdruck der empfindungen zu entnehmen.“

muster ausgeführt, so mischt Zigler Europäisches und Asiatisches mehr, sobald er kriegsereignisse berichtet[1].

Über die militärischen gemälde, die er gibt, wäre ein besonderer excurs nicht uninteressant; sie nehmen einen sehr grossen teil des romanes ein, und ich halte einige davon für die am besten gelungenen abschnitte, gerade wie die gespräche über liebe und ehe, die sich an verschiedenen stellen finden. Hier beschränke ich mich auf nur wenige bemerkungen. Lebendig und übersichtlich, das muss jeder zugeben, sind die schlachtschilderungen sämtlich. Kürzer, und darin sehe ich keinen nachteil, sprechen Scandor und Talemon über die kriege; wo der dichter selbst redet, geht er in alle möglichen details ein.

Die zahlen mögen wol zumeist aus Balbis buche genommen sein, sie klingen am meisten orientalisch. Ich verweise der kürze wegen auf die seiten 139 fg., 182 fg., 193, 199 fg., 281, 289, 291, 308, 336, 345 fg., und citiere nur die truppenzahl von Chaumigrems armeen: vor Martaban führt er 400000, vor Pegu 900000, vor Prom 700000 und vor Siams hauptstadt, Odia, 1200000 mann (Balbi hat da $1\frac{1}{2}$ millionen).

Diese beispiele, denke ich, beweisen genug. Der dreissigjährige krieg mit seinen vergleichsweise kleinen heeren schwebt da nicht als muster vor: hatte doch Gustav Adolf bei Lützen nur 14000 und Wallenstein vor Pappenheims eintreffen 12000 mann. Xerxes, Dschingiskhan und Tamerlan bringen in ihren ungeheuren reichen nicht mehr bewafnete zusammen als diese hinterindischen fürsten, in Europa haben das 16. und 17. jahrhundert nur in den türkisch-tatarischen kriegen annähernde zahlen. Noch mehr glaube ich in den einzelheiten der kämpfe anklänge an die Türken-, weniger an die französischen eroberungskriege unter Ludwig XIV. finden zu müssen, die elefanten spielen mehr eine halb komische rolle. Beides sieht man vor allem in der grossen schlacht am passe Abdiara (337—343), die neben den kämpfen um Prom (202—205) und um Odia (287—330) den glanzpunkt in militärischer hinsicht bildet. Balacin hat sich durch verräter in seiner umgebung abhalten lassen, Pegu in seines feindes abwesenheit anzugreifen und muss diesen trotz dessen doppelter übermacht aus einer günstigen stellung herausschlagen. Vorher führt Scandor ein kühnes reiterstückchen aus,

1) Schlossar s. 69 behauptet auch hier etwas zu viel, wenn er sagt: Zigler zeige die kriegsführung der Asiaten. Cholevius s. 162 erinnert mir zu einseitig an die „leser, welchen die schrecken des dreissigjährigen krieges in erinnerung gewesen seien.“ Ich würde lieber sagen: der Türken- und daneben der raubkriege.

indem er 250 mit pulver und 50 mit gold beladene wagen aufhebt, vielleicht eine erinnerung an eine tat aus Ziglers zeit. Der hauptschlag trift das feindliche heer infolge des auffliegens einer ungeheuren mine, die an die riesigen türkischen arbeiten ähnlicher art vor Wien 1683 erinnert. 600 schritt lang, 150 breit, 3 ellen tief wird sie angelegt und mit den 250 wagenladungen pulver gefült. Entfernungsmarken, eventuell brustwehren sind ausserdem für die von Portugiesen bediente artillerie angebracht. Die feinde rücken in form eines riesigen halbkreises heran, dessen mitte von auserlesenen, um Chaumigrem geschaarten Bramanen gebildet ist, während die vorgeschobenen flügel, aus der reiterei und den elefanten (diesen auf der rechten seite) bestehend, das aracanische heer zu umzingeln streben. Balacin muss deshalb schleunigst seine flügel ausdehnen, die mitte bildet einen nach vorn zugespizten kegel. Während aber in einer ähnlichen stellung die Römer bei Cannä Hannibal erlagen, vernichtet hier die artillerie und die grosse mine den ganzen feindlichen linken flügel. Schon die kanonenkugeln tun den elefanten grossen schaden, denn, „wenn so eine hauptpille ein solches tier schnellete, so liess es sich nicht mehr regieren, sondern kehrte mit gröster ungestüm zurücke, und begab sich ins freye feld, da es niederfiel und starb." Als aber „mit einem entsetzlichen knallen und donnerschlag" das pulver explodiert, da „sahe man mit erschrecklicher verwunderung die ungeheuren elefanten in der lufft fliegen, welche nebst denen steinen und anderer rüstung nicht wider an ihren ort, sondern auff ihr eigen volck zurücke fielen, und deren sehr viel erschlugen." Dieses ereignis „schlug dem Chaumigrem den bereits in händen habenden sieg aus der faust." Die art, wie Chaumigrem seine leute immer und immer wider gegen die mauern von Prom oder Odia wirft, mahnt an Solimans oder Kara Mustafas verfahren in den festungskämpfen an der Donau. Unser dichter benuzte dabei mit nicht unglücklichem griffe umstände, welche zu dem gesamtbilde passen, mit entschieden glücklicherem, als wenn Lohenstein erinnerungen aus dem 17. jahrhundert in die zeit von Christi geburt trägt.

In den einzelheiten sind verhältnismässig nur noch wenige ganz unpassende europäische reminiscenzen zu tadeln. Dabei denke ich z. b. an das wunderliche grundgesetz in Aracan (s. 277), dass der könig stets seine schwester ehelichen muss: „ursache, weil Adams sohn auch seine schwester zum weibe genommen habe." Das ist wol von demselben standpunkte zu beurteilen wie die oben berührte sehnsucht des Xemindo, in der todesstunde zum christentume überzutreten. Noch mehr verrät sich der Europäer, wenn er Scandor erzählen lässt (s. 108),

sie hätten sich „nach morgenländischer art auff kostbare teppichte“ zur tafel niedergesezt, oder wenn ebenderselbe von wunderbaren bäumen erzählt, die „ein gelehrter Europäer“ beschreibe (52). Zu den wenigen gelehrten anspielungen gehört z. b., wenn Hassana einmal die tochter warnt: „der flüchtige Mercur ist öffters denen männern ins hertze geprägt“ (87), wenn die sirenen, Venus, Diana genant werden (67, 295) und wenn Banise, als die verfolger sie bald eingeholt haben, wünscht „in einen lorbeerbaum, gleich der Daphne“, verwandelt zu werden (263).

Sonst muss der unbefangene beurteiler zugeben, dass z. b. in betreff der pflanzen- und tierwelt, der kleidung und der materiellen seite des lebens, aber auch in betreff der religion der dichter sein möglichstes tut, um eine lokalfärbung über das ganze zu verbreiten. Selbst mexikanische bäume versezt Zigler in die königlichen lustgärten von Ava, und zwar mit genügender motivierung, sie üben dort auf Chaumigrem, der sie und ihre eigentümlichkeiten nicht kent, eine belustigende wirkung aus. Bei der ceremonie der nächtlichen vermählung Scandors und Lorangys wird holz von einem baume rawasitton, wie stets beim abschlusse von ehen, verwendet (213), auch das kraut dutroa, aus dem Banise den schlaftrunk bereitet, wird (in einer gelehrten anmerkung) genau beschrieben (259). Die eigentümlichkeiten charakteristischer tiere, der krokodile und elefanten, sind nicht ohne geschick benuzt (133, 183, 282 fg., 374). Sowol Balacin als Banise beobachten wir, wenn sie sich ankleiden; das kostbare kaiserschiff Xemindos, erinnernd an die prachtwerke der Ptolemäerzeit, wird von Scandor ausführlich behandelt (132).

Auf die rituellen und ceremoniellen kunstausdrücke mit den dazu gehörigen erklärungen kann ich hier nur hinweisen, sie sind sehr zahlreich, werden im grossen und ganzen aber mit mässigung ausgebeutet. Von den tempelbeschreibungen sind die des tempels Apalitä (97) und Carcovitä (387) hervorzuheben. Wenn auch Scandor hie und da einmal vom teufel spricht (z. b. 97), kann doch von einem stärkeren hereinragen europäischer religiöser vorstellungen nicht die rede sein. Die grosse „trauer- und abschiedsrede der sterbenden Banise“ ist die wichtigste ausnahme; in ihr ist vom schoss der gnaden, vom ewigen leben neben der „Niba“ die rede, und manche sätze klingen, als hätten sie ganz in die christlichen grabreden vor 200 jahren gepasst, wie etwa der folgende: „Du himmlische Gottheit aber lass dir meinen geist zu zu geheiligter hand befohlen seyn, und lasse ihn statt jetziger galle die süsse himmelskost schmecken.“ Diese rede ist aber, anders darf man

sie nicht auffassen, ein paradestück, gerade so wie die dialoge über ehe und liebe, nur dass die lezteren, weil algemein menschliche verhältnisse behandelnd und viel besser motiviert als jene, geist und gemüt weit mehr ansprechen.

An solchen stellen tritt Zigler wie die anderen epischen und dramatischen dichter seiner zeit ganz aus dem von ihm entworfenen künstlerischen rahmen heraus und wendet sich nur als zeitgenosse durch den mund der von ihm erfundenen personen an seine leser. Was diese lezteren als feinen geschmack und beweis grosser belesenheit anzusehen pflegen, das allein ist ihm dann die richtschnur. Tun das aber nicht auch viele unserer dichter? Lassen sie nicht auch der eine seine lieblingshelden sämtlich rein pessimistisch, der andere rein darwinistisch, der dritte fast nur mystisch sprechen? Geben sie vor allem nicht oft genug allen ihren figuren eine ganz gleich tiefe bildung, so dass die funkensprühenden citate und geistreichen sentenzen in ihrem munde sich förmlich jagen?[1] Hört man nicht z. b. in dem sonst so interessanten romane W. Jordans „Die Sebalds“ auch recht oft mehr den dichter als seine geschöpfe reden? Tritt da die absicht, zu belehren, der wunsch, die eigenen ideen vom schönen und wahren anderen einzuimpfen, nicht eben so deutlich hervor? Wir lernen nur bei Jordan wirklich, wir, die leser des zum ende sich neigenden 19. jahrhunderts, während uns Ziglers einstmals ganz ebensolchen einfluss übende gedanken in dieser weise nicht mehr berühren können. Dass diese art von romanen noch heute das beste publikum findet, kann niemand leugnen; man muss es wol noch unterscheiden von demjenigen, das sich an den zahllosen familienzeitschriften eine güte tut. Aber es ist doch ein gewaltiger fortschritt gemacht insofern, als auch für die reineren ästhetischen ansprüche gesorgt wird.

Der kreis der feinschmecker ist stets ein kleiner: Kotzebue und Iffland beherschten die bühne, als Goethes und Schillers meisterwerke das licht der welt schon erblickt hatten. Auf unser thema angewendet, heisst das: Auch der Banise popularität beruhte ihrer zeit auf dem entgegenkommen gegen die wünsche des publikums, doch zeigt sie noch immer ein grösseres geschick in betreff der composition

1) Cholevius s. 168 spricht von einem „wahren feuerwerke im affekte“ bei Zigler und von dem streben geistreich zu sein (167). Auch Erich Schmidt a. a. o. nent ihn, allerdings nur in bezug auf die figuren und verwickelungen, einen „virtuosen, freilich einen coulissenreisser.“ Gottsched drückt sich, wunderlich genug, so aus: Zigler sei selbst ganz asiatisch geworden, nämlich im hochtrabenden und gekünstelten ausdruck.

und der lokalfärbung, eine selbständigere phantasie wie die anderen romane ihrer zeit[1]. Noch heute können wir uns an ihr über gewisse finessen in dieser beziehung freuen, die nicht zufällig, nicht aus den quellen entnommen, sondern vom dichter erfunden und wol überlegt sind[2]. So erscheint mir z. b. das meiste, was mit Balacins incognito zusammenhängt, reiflich erwogen. Wie der alte Talemon zuerst ihn durchschaut und gerade dieser umstand beide zu freunden macht, den falschen Pantoja von Tenasserim und den reichsschatzmeister von Pegu, wie dann der andere in fremder maske auftretende prinz, Pseudo-Abaxar, mit ihm in verbindung gebracht wird, wie der erste in seiner leidenschaftlichkeit mehrmals in gefahr komt sich zu verraten, und wie er endlich (s. 206) auch Abaxar gegenüber seinen angenommenen namen aufgibt: das ist alles gut begründet und mit wahrscheinlichen umständen umkleidet. Balacin wird uns auf der ersten seite sofort in seiner wahren natur vorgestelt, sein gegenbild ist in dieser beziehung Abaxar, dessen wirklicher charakter erst ganz zum schluss enthült wird. Und es ist gar nicht uninteressant, die kunstgriffe zu verfolgen, mit denen der dichter auf diesem zweiten wege operiert, auf welchem er nicht nur mit Balacin und den anderen personen, sondern auch mit dem bis in die lezten seiten hinein im unklaren gelassenen leser verstecken spielt. Die anspielungen, die auf Abaxars anderen stand deu-

1) Cholevius vortrefliches buch benuzt in seiner lesenswerten einleitung über die Amadisbücher, die nachbildung des griechischen romanes und über den neueren historischen roman die Banise weniger als alle die anderen von ihm besprochenen werke (von Zesen, Bucholtz, A. Ulrich v. Braunschweig und Lohenstein), um aus ihr algemeine bemerkungen abzuleiten. Damit wil ich keinen vorwurf aussprechen, ich finde vielmehr eine indirekte bestätigung darin, dass ihm wirklich in den übrigen mehr algemeine charakteristische kenzeichen auffielen: jedesfals ist absolut keine absicht darin zu vermuten. Die Banise ist im stoffe selbst, wie ja auch Cholevius andeutet, und in gewissen seiten der ausführung, der „mache“, ein originelleres werk, hat tatsächlich nicht so viel gemeinsam mit den anderen als diese unter einander. In der einzelbesprechung verwendet Cholevius auf die afrikanische Sofonisbe 24 (ohne die proben aus dem roman), auf Ibrahim und Isabella 15, die adriatische Rosemund 5, Assenat 17, Simson 17, Hercules und Valisca 15, Herculiscus und Herculadisla 8, Aramena 39, Octavia 66, Arminius und Thusnelda 81 seiten, auf die Banise nur 16. Dadurch wird die leztere unter die noch am meisten zurücktretenden romane in Cholevius werk eingereiht. Ich finde in dieser eigentümlichkeit des lezteren eine hinreichende entschuldigung, um mich noch einmal ausführlich mit der Banise zu beschäftigen, zumal auch Cholevius monographien über die einzelnen romane verlangt.

2) Ich lese aus Scherers worten (s. 379) eine ähnliche stimmung heraus und freue mich der übereinstimmung mit dessen von mir an anderem orte gebührend gewürdigtem werke.

ten (z. b. s. 27, 28, 36, 37, 206), kommen natürlich und ungesucht heraus. Entschieden dramatisch belebt und spannend ist die scene (206), wo Talemon seine erzählung vom untergange Proms beendet hat und Abaxar von ihm angeredet wird. Wir und alle anwesenden wissen nicht, in welch nahem verhältnisse der leztere zu diesem staate und dessen ermordeten oberhäuptern steht. Ein unheimliches streiflicht fält nur auf die situation durch seine unerwarteten worte: „ich erkenne die sonder- und wunderbaren gerichte der strengen gottheit satsam im untergang des königreichs Prom. Ich beseuffze der königin tod, und beweine des printzen fall: die götter werden es künfftig zu schicken wissen, dass dieses uhr-alte stamm-reich wider durch einen rechtmässigen thron-besitzer dermahleinst beherrschet werde.“ Dass er selbst dieser rächer ist, das enthült er nicht, komt auch nicht dazu, von seiner für die fabel wichtigsten handlung, der rettung Banisens, genaueres zu berichten. Balacin aber verrät sich, als in diesem augenblicke Chaumigrems schergen gemeldet werden, und so weiss Abaxar seiner familie schrecklichen tod und dazu die nähe des rächers, seines natürlichen bundesgenossen, ehe er in ketten vor Chaumigrem gebracht wird. So stehen für die wissenden in wirklich packender gegenüberstellung zwei an charakter und lebensgang so ähnliche und doch wider so verschiedene personen vor uns, die von nun an ein und dasselbe ziel hand in hand erstreben werden. Aber auch schon die art, wie Abaxar eingeführt und durch Scandors und Talemons erzählungen mehr und mehr auf Balacins seite gezogen wird, ist geschickt. In der deutlich ausgesprochenen, wenn auch am schlusse des romans erst klar motivierten absicht des verkleideten prinzen von Prom nämlich, zu dem prinzen von Ava überzugehen, wenn er „eine oder die andere angenehme nachricht“ von dem leben desselben vernehme, liegt die künstlerische begründung der langen berichte an Balacins krankenlager; ein wichtiges werkzeug wird durch sie für die gute sache endgiltig gewonnen. Dies entschuldigt den schon oben verurteilten unkünstlerischen bau des ersten buches doch in etwas.

Ehe wir nun definitiv von der äusseren architektur des romans zu seiner inneren ausschmückung übergehen, ist es wol am platze, den andeutungen und ausblicken des autors auf das, was später kommen soll, einige worte zu widmen. Sie zeigen die mache am deutlichsten, die kunst, den leser zu spannen, manchmal selbst auf die folter zu spannen. So wissen wir im grunde noch gar nichts, nur dass ein verkleideter prinz Balacin auf seines alten freundes Talemon schloss eine zuflucht gefunden hat, und schon wird uns (s. 20) ein

traum des ersteren aufgetischt, worin er seine Banise von elefanten umgeben sieht, mit ihr aus deren mitte in die luft gehoben, da oben durch eine flamme von ihr getrent und schliesslich durch einen von krokodilen wimmelnden breiten fluss völlig abgeschnitten wird. Aus Scandors erzählung gehört sodann hieher das traumbild, welches dem prinzen vor dem tempel Apalitä zum ersten male die schöne Banise vor augen führt (99) und der vielsagende orakelspruch (100):

> Zeug hin, betrübter Printz, dir winket Pegu zu,
> Errette deinen feind aus seines feindes händen:
> Es wird ein fremdes bild so aug als liebe blenden:
> Doch endlich findet man die eingebildte ruh.
> Schau! dein Vergnügen liegt in schrecken, furcht und ketten:
> Drey cronen müssen erst die vierdte crone retten.
> Das opffer crönet dich als einen Talipu.

Die höhepunkte der ganzen fabel sind in diesen sieben Alexandrinern angedeutet, im zweiten Xemindos rettung aus meuchlerhand, im dritten die erste verlobung mit der prinzessin von Savaady, im vierten die zweite, nämlich mit Banise, im fünften deren gefahr, im sechsten die belagerung von Pegu und im siebenten die opferscene. Zweimal ist späterhin die erinnerung an diese rätselhaften worte von ausschlaggebender bedeutung; das erste mal aber denkt Scandor (240) mehr an die von dem priester des orakels mitgegebenen schachteln voll verstellender salbe und rät zu dem unglücklichen entführungsversuch, das zweite mal (384), als alle zeilen bis auf die lezte sich bewahrheitet haben, ermutigt diese erwägung den prinzen zu dem gewagten schritte, sich unter die opferpriester in Pegu aufnehmen zu lassen. So schwebt über dem ganzen verlauf der dinge ein höherer wille, vor dem die irrenden menschen sämtlich sich beugen müssen, der die von Balacins vater gewünschte herschaft des sohnes über Pegu auf ganz anderem wege herbeiführt, als Dacosem geplant hat, und der dem guten principe zum siege verhilft[1]. Weniger hervortretend, doch deutlich genug sind drei andere omina (161 und 150). Als nämlich Banise und Balacin von Xemindo verlobt werden und erstere des vaters hand küsst,

1) Schon Cholevius und Bobertag betonen, dass die ganze gattung der heroisch-galanten romane darin die Amadis-romane übertreffe, dass sie doch wenigstens versuchen, ein sitliches interesse im romane zur geltung zu bringen. In der Banise, das geht wol aus meiner darstellung hervor, siegen unterordnung unter die gebote der götter und strenge sitlichkeit. Das ist allerdings nicht in derselben weise eine tendenz, wie sie der maler Müller in seiner novelle verfolgt: kampf für die menschenrechte, gegen das conventionelle (Seuffert s. 238), sondern es ist mehr.

„schiessen ihr unversehens drey blutstropffen aus der nasen auf des Käysers rock“. Gewiss ein unheimliches vorzeichen, das nicht nur damals „sothane angenehme zusammenkunfft zu des Printzen hohem missvergnügen desto eher geendigt“, sondern auch manchen leser mit den schlimsten ahnungen erfült haben mag, zumal wenn man sich des „entsetzlichen comet-sterns“ erinnert, der an heiterem himmel plötzlich über Pegu erscheint, und des umstandes, dass des kaisers pferd auf ebener erde beim schritreiten vor Pegus toren stürzt.

In den kontouren des ganzen litterarischen gebäudes und in seiner äusserlichen ausschmückung ist, wie aus vorstehendem wol erhelt, sorgfältige überlegung, ja raffinement nicht zu verkennen. Die angewendeten mittel werden zwar übertrieben, sind zumeist aber nicht falsch[1]. Besondere hervorhebung verdient die mühe, die der lokalfärbung gewidmet ist; auch die verzahnung der verschiedenen ineinander greifenden handlungen kann als nicht ungeschickt bezeichnet werden. Nur über die anlage des ersten buches, über einige gewaltsame übergänge in den späteren teilen, über die anfügung des „tapferen Heraklius“ und über die töne, welche im geselligen verkehr angeschlagen sind, können wir uns nicht hinwegsetzen.

1) Bobertag, Gesch. d. romans I, 2, 1 gibt s. 203—263 eine besprechung der litteraturgruppe, zu der die Banise gehört, mit einer ganzen reihe treffender bemerkungen, zu denen ich mich hier nicht genötigt sehe weitere zusätze zu machen. Von s. 215 an bespricht er die künstlerische behandlung, plan oder disposition dieser werke, nämlich die aufeinanderfolge der einzelnen teile der erzählung, die art der nicht eigentlich erzählenden elemente und das grössenverhältnis der einzelnen teile. Die Banise, sagt er 216 fg., verfährt nach der auch von Haupt ausdrücklich aufgestelten regel, wonach der roman denselben gesetzen wie das heldengedicht zu gehorchen hat. So hätten Ziglers und Zesens romane nicht nur einen mässigen umfang, sondern auch festere innere gliederung und grössere einheitliche geschlossenheit als die anderen; sie verführen nach den längst aus Homer und Virgil gezogenen regeln: der anfang müsse mitten in die bewegung hinein, einzelne teile würden, weil nachzuholen, den auftretenden personen in den mund gelegt, die hauptpersonen träten nicht zu spät auf und nicht zu zeitig ab. Die anderen grösseren romane verführen mehr nach den werken der historiker. Unepischer noch sei die verwendung der nebensachen; die beschreibung, die mitteilung gelehrter kentnisse kennen kein mass, keine beschränkende rücksicht. In betreff des grössenverhältnisses der teile sei anzuerkennen, dass die bedeutendsten werke anfang, mitte und ende gleichmässig ausführten; sie enthielten weniger phantastisches und wunderbares wie die früheren erzählenden unterhaltungsschriften, aber bewiesen verschwendung mit ereignissen. S. 230 wider sagt er freilich rund heraus: Kein künstlerischer bau, das menschliche leben und die charaktere seien nicht wahr.

(Fortsetzung folgt.)

EINE QUELLE DES SIMPLICISSIMUS.

Dass der „Abenteuerliche Simplicissimus“ von Joh. Jacob Christoffel von Grimmelshausen im algemeinen in der durch Diego Hurtado de Mendoza begründeten, durch Mateo Aleman, Vicente Espinel u. a. weiter ausgebildeten litterarischen tradition des „picarischen romanes“ steht, ist eine bekante tatsache. Auf ein bestimtes werk dieser geschmaksrichtung jedoch als muster hinzuweisen, ist noch nicht versucht worden.

Durch prof. Jakob Minor angeregt unternahm ich es, das verhältnis des „Simplicissimus“ zu einem seinerzeit algemein gelesenen und bewunderten romane von Mateo Aleman, dem „Guzman von Alfarache“ [1], wie wir ihn der kürze halber bezeichnen wollen, zu untersuchen. Dabei ergab sich folgendes:

Im jahre 1616 erschien zu München von dem durch seine übersetzungen der schriften Guevaras, des hofpredigers Karl V., bekanten jesuiten Aegidius Albertinus [2] eine bearbeitung des „Guzman von Alfarache“, die der gepflogenheit jener zeit gemäss den langatmigen titel führt: „Der Landstörtzer Gusman von Alfarache oder Picaro genannt, dessen wunderbarliches, abenthewrlichs und possirlichs Leben, was gestallt er schier alle Ort der Welt durchloffen, allerhand Ständ, Dienst und Aembter versucht, viel Guts und Böses begangen und außgestanden, jetzt Reich, bald Arm, und widerumb Reich und gar Elendig worden, doch letztlichen sich bekehrt hat, hierin beschrieben wird Durch Aegidium Albertinum, Fürstl. Durchl. in Bayrn Secretarium, theils aus dem Spanischen verteutscht, theils gemehrt und gebessert. Erstlich Gedruckt zu München, durch Nicolaum Henricum. Anno MDCXVI.“ 8 jahre später gab ein sonst unbekanter autor, der sich auf dem titel den poetischen namen Martinus Frewdenhold beilegt, zu Frankfurt am Mayn eine fortsetzung zu diesem werke heraus, die sich als eine ziemlich unbeholfene nachahmung darstelt und als „dritter teil“ gelten will [3].

1) Vida y hechos del Picaro Guzman de Alfarache. Atalaya de la vida humana por Mateo Aleman.

2) Nicht „Albertini“, wie ihn Titman in der einl. zu seiner ausg. des Simpl. nent.

3) „Der Landstörtzer Gusman von Alfarache, oder Picaro, genant Dritter Theil. Darinnen seine Reyß nach Jerusalem in die Türckey, vnd Morgenländer, auch wie Er von den Türcken gefangen, widerumb erledigt, die Indianischen Landtschafften besuchet, vnd in Teutschlandt selbst alle Stätte durchwandert, auch allerhand vnderschiedliche Dienste, vnd Handwerck versuchet, vnd bald zu grossem Reichthumb auff-

Die bearbeitung des Albertinus sowol, wie die fortsetzung zeichnen sich — nicht gerade zu ihrem vorteil — durch eine grosse zahl von excursen oder, wie der verfasser mit dem Spanier sagt, „discursen" aus, die zusammengenommen nahezu die hälfte des ganzen werkes ausmachen und zur eigentlichen handlung nur in einer sehr lockeren, nicht selten aber auch in gar keiner beziehung stehen. Und diese gerade sind es, die den ausgangspunkt unserer betrachtung bilden müssen. II, 356 komt der held des romanes, Guzmann, in den dienst eines junkers und „discuriert" auf dem wege mit diesem drei lange kapitel hindurch über adel und edelleute (s. 357): „Was den Adel und Edelleut belanget, Gepietender Juncker, welche jederzeit und billich bey allen Völckern in grossen Ehren gehalten worden, befinden wir, daß derselbige auch von vielen wird mißbrauchet, Indem auch viel gemeine, und geringes Standspersohnen gefunden werden, welche, wann sie so viel zusammen geraspelt und geschachert, daß sie drey Heller im Beutel und ein Seyden Kleid, beneben einem federbusch auff dem Hut tragen können, mitgewaldt Rittermässige Herren wöllen seyn, kauffen Adels Brieff[1], und stutzen so Adelich in [358] den Städten umbher, daß man genug von ihnen hat zu sagen, und mit fingern nachdeutet, welchs jhnen doch nicht zu Ehren, sondern zu mehrer Schmach und Schande gereichet, dann da weiß man nichts mehr zu erzehlen, als daß jhr Großvatter, auch wohl jhr Vatter, Taglöhner und Lastträger, ihre Vätter Beerstecher, jhre Brüder Büttel, jhre Schwestern Huren, jhre Mutter Hurenwürthin gewesen, In summa, jhr gantzes Geschlecht dermassen besudelt und befleckt, und sie selbst so Schwartz, als wann sie jetzo auß der raucherischen Werckstatt des lahmen Vulcani dem Bronti und Stetopi als jhren rechten Brüdern entlauffen weren."

gestiegen, bald widerumb in höchste Armuth gerahten, außführlichen beschrieben wird. Beneben anmüthiger vnd eygentlicher Beschreibung der Morgenländer, deß H. Lands vnd der Indianischen Insulen, auch vieler artigen herrlichen Discursen, vnd Erinnerungen. Auß dem Spanischen Original erstmals an jetzo verteutscht durch Martinum Frewdenhold. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Im Jahr MDCXXVI." 8. In der folge soll die bezeichnung I für die bearbeitung der Albertinus, II für die fortsetzung des Frewdenhold gelten.

1) Vgl. Moscherosch, Weltwesen: „. . . . hat kaum so viel im Säckel gehabt, daß er den Adelbrieff bezahlen und einen Stall mit Gunst zu melden kauffen können: sich doch ungeachtet aller ehrbarkeit nicht mehr Metzger, nicht mehr Wagner etc. . . . sondern Herren von Metzegern, Herren von Wagenern etc. . . . will tituliret etc. . . . haben, damit er under die Altgeborne vom Adel, under die alte Ritterschaft nicht nur gerechnet sondern auch denselbigen gar möchte vorgezogen werden."

Diese stelle greift Grimmelshausen heraus und stelt sie wirkungsvoll an den anfang seines werkes, dorthin, wo der erzähler von seiner eigenen abstammung berichtet:

„Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubet, daß es die letzte sey) unter geringen Leuten eine Sucht, in deren die Patienten, wan sie daran kranck ligen, und soviel zusammen geraspelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel, ein närrisches Kleid auff die neue Mode, mit tausenderley seidenen Bändern, antragen können, oder sonst etwan durch Glücksfall mannhafft und bekant worden, gleich Rittermässige Herren, und Adeliche Personen von uhraltem Geschlecht, seyn wollen; da sich doch offt befindet, daß ihre Vor-Eltern Taglöhner, Karchelzieher und Lastträger: ihre Vettern Eseltreiber: ihre Brüder Büttel und Schergen: ihre Schwestern Huren: ihre Mütter Kupplerinnen, oder gar Hexen: und in Summa, ihr gantzes Geschlecht von allen 32. Anichen her, also besudelt und befleckt gewesen, als deß Zuckerbastels Zunfft zu Prag[1] immer seyn mögen: ja sie, diese neue Nobilisten, seynd offt selbst so schwartz, als wan sie in Guinea geboren und erzogen wären worden."

Im weiteren verlaufe führt Simplicissimus einen ironisch gehaltenen, mit einer gewissen behaglichkeit in alle details sich ergehenden vergleich zwischen dem bauernhofe seines „Knân" und einem fürstlichen palaste durch und fährt I, 7 fort: „Anstat der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Waid aufgewartet, biß ich sie heimgetrieben; die Rüst- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete; dan hacken und reuthen war seine disciplina militaris, wie bey den alten Römern zu Friedens-Zeiten, Ochsen anspannen, war sein Hauptmannschafftliches Commando, Mistaußführen, sein Fortification-wesen, und Ackern sein Feldzug, Stall-außmisten aber, seine Adeliche Kurtzweile, und Turnierspiel; Hiermit bestritte er die gantze Weltkugel, soweit er reichen konnte, und jagte ihr damit alle Ernden eine reiche Beute ab"[2].

1) Die figur des „Zuckerbastel", des oberhauptes der Prager gaunerzunft, ist nach Reinh. Köhler (Gosches archiv I, 295 fg.) der Ulenhartschen bearbeitung einer novelle des Cervantes „Rinconete und Cortadillo" entnommen und nichts als eine übertragung des Señor Monipodio, des obersten der Sevillaer gaunerzunft, in deutsches kostüm.

2) Vgl. auch Moscherosch, Weltwesen „. . . und doch muß der beste Adel leiden, und hören, daß sein aller erster Urahnherr ein Ertzbauer, ein rechter Schaff-

Dagegen halte man, was Guzman II, 359 weiter in seinem „discurse“ vorbringt: „... und műssen leyden, das man jhnen an allen Enden auch wol ins Angesicht darff sagen, daß eine Bawren Hütte sey jhr Pallast gewesen, darinn sie geboren und erzogen, die Stätte, da sie gewohnet, oder von denen sie sich schreiben, also beschaffen, daß wann man über die Mawren springet, die Zeune krachen, jhre Gűtter offtermals ein gemein Feldt, darauff sie sich kümmerlich erhalten, jhre behengte Kammern und Gemach, ein stinckendes und berauchtes Loch, da man weder Sonn noch Mond recht gesehen: jhre Diener und Lackeyen, Schafe, Bőcke oder Sâwe, deren sie gehüttet, der Pflug jhre Ritterliche Wehren, darin sie sich geűbet, daß Kühe melcken, ist jhre kurtzweil, Gräben außwerffen, jhre disciplina militaris, Esel treiben oder Mist auff Beren tragen, oder am Karch ziehen, jhre Hauptmanschafft gewesen, und was deß dings mehr ist, dessen sie sich zum hőchsten müssen schämen, wann es jhnen zu hindertreibung jhres Übermuths vorgeworffen wird.“

Dieser discurs vom adel scheint Grimmelshausen so sehr gefallen zu haben, dass er ihn auch noch an einer anderen stelle, im 17. kap. des I. buches zweimal ausnüzt:

Simpl. I, 57.	Guzman II, 368 fg.
Joannes de Platea will außtrücklich, daß man in Bestallung der Aemter dem Adel den Vorzug lassen, und die Edelleute den Plebejis schlecht soll vorziehen; ja solches ist in allen Rechten bräuchlich, und wird in heiliger Schrifft bestetiget, dan Beata terra, cujus Rex nobilis est, saget Syrach cap. 10 welches ein herrlich Zeugnüß ist des Vorzugs, so dem Adel gebühret.	Und wil Johannes de Platea außdrücklich, daß mann in bestellung der Empter, dem Adel allezeit den Vorzug lassen und sie den plebeis schlecht sol vorziehen, wie solches auch in allen Rechten bräuchlich: auch in heiliger Schrifft bestettiget wirt .... (s. 359). Also lieset man auch in dem Büchlein Syrach cap. 10 Beata terra, cuius Rex nobilis est: wol dem Landt, dessen König Edel ist: welches auch ein Zeugnuß ist des Vorzugs, so dem Adel in dem weltlichen Regiment gebůhret.
Simplicissimus I, 57.	Guzman II, 370.
Seneca saget: Habet hoc proprium generosus animus, quod concitatur ad honesta, & neminem excelsi Ingenii Virum humilia delectant & sordida. Welches auch Faustus Poeta in diesem Dysticho exprimiret hat: Si te rusticitas vilem genuisset agrestis, Nobilitas animi non foret ista tui.	Daher dann dieser Spruch Senecae wol zu bedencken, da er sagt: Habet hoc proprium generosus animus, quod concitatur ad honesta, & neminem excelsi Ingenii virum humilia delectant & sordida. Das ist: ...., welches auch Faustus Poeta in nachfolgen dem disticho gar wol exprimirt hat Si te rusticitas vilem genuisset agrestis Nobilitas animi non foret ista tui.

und Kühhirt, und der sich dazu so wohl gehalten hat, daß er auß Statt und Land ist verwiesen worden, nemlich Adam.“

I, 116 macht Simplicius dieselbe wahrnehmung wie Guzman I, 52:

Simpl.

Seithero hab ich der Sache vielmals nachgedacht, und bin der Meynung worden, daß solche Excrementa, die einem aus Angst und Schrecken entgehen, viel üblern Geruch von sich geben als wan einer eine starke Purgation eingenommen.

Guzman.

Damals sahe und erkente ich, daß die Vnreinigkeiten, welche in dergleichen accidentiis und Zuständen gefellt und ausgeworfen werden, viel übler schmeckten, weder andere ordinariae, die Philosophi und Sophisten aber, werden die eygentliche Vrsachen dessen wol wissen zu inquiriren und zu erforschen.

II, 410 will sich Guzman einer geselschaft von gauklern und tänzern anschliessen. Diese gelegenheit, die nur zu diesem zwecke herbeigeführt zu sein scheint, benuzt der verfasser sogleich, seine gelehrsamkeit auszukramen. Er gibt uns eine mit zahllosen stellen aus antiken autoren und kirchenvätern belegte geschichte des tanzes und ergeht sich schliesslich in eine endlose polemik gegen die unsitlichkeiten, wie sie bei den tanzunterhaltungen vorkamen, ein thema, das deutsche prediger vom 15. bis tief ins 18. jahrhundert hinein unzählige male behandelt haben. Auch an einer anderen stelle eifert er: „Ja da verleurt man manchs [344] par, welche sich in einem heimlichen Winckel verkriechen, allda sie gewißlich kein Pater noster betten, es komme sie dann eine sonderliche Andacht an.“

Simplicissimus ist auch kein freund des tanzes, wie er III, 342 versichert: „Anstat des Tantzens, dem ich nie bin hold worden, wiese ich die Gerade meines Leibes, wan ich mit meinem Kürschner fochte“, aber an stelle der langen abstrakten predigt erzält er uns, als wäre er dabei gewesen, mit derbem realismus die ergötzliche geschichte „Wie sich ein Gänser und eine Gänsin gepaaret“ [buch II kap. 1] und knüpft nur am schlusse gewissermassen in parenthese 119 die bemerkung daran: „Günstiger Leser, ich erzehle diese Geschichte nicht darum, damit er viel darüber lachen solle, sondern damit meine Histori gantz sey, und der Leser zu Gemüt führe, was vor ehrbahre früchte von dem Tantzen zugewarten seyn [120]. Diß halte ich einmal vor gewiß, daß bey den Täntzen mancher Kauff gemacht wird, dessen sich hernach eine ganze Freundschafft zu schämen hat.“ Dieser lezte satz, der in der tat auch mit dem unmittelbar vorhergehenden in keiner stilistischen verbindung steht, ist wider wörtlich aus „Guzman“ II, 413 entlehnt. Es heisst dort: „. . und wann gleich und gleich zusammen kommen, wird mancher unehrlicher Kauff gemacht, dessen sich hernach eine gantze Freundtschaft schämen muß.“

In cap. XIV des ersten, von Albertinus herrührenden teiles wird Guzman, fremd in den strassen Genuas umherirrend, von einem ehrwürdig aussehenden manne, der seinen vater gekant zu haben behauptet, gastlich aufgenommen. Während er des nachts in einem weichen und reinlichen bette, wie er es seiner tage nicht gehabt, behaglich die müden glieder streckt, stürzen vier als teufel vermumte männer ins zimmer, reissen ihn aus den federn, legen ihn, der vergebens alle heiligen anruft, auf einen „kotzen" und prellen ihn derartig, dass er die besinnung zugleich mit der „vis retinendi" verliert[1]. Zu sich gekommen sucht er die verunreinigung, die er angerichtet, tunlichst zu verbergen und schleicht im morgengrauen aus dem hause, in dem man ihm so übel mitgespielt.

Simplicius wird II, 134 in derselben weise mishandelt. Aber während im „Guzman" die geschichte ohne zusammenhang mit dem vorhergehenden und ohne bezug auf das folgende, bloss um ihrer selbst willen dasteht, hat sie hier in der absicht des schriftstellers eine ganz bestimte aufgabe zu erfüllen: Simplicius soll dadurch seines verstandes beraubt und in seinem bewusstsein in ein kalb verwandelt werden, ein streich, von dem sich der veranstalter manchen spass verspricht. Simplicius, schon vorher von dem pfarrer gewarnt, macht gute miene zum bösen spiel, und im selben augenblicke, wie er als „kalb" in die runde tritt, die sich um den tisch des obersten versammelt hat, ist auch die absicht des verfassers klar: der narr betrachtet nun die geselschaft mit den augen eines tieres, als solchem können ihm daher albernheiten und unnatürlichkeiten auffallen, in denen menschen gar nichts besonderes erblicken können, weil sie dieselben eben dadurch, dass sie menschen sind, gewissermassen mit der muttermilch eingesogen haben. So dient hier der streich nur dazu, der satire einen besonderen nachdruck zu verleihen.

Fernere anlehnungen, die, an sich von geringerer bedeutung, nur im gefolge der früher erwähnten ins gewicht fallen, sind folgende:

Simpl. IV, 455 erzählt Olivier, wie er des nachts die strassen durchstreifte um vorübergehenden die mäntel zu entreissen, und wie er, dabei ertapt, nur mit not dem galgen entrint. Wegen desselben verbrechens wird Guzman I, 372 zum galgen verurteilt

1) Dieser spass scheint sich in Spanien einer besonderen beliebtheit zu erfreuen: Don Quixote, I. teil cap. 17 wird in der schenke mit Sancho Pansa derselbe unfug getrieben. Die vier teufelslarven, die den ahnungslosen überfallen und erschrecken, erscheinen auch im „Marcos Obregon" von Vicente Espinel, übersezt von Ludwig Tieck (Breslau 1827) I. bd. s. 155.

und in anbetracht seiner jugend zur galeere begnadigt. Diese art des raubes ist nur bei den weiten wallenden gewändern der südländer denkbar: schon aus dem alten Athen haben wir kunde, dass es leute gab, die im dunkel der nacht zwischen den langen mauern dasselbe gewerbe übten. Die Griechen nanten es *λωποδυτεῖν*, und es muss eines der verachtetsten verbrechen gewesen sein, denn es wurde mit seelenverkäuferei und tempelraub auf eine stufe gestelt und mit dem tode bestraft[1].

Der präceptor, der sich mit den ihm anvertrauten zöglingen des nachts in den strassen herumtreibt bis der eine bei einer balgerei erstochen und die übrige geselschaft von der polizei eingezogen wird, ist gleichfals aus Guzman I cap. XXIX entlehnt.

Nachdem Guzman seine dreijährige galeerenstrafe überstanden hat, begibt er sich — so begint die fortsetzung des Frewdenhold — auf eine pilgerfahrt nach dem heiligen lande. Er wird dabei nach Alexandrien verschlagen und fährt den Nil hinauf nach Cairo. Dort fält ihm auf, dass man hühnereier in öfen künstlich ausbrütet. Auf einem ausflug nach der totenstadt gerät er in die gefangenschaft der Türken: lauter züge, die sich im VI. buche des „Simplicissimus“ wider finden.

Alle die erwähnten stellen zusammengenommen lassen meines erachtens kaum einen zweifel aufkommen, dass jene bearbeitung des „Guzman“ von Aegidius Albertinus mit der fortsetzung des Martinus Frewdenhold Grimmelshausen bei der abfassung des „Simplicissimus“ vorgelegen hat.

WIEN, IM OKTOBER 1888. RUDOLF VON PAYER.

ZUM TELLENSCHUSS.

E. L. Rochholz hat in seinem treflichen werke: „Tell und Gessler in sage und geschichte“ nachgewiesen, dass lange vorher, ehe eine Schweiz war, die sage, welche das schiessen eines apfels vom haupte einer geliebten person als charakteristikon grösster schützenkunst hinstelt, schon unter völkern verbreitet gewesen ist, die sich heute räumlich ungemein ferne stehen. Die übereinstimmung mythischer sagen

1) Xenophon, Com. I, 2, 46. Über das stehlen des mantels bemerkt Tieck zu Marcos Obregon, I. bd., cap. 3: „Das stehlen des mantels war damals etwas sehr gewöhnliches in Madrid. Eine gewisse art der diebe legte sich vorzüglich auf diese räuberei, zu welcher schnelligkeit und geschicklichkeit erforderlich war.“

bei den verschiedensten völkern mag oft überraschen, aber sie erklärt sich gar einfach. „Je weiter man in der zeit zurückgeht, um so mehr nimt die verschiedenheit der völker und stämme ab, um so grösser muss auch die übereinstimmung aller in dem punkte der sagen gewesen sein.“ Als kleinen beitrag hiefür will ich aus Siebenbürgen einige unedierte sagen und märchen mitteilen, die die weitverbreitete mythe vom apfelschuss bis auf den heutigen tag bewahrt haben.

Ein unediertes märchen der transsilvanischen Rumänen lautet in genauer übersetzung also:

Scharfaug, Schnellauf, Trefweit.

Es lebte einmal eine arme alte frau, die hatte drei grosse söhne, von denen ein jeder eine trefliche eigenschaft besass. Den ältesten nante man Scharfaug, weil er ein so scharfes auge hatte, dass er drei meilen weit alles deutlich sehen konte; den mitleren nante man Schnellauf, weil er so schnell laufen konte, dass, ehe man sagte: „bleib gesund“, er schon drei meilen zurückgelegt hatte und wider andere drei meilen, ehe man ein „lebewol“ sprach[1]; und den jüngsten, den nante man Trefweit, weil sein schuss auf drei meilen weit sicher traf. — Als ihre mutter starb, machten sich die drei brüder auf den weg, um in der grossen welt ihr glück zu versuchen. Einmal sassen sie am rande eines waldes, als Scharfaug in weiter ferne einen hinkenden wolf erblickte. Er rief: „Seht, dort am rande jenes waldes komt ein wolf hinkend einher!“ Doch kaum hatte er diese worte gesprochen, so kam schon schnellauf mit dem wolfe zurück. Die brüder verbanden den wehen fuss des wolfes, der ihnen von nun an wie ein hund überalhin nachfolgte. So kamen sie denn einmal in eine stadt, wo ein mächtiger könig wohnte, der eine wunderschöne tochter besass, die aber nur den heiraten wolte, der sie im wetlauf besiege. Sie war eine ausserordentlich schnelle läuferin und hatte schon viele bewerber im wetlauf besiegt und hinrichten lassen. Als nun die drei brüder hievon kunde erhielten, unternahm es sofort Schnellauf mit der königstochter um die wette zu laufen. Doch ehe sie den lauf begannen, sprach die königstochter also zu Schnellauf; „Drei meilen weit werden wir laufen und wenn du vor mir das ziel erreichst, so will ich deine frau werden! Doch ehe wir den lauf noch beginnen, schenke ich dir schon den trauring!“ Und sie gab ihm einen ring mit einem prachtvollen stein, den Schnellauf zu seinem unglück sofort an den finger

1) Zu dieser wendung vgl. meinen aufsatz: „Zu neugriechischen volksliedern“ (in der Zeitschrift f. vergl. litteraturgesch. u. renaissance-litteratur N. F. bd. I s. 353).

zog; denn der stein im ring hatte die kraft jeden, der ihn am finger trug, nach kurzer zeit einzuschläfern. Und so geschah es auch Schnellauf. Kaum hatte der wetlauf begonnen und Schnellauf bereits zwei meilen zurückgelegt, da fiel er, in tiefen schlaf gesunken, wie tot zu boden. Dies bemerkte aber noch rechtzeitig Scharfaug und sagte zu seinem bruder Trefweit: „O wehe! unser bruder ist bezaubert worden und liegt nun zwei meilen weit von hier in tiefem schlaf, auf den boden gestreckt. Der ring, den ihm die königstochter geschenkt hat, muss ein zauberring sein!“ — „Das werden wir gleich sehen!“ versezte Trefweit, „zeig mir nur die richtung, in welcher unser bruder liegt.“ Und als ihm Scharfaug die richtung anwies, schoss er seine flinte ab und von der kugel getroffen fiel der zauberring zersplittert vom finger Schnellaufs. Dieser erwachte sofort und legte wie der blitz die lezte meile zurück. Lange nachher kam die schnelfüssige königstochter am ziele an. Sie forschte sogleich nach dem ringe und Schnellauf erzählte ihr nun, dass wahrscheinlich sein bruder Scharfaug ihn schlafend bemerkt habe, worauf dann sein jüngster bruder ihm den ring vom finger geschossen habe. Da rief erzürnt die königstochter: „Gut, ich will dein weib werden, aber weil ihr mich betrogen habt, so muss dein bruder Trefweit mir noch einmal seine kunst zeigen; gelingt ihm die aufgabe nicht, so lass ich ihn und deinen bruder Scharfaug hinrichten!“ Und sie befestigte einen ring oben auf dem haupte Scharfaugs, stelte ihn dann vor Schnellauf, auf dessen haupt sie eine kartoffel legte und hiess nun Trefweit von hundert schritt weite durch den ring die kartoffel vom haupte seines bruders zu schiessen. Da begann der wolf zu heulen und wolte auf die königstochter losspringen, aber Trefweit besänftigte ihn und sprach: „Warte, bis dass mir der schuss mislungen ist!“ Und er nahm die flinte zur hand und schoss. Durch den ring hindurch drang die kugel in die kartoffel und riss sie mit sich fort. Nun muste die königstochter Schnellauf heiraten und die drei brüder lebten glücklich bis an ihr seliges ende. Sie machten das reich des königs gross und mächtig, denn jedermann fürchtete sich vor ihnen und als sie starben, weinten alle leute im lande und glaubten lange zeit nicht an den tod der brüder, sondern dachten bei sich, dass sie sich vielleicht gekränkt aus dem lande entfernt hätten und einmal noch zurückkehren würden. So gerne hatten die leute diese drei brüder ....

Dies das märchen der Rumänen, das sich im grossen und ganzen mit der italienischen *Novella dell Fortunato,* welche 1869 zu Livorno von Giov. Papanti nach einem drucke aus dem fünfzehnten jahr-

hundert herausgegeben worden ist, deckt. Auch im märchen bei Grimm, K.-M. nr. 71; Ey, Harzmärchenbuch s. 116, und im märchen „*Belle-Belle ou le Chevalier Fortuné*“ von der gräfin d'Aulnoy, „komt ein wetlauf mit einer königstochter vor, wobei der läufer einschläft, aber durch einen schuss oder wurf noch zeitig genug erweckt wird, um vor der prinzessin das ziel zu erreichen“ (s. Rochholz a. a. o. s. 44 und vgl. R. Köhlers schätzbare mitteilungen 1872 in Brockhaus Kritischen anzeigen). Was den von obigen märchen abweichenden zug vom einschläfernden zauberring betrift, so ist das rumänische märchen am nächsten verwant mit Basiles Pentamerone III, 8, wo „der läufer Furgolo (blitz) durch einen ring mit einem zauberstein festgemacht wird, bis der armbrustschütze Cecadiritto (Trifgut) ihm den magischen stein vom fingerring schiesst.“ Zum schuss durch einen ring nach der kartoffel (also einem „erdapfel“, s. Rochholz a. a. o. s. 41) ist zu vergleichen der schuss des mythischen Serbenhelden Milosch, der um die lateinerbraut in der veste Ledjan werbend, dieselbe dadurch gewint, dass sein pfeilschuss durch einen ring trift und den apfel dahinter von der lanzenspitze herabschiesst (Gerhard, Serbische volksl. I, s. 148).

In den meisten der hierhergehörigen sagen hält der schütze noch einen pfeil bereit, den er im falle eines mislingens demjenigen zuzusenden gedenkt, der ihn zu dem verhängnisvollen schusse zwang. Obwol im rumänischen märchen das bereithalten eines zweiten pfeiles (kugel) nicht erwähnt wird, so ist doch nicht undeutlich darauf angespielt, indem Trefweit zum wolfe spricht: „Warte, bis dass mir der schuss mislungen ist!“ Was nun den wolf anbelangt, der in diesem märchen — wenigstens in der vorliegenden gestalt — sozusagen gar keine rolle spielt — so erlaube ich mir an die holsteinische sage von Henning Wulf zu erinnern (Rochholz, a. a. o. s. 38; Müllenhoff, Schleswig-Holstein. sagen nr. 66 und Jahrbücher von Schleswig-Holstein 1860 III, 3 s. 441). Dass nach den worten des märchens die drei brüder im glauben der leute noch fortleben, ist ebenfals ein alter zug, den wir in der sage von den drei Tellen am Rütli, den drei zauberschläfern im Axenberge u. m. a. widerfinden (s. Rochholz a. a. o. s. 125 fgg.)

Wichtiger noch, sowol für die vergleichende sagenkunde als auch für die fortbildung und verbreitung der Tellengeschichte, ist eine sagenhafte erzählung der Bulgaren, die als gärtner und feldbauern im südwesten Siebenbürgens wohnen. „Wenn Eutych Kopp, Gesch.-blätter 2, 362 die auffallende ähnlichkeit erkant hat, welche zwischen Saxos Tokogeschichte und der Tellengeschichte der Schweizerchronisten in anlage und darstellung der erzälten begebenheit besteht; und wenn wir da

auf beiden seiten dieselbe sage mit denselben haupt- und wendepunkten haben", so gilt dies auch — mutatis mutandis — mehr oder weniger von der bulgarischen erzählung, wenn wir dieselbe mit der dänischen Tokogeschichte und der Schweizer Tellengeschichte vergleichen. „Den waghalsigen apfelschuss nach des kindes haupte; den aufgestelten stecken; die zuversicht und geschicklichkeit des vaters; das bereithalten mehrerer geschosse von seite des schützen und dessen freies wort an den dränger; das fallen des drängers durch des schützen hand", alle diese haupt- und wendepunkte der erwähnten beiden geschichten lassen sich auch in der bulgarischen erzählung genau nachweisen. Wenn ihr auch der historisch-gefärbte schluss (empörung der Dänen, herzog Parricida) abgeht, so dreht sie sich doch auch um eine geschichtlich nachweisbare person. Digenis, der bulgarische trefschütze ist meiner ansicht nach derselbe, der auch in den neugriechischen volksliedern vorkomt. Schon seit langer zeit besass man neugriechische volkslieder, in denen von einem wunderbaren helden, namens Digenis, die rede ist (vgl. z. b. Passow, Popularia carmina Graeciae recentioris nr. 430. 491. 516; Sakellarios, Cyprische volksl. nr. 4. 17; Legrand, Recueil de Chansons populaires grecques III, nr. 87—90), ohne dass man mit diesem Digenis viel anzufangen wuste, bis endlich zu anfang des vorigen decenniums in Trapezunt ein daselbst vor einnahme der stadt durch die Türken (1462), vielleicht schon im 10. jahrhundert verfasstes heldengedicht von mehr als dreitausend politischen versen entdeckt wurde, das von einem gewissen Basilios Digenis Akritas handelt, dem sohne eines Emirs von Edessa, namens Ali, und einer tochter des griechischen stratarchen Andronikos Dukas. Er hiess Digenis (*διγενής*, von zweifacher abstammung) wegen seiner arabisch-griechischen eltern und Akritas als grenzwächter gegen die muselmänner am Euphrat (als eine art grenzwächter tritt er auch in der bulgarischen erzählung auf); er hiess auch Porphyrios, bei den Persern Farfurius; sein eigentlicher name scheint aber Panthirios oder Panthir, und er derselbe feldherr gewesen zu sein, welcher nach dem zeugnisse Nestors im jahre 941 die flotte des russischen fürsten Igor vernichtete. Er war mit dem griechischen kaiser Romanos Lekapenos verwant und oberbefehlshaber der asiatischen provinzen. Das erwähnte gedicht nun ist seitdem von Konstantin Sathas und Legrand herausgegeben worden (Les Exploits de Digénis Akritas, épopée byzantine du X. siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit unique de Trébizonde. Paris 1875). Der sagenkreis des Digenis ist übrigens auch nach Russland vorgedrungen, woselbst in einer handschrift des 14.—15. jahrh.

ein heldengedicht über Deugenius Akritas vorhanden ist (s. A. Wesselofsky in der Russischen revue, Petersburg 1875. IV. jahrg. s. 379 fgg.): „Bruchstücke des byzantinischen epos in russischer fassung“ und Alfred Rambaud, La Russie epique, Paris 1876, s. 421 fgg. „L'Epopée néo-grecque Digenis Akritas“; vgl. auch Felix Liebrecht, Zur volkskunde s. 202).

Die genaue deutsche übersetzung dieser bulgarischen sage — so wie ich dieselbe 1887 im originaltext aufgezeichnet habe — lautet also:

Der schuss des edlen Digenis.

Einst lebte am klaren wasser der Donau ein gewaltiger held, der mit seiner frau, einer guten Stia[1] einen sohn zeugte, dem er den namen Digenis gab und zu dessen paten er sich den grossen könig von Buda erbat. — Als Digenis sein zwanzigstes jahr erreicht hatte schickte ihn sein vater hinauf in die burg von Buda, damit er seinem paten zeige, was er gelernt habe. Und über Digenis künste hatte der könig und seine leute guten grund zu staunen; denn Digenis konte schwimmen wie ein fisch, er konte besser laufen als das beste reitpferd des königs, springen konte er wie das reh der gebirge und steine von einem berge auf den andern schleudern, die sechs pferde von der stelle zu rühren nicht im stande waren. Aber erst schiessen! das verstand er wie kein mensch auf erden. Auf eine halbe meile weit schoss er den allerkleinsten apfel, auf einen stock gesteckt, auf den ersten schuss herab. Über diese seine künste wunderte sich gar sehr der könig von Buda und sprach zum edlen Digenis also: „Du bist noch jung an jahren, aber du kanst doch mehr, als zehntausend hundertjährige greise! du bist noch zu jung, um heiraten zu können; darum sende ich dich hinaus in meine burg im gebirge; dort solst du als kapitän (capitano) den Türken schrecken einjagen; nach fünf jahren aber will ich dir meine einzige tochter zur frau geben!“ Gar traurig zog der edle Digenis hinauf in das gebirge, in die burg, um dort die Türken abzuwehren; gar traurig war er, denn er hatte eine jungfrau lieb, die er demnächst auch heiraten wolte; nun aber solte er nach fünf jahren des königs von Buda tochter zur frau nehmen! Was tat nun der edle Digenis? Mitten auf dem wege kehrte er um und ritt zu

1) Stia, auch Juda genant, sind waldnymphen in jugendlicher frauengestalt. Es gibt böse und gute Stia; die bösen leben an flüssen und seen; sie haben ein langes haar, das sie den sich zu ihnen verirrenden menschen über das haupt werfen, um dann die darin verstrickten im wasser zu ersäufen; die guten hingegen erzeugen mit irdischen männern kinder, aus denen gewöhnlich grosse helden werden.

seiner geliebten, die er heiratete. Nun zog er mit seiner jungen frau in die ferne burg im gebirge. Durch seine künste wurde er gar bald der schrecken der Türken. Als fünf jahre um waren schickte der könig von Buda dem edlen Digenis einen grossen brief mit einem grossen siegel, damit er nach Buda komme und seine einzige tochter heirate. Der edle Digenis bestieg also sein ross, sezte sein vierjähriges söhnlein vor sich hinauf und ritt zum könig von Buda. Als er dort ankam, sprach er also: „Herr könig, euere tochter kann ich nicht heiraten, denn ich habe mir schon vor fünf jahren ein weib genommen! Hier ist mein vierjähriges söhnlein!“ Da ergrimte der könig von Buda und sprach: „Du hast wie ein weib gehandelt und verdienst von den pferden zertreten zu werden[1]! Doch ich will dein leben schonen, weil ich ja dein pate bin, aber du musst einen goldenen apfel vom haupte deines kindes auf den ersten schuss herabschiessen! Verfehlst du das ziel, so musst du sterben!“ Und sie führten den edlen Digenis samt seinem sohne hinaus in das freie feld und legten dem knäblein einen goldenen apfel aufs haupt. Dreihundert schritte vom sohne entfernt stand der edle Digenis und lud beide läufe seiner langröhrigen flinte. Er sezte an und schoss. Der goldene apfel flog weithin auf die erde. Das söhnlein stand unversehrt da. Grimmig sprach hierauf der könig von Buda: „Du bist ein treflicher schütze, Digenis! Sage mir aber wozu hast du beide läufe deiner flinte geladen? Du durftest ja — hätte der erste schuss gefehlt — zum zweiten mal nicht schiessen?“ Da hob Digenis seinen knaben auf den arm und sprach: „Hätte die kugel des einen laufes nicht den goldenen apfel, sondern mein kind getroffen, dann hätte die kugel des zweiten laufes dein hundeherz gewiss nicht verfehlt!“ Und wie der sturmwind flog er über die haide hinauf in das gebirge, wo er in einer höhle rast hielt. Müde schlief er ein und als ihn sein weinendes söhnchen aufweckte, da sah er, dass draussen vor der höhle der könig mit hundert seiner leute stand. Der edle Digenis besann sich nicht lange, sondern schoss seine beiden läufe ab. Der könig von Buda und sein ältester sohn fielen tot zu boden. Da begann ein kampf, wie ihn nicht sobald ein mann gesehen hat. Als die sonne den himmelsrand küsste, da lag der könig von Buda, dessen sohn und die hundert männer tot auf dem boden; der edle Digenis aber zog mit seinem söhnchen heim zu seiner frau und dann verliessen die drei für immer das land und wurden nimmer gesehen ....

Dies die bulgarische sage, deren held wol geschichtlich ist; der apfelschuss aber ist mythiseh und dem vortrag des ereignisses bloss

1) Vgl. Liebrecht, Zur volkskunde (s. 296: Eine alte todesstrafe).

angewachsen aus älterer überlieferung, die bislang unbekant ist (vgl. Grimm, Myth. 354). Lezteres (freilich ohne geschichtlichen hintergrund) gilt auch von der sagenhaften erzählung der Szekler, die ich im jahre 1879 im Háromszéker komitate (südosten Siebenbürgens) im ungarischen originaltexte aufgezeichnet habe und zwar in drei varianten, von denen ich hier die volständigste und bedeutungsvolste in genauer verdeutschung mitzuteilen mir erlaube.

Tschalo Pischta.[1]

Es war einmal dort, wo er nicht war, dort, wo man die läuse und flöhe mit goldenen hufeisen versieht, dort war also einmal ein mann, dem hinterliess seine frau, als sie starb, ein zehnjähriges söhnchen. Der mann war so arm wie eine kirchenmaus und konte sich kaum das tägliche brot verschaffen. Da dachte bei sich der arme mann: du gehst mit deinem söhnchen in die weite welt! vielleicht kanst du anderswo dein brot dir leichter verdienen! — Und der arme mann buk sich aus seinem lezten mehle einen aschenkuchen, steckte denselben in seinen mantelsack und zog nun mit seinem söhnchen, das man Tschalo Pischta nante, in die weite welt hinaus. Sie erreichten gar bald einen grossen wald und legten sich ermüdet unter einem grossen eichbaum nieder. Der vater schlief gar bald ein, während Tschalo Pischta dem gesange der vögel und dem gesumme der käfer zuhörte. Da lief ein mäuschen heran und sprach also zu Pischta: „Lieber knabe, ich habe zuhause acht kinder zu ernähren und habe heute noch kein krümchen esbares gefunden. Du hast in deinem mantelsack einen ganzen aschenkuchen; gib mir ein wenig davon, damit ich es zu meinen kindern trage und ich will es dir belohnen!“ Tschalo Pischta brach ein stückchen vom aschenkuchen ab und warf es dem mäuschen zu, das nun also zu ihm sprach: „Reiss mir ein barthärchen aus und bewahre es gut; wenn du in not bist, so speie es an und ich werde dir zu hilfe eilen, dann stich mir in das linke pfötchen und sauge einen tropfen blut daraus, du wirst dadurch so stark werden, dass du zentnerschwere steine von einem berge auf den andern wirst werfen können!“ Als Tschalo Pischta das härchen herausgezogen und einen tropfen blut ausgesogen hatte, lief das mäuschen davon. Als sein vater erwachte, erzählte ihm Tschalo Pischta nichts, sondern behielt das geheimnis für sich. Nun zogen sie wider weiter in die welt, von einem

1) Pischta = deminutiv von István (Stefan). Im Ungarischen wird der taufname dem familiennamen nachgesezt.

ort zum andern, bald arbeitend, bald bettelnd, — so wie es eben gieng. Nun kamen sie einmal auf einen hohen berg und der vater legte sich nieder und schlief. Tschalo Pischta konte aber nicht schlafen, sondern stieg den hohen berg hinan und wolte sich in der umgegend ein wenig umsehen. Da kam er an eine höhle, deren eingang mit einer goldenen türe verschlossen war. Der junge versuchte die türe zu öfnen, da es ihm aber nicht gelang, so nahm er einen zentnerschweren stein und warf ihn solcher wucht an die türe, dass dieselbe klirrend aufsprang. Himmel und erde erzitterten und aus der höhle sprang eine nachtschwarze hexe hervor und rief: „Nun sollst du dein leben lassen, junger bursche, wenn du nicht so weit deine steine schleuderst, als ich schiessen kann!“ Und sie nahm eine flinte hervor und schoss vom nächsten berge einen raben herab; Tschalo Pischta aber nahm einen zentnerschweren stein und warf ihn auf den nächsten berg, und erschlug damit einen wolf, der grade über den berg laufen wolte. Da nahm er einen zweiten stein und ehe sich die hexe versah, erschlug er sie. Die flinte steckte er in seinen mantelsack und kehrte zu seinem vater zurück, dem er von seinem abenteuer gar nichts erzählte.

Vater und sohn zogen nun weiter in die welt und kamen endlich in eine wüste, die kein ende nehmen wolte. Tagelang wanderten sie herum, ohne das ende der wüste erreichen zu können und waren nun nahe daran, vor hunger zu sterben. Da untersuchte der vater einmal den mantelsack seines sohnes und fand darin die zauberflinte. „Woher hast du diese flinte?“ fragte er seinen Pischta. Dieser versezte darauf: „Von einer hexe! Aber was nüzt sie uns jezt, wenn wir nichts zu schiessen haben! Möchte die flinte uns doch zu einem braten verhelfen!“ Kaum hatte er diese worte ausgesprochen, da flog die flinte durch die luft weit weg und kehrte in kurzer zeit mit einem erschossenen rehe zurück. Nun hatten sie zu essen und lebten ohne sorge und kummer, denn sobald sie fleisch brauchten, schickten sie die flinte auf die jagd, die dann stets mit einem erschossenen wilde zurückkehrte. — Nach dreissig tagen erreichten sie endlich das ende der wüste, wo ein siebenköpfiger drache den ausgang bewachte und ihnen den weg versperte. Da schleuderte Tschalo Pischta sieben mächtige felsblöcke auf den drachen und erschlug ihn. Sie zogen nun ungehindert weiter und erreichten gar bald eine grosse stadt, wo ein sehr grausamer könig wohnte. Die leute empfiengen die beiden wanderer mit grossen ehrenbezeugungen, gaben ihnen die besten speisen und getränke und führten sie in ein schönes haus, wo sie von nun an woh-

nen solten. Sie fragten erstaunt die leute, was alle diese ehrenbezeugungen zu bedeuten haben? Da erzählten ihnen die leute, dass ihr grausamer könig den drachen am ausgang der wüste gehalten und jeden tag ihm einen menschen zu fressen gegeben habe. Nun seien sie durch Tschalo Pischta von diesem ungeheuer befreit worden und wolten von nun an für alle bedürfnisse des vaters und des sohnes sorgen. — Doch nicht lang dauerte ihr vergnügtes leben, denn als der könig erfuhr, dass Tschalo Pichta seinen siebenköpfigen drachen erschlagen habe, da liess er vater und sohn zu sich führen und sprach also zum knaben: „Du bist an jahren noch ein kind, an stärke und kraft aber ein riese! Nun, wenn du mit felsblöcken spielen kanst, so wirst auch ein guter schütze sein! Weil du meinen drachen erschlagen hast, so will ich dich und deinen vater an einen ort setzen, wo ihr weder sonne noch mond zu sehen bekomt, wenn du vom haupte deines vaters nicht einen goldenen apfel auf tausend schritte weit, herabschiesst." Und er legte dem vater einen goldenen apfel aufs haupt und hiess nun den jungen zu schiessen. Auf tausend schritte entfernung schoss Tschalo Pischta und der apfel fiel vom haupte des vaters. Da sprach der könig also zum knaben: „Du hast den apfel getroffen und ich will euere strafe auch lindern! Ihr solt die sonne und den mond sehen können, aber ich will euch in einem netze für euer ganzes leben gefangen halten!" Er rief seine diener herbei und liess die beiden in ein starkes stricknetz werfen, das am tore des königshauses befestigt wurde. Viele tage und nächte sassen schon die beiden im netze gefangen, ohne von den leuten befreit zu werden, die sich vor dem zorn und der grausamkeit ihres königs fürchteten. Da erinnerte sich eines tages Tschalo Pischta des barthärchens, das er einst dem mäuschen herausgerissen hatte. Schnell nahm er es hervor und spie es an. Da liefen im nu viele tausend mäuse heran und frassen das ganze netz auf, worauf sie ins haus des königs drangen und denselben samt haut und haaren verzehrten, worauf sie wider verschwanden[1]. Die leute machten nun den Tschalo Pischta zu ihrem könig, der in glück und zufriedenheit bis an sein seliges ende lebte ......

Dies ungarische märchen gehört in den kreis derjenigen erzählungen, in welchen von trefschüssen berichtet wird, die nicht allein durch des schützen kunst, sondern mehr durch das magische vermögen seiner zauberflinte gelingen (s. Rochholz a. a. o. s. 44 fgg.). Der zug von der

1) Durch diesen zug gehört obiges märchen auch zur märchenreihe vom „Mäuseturm." S. meinen aufsatz: „Die mäuseturmsage in Siebenbürgen" (Germania N. reihe XX s. 432 fgg.) wo ich dies märchen nicht angezogen habe.

selbstjagenden flinte findet sich auch in der Kalewala (15, 371 nach Schiefners übersetzung), wo des finnischen Wäinämöinens bogen von selbst zu walde aufs weidwerk geht; nach dem altfranzösischen roman des Huon von Bordeaux „bedient sich der jagende elbenkönig Oberon eines pfeiles, an dem augenblicklich, wann es der eigner will, jegliches wild steckt.“ (Vgl. auch die sage von Ǫrvaroddr; Weinhold, Altnord. leben 205; Rochholz a. a. o. s. 45.) Ein ähnlicher zug findet sich auch in einem unedierten rumänischen märchen meiner samlung vor, in welchem drei waisenkinder eine flinte besitzen, die ihnen das wild aus dem walde holt. Am nächsten verwant ist das vorstehende ungarische märchen mit den betreffenden finnisch-lappischen erzählungen (s. Rochholz a. a. o. s. 88 fgg.), in denen das hauptmotiv ebenfals in die wirkung des zaubers verlegt wird; ebenso ein gemeinschaftlicher zug der finnisch-lappischen erzählungen und des ungarischen märchens ist die „verwechslung vom objekt ins subjekt“, indem auch hier der sohn den apfel vom haupte des vaters schiesst. Zu den steinwürfen wäre noch zu vergleichen die Töllussage der Inselschweden (Rochholz a. a. o. s. 83 fgg.).

Schliesslich will ich mir mit bezug auf das mitgeteilte ungarische märchen eine bemerkung erlauben. Rochholz sagt (s. 92) in seinen schäzbaren bemerkungen mit bezug auf die betreffenden finnisch-lappischen erzählungen: „Einwirkungen durch die schwedisch-dänische sage haben dabei unleugbar statgehabt.“ Ich erlaube mir dagegen zu bemerken, dass grade die züge, welche den finnisch-lappischen erzählungen und dem ungarischen märchen gemeinsam sind, sich in den schwedischen und dänischen relationen nicht vorfinden (schuss des sohnes, zauberflinte).

Der nächste und lezte schritt führt uns zu den blinden trefschützen. Es lassen sich in diesem sagen- und erzählungskreise überhaupt drei abteilungen aufstellen und zwar 1. trefschützen mit gewöhnlicher waffe, 2. trefschützen mit zauberwaffen, und 3. blinde trefschützen. Eine vereinigung der beiden lezten abteilungen (zauberwaffe im besitze eines blinden schützen) findet sich im märchen der Bukovinaer Armenier vor, das ich aus der handschriftlichen samlung meines freundes, des Mechitaristenpriesters dr. Werthanesz Jakudjian hier in deutscher übersetzung mitteilen will.

Der blinde königssohn.

Vor vielen tausend jahren lebte im osten ein mächtiger, reicher könig, der sein ganzes leben hindurch von glück und erfolg in allen

seinen taten begleitet war. Da kam einmal ein weiser mann zu ihm und bettelte um speise und trank. Da sprach der könig zu ihm: „Du bist ein weiser mann, dessen ruf sich in sieben reichen verbreitet hat, und dennoch kanst du von dir nicht sagen, dass du glücklich bist! Ich dagegen habe nicht den tausendsten teil deines verstandes und bin doch der glücklichste mann der erde!" Lächelnd versezte hierauf der weise: „Erinnere dich, o könig, deiner worte, wenn du einmal im unglück bist!" Und ohne eine gabe anzunehmen, entfernte sich der weise mann. — Die zeit vergieng und es drehte sich das rad des schicksals und der reiche, mächtige könig ward elend und unglücklich. Ein anderer könig brach in sein land ein, besiegte ihn und liess ihn in den kerker werfen; seinen einzigen sohn aber liess er blenden und jagte ihn aus dem lande. Da rief der unglückliche vater und könig: „O weiser mann, wie schmerzvoll erinnere ich mich meiner worte, die ich einst zu dir gesprochen!" Da erschien wie aus der erde hervorgewachsen der weise mann und sprach zum könig: „Hast du mut gehabt, dich einst für den glücklichsten mann der erde zu halten, so habe auch mut jezt dein unglück zu ertragen." Hierauf verschwand der weise. — Der blinde königssohn wanderte in begleitung eines hundes, der ihn führte, von dorf zu dorf, von stadt zu stadt und bettelte um milde gaben. Da kam er einmal in eine wüste, wo ihm der weise mann erschien und also zu ihm sprach: „Du erträgst dein unglück still und geduldig und hast dein gottvertrauen nicht verloren. Wahrlich, deines bauens und vertrauens grund ist gott allein und darum will ich dir helfen. Hier gebe ich dir einen lebendigen goldpfeil, der dahin fliegt, wohin du ihn eben hinwünschst und da alles tötet, so du es haben willst. Morgen wird der könig ein festschiessen veranstalten, an dem auch du teil nehmen solst; alles andere wird sich schon zum besten wenden. Ich bin der heilige Joseph, der dich und deinen vater beschützen und schirmen will vor unglück und leid! Darum gebe ich dir hier auch eine salbe, mit der du deine augen übermorgen einreiben solst, damit du wider sehend werdest! Morgen solst du noch blind am festschiessen teil nehmen!" Mit diesen worten gab der heilige Joseph dem blinden königssohn den goldpfeil und die salbe und verschwand.

Gottvertrauen und frohe zuversicht im herzen machte sich der königssohn auf den weg in die stadt seines feindes. Unerkant nahm er zum gelächter der leute teil an dem festschiessen. Doch als sein goldpfeil als erster durch einen goldenen ring, der als ziel auf einer stange aufgestelt war, flog — da lachten die leute nimmer. Dreiunddreissigmal schoss der blinde königssohn und dreiunddreissigmal flog

sein pfeil durch den goldenen ring und kehrte stets ungesehen zu ihm zurück. Da rief der heidnische könig seinen leuten zu: „Bringt mir den gefangenen könig hervor! Der blinde soll ihm vom haupte einige äpfel herabschiessen! Wenigstens hat er dabei eine grosse angst auszustehen!" Und sie brachten aus dem kerker den gefangenen könig hervor, stelten auf sein haupt einen apfel und hiessen den blinden schiessen. Der königssohn schoss und der apfel fiel zur erde. Dreiunddreissig äpfel schoss er nach einander vom haupte seines vaters. Da flog aber der lebendige goldpfeil auf den heidnischen könig und dessen leute und tötete sie alle. Da befreiten die leute den könig, der nun mit seinem wider sehend gewordenen sohne in steter gottergebung lebte und bis an sein ende weise regierte .....

Dies die armenische erzählung, die gleich den meisten armenischen volksüberlieferungen einen legendenhaften anflug hat. Trotzdem lässt es sich nicht verkennen, dass auch sie die hauptzüge der Tellsage (schuss nach dem haupte eines geliebten wesens, stange, apfel) aufzuweisen hat. Durch den schuss des s o h n e s (also auch hier verwechslung vom objekt ins subjekt) und die gefangenschaft lehnt sie sich auch an die mitgeteilte ungarische erzählung; den zug vom lebendigen goldpfeil finden wir auch in den tatarischen heldensagen, wo Katai-Chan einen goldpfeil besizt, der lebend ist, über sieben länder fliegt und da alles tötet und schliesslich zum schützen zurückkehrt[1]. Abgesehen vom eingang, der sich an die sage von Crösus anlehnt, lässt sich bei dieser erzählung — trotz ihres christlich-legendenhaften anfluges — der orientalische ursprung nicht ableugnen. Diese armenische gestaltung der sage vom apfelschusse scheint auch Th. Benfeys ansicht (in den Göttinger anzeigen 1861, s. 677) zu bestätigen, derzufolge schwerlich daran zu denken sei, dass die ursprüngliche sage der orient vom occident empfangen habe, sondern wahrscheinlicher das umgekehrte anzunehmen sei. Hiefür spricht auch mit schlagenden gründen das märchen der transsilvanischen zeltzigeuner, das ich im jahre 1883 während einer mehrmonatlichen wanderung mit einer zigeunertruppe aufgezeichnet habe.

Der originaltext dieses unedierten märchens lautet also:

Trin godyiávere pçrálá.[2]

Yekrár árnás trin pçrálá, ke kámena ándre lime the jiál te leskre báçt the árákel. Dures yon ándre lime jiánená te ñikai yon

1) Castrén, Die Altai-völker (1857) s. 215.

2) Was die orthographie anbelangt, so entspricht *c* dem deutchen *tsch*, *ç* =

árákenà báçt. Akor jiánená yekrár pál báre páñi te akáná yek vásh leske yek ruk beshárelás te yon penená, the odoy pápále áven pál yek bersh. Te yon jiánená upro pro leskro drom.

O legterneder trin pçrálengré buter ávelás ándro báro thágár, káske trin legshukáreder ráklyiyá, árnás, ke cák trin pçrálen kámená, ke may báre the keránás[1]. *Atunci gindelás legterneder: O bersh cáces mayd nácilyás te me sikárdyom the gárável; m're pçrála tálán so sikárená. Tálán ámende árná trin ráklyiyá thágáreskro! Káde gindinelás o legterneder te jiánelás kiyá páñi leskre pçrálen the árákel. Te yon ávená biso te penená, so ándre lime the sikárdyenás*[2]. *O legpçureder sikárdyehás the násel te sár bárvál náselás: o duyto yek gendálos kerelás, káy sákofeles yon dikhená te o trito sikárelás the gárável te legdureder gárávelás sár yek ciriklo the urál jánelás. Akor trin pçrálá penená hoy yon trin ráklyiyen thágáreskro kámená te jiánená kiyá thágáreske te kiyá leske penená: „Báro rázeyá! Amen kámen tire ráklyiyen! Pen mende, so ámen the keren?" Te o thágár penelás: „Láces! Ko m're legpçureder ráklyá romñi lel, ádá sikeder the násel sár yoy!" Akor penelás o legpçureder: „Me kámáv the násel!" Te yov náselás legpçureder ráklyáhá thágáreskro ándre trin stácie te ávelás hámáráb ándre dopás. Akor penelás o thágár: „Láces! m're legpçureder ráklyi hin tute; uvá cák átunci hin lá tute, káná t're pçrálá m're ávre ráklyiyen ñerdyé*[3], *ándákode m're ráklyiyá kámen cák trin pçrálen! Nosá, m're duyte ráklyi káde gárádyol, hoy ñiko lá dikhel! Ko kámel lá the árákel?" Akor penelás o duyto trin pçrálengré: „Me árákáv lá!" Te ávrijiálás te leskre gendálos ávrilelás. Akor dikhelás ráklyá thágáreskro ándro per yeká báre guruvñákri. Yov penelás thágáreske te ádá penelás: „Láces! m're duyte ráklyi hin tute; uvá cák átunci hin lá tute, káná t'ro legterneder pçrál m're legterneder ráklyá ñerdyás, ándakode m're ráklyiyá kámen cák trin pçrálen! Nosá, upro pro shero m're legterneder ráklyákri hin yek somnákuno bál; tumáro legterneder pçrál the telegárel les; te tálálel áver bál, ákor tumen meren!" Akor o legterneder leskre pushká lárelás te ándre trin stácie somnákuno bál shereskro legterneder ráklyákri telegárelás. Atunci sákonetháneste voyá te voyipen árnás te e trin godyiávere pçrálá átunci jidená ándre báre báçt leskre shukáre romñiyensá .....*

ch, *j* = *dsch*, *ñ* = *nj*, *sh* = *sch*, *y* = *j* (s. meine „Sprache der transsilvanischen zigeuner" s. 3).

1) 3. pl. impf. conj. 2) 3. pl. plusq. conj.
3) 3. pl. perf. ind.

In genauer verdeutschung lautet dies märchen der Siebenbürger zeltzigeuner also:

Die drei klugen brüder.[1]

Es waren einmal drei brüder, die beschlossen in die welt zu gehen und ihr glück zu suchen. Lange zeit zogen sie in der welt herum und fanden nirgends ihr glück. Da kamen sie einmal an einen grossen see und da pflanzte jeder von ihnen für sich einen baum und sie versprachen einander, dass sie sich nach einem jahre hier wider treffen wolten. Und nun zog jeder seines weges.

Der jüngste der drei brüder kam nach langer zeit zu einem könige, der drei wunderschöne töchter hatte, die aber nur drei brüder heiraten wolten, die etwas aussergewöhnliches leisten könten. Da dachte bei sich der jüngste: das jahr ist bald um und ich habe schiessen gelernt, meine brüder werden ja auch etwas gelernt haben! Vielleicht können wir uns die drei königstöchter erwerben! So dachte der jüngste und gieng an den see, um seine brüder zu treffen. Und sie kamen denn auch und erzählten einander, was sie in der welt gelernt hätten. Der älteste hatte laufen gelernt und konte laufen wie der wind; der zweite hatte einen spiegel machen gelernt, in dem man alles sehen konte und der dritte, der hatte schiessen gelernt und konte so weit schiessen, als ein vogel zu fliegen im stande war. Da beschlossen die drei brüder um die drei königstöchter zu werben und giengen hin zum könig und sprachen also zu ihm: „Grosser herr! wir wollen deine töchter heiraten! Sag uns was wir tun sollen?“ Und der könig sprach: „Gut! Wer von euch meine älteste tochter zur frau haben will, der muss schneller als sie laufen können!“ Da versezte der älteste: „Ich will laufen!“ Und er lief mit der ältesten königstochter drei meilen weit und kam um die hälfte der zeit früher an. Da sprach der könig: „Gut! du hast meine älteste tochter gewonnen, aber nur dann bekomst du sie zur frau, wenn auch deine brüder meine beiden andern töchter gewinnen, denn meine töchter wollen nur drei brüder zu männern haben! Nun also, meine zweite tochter kann sich so verbergen, dass sie niemand sieht! Wer will sie suchen?“ Da sagte der zweite der drei brüder: „Ich suche sie!“ Und er gieng hinaus und nahm seinen spiegel hervor. Da sah er die königstochter im bauche einer grossen kuh. Er sagte es dem könige und dieser sprach: „Gut! du hast meine

1) Vgl. auch das märchen der zigeuner: „Die vier bösen brüder“ in meinem aufsatz: „Märchen des Siddhi-Kür in Siebenbürgen“ (in der Zeitschr. d. deutsch. morgenländischen geselschaft“ bd. XLI s. 448 fgg.). Hier fehlt jedoch der treffschuss.

zweite tochter gewonnen, aber nur dann bekomst du sie zur frau, wenn auch dein jüngster bruder meine jüngste tochter gewint, denn meine töchter wollen nur drei brüder zu männern haben! Nun also, meine tochter hat auf dem haupte ein goldenes haar; euer jüngster bruder soll es herabschiessen; trift er aber ein anderes haar, so müsst ihr alle drei sterben." Da nahm der jüngste seine flinte hervor und schoss auf drei meilen weit das goldene haar vom haupte der jüngsten königstochter. Nun war überall freude und jubel und die drei klugen brüder lebten von nun an mit ihren schönen frauen in grossem glück ....

Dies das märchen der transsilvanischen zeltzigeuner, das in bezug auf die künste der brüder einige ähnlichkeit mit der fünften erzählung des sanscrit-romans Vetala-pantscha-Vintschati hat, wo ebenfals drei Brahmanen durch ihre künste die töchter des ministers Haridasa erwerben. Der bedeutendste zug dieses märchens aber ist: das verkriechen in den bauch einer kuh und das goldene haar auf dem haupte. Dieser zug enthält zweifelsohne eine reminiscenz an den altindischen sonnenmythus und ich erlaube mir hiebei nur folgendes anzuführen: „Die begleiter der beiden indischen äthergottheiten Indra und Rudra sind die Ribhus, deren name im indischen selbst als sonnenstrahlen übersezt ist und die zugleich trefliche bogenschützen sind. Aus ihrer schaar ragen drei brüder durch ihre taten besonders hervor: Ribhus, Vibhva und Vayas (Rochholz a. a. o. s. 140). Sie entsprechen aber, wie Adalb. Kuhn in seiner zeitschr. (IV, 95 fg. 110 fg.) nachgewiesen hat, genau jenen drei von der germanischen mythe gefeierten brüdern: Vǫlundr, dem kunstschmied; Slagfiþr, dem beflügelten pfeil, und Egill, der scharfdurchdringenden pfeilspitze. Dem kunstschmied Vǫlundr entspricht im zigeunerischen märchen der bruder mit dem spiegel, dem Slagfiþr der schnellaufende bruder und dem Egill der jüngste, der das goldene haar herabschiesst. Und somit liefert auch dies märchen den beweis, dass der goldhort einer ursprünglichen mythe oft in tausend blätter und blätchen verarbeitet und weit und breit hin verstreut wird, und wir können daher unsere ansicht entschieden dahin neigen, dass die sage vom Tellenschuss zum mindesten in ihren anfänglichen keimen als gemeingut des arischen stammes zu betrachten ist.

MÜHLBACH (SIEBENBÜRGEN). HEINRICH V. WLISLOCKI.

LITTERATUR.

Altdeutsche predigten. Herausgegeben von **Anton Schönbach.** Zweiter band: texte. Graz. Verlagsbuchhandlung Styria. 1888. XI und 328 s. 9 m.

Der zweite band der in dieser zeitschr. XIX, 486 fgg. besprochenen predigten bringt zum ersten male volständig die aus Oberaltach stammende predigtsamlung, welche bereits K. Roth in den „Predigten des 12. und 13. jahrhunderts" zur vergleichung seiner Regensburger bruchstücke stellenweise herangezogen, und über die in neuester zeit A. Linsenmayer in seiner „Geschichte der predigt in Deutschland" gehandelt hat. Die leser werden es dem herausgeber sicher dank wissen, dass er mit diesem bande von seinem ursprünglichen plane abgewichen ist, dass er, ehe er an die untersuchung über die entstehung und den zusammenhang der ältern predigtsamlungen geht, sogar erst noch einen dritten band erscheinen lassen wird, in welchem er die ebenfals noch vor Berthold fallenden predigten des priesters Konrad mitzuteilen gedenkt.

Schönbach hat sich aber auch in anderer beziehung von seinem ursprünglichen plane abgewant. Er hat es nämlich für seine oberste pflicht erachtet, in den beigegebenen erklärungen genauer und ausführlicher als es bisher geschehen die unmittelbaren quellen der verschiedenen predigten zu ermitteln und festzustellen. Dadurch scheint allerdings für einen grossen teil des textes die einem glossar sonst zufallende aufgabe der erklärung dieses und jenes wortes überflüssig geworden zu sein, vorausgesezt dass der leser des deutschen textes die mühe nicht scheut, die lateinische quelle überall zugleich mit zu studieren. Indessen lässt sich nicht in abrede stellen, dass die lektüre durch das fortwährende suchen in den lateinischen quellenangaben mindestens sehr aufgehalten wird. Auch finden sich nicht wenig stellen, in denen der suchende durch das, was ihm die lateinischen auszüge bieten, nicht befriedigt wird; und grade da ist es meist für den leser von interesse zu wissen, welches die auffassung des herausgebers gewesen sei. Aus diesen gründen wird man das erklärende wörterverzeichnis in dem vorliegenden bande ungern vermissen.

Was die behandlung des textes betrift, der trotz der von alter hand schon gebrachten korrekturen noch eine menge schreibfehler und änderungen enthält und seinen sprachformen nach wol kaum noch dem 13. jahrhundert angehört, so ist hier in gleicher weise wie in dem ersten bande bei den Leipziger predigten „die überlieferung der handschrift möglichst getreu widergegeben und von ihr nur abgewichen, so fern offenbare fehler vorlagen." Dabei sind die überbleibsel zweier anderer noch dem 12. jahrhundert angehörender handschriften benuzt und, um dem leser ihre vergleichung zu ermöglichen, in den varianten wider abgedruckt worden: nämlich die alten von K. Roth herausgegebenen Regensburger bruchstücke, über welche K. Lachmann seiner zeit ein so absprechendes urteil fällen zu müssen glaubte (vgl. seine anmerkung zum Iwein 4194) und das von Hoffmann in seine fundgruben I, 68—70 eingereihte fragment. Beide waren für die hier veröffentlichte samlung schon darum von hohem werte, weil aus ihnen unwiderleglich hervorgeht, dass dieselbe noch im 12. jahrhundert entstanden ist.

Wie bei der besprechung des ersten bandes, so werde ich nun auch hier auf einige stellen des textes näher eingehen, in denen ich von der auffassung des herausgebers abweichen zu müssen glaube.

5, 4 heisst es im text nach der hs.: *diu hilig zuoversicht diu den menschen hintz himel füert unde minnaeret irdischeu dinch* — — hier gibt *minnaeret* =

minnert keinen sinn: wahrscheinlich ist *unmaeret* oder *im unmaeret* (= ihm gleichgültig, verächtlich erscheinen lässt, verleidet) zu lesen, vgl. v. d. Hagens Germania 8. 295, 148 *du hetestin (iis) daz valsche leben geleidet und geswaeret, sô waer ez in geunmaeret.*

8, 10 ist überliefert *diu bezeichent zwaier laeut;* sicher hat der schreiber nach *zwaier* ein wort übersehen; Schönbach ergänzt *hande;* eher scheint mir *lei[e]* ausgefallen zu sein, wegen der ähnlichkeit der darauf folgenden silbe.

19, 8 *der sinen hiligen sun hin ze erd hat gesant; ze* ist zusatz des herausgebers; statt *hin ze erd*, was ich in mhd. schriften des 12.—13. jahrhunderts sonst nicht gefunden habe, war wol besser *her in erd (h' in erd)* zu setzen; so heisst es 54, 40 *daz er von himel her in erd chom;* Fundgr. I. 90, 9 *an disem tage sant er sinen einborn sun her in erde;* St. Trudberter H. lied 80, 11 *got was vone himile chomente her in erde;* Deutsche gedd. ed. Diemer 349, 25 *der des tages chom her nerde;* Anegenge 8, 72 *von den drin gesant wart hern erde ein vart;* K. v. Heimesfurt in M. Himmelfahrt 848 *dô dû durch uns in erde kaeme.* Ausser diesen beispielen finde ich nur *zuo der erde* im Iwein 3942; *zer erden* bei Walther 8, 33; in H. v. Veldekes Eneide 7722 ist *zu erden komen* nach den varianten = ans land kommen. Nur bei Williram ed. Seem. 19, 3: *hera zeerdon.*

19, 24 fgg. heisst es: *Unser herre sant Stephan — — der ist von reht geeret da ze himel — —, wan der ander meins trehtins ritter, die wider des tiufels schar vahten und taegelich vehtent, an der heiligen schar waz er vaner, wan der nach unsers herzen marter der erst martraer waz;* hier wird vor *mins trechtins ritter* das wort *schar* vom schreiber ausgelassen sein; in der vorlage hiess es wahrscheinlich: *wand er an der schar mîns trehtîns ritter;* auch gegen ende ist wol *wand er* für *wan der* zu schreiben.

28, 10 *wie aber daz chomen möcht daz si des chindes missen mochten daz si mit elize zugen —;* der herausgeber fügt noch *niht ê* vor *missen* hinzu, was durch den zusammenhang durchaus nicht notwendig gefordert wird; die deutschen worte sind ohne diesen zusatz volkommen entsprechend der lateinischen quelle (s. 203) *forte moret aliquem, quomodo Jesus tanta diligentia a parentibus nutritus illis nescientibus in Jerusalem possit remanere.*

30, 18 *daz si chunden an dem stirn gesehen* ist überliefert. Schönbach schreibt dafür *gestirn sehen:* die überlieferung lässt sich möglicher weise halten, wenn man ins auge fasst Sumerl. 2, 39 *astrum, stirne;* Graffs Sprachsch. VI, 723 *sibunstirni;* Suchenwirt IV, 327 *sibenstirn (: schrirn);* vgl. auch Haupt zu Erec 1969.

42, 11 *nu sehen wir wie getan bezzerunge wir christen da von nemen und sehen, daz wir christenlichen namen ân christenlicheu werch iht haben;* in der handschrift steht aber *wir ettelichen namen:* darnach könte man wol mit näherem anschluss an die überlieferung *eitelichen namen* dafür vermuten = leeren, blossen namen; vgl. s. 77, 4 und 20, wo *itteler* neben *eiteler* überliefert ist.

37, 8 *Paulus der was ein aechter der christenheit ê denne er von der judenscheft bechert wurde;* so lautet der text nach der überlieferung; man begreift nicht, warum der schreiber sich hier geirt haben soll, und warum der herausgeber *heidenscheft* für *judenscheft* setzen zu müssen geglaubt hat; etwas anderes ist es doch wenn es 41, 25 heisst: *diser hayden bezeichent alle die die von der haidenscheft bechert sint.*

45, 37 *do diu sat wachsen begung, do chos man daz unchraut* usw.; so lautet der text nach der handschrift; der herausgeber hat *begung* in *begunde* geändert.

es also für einen schreibfehler angesehen. Ein solcher braucht aber hier nicht vorzuliegen; man kann das wort mit gutem rechte auch für eine dialektische form des schreibers oder seiner vorlage ansehen; gerade *begung* findet sich noch an einigen andern stellen, nicht blos bei md. schriftstellern, sondern auch bei oberdeutschen, und zwar in ziemlich früher zeit, so zweimal in den Augsburger bruchstücken von Wernhers Marienleben in der Germania 7, 323, 320 *diu vorhte begunge si ane gên* und 322 *dô sie begunge warten;* dazu die beispiele aus Otacker bei Weinhold Bair. gramm. § 171; vgl. dessen Alem. gramm. § 180.

51, 10 *swer der ist der nach richtuom wirret, des hert: hat manige stund erdenchet tag und naht wie er iht gewinne mit reht;* auffällig ist hier zuvörderst *manige stund* neben *tag und naht,* noch auffälliger aber das participium *erdenchet* statt *erdâht,* ja für das 12. und 13. jahrhundert gradezu undenkbar. Vergleicht man aber die in den lateinischen anmerkungen vom herausgeber angezogene stelle aus Haymo (s. 219): *diuitiae spinae sunt, quia sicut spinae suis punctionibus corpus laniant et cruentant* und ferner *quanto magis acquisitae fuerint, tanto magis in acquisitionem animum possessoris accendunt:* dann ist das rechte unschwer gefunden. Es muss offenbar heissen: *des herze hat manige stung[e], er denchet tag und naht* usw. Fast ebenso drückt sich der prediger auf s. 140, 8 und 11 aus: *die dorn und die hagendorn die bezaichent die stunge und diu angele; dein vleisch, dein leip, der gebirt dir stunge und angel der sünten.* Über die verwechslung von *stungen* mit *stunden* seitens des schreibers vgl. Haupts anmerkung zu Neidhart 62, 22; ebenso das Gneistli in Lassbergs LS. III, 48, 855 *ob er mit stunt des willen kunt, diu sêl wirt ûf den tôt verwunt,* wo nach meinem dafürhalten *stunc* oder *stung* gelesen werden muss. Das wort findet sich auch noch mehrere male im J. Titurel, so 3777, 4 *daz kund vil hôhe vreude von im swenden und starke jâmer stunge wider zuo dem herzen nâhen senden;* 5091, 2 *dâ müezen jâmers stunge (: sprunge) trîben dar;* 5202, 3 *in ungeheilter wunden smerzen stunge (: ordenunge);* 5360, 4 *biz daz in jâmer stungen* (= *jâmers stunge* in Pfeiffers Üb. 117, 41) *begreif;* 4274, 1 *hie wellent niht beliben die jâmer gebenden stungen (: den jungen).* Die zulezt angeführte stelle ist zugleich die einzige, welche ein schwaches femininum *stunge* gewährt, wie es bei Lexer II, 1269 angesezt ist; das beispiel aus J. Tit. 1727 ist dort aus versehen zum belege des schwachen pluralis herangezogen, es enthält vielmehr den substantivierten infinitiv: *sô wil ich — — dem reinen süezen jungen — — niht harte wîzen, daz der minne stungen im kummer gap.* Die sonst auftretenden plurale *stunge* könten wol auf einen singular *stunc,* m. zurückgehen.

52, 14 *daz er uns in disem leib bis staetig ze sinem dienst;* gemeint ist *bistaetige* oder *bestaetige.*

54, 24 *er ruoft iemer und mer,* lies *ie mêr und mêr.*

51, 37 *ich han eu die götlichen tougen geoffent, ich han eu den sin ufgetan, daz ir die hiligen schrift verstet, daz der menig und ander nieman verlazzen ist;* hiervon kann man der lezten zeile schwerlich einen passenden sinn abgewinnen; was gesagt werden solte, errät man aber aus dem zusammenhange; vermutlich hiess es in der vorlage: *daz der menig noch ander ieman verlâzen ist. Verlâzen* hier = anheimgeben, gestatten wie im Roland 260, 20; 269, 18; Hartm. v. Aue 1. büchl. 47.

55, 16 fg. *der gelaub der mit rechten werchen gezirt ist, diu erlüchtent den menschen, diu behaltent in ze dem ewigen leib;* die verwirrung, welche hier der schreiber geschaffen hat, rührt, wie man aus dem darunter abgedruckten Hoffmann-

schen bruchstuck ersieht, daher, dass er das in seiner vorlage stehende *diu geloube* in *der gelaub* änderte, gleichwol aber in seiner gedankenlosigkeit die darauf bezüglichen relativa *diu* — *diu* im folgenden stehen liess, sie vielmehr auf *werche* bezog und demgemäss *erlüchtent* — *behaltent* schrieb statt *erlühtet* — *behaltet*. Auf gleicher gedankenlosigkeit beruhen die verwirrungen, welche an andern stellen dem leser das verständnis des textes erschweren. So s. 50, 2—4: *ir ist vil die den hiligen gelauben enpfangen habent, die sint geladet; die si arer behaltent mit den werchen, der ist leider vil wenich:* auch hier hatte der schreiber in seiner vorlage *die* — *geloube*, wie das aus unachtsamkeit von ihm stehen gelassene *si* (vor *arer*) statt *in* beweist. Derselbe fall ist 152, 30 *daz ist diu heidenschaft die den heiligen gelauben enphangen habent und si mit guten werchen erfullent;* auch hier hat dieselbe hand *si* stehen gelassen ohne zu bedenken, dass sie kurz vorher *den gelauben* für *die geloube* geschrieben hatte. Endlich 137, 20 lautet nach der handschrift: *dennoch was ir gelaube nicht so durnaechtig also si seit wart*, an welcher stelle der herausgeber das ihm auffällige *si* in *er* geändert hat, in der voraussetzung, dass dem schreiber das veraltete *diu geloube* nicht mehr geläufig war. Diese beobachtung verhilft schliesslich noch zur verbesserung einer andern stelle. Ich meine s. 63, 37 fg. *dô* (in der erzählung von der heilung der besessenen Matth. 15, 21 fg.) *zaigt uns unser traechtin, daz wir unser freunt und ander guter laeut geniezzen, daz wir selb des niht wirdich sein, das er uns erhőr, danne daz wir der rehten geniezzen.* Offenbar stand in dem vom schreiber benuzten exemplar noch *geloube* oder *gelouben* nach *der rehten:* ohne ein solches wort hätte der text keinen rechten sinn. Auch leitet darauf das gleich folgende: *nu schule wir die genad unsers herren an rüffen, daz er uns rechten gelauben — — ruch ze geben.* Im 13. jahrhundert war, wie die beispiele in den mhd. wörterbüchern zeigen, *diu geloube* bereits veraltet und nicht mehr in gebrauch: vgl. noch Diemer Deutsch. gedd. 12, 20 und die anm. dazu; Trudberter H. lied 18, 11; 27, 26; Diut. I. 282ᵇ; III, 494; am längsten hat es sich wol erhalten in der formel *ze gelaube*, vgl. Jänicke zu Biterolf 1614.

65, 24 *swenn sich der von den genaden und von der barmung des alm. gotes enchert und daz bedencht, daz er alles gutes entsetzet ist;* zu *enchert* ist unten in den varianten vermerkt: „*enchert* aus *enchent* gebessert.“ Solte der correktor sich nicht versehen, vielmehr *erchent* gemeint haben? Denn darauf führt die quelle, welche hier der prediger übersezte, Pseudo-Beda, den der herausgeber s. 229 citiert: *qui cum se instinctu et misericordia Dei cognoscit omni bono destitutum.* Überdies ist *enchêren* eine rein mitteldeutsche form, die man dem schreiber der handschrift nicht zumuten darf; für das im Mhd. wörterb. I, 798ᵇ, 14 dem Wigalois beigelegte *enkarte* (4386 ed. Benecke) hat schon Pfeiffer in seiner anmerkung zu 115, 2 die richtige lesart *engarte* gesezt.

73, 1 *dar zuo erwelter im ein gevelliges wîze, da unser veint, daz vlaisch, und die fünf sinne dar an gechrutzet — — warden:* hier konte das sinstörende *da* entsprechend dem Regensburger bruchstück in *daz* geändert werden, wie es der zusammenhang verlangt.

80, 2 *iedoch wolt er daz wir die gehugede der selben heren marteraer taegelich entzigen:* das offenbar von dem gedankenlosen schreiber herrührende *marteraer* muste hier sowie in z. 4 in *marter* oder in *martyr* (so in dem Regensburger bruchstück) gebessert werden; vgl. 151, 20.

81, 12 *do aber erfult wart diu zit daz von got gearnet waz ze der urlosung des menschen.* Für *gearnet* hat Schönbach *getermet* in den text gesezt. Aber

es ist doch noch fraglich, ob nicht *gearnet* als dialektische form für *geornet*, *geornt* = *geordent* zu nehmen ist, wie sie in ganz gleichem sinne auf s. 173, 21 wider erscheint: *der seligen sel die da geornt sint ȥe dem ewigen leben*, wo der herausgeber wie mir scheint ohne not *geordent* hat drucken lassen. Allerdings heisst es 81, 18 *die ȥuo dem ewigen leibe geordent sint;* doch vgl. die beispiele von *geornt* bei Lexer II, 160. Überdies wird es zu anfang statt *diu ȥit* heissen müssen *daȥ ȥit*.

83, 13 *merch wir den ruf und becher wir uns, so sin wir saelich: verunruchen wirȥ, so sein wir unsaelich.* Überliefert ist aber *verunruchelen* statt *verunruchen;* und das brauchte nach meinem dafürhalten nicht aus dem texte entfernt zu werden. Auch auf s. 126, 37 hat die handschrift: *so schuln wir unser sunt nicht verunruchelu*, wo der herausgeber ebenfals *verunruchen* gesezt hat. Man vgl. Graff Interlin. 5, s. 463, z. 5 von unten: *daȥ cit wir verruochelen (negligimus) riuwines (poenitendi);* aus den Glossae Herrodianae (?) citierte Graff Sprachsch. II, 381 *virruochelon wir die;* ferner Margaretha Ebner ed. Strauch 83, 2 *ich kom aines tages in groȥȥes lait mines täglichen unruochels = unruochelennes;* vgl. Zarnckes Literar. centralbl. 1882, sp. 184.

103, 8 *so er (= unser muot) wider cheren beginnet von wertlichen dingen, enhab wir nicht denn daȥ wir für in legen der geistlichen füre;* mir scheint hier *denn* = *danne* an einen falschen platz gerückt, es gehört vielmehr vor *niht;* andererseits fragt sichs, ob der herausgeber das richtige getroffen habe, wenn er *fuore* hier einsezt für das in der handschrift überlieferte; da steht *brunne*, und über *b* ist *F* gesezt. *Frunne* aber könte die dem schreiber mundrechtere, dialektische form für *fruonde*, ahd. *fruonda*, mhd. *pfrüende* sein. Zur übersetzung des in der lat. quelle s. 258 vorkommenden *coelestis alimonia* wäre das wort wol ebenso geeignet als *fuore*. Aus md. gegenden stammen die bei Diefenb. s. v. *prebenda* 450ᵇ verzeichneten formen *prōn*, *prune*, *prin;* Lexer II, 264 bringt aus einem weistum der Wetterau *pfrun;* in dem Urkundenb. von Arnstadt ed. Burkhardt s. 415 trift man *phrune* und *pffrune* dafür (a. 1493); sonst ist der übergang von *nd* in *nn* auch auf oberdeutschem sprachgebiete zu finden bei Weinhold Bair. gr. s. 177 und Alem. gr. s. 147, wo aus Seb. Brants Narrensch. 30, 1. 22 citiert wird der reim *pfrün : tün*.

104, 20 *also daȥ brot an der wirtschaft übertriffet alle ander spise, also übertriffet diu hilig minne alle ander tugent;* die worte *alle ander spise* sind vom herausgeber ergänzt, um sinn in den satz zu bringen. Man kann ihrer aber entbehren, wenn man *ander wirtschaft* schreibt für *an der w.;* hier wie öfter bedeutet *wirtschaft* das was bei der bewirtung dargeboten wird, das gericht, vgl. 121, 20 *ir deheiner miner wirtschaft enbiȥet = gustabit coenam meam;* Erec 8361; 8646; Parz. 1947; v. d. Hagens Germania 8, 301, 289.

119, 23 *daȥ si deheinen wiȥ möhten dar chomen;* die handschrift hat hier aber *gewiȥ* für *wiȥ;* ich kann das nicht für einen schreibfehler halten in anbetracht der stellen, die M. Haupt zum Erec 2169 über *gewis* gesammelt hat; füge hinzu Wolfr. Willeh. 123, 28 K.; Ges. Abenteuer III, 369, 480; Wiener Stadtrechtsb. ed. Schuster art. 93 *munich — geweis;* art. 113 *mortes geweis;* Schmeller-Frommann II, 1024.

12, 30 *die hiligen patriarchen die miner laeut pflagen;* für *miner laeut* erwartet man nach dem zusammenhange *mines herren* (oder *mines trehtins*) *läut* wie z. 39 und s. 13, 3.

119, 33 *do er sach welich genad er verworcht het, welhiu witz* (d. i. *wiȥe, supplicia*) *er gearweit het; gearweit* im sinne von erarbeitet, erworben, verschuldet

ist mir im mhd. nicht vorgekommen; wahrscheinlich hatte die vorlage *gearnet* oder *gearnot.*

121, 4 *da hab wir an wie unser herre sinen jungern ein gelichnüsse sagt* usw.; hier wird der schreiber *gelesen* nach *hab wir an* ausgelassen haben, wie es schon in der vorhergehenden zeile steht; vgl. 124, 9.

126, 13 *die nachwenten die er pitet sich fraeuen* ist ohne not wie mir scheint in *pitet daz si sich fraeuen* verändert. *Biten* mit dem infinitiv nach Grimm Gr. IV, 99 und 118; Diemers Wörterb. zu Genesis und Exodus s. 93.

131, 16 *do die ungelaubigen juden sich selben des gotes r i c h verteilten;* der herausgeber hat hier *riches* drucken lassen für *rich;* an einer andern stelle, s. 139, 39, hat er die überlieferung unangetastet gelassen: *die sint des gotes r i c h e vil gewis:* vgl. dagegen über den abfall des genetivischen *-s* die beispiele bei Weinhold Mhd. gramm.[2], § 448 und 454; Roethes anmerkungen zu Reinmar v. Zw. 118, 8; 187, 6; 225, 4; 231, 2.

135, 22 *iz was groze menig mit unserm herren* = „*magna turba*“; der herausgeber hat noch *ein* vor *groze* gesezt. Ich glaube, dass dieses überflüssig war nach dem sonstigen sprachgebrauch zu urteilen, vgl. Diemer, Genes. u. Exod. 160, 4; Nib. 1804, 1; öfter findet sich so *grôz volc, grôz werlt* und ähnliche ausdrücke, in denen *ein* gespart ist. Dagegen meine ich war *ein* kaum zu entbehren s. 122, 15: *er het ein wip genomen,* wo die handschrift *ein* ausgelassen hat.

145, 7 *unser herre in daz templum gie und die unreineheit dar zûtet;* ich verstehe hier *zuotuon* nicht; es muss hier wol *ûztet* heissen.

145, 9 *die tauben und tisch mit dem schatz die die valschar inne heten, die stiez er umb;* gemeint ist Matth. 21, 12 fg. *et mensas numulariorum et cathedras vendentium columbas evertit,* worauf in den anmerkungen hätte verwiesen werden sollen. Der vorhergehende satz unseres textes schliesst nun aber mit den worten: *und slug da mit aus sinem haus alle die die da chauften und verchauften;* man hat also auch die worte *die tauben* zu dem vorhergehenden satze zu ziehen, den punkt davor zu tilgen; es kann nicht heissen *die tauben stiez er umbe.*

147, 17 *ern fûnd sines datz im nicht,* lies *des sînes* wie z. 19, 26 u. 34.

151, 16 *daz si glaubich wurden und gotes dieten wurden;* für *gotes dieten* steht in der handschrift zu lesen *got dieten;* das kann auch aus *got dienende* oder *diente* verderbt sein.

156, 3 ist überliefert: *so er ze dem jungisten tag urteil chumet;* im text ist *tag* getilgt; es heisst aber z. b. in den Fundgruben I, 80, 15 *so si an dem jungesten tage chomen uns verteilen* und 111, 10 *so er an dem jungisten tage chumet uns verteilen:* eben darnach liesse sich auch hier verbessern oder vielleicht bloss *urteilen* (infinitiv) für *urteil* schreiben.

162, 39 *daz er seins liutes in sin genad gewiset het;* der genetiv hier nötigt *gewiset hat* mit *visitavit* zu übersetzen; dann muss es aber heissen *in siner genâde.*

167, 15 *nieman ist der von siner chraft und von sinen gewerften antloz siner sünde erwerben müg;* die handschrift bietet jedoch *von sinen geraerchten,* „*ae* ist radiert“; der überlieferung entsprechender ist daher wohl *gewurchten;* über dieses dem 12. jahrhundert durchaus nicht ungeläufige wort = *opus, factum, meritum* vgl. Graff I, 975; Lexer III, 998—99.

172, 15 *und minnten den almachtigen got und liezen die unmaerischen girischeit;* das wort *unmaerisch* ist so viel ich weiss dem 12. bis 14. jahrhundert unbekant; ich vermute, dass hier ein verderbnis vorliegt, und lese deshalb: *die*

unmaeren (oder *unreinen*) *schatzgirischeit* oder besser *schatzgiricheit* = *philargyriae malum* wie es in der lateinischen quelle s. 309 heisst; vgl. *schazgir* und *schazgiric* bei Lexer II, 676; Schönbach Predd. I, 121, 20; Graff IV, 229 *scazgirida* und *scazgiridi*.

ZEITZ, NOVEMBER 1888. FEDOR BECH.

Karolingische dichtungen untersucht von **Ludwig Traube.** Berlin, Weidmann. 1888. gr. 8. VIII und 162 s. 5 m.

Die vorliegende arbeit bildet das 1. heft der „Schriften zur germanischen philologie", herausgegeben von Max Roediger, welche in zwanglosen heften erscheinen sollen und untersuchungen aus dem gesamtgebiete der germanischen philologie, einschliesslich also der englischen und nordischen, auch solche über neuere litteratur, ferner texte und zusammenfassende darstellungen enthalten werden.

Es könte auf den ersten blick erscheinen, als ob kritische untersuchungen über lateinische dichtungen ausserhalb des kreises der vom herausgeber geplanten veröffentlichungen lägen. allein die poetische litteratur der Karolingerzeit ist zum grösten teile erwachsen auf dem boden des fränkischen reiches, gepflegt und genährt von dem grossen Germanenfürsten, der als „Europas erhabener leuchtturm" von den sängern seiner zeit gepriesen wird, und sie zählt unter ihren vertretern zahlreiche dichter germanischer abstammung; daher verdienen die karolingischen dichtungen trotz ihres fremden gewandes in der geschichte der deutschen litteratur berücksichtigt zu werden. Diese poetischen erzeugnisse, welche früher nur in mangelhaften einzelausgaben abgedruckt waren, sind durch E. Dümmlers mustergiltige ausgabe, fortgesezt von L. Traube, der wissenschaft erst recht zugänglich geworden. Doch bieten diese „albentes campi" der weiteren forschung noch ein grosses gebiet, und wir begrüssen daher die arbeit Traubes mit besonderer freude, zumal der verfasser sich durch eine gründliche litteraturkentnis, grosse sorgfalt der forschung und scharfsinnige beweisführung auszeichnet.

Es sei uns im folgenden gestattet, ohne hier auf einzelheiten einzugehen, die wichtigsten ergebnisse der untersuchungen in kürze darzulegen.

Nachdem der verfasser in einem vorworte das verhältnis der philologie zur geschichtswissenschaft berührt hat, beschäftigt er sich im ersten teile seines werkes mit dem Angelsachsen Aeđelwulf, einem weniger mit darstellendem talent als mit poetischem gefühle begabten dichter, von dem wir ein gedicht über die äbte eines gewissen angelsächsischen klosters besitzen, zulezt herausgegeben von E. Dümmler im ersten bande der Poetae Carolini (P. C.) s. 582 fgg.

Über den namen und die genauere lage des besungenen, unter könig Osred (705—716) von dem fürsten Eanmund gestifteten klosters ist uns nichts bekant, doch beweist Traube an der hand des gedichtes, dass es in der nähe des berühmten Lindisfarne auf einer insel gelegen haben müsse. Nachdem Aeđelwulf in seiner dichtung, die er einem bischof Ecgberht widmete, die geschichte des klosters bis zum tode des 6. abtes Wulfsig besungen hat, geht er zur erzählung seiner eigenen erlebnisse über, ohne des zur zeit der abfassung seines gedichtes regierenden abtes in irgend einer weise lobend zu gedenken, aus dem einfachen grunde, weil Aeđelwulf, der unter Wulfsig in das kloster eintrat und nur in einer einzigen handschrift des 13. jahrhunderts als Lindisfarnensis monachus bezeichnet wird, — selbst dieser abt war, aber nicht der 7., sondern der 8. in der reihe der äbte. Sein vorgänger muss eben jener bischof Ecgberht gewesen sein, für den eine dichterische verherlichung seines

stiftes, an das ihn verwantschaftliche und freundschaftliche bande knüpften, eine sehr wilkommene gabe sein muste. Die nahe beziehung, in der Eegberht zu dem kloster Aeđelwulfs stand, wird auch durch die richtig gedeutete überschrift und den eingang von kap. I bezeugt. Dass dieser Eegberht mit dem bischof Eegberht von Lindisfarne identisch ist, der von 803—821 regierte, ist wol unzweifelhaft, und wahrscheinlich ist unser gedicht bald nach dem 11. juni 803, dem tage der weihe Eegberhts, von dem neuen abte Aeđelwulf als ein abschiedsgruss an den scheidenden freund und vorgänger gedichtet. Dies würde auch zur genüge erklären, warum der dichter uns weder den namen des klosters nent noch dessen äussere verhältnisse schildert, die ja dem empfänger der schrift bekant waren.

Die annahme, dass Aeđelwulf ausser dieser dichtung früher in einem gedichte seinen lehrer, den presbyter und lector Hyglac und andere fromme Angelsachsen besungen habe, wie man bisher annahm (vgl. P. C. I, 582), weist Traube als ein misverständnis nach, denn, wie er s. 13—18 zeigt, bezieht sich die angabe des dichters kap. XVI, v. 3 fgg.:

> „de quo iam dudum perstrinxi pauca relatu,
> Anglorum de gente pios dum carmine quosdam
> jam cecini ....

nur auf eine vorhergehende stelle des nämlichen gedichtes kap. XV, 27 fgg.

Wie alle seine zeitgenossen benuzte auch Aeđelwulf fleissig die werke anderer dichter. So führt Traube besonders stellen an, welche aus Aldhelm herübergenommen sind (s. 19—21); ebenso ist Bedas gedicht auf Cuđberht und Cyprians carmen de heptateucho benuzt. Alcuins umfangreichste dichtung „de sanctis Euboricensis ecclesiae“ aber, welche dem gedichte Aeđelwulfs zeitlich und inhaltlich am nächsten stand, ist lezterem mehr vorbild bei der komposition gewesen als im einzelnen von ihm nachgeahmt worden.

Die drei handschriften des gedichtes, die Londoner (L), die Oxforder (O) und die jüngste Cambridger (C), haben einzelne versehen und zahlreiche falsche lesarten mit einander gemein, für welche Traube s. 27—30 verbesserungen in vorschlag bringt. Alle drei gehen schliesslich auf eine in angelsächsischer schrift geschriebene, lückenhafte, nicht sehr getreue abschrift x zurück, und zwar muss diese L unmittelbar vorgelegen haben und getreu copiert sein, während sonderlesarten in O und C deren abstammung von einer abschrift von x dartun. Auf grund der handschriftenvergleichung gibt Traube dann s. 32—36 zahlreiche, meist annehmbare berichtigungen des textes und schliesslich einige verbesserte interpunktionen.

Im anhange zu Aeđelwulf s. 38—45 findet man die nachrichten über den genanten bischof Eegberht von Lindisfarne und die zeit der ersten zerstörung des klosters zusammengestelt, sowie den nachweis, dass der oben erwähnte lector (vorsänger) Hyglac nicht ein schriftsteller war, zu dem man ihn hat stempeln wollen. In einem dritten kapitel zeigt Traube, dass Aldhelm kap. VIII und IX nicht etwa, wie Ebert in seiner litteraturgeschichte behauptet, ein ganzes bilden und sich auf die einweihung einer von der angelsächsischen königstochter Bugge erbauten kirche und die in derselben befindlichen altäre beziehen, sondern aus vier verschiedenen gedichten bestehen, IX 1, VIII, IX 2—13 und IX 14, die noch dazu nicht einmal für dieselbe kirche bestimt gewesen sind.

Der zweite teil der untersuchungen behandelt die interpolation und recension in Alchuines (so schrieb er sich selbst) und Angilberts gedichten. Da die beiden handschriften der „versus de sanctis Euboricensis ecclesiae“ augenscheinlich verloren

sind, haben wir uns möglichst an die editio princeps vom jahre 1691 zu halten und demgemäss in einigen fällen (s. 47) statt der änderungen Dümmlers die lesarten Th. Gales widerherzustellen. In verschiedenen anderen gedichten Alkuins haben die metrischen und grammatischen verstösse des verfassers häufig anlass zu absichtlichen änderungen gegeben, die wol kaum auf eine spätere redaktion des dichters zurückzuführen sein dürften. Besonders stark interpoliert ist die Alençoner handschrift der vita Willibrordi.

Eine eigentümliche fälschung aber hat sich der cod. regin. 2078 s. IX/X zu schulden kommen lassen: er hat Angilbert, dem karolingischen Homer, einen beträchtlichen teil seines geistigen gutes gestohlen, welchen Traubes untersuchung seinem rechtmässigen eigentümer wider zurückgegeben hat. Die genante samlung karolingischer dichtungen enthält u. a. 32 nummern, welche P. C. I, 413 fgg. als Bernowini episcopi carmina abgedruckt sind. Von diesen bilden die nummern VI—XXVI samt dem von Dümmler unter Angilbert V, I abgedruckten, von Traube als Bernowin VI a bezeichneten gedichte eine besondere gruppe, bestehend aus titeln, orationen und einem epitaph, welche teils als akro-, meso- und telosticha den namen des dichters Angilbert bewahrt haben, teils durch fortlassung der eigennamen oder ersatz derselben durch ein „itt." zu blossen formeln geworden sind oder endlich an stelle des ursprünglichen verfassernamens den eines Bernowinus haben. Diesen Bernowin, der von Angilbert nirgends erwähnt wird, hielt Dümmler für einen uns nicht näher bekanten freund des dichters, der freilich ein seltener freund gewesen wäre, da er nicht müde wurde, in kunstvoll geformten poetischen spielereien den beistand des himmels für seinen lieben Angilbert zu erflehen statt für sein eigenes heil zu beten. Jene gedichte, deren wertvolstes das nach dem muster Alkuins (CXXIII) gedichtete epitaph ist, sind aber, wie Traube unzweifelhaft klar stelt, dichtungen Angilberts, dessen eigener name sowol wie der des schutzpatrons seines klosters Centula, des heiligen Richarius, auch überall für den des Bernowinus, bezw. für „itt." eingefügt werden kann, während es Bernowin nicht immer gelingt, „seinen ruhmestitel ins metrum zu zwängen."

Auch von den 9 versen der nr. XXVIII, in der handschrift als „versus Bernowini episcopi ad crucem" bezeichnet, weist Traube 7 dem Angilbert zu, während er die zwei übrig bleibenden dem „dichter" Bernowin lässt. Dieser ist höchstwahrscheinlich der erzbischof Bernoin oder Barnoin von Vienne († 16. januar 899), erbauer eines armenspitals daselbst, für den man die inschriften von St. Riquier und Angilberts orationen, so wenig sie auch passten, umzuarbeiten versuchte.

Die dichtungen Alkuins sind, wie gesagt, ebenfals vielfach wilkürlich umgestaltet worden. Einen grossen teil derselben, 272 nummern, veröffentlichte Quercetanus im jahre 1617 nach einer leider nicht mehr vorhandenen reichhaltigen, doch nicht fehlerfreien handschrift aus St. Bertin. Ausserdem haben wir zum teil noch fehlerhaftere sonderüberlieferungen. Leztere gehen auf die einzelexemplare des dichters zurück, während die korrektere samlung bereits in den gedichten des Hrabanus Maurus vielfach benuzt ist. Traube entwirft uns ein bild von den verhältnissen der überlieferung an dem beispiele des gedichtes „de clade Lindisfarnensis monasterii", gibt s. 62—67 eine genaue charakteristik des nur durch lesefehler eines ungebildeten schreibers entstelten codex H (arleianus) ms. 3685 s. XV, welcher die einzelüberlieferung der dichtung darstelt, um sodann s. 69—108 die überlieferung von H dem texte der samlung des Quercetanus und den zeugnissen Hrabans in tabellarischer übersicht einander gegenüberzustellen. Das ergebnis der untersuchung ist, dass H

sowol wie die handschrift, welche dem samler und recensor der Alkuinschen gedichte vorlag, auf ein und dieselbe abschrift der ersten fassung der genanten dichtung zurückgehen; dass diese aus der ersten hälfte des 9. jahrhunderts stammende recension, deren abschrift die verlorene handschrift aus St. Bertin bot, von Hraban beim citieren benuzt sein muss, zugleich aber von ihm nach einer anderen abschrift der dichtung der text der recension corrigiert wurde, während andere abweichungen in den citaten auf Hraban selbst zurückzuführen sind.

Unter den frühesten rhythmischen gedichten der Karolingerzeit haben die „laudes Mediolanensis civitatis“ (P. C. I, 24) und die „laudes Veronensis civitatis“ (P. C. I, 118) nach form und inhalt viele ähnlichkeit mit einander. Beide gehören zu den trochäischen fünfzehnsilbern mit silbenvorschlag und haben in darstellungsweise und einzelnen wendungen manches gemeinsam; beide enthalten eine topographische beschreibung der genanten städte, berichten von den hervorragendsten bauten derselben, sowie den reliquien der heiligen und enthalten einige geschichtliche nachrichten. Da der erste der beiden rhythmen bald nach 738 verfasst ist, der zweite jedoch erst c. 810, wie Traube s. 114—115 zeigt, können die berührten ähnlichkeiten nicht durch die gemeinsamkeit des verfassers erklärt werden, während Dümmlers u. a. vermutung, dass der Veroneser rhythmus eine nachahmung des Mailänder sei, möglicherweise das richtige trift. Doch gibt uns Traube s. 115 fgg. noch eine andere erklärung. Er hält den Veroneser rhythmus für eine begleitende erläuterung des alten stadtplanes, der sich, unmittelbar mit dem gedichte verbunden, in der jezt verlorenen handschrift des klosters Lobbes befand (vgl. P. C. I, 118), und ebenso das zweite topographische gedicht für die beschreibung eines Mailänder stadtplanes. Das gemeinsame vorbild beider pläne und beider rhythmen sucht er in einem Karolingischen stadtplane Roms und einer mit demselben verbunden gewesenen rhythmischen erklärung. S. 119—129 folgt dann ein sorgfältig verbesserter abdruck beider gedichte mit anmerkungen.

Im anhange zu diesen topographischen rhythmen handelt Traube von den bei Jaffé, Bibl. III, s. 38 fgg. abgedruckten angelsächsischen rhythmen, deren erster von einem unbekanten verfasser an Aldhelm gerichtet ist, auf dessen namen das wort „cassis“ in v. 1 anspielt (Aldhelm = „cassis priscus“). Nr. II bei Jaffé ist das in dem briefe Aedelwalds an Aldhelm (ep. 5, s. 37) als anlage erwähnte und für Wynfried bestimte gedicht „de transmarini itineris peregrinatione“, dessen verlust Jaffé in seiner anmerkung s. 37 beklagt. Da uns von beziehungen des heil. Bonifatius zu Aldhelm sonst nichts bekant ist, dürfte gedachter Wynfried mit ersterem schwerlich identisch sein; vielleicht ist aber auch Wynfried verlesen aus Wihtfried, dem namen eines schülers von Aldhelm. Über nr. III lässt sich nichts bestimtes sagen; IV ist ein gedicht Aedelwalds an Aldhelm, V die antwort darauf. Dieser Aedelwald ist nach Traube sicher ein laie, vielleicht der von 716—757 regierende könig, jedenfals aber verschieden von dem geistlichen verfasser der nr. I. S. 133—135 stelt Traube einige vom herausgeber geänderte schreibungen in den 5 rhythmen wider her und fügt daran eine verbesserung von str. 24 und 25 der „versus de Aquilegia numquam restauranda“ (P. C. II, s. 150 fgg.).

Der vierte und lezte teil der untersuchungen ist den rhythmischen fünfsilbern mit trochäischem schlusse gewidmet, den „versus perextensi“ des grammatikers Vergilius, deren erklärung so grosse schwierigkeit bot. Sehr frühe rhythmen dieser art liegen in dem kürzlich durch E. Bondurand in Paris volständig veröffentlichten, im jahre 843 vollendeten fürstenspiegel der Dhuoda vor. Die drei s. 141—149 abge-

druckten gedichte sind verschieden gebaut und bestehen aus strophen zu 4 bezw. 7 und 6 zeilen – ⏑ ⏑ – ⏑ oder ⏑ – ⏑ – ⏑; silbenzuschlag ist, dem charakter volksmässiger dichtung entsprechend, zugelassen, auch der schluss bisweilen unrein gebildet (siebensilber), der 5. vers der strophen in nr. III ist stets viersilbig. Es finden sich in allen drei gedichten spuren von reim, der hiatus ist gestattet, von elision ist in ihnen nirgends, von synizesis dagegen wie in vielen rhythmen oft gebrauch gemacht.

Im anschluss an diese fünfsilber untersucht der verfasser das zuerst von Dümmler (P. C. II, s. 118) veröffentlichte „carmen ad Agobardum archiepiscopum missum“, ein nicht unbedeutendes gedicht über das jüngste gericht, dessen strophen der sapphischen nachgebildet scheinen. Doch hält Traube diese nachahmung für keine unmittelbare, vielmehr weist die zweite hälfte der drei ersten verszeilen, die stets ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ gebaut ist und die widerholung der ersten fünfsilbigen hälfte mit silbenvorschlag darstelt, auf einen zusammenhang mit den rhythmischen fünfsilbern.

Die anfangsbuchstaben der strophen 1—11 des gedichtes bilden die worte AGOBARDO PAX, die der ersten 14 strophen nach Traubes verbesserung A. P. SIT. Nach Dümmlers ansicht war dieser Agobard, erzbischof von Lyon von 816—840, der empfänger des gedichtes, während uns Angilberts beispiel zeigt, dass die akrosticha den namen des dichters zu überliefern pflegen. Str. 12 und 13 stelt Traube die lesart der einzigen Pariser handschrift wider her und gewint so ohne zwang richtige verse mit einer lücke am ende von str. 12, 2. In dieser lücke muss der name des empfängers gestanden haben, den man wie in den besprochenen gedichten Angilberts fortliess, um dem gedichte seine persönlichen beziehungen zu nehmen und dasselbe als formel benutzen zu können. Derjenige aber, dem Agobard seine dichtung übersante, den er in seinem leiden um rat fragte, war höchst wahrscheinlich erzbischof Leidrad von Lyon, des dichters vorgänger im amte, so dass der s. 152 fgg. abgedruckte rhythmus vor dem 28. december 816 verfasst sein muss.

Dies der hauptinhalt der ergebnisreichen und anregenden untersuchungen Traubes, die aufs neue beweisen, wie sehr der verfasser geeignet ist, das werk des meisters, die herausgabe der karolingischen dichtungen, zu ende zu führen.

Im anhange findet man eine zusammenstellung der besprochenen dichterstellen, sowie ein bei der fülle des gebotenen stoffes wilkommenes sachverzeichnis.

Die darstellungsweise Traubes ist etwas manieriert und entbehrt bisweilen der wünschenswerten durchsichtigkeit, ein umstand, zu dem auch die aufnahme zahlreicher, nicht immer durch besondere schrift oder anführungszeichen hervorgehobener citate in den text, sowie die spärliche anwendung der interpunktionszeichen beigetragen hat.

Die ausstattung des heftes ist eine sehr gute. Die mode, die grossen buchstaben beim beginn der einzelnen sätze mit kleinen zu vertauschen und so den punkt, das wichtigste, aber unscheinbarste schriftzeichen seines merksteines zu berauben, können wir nicht zur nachahmung empfehlen.

HANN. MÜNDEN, IM OKTOBER 1888. HERMANN ALTHOF.

Diedrich von dem Werder. Ein beitrag zur deutschen litteraturgeschichte des siebzehnten jahrhunderts. Von dr. **G. Witkowski.** Leipzig, Veit und comp. 1887. 144 s. 8. 4 m.

Der deutsche dichter, welcher, dreizehn jahre älter als Opitz, ähnliche bahnen wie dieser verfolgte, der es nicht ohne erfolg unternahm, Tasso und Ariost zu über-

setzen, der eine hervorragende, ja, man kann sagen, die erste rolle in der Fruchtbringenden gesellschaft während der ersten jahrzehnte ihres bestehens spielte, hätte schon eher die beachtung verdient, welche ihm jezt erst durch den verfasser der vorliegenden schrift zuteil geworden ist.

Nach der einleitung und einer dankenswerten abhandlung über Tobias Hüebner, welcher Werders vorgänger in mehrfacher beziehung genant werden muss, folgt die biographie, darauf die bibliographie, ferner „Werder und die Fruchtbringende gesellschaft“, „Werder und Opitz“, „Werders übersetzungen“, „Werders eigene werke“, der schluss fasst urteile über den dichter zusammen und gibt dessen würdigung nach des verfassers eigener ansicht.

Nach dem eben gesagten muss die wahl des themas gelobt werden, obgleich die schwierigkeit der aufgabe es mit sich gebracht zu haben scheint, dass sie nicht in allen teilen der arbeit gleichmässig gelöst worden ist. Im ganzen wird ein unparteiischer beurteiler dem buche seine anerkennung auszusprechen haben, weil es unsere kentnis der litteratur des XVII. jahrhunderts in vielen einzelheiten durch meist vollkommen erwiesene ergebnisse bereichert und aufklärt sowie zum ersten male ein gesamtbild einer immerhin bedeutenden und interessanten schriftstellerischen persönlichkeit liefert. Das verdienst der biographischen und bibliographischen angaben Witkowskis springt bei einer vergleichung mit dem, was bereits vorliegt, zu deutlich in die augen, als dass darüber noch etwas zu sagen wäre. Vielleicht wird hie und da gelegentlich noch etwas, das nachzutragen ist, zu tage kommen, die hauptsachen sind sicher erschöpft.

Was Witkowskis gesamtauffassung des litterarischen lebens jener zeit anlangt, so ist zuzugeben, dass hiebei die subjektivität des betrachters eine grosse und keineswegs ganz unberechtigte rolle spielt. Hiernach werde ich nicht misverstanden werden, wenn ich gestehe, in der vorliegenden arbeit öfter die schärfe der beleuchtung zu vermissen, welche denn doch zum verständnis des litterarischen fortschrittes einer nation ebenso nötig ist wie die objektive und billige beurteilung der erscheinungen aus ihrer zeit heraus. Namentlich in der würdigung der Fruchtbringenden geselschaft geht mir Witkowski, wie mich dünkt, durch Barthold und Krause beeinflusst, nicht scharf genug vor — nota bene für einen litterarhistoriker, der durchaus den zusammenhang der epochen im auge behalten und den fortschritt des geschmackes in den kleineren und grösseren gruppen poetischer erzeugnisse, die er betrachtet, stets prüfen soll. Das auf seite 46 gesagte kann uns schwerlich überzeugen, dass die geselschaft tatsächlich etwas anderes war als ein litteraturverein. Es war eben die kurzsichtigkeit und konfusion der hochgeborenen mitglieder schuld, wenn sie meinten, dass sie die sache anders angreifen könten, denn ihre bestrebungen konten sie einzig und allein in der litteratur, d. h. in schriftstellerischen oder poetischen erzeugnissen, die gedruckt wurden, geltend machen, und sie haben es auch wirklich nur auf diese weise getan. Seite 51 liefert Witkowski selber ein beispiel, wie wenig man sich in der geschäftlichen korrespondenz der sprachreinheit befliss. In der höfischen konversation wird es doch wol nicht besser gewesen sein, fals man überhaupt deutsch sprach; die gelehrten korrespondierten lateinisch, von beförderung deutscher sitte, vom studium deutscher geschichte ist keine rede, geschweige denn von einer deutschnationalen politik. Wenn man bei der aufnahme in die geselschaft nicht auf litterarische verdienste sah, so war das eben lächerlich, am allerwenigsten war es ein „princip“, das als milderungsgrund für die Opitz aus gemeinem neide jahrelang verweigerte anerkennung geltend gemacht werden könte.

Man wird ja zugeben, dass die ergebnislosigkeit dieses treibens nicht dem moralischen charakter der einzelnen zur last fält, sondern den traurigen verhältnissen, aber andererseits gab es doch männer wie Moscherosch und Grimmelshausen, welche die sachen so klar und richtig ansahen und ihre meinung so deutlich ausdrückten, dass im vergleich mit ihnen die deutsche gesinnung und die nationalen bestrebungen der männer vom palmenorden uns sehr wenig imponieren können.

Doch genug von diesen dingen, über die eben, um in der sprache des XVII. jahrhunderts zu reden, „unterschiedene opiniones fallen“ können, und kommen wir zu objektiven bemerkungen. Da kann nun zunächst die nicht unterdrückt werden, dass der sonst wol unterrichtete verfasser für den sozusagen philologischen teil seiner aufgabe kaum genügend vorbereitet erscheint. Sonst würden etliche misverständnisse nicht vorgekommen sein, welche in seiner arbeit auf recht störende weise auffallen. „Beiten“ (vgl. s. 75) bedeutet nie und also auch nicht in Werders Tasso XI, 30, 6 „beissen“, sondern „warten, verharren.“ Was hatten denn die leute auch auf der mauer zu beissen? Werder selbst oder seinem freunde muss das schon halb veraltete wort bedenklich geworden sein, denn er ändert die stelle in B. „Sie entweich“ ist nichts weniger als eine entstellung von „entweicht“ aus reimnot, sondern ehrliches, damals noch ziemlich gebräuchliches präteritum für „entwich“, was übrigens auch der zusammenhang fordert (s. 77, im Tasso VI, 59, 1). Noch manches möchten wir anders wünschen; es fehlen gesichtspunkte, die ein philologe sehr vermisst, wie z. b. die frage nach etwaigen dialektischen eigentümlichkeiten in wortwahl und formen. Schon die schreibung seines vornamens beweist, dass Werder an dialektformen festhielt, und eine darauf gerichtete untersuchung würde nicht ohne ergebnisse geblieben sein. „Ungewöhnliche worte“ (s. 75) ist keine rechte kategorie, es müssen doch wenigstens d a m a l s und jezt ungewöhnliche geschieden werden. „Schmuntzeln“ würde zu keiner von beiden klassen gehören. Dass der dichter „kart“ für „kehrte“, „drung“ für „drang“, „scheusst“ für „schiesst“ u. dgl. mehr (s. 77) sagt, „um seiner sprache grössere fülle zu verleihen“, ist eine annahme, welche im lichte der historischen grammatik geradezu komisch erscheint. Hat denn der verfasser diese formen sonst nie in älteren büchern gelesen?

Wir hoffen, dass das angeführte genügen wird, um Witkowski zu überzeugen, dass man auch zur beurteilung der sprache des XVII. jahrhunderts die germanische philologie herbeiziehen muss, um nicht auf bedenkliche abwege zu geraten. Unmittelbar nach den ausführungen, die uns nicht gefallen wollen, gibt er noch s. 78 eine anerkennenswerte probe seines scharfsins, und ich freue mich, die richtigkeit seiner vermutung bestätigen zu können. Die ausgabe des Tasso Lyon 1581 in 16°, welche Witkowski als vorlage Werders vermutet, aber nicht erreichen konte, liegt mir vor, und hier steht XVI, 20, 4

Ai ministri d'Amor ministro eletto.

Das buch gehört der hiesigen stadtbibliothek, welche überhaupt an dergleichen seltenheiten sehr reich ist, und hat die signatur X 1919. Ich habe die übrigen bei dieser gelegenheit von Witkowski (s. 78 fgg.) angemerkten stellen verglichen, das ergebnis ist folgendes: die ausgabe enthält gegen Witkowskis vermutung die strophen XI, 8 und 9. XV, 15, 1 steht Rafia — IX, 90, 3 Coreutte — I, 54, 5 Ruggier di Balnauilla — XVII, 74, 1 Enrico e Berengario — V, 48, 1 Cilicia — VIII, 69, 4 steht nichts von Tile, das citat muss unrichtig sein — XVII, 5, 6 Siene — XVII, 69, 7 Aquilea — 70, 5 Altino — III, 61, 3 vermiglia la sopravesta — XII, 69, 2 viole — IV, 75, 1 guance — IX, 92, 8 gran Madre — XII, 4, 1 me' — XI, 28, 5 (30, 5) lautet:

Così dicean; ma fur le voci intese.

XIII, 48, 7 muss falsch citiert sein, vielleicht ist v. 5 derselben strophe gemeint:

Pur vi passai: che nè l'incendio m' arse.

Durch das eben beigebrachte wird Witkowskis vermutung nach meiner ansicht nichts weniger als entkräftet. Die auslassung von XI, 8 und 9 erklärt sich leicht. Witkowski meint, Werder würde diese strophen schon wegen ihres religiösen inhalts übersezt haben, er hat sie aber grade deswegen weggelassen, denn er war protestant. Aus demselben grunde halte ich es, beiläufig gesagt, für unmöglich, dass Werder den tag Leo des Grossen als den „tag der allergrössesten" bezeichnet habe (s. 62, anm. 3).

Dass Opitz „noch weit weniger" als Lohenstein imstande gewesen sei, dichterisch grosses zu leisten, bestreite wenigstens ich, wenn sonst niemand, wie Witkowski meint. Lohenstein ist so wenig wie Opitz poetisch begabt, eher noch weniger, ausserdem aber hat er viel weniger geschmack und takt, den man Opitz durchaus nicht absprechen kann (s. 59).

Die schlussredaktion des buches scheint etwas flüchtig bewerkstelligt zu sein. S. 27 ist der satz „Landgraf Moritz hatte usw." unklar. Es soll wol statt „Evangelischen" heissen „Lutherischen", wenigstens ist dies das geschichtlich richtige. S. 52 heisst es „Werder — entschied in vielen fragen mit scharfsinniger begründung", das folgende beispiel beweist das gegenteil. Es hätte das s. 54 angeführte an diese stelle gehört.

BRESLAU, JULI 1888. FELIX BOBERTAG.

Die Edda. Deutsch von **Wilhelm Jordan.** Frankfurt a. M. W. Jordans selbstverlag. 1889. 8. IV, 534 s. 5 m.

Da die „gelehrten" anmerkungen, die der übersetzer seinem buche beigegeben hat, bei dem uneingeweihten die meinung erwecken könnten, als ergreife hier ein genauer kenner des altnordischen das wort, so sei kurz bemerkt, dass wir es mit der arbeit eines dilettanten zu tun haben, für den die wissenschaftliche forschung der lezten dreissig jahre nicht vorhanden ist. Von der technik der alten alliterationspoesie hat Jordan keine ahnung; geradezu belustigend wirken die verse, die er (s. 407) aus der einleitenden prosa zu Guþr. I zurechtgeschnitten hat. Was treue und gewissenhaftigkeit anbetrift, steht diese Eddaübersetzung hinter der Simrockschen ganz erheblich zurück, die Jordan übrigens nur in einer älteren auflage gekant hat, daher es ihm begegnet, dass er fehler seines vorgängers bekämpft, die dieser selber schon berichtigt hatte. Eine höheren anforderungen genügende verdeutschung der Edda bleibt also immer noch ein frommer wunsch, bis ein meister sich findet, der mit genauester sprach- und sachkentnis dichterischen geist und ein ausgebildetes formtalent verbindet. H. G.

NACHRICHTEN.

Am 31. januar 1889 starb zu Oxford nach längerer krankheit der bekante lexikograph und herausgeber altnordischer litteraturwerke, dr. Gudbrand Vigfússon, 68 jahre alt.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

UNTERSUCHUNGEN ZUR SNORRA-EDDA.

I.

Der sogenante zweite grammatische traktat der Snorra-Edda.

Während wir bei keinem anderen germanischen stamme eine grammatische behandlung der heimischen sprache im mittelalter nachweisen können — denn die „grammatica patrii sermonis", die auf veranlassung Karls des Grossen in angriff genommen wurde (Einhardi vita Karoli c. 29), ist höchst wahrscheinlich gar nicht zustande gekommen —, finden wir in dem fernen Island, dessen bewohner auf geistigem gebiete in mancher beziehung den zeitgenossen vorausgeeilt sind, mehrere abhandlungen über die heimische sprache. Dieselben waren bis in die jüngste zeit meist verkant oder wenig benuzt[1]; erst unser grammatisches geschlecht hat sie hervorgezogen und ist bemüht gewesen, sie in das rechte licht zu setzen.

Die erste gründliche arbeit über die grammatische tätigkeit der alten Isländer waren Björn Magnússon Ólsens trefliche untersuchungen über die runen in der altisländischen litteratur[2]. Die wichtigsten ergebnisse nahm dann der verfasser in die einleitung zu seiner ausgabe der 3. und 4. abhandlung auf[3], und die herausgeber der beiden ersten, V. Dahlerup und Finnur Jónsson, bauten auf seinen resultaten im ganzen weiter[4]. Während aber V. Dahlerup die älteste grammatische arbeit nochmals scharf ins auge fasst und ihre bedeutung namentlich für die isländische schrift etwas anders und zweifelsohne richtiger darlegt, geht Finnur Jónsson gerade über die hauptfragen zu schnell hinweg und prüft weder die abhandlung auf ihren bau hin, noch untersucht er den zusammenhang ihrer überlieferung; er hält sich zu sehr an

1) Am meisten hat sie zweifelsohne A. Holtzmann zu würdigen gewust, der in seiner altdeutschen grammatik die erste abhandlung volständig und die zweite wenigstens teilweise übersezt (I. s. 55—66).

2) Runerne i den oldislandske Literatur ved B. M. O. Kbh. 1883.

3) Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda. Kbh. 1884.

4) Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda. Kbh. 1886.

Björn Ólsen, der den kleinen entwurf nur gelegentlich berührte, ihn aber nicht in den bereich seiner eigentlichen forschungen hineinzog. Daher komt es, dass trotz der neuen ausgabe auch heute noch die rechte würdigung dieses sogenanten „zweiten traktates“ fehlt.[1] Man stelt denselben durchweg im hinblick auf seine jüngere und verderbte überlieferung neben den wahrhaft bedeutenden orthographischen neuerungsversuch aus der ersten hälfte des 12. jahrhunderts und neben die mehr laut- und sprachgeschichtliche abhandlung des Ólaf Þórdarson: im vergleich mit diesen muss allerdings seine wagschale bedeutend steigen. Aber ich meine, es ist ein grosser unterschied, ob man eine orthographische oder sprachliche abhandlung vor sich hat, die auf die zeitgenossen b e s t i m m e n d einwirken soll, oder bemerkungen über die b e s t e h e n d e n buchstaben oder laute, die nur zu einem bestimten zwecke, im hinblick auf ein bestimtes werk geschrieben sind. Jene kann man mit gutem rechte „grammatische traktate“ nennen, diese nimmermehr. Es lässt sich auch auf keinen fall an diese derselbe masstab legen wie an jene. Man hat dies aber bisher durchweg getan und dadurch die bemerkungen zu dem isländischen alphabete aus dem anfange des 13. jahrhunderts volständig verkant. Sie verdienen in ihrer ursprünglichen fassung überhaupt nicht den namen eines grammatischen traktates, sondern sie sind mit dem namen zu bezeichnen, der ihnen von haus aus nach dem willen ihres verfassers gehört, nämlich als die sprachliche einleitung zum Háttatal. Dass sie in die geselschaft der grammatischen abhandlungen gelangt sind, verdanken wir demselben unfähigen bearbeiter des Snorrischen werkes, der auch die übrigen teile der Edda auseinander riss und nach eignem gutdünken wider zusammenleimte. Um daher die bemerkungen zu verstehen, müssen wir sie vor allem aus dem zusammenhange herausreissen, in welchem man sie zu betrachten pflegt. Es ist aus diesem grunde geboten, nochmals auf die überlieferung einzugehen und die folgen, die daraus erwachsen, ins auge zu fassen, wenngleich Finnur Jónsson in der überlieferungsfrage schon im ganzen das richtige getroffen hat.[2]

1) Der lösung einer der wichtigsten fragen über die abhandlung, nämlich über ihre bedeutung, ist O. Brenner in einem kleinen aufsatze meines erachtens sehr nahe gekommen (Zs. f. d. ph. XXI, 272 fgg.).

2) Es ist merkwürdig, mit welcher beharlichkeit selbst F. J. noch an der alten auffassung des handschriftenverhältnisses hängt. Nachdem er schritt für schritt zu erweisen gesucht hat, dass die kürzere fassung die ursprüngliche ist (einl. s. XVI fgg.), lässt er nicht, wie man doch erwarten durfte, den ursprünglichen text zuerst drucken, sondern fügt ihn nur als „Tillæg“ bei (s. 56 fgg.). Auf die folgen der neuen auffassung der handschriften geht F. J. gar nicht ein und stelt so behauptungen auf,

Alles, was die Isländer über ihre schrift und sprache geschrieben haben, ist in der alten Eddahandschrift cod. AM. 242 fol., dem codex Wormianus, der aus der mitte des 14. jahrhunderts stamt, aufbewahrt.[1] Der schreiber oder vielmehr bearbeiter dieser handschrift benutzte bei seiner arbeit mehrere werke, deren bedeutendstes die wol von Ólaf þórdarson herrührende fassung der Edda war, und vereinigte diese zu einem ganzen, das er durch eigene arbeiten erweiterte, mit vorrede versah und in seinen einzelnen teilen nicht selten verwässerte. Nach Sveinbjörn Egilssons vermutung[2] soll Berg Sokkason, der freund des bischof Laurentius und abt des Benediktinerklosters zu Munkaþverá diesen codex zusammengestelt haben, eine annahme, die anklang gefunden hat.[3] Ich sehe nicht recht ein, dass dieselbe irgend welche feste stützen habe. Die saga des bischofs Laurentius gibt uns ein ziemlich genaues bild von dem charakter und der tätigkeit des Berg; wir erfahren, dass derselbe mit eiserner festigkeit auf die beobachtung der klosterregeln sah (Bisk. s. I, 840. 850), wir hören, dass er ein vorzüglicher sänger und tüchtiger redner und prediger gewesen sei, wir lesen auch, dass er die geschichten der heiligen männer vortreflich ins isländische übersezt habe (Bisk. s. I, 832. 891)[4], aber nirgends erfahren wir etwas darüber, dass er sich auch eingehender mit heimischer litteratur beschäftigt habe oder dass er ein dichter gewesen sei, während doch

die wol für den überarbeiteten text, nicht aber für den ursprünglichen geltung haben.

1) Das kleine stück, das Björn Ólsen als anhang in seiner ausgabe der 3. und 4. abhandlung (s. 156 fgg.) nach cod. AM. 921. 4° hat abdrucken lassen, ist eine einfache interlinearversion der lateinischen conjugation. Zur zeit ungedruckte reime über die isländischen buchstaben enthält der cod. AM. 415. 4° (vgl. G. Storm, Islandske Annaler indtil 1578 s. VII).

2) Sn.E. AM. II s. 190 anm. 1.

3) Vgl. K. Müllenhoff DAK. V, 208. 230. Ich selbst habe lange zeit die ansicht geteilt, bin aber nach gründlichem durchlesen der Laurentiussaga, unserer hauptquelle über Berg Sokkason, ganz davon abgekommen, da sich aus der saga ein bild von der tätigkeit aller männer aus Laurentius zeit entwerfen lässt, die der verfasser in seiner erzählung charakterisiert.

4) In gleichem sinne d. h. im hinblick auf die missionstätigkeit ihres helden übersezte Berg auch die Ólafssaga Tryggvasonar des mönchs Odd von Þingeyrir. Ob die ausführliche fassung im cod. Holm. 1 fol. (Arwidsson, Förteckning öfver kgl. bibliothekets i Stockholm isl. hss. s. 3), die uns Bergs übersetzung der Ólafssaga bezeugt (Ólafssaga Tryggvasonar, er Bergr áb́oti *snaraði*), die ursprüngliche arbeit des abtes ist, oder ob diese vorliegende nicht vielmehr auf eine kürzere fassung Bergs zurückgeht, wage ich nicht zu entscheiden, zumal wir noch keinen abdruck des cod. Holm. fol. 1 besitzen.

die Laurentiussaga von mehreren anderen männern, vor allem vom Laurentius selbst ganz ausdrücklich hervorhebt, dass sie vorzügliche „versificatores" gewesen seien (Bisk. s. I, 794. 800 u. ö.). Beides muss aber bei dem verfasser der vierten abhandlung, der mit dem schreiber der ganzen handschrift zusammenfält, vorausgesezt werden. Da sich nun diese voraussetzungen auf Berg nicht anwenden lassen, halte ich Egilssons annahme mindestens für wenig wahrscheinlich. Dagegen finden sie sich bei einem andern manne derselben zeit, und diesen möchte ich mit ziemlicher bestimtheit als den urheber des cod. AM. 242 annehmen: es ist bruder Árni, der natürliche sohn des bischofs Laurentius. Zunächst ist die handschrift in bezug auf die schrift eine der vorzüglichsten aller handschriften, die wir besitzen, vielleicht die beste aus dem 14. jahrhunderte (vgl. das facs. nr. II in Sn. E. III). Ferner weist die geschichte des codex und seiner abschrift AM. 756. 4° darauf hin, dass derselbe im nördlichen Island geschrieben ist, wie auch G. Vigfússon ihn nach dem kloster Þingeyrir verlegt[1]. Weiter: alles, was wir beim schreiber des codex voraussetzen müssen, was wir aber nicht bei Berg fanden, haben wir bei Árni.

Bruder Árni, wie ihn die annalen und die Laurentiussaga stets nennen, war der uneheliche sohn des Laurentius mit der Þuríđ Árnadóttir (Bisk. s. I, 807). Für ihn sorgte der vater nach kräften. Auf Laurentius' betreiben hin wurde er nach dem Lögmannsannáll, dem ich hierin folge (Storm, Isl. annal. s. 266) 1317 vom abte Guđmund als Benediktinermönch des klosters Þingeyrir aufgenommen (Bs. I, 832). Als Laurentius 1324 zum bischof von Hólar geweiht war, ruft er auch den Árni nach dem bischofsitze, wo er neben Ólaf Hjaltason, dem lehrer in der grammatik, und Valþjóf, dem leiter des geistlichen gesanges, an der vom neuen bischof begründeten schule als lehrer tätig war (Bs. I, 846). Von hier aus begleitete er seinen vater widerholt auf visitationsreisen (Bs. I, 851). Damals sante ihn auch Laurentius nach Skálaholt zum bischof Jón, der ihn zum priester weihte (Bs. I, 850). Anfangs gehörte er zu den treflichsten klerikern (Bs. I, 832. 850), später gab er sich jedoch zuweilen der genusssucht hin, die ihn einst nach einem zu fröhlich verbrachten julfeste auf das krankenlager warf. Dadurch bereitete er seinem vater Laurentius ärgernis, der ihn nun unter ernsten

[1]) Corp. poet. bor. I s. XLV, doch irt Vigfússon, wenn er sagt, dass sich im cod. W. verse des bruders Árni citiert fänden. Nur das der handschrift beigefügte gleichaltrige fragment Wb. enthält eine visa Árnis (Sn. E. II, 500) und scheint noch mehr enthalten zu haben (vgl. Laufásedda in Sn. E. II, 632). Dies scheint von einem schüler des Árni zu sein, sicher nicht von ihm selbst.

ermahnungen nach dem kloster Þingeyrir zurücksante, damit er hier sparsam sei, unterrichte und schreibe (Bs. I, 873. 913). — Von Árnis begabung scheint sein vater nicht viel gehalten zu haben, da er seine hand von jeder beförderung des sohnes fern hält, und da er ihm stets, mag er ihn als lehrer oder zu einer sendung verwenden, tüchtige männer zur seite stelt. Dieser Árni, berichtet nun die Laurentiussaga, sei ein vorzüglicher schreiber und dichter gewesen[1]. Dies stimt aber vorzüglich zum schreiber des Worm. Als lehrer bedurfte ferner Árni einer grammatica und ars poetica, da er hierin seine schüler zu unterrichten hatte. So mag unsere handschrift zu bestimtem pädagogischen zwecke entstanden sein: sie war ein werk für heimische sprache und poesie. Denn die muttersprache (*móðurtunga*) hielt Laurentius für die alleinige vermitlerin zwischen geistlichkeit und volk (Bs. I, 861 fg.); daher wird er auch den unterricht in dieser gefördert haben. Uns wird jezt auch die belesenheit des schreibers in den lateinischen grammatikern verständlich: er verdankte hierin seine kentnisse seinem collegen Ólaf Hjaltason, den Laurentius eingesezt hatte „*at kenna grammaticam*“ d. i. lateinische grammatik (Bs. I, 846). Zu diesen äusseren gründen, die für Árnis verfasserschaft sprechen, treten aber auch innere. Der schreiber muss natürlich das Háttatal gekant haben. Aber er scheint dasselbe auch gründlich studiert und sich zum vorbild genommen zu haben: in der vierten abhandlung sind nicht nur strophen aus Háttatal citiert, sondern auch widerholt die künstlichsten formen nachgeahmt. Nun sind aber unter bruder Árnis namen eine vísa und zweimal je zwei halbverse erhalten: beide zeigen offenbar kentnis von Snorris musterhættir im Háttatal. Sn. E. II, 500 finden wir in allen vier ungeraden halbversen den ersten stuðill (auf hochtoniger silbe) unmittelbar vor dem zweiten, den das lezte wort und die erste silbe des dritten fusses des halbverses enthält, gerade so, wie es Snorri beim refhvarfabróðir (Háttat. v. 23; Möbius II, s. 12) offenbar angestrebt hat; die beiden andern halbverspaare (Sn. E. II, 632) dagegen sind nach dem ganz seltenen grossen stúf (Háttat. v. 51) gedichtet, der in der alten poesie sonst einzig dasteht. — So laufen alle fäden, die uns der cod. AM. 242 betrefs seines verfassers gewährt, in Árni zusammen; der samler- und schreiberfleiss seines vaters Laurentius und dessen oheim Þórarin kaggi (Bs. I, 790) können diese annahme nur stützen, da sie den weg zu zeigen scheinen, wie Arni in den besitz seiner vorlagen kam. Welches

1) Bs. I, 832: *varð hann hinn framasti klerkr ok skrifari harðla sæmiligr ok versificator;* ebd. I, 850: *Var bróðir Árni hinn bezti klerkr ok versificator ok kenndi mǫrgum klerkum.*

diese gewesen sind, das dürfen wir nach den neuesten forschungen als feststehend ansehen.

Die eigentliche Edda komt für uns hier nicht in betracht; uns berühren nur die grammatischen arbeiten, die in ihrer gesamtheit im zweiten bande der arnamagnæanischen Snorra Edda (s. 1—249) und kritischer von dem Samfund usw. 1884—86 herausgegeben sind. Von diesen abhandlungen ist das älteste stück ein auszug aus dem runenalphabete des þórodd Gamlason und Ari (c. 1100), den Ólaf þórdarson im ersten teile seiner abhandlung aufgenommen hat. Auf diese folgt der zeit nach der traktat eines unbekanten verfassers, der um 1140 entstanden ist (I): sein verfasser verändert das lateinische alphabet seiner heimat, indem er unnütze buchstaben ausmerzt und neue einführt; er befreit die isländische schrift vom joche der ungenügenden lateinischen und schaft so eine mehr nationale schrift. Sein werk ist in jeder weise hervorragend und beherscht die ganze folgende zeit, die zeit, aus der die ältesten isländischen handschriften stammen. — Hierauf folgen die aus ihrem zusammenhange losgerissenen einleitenden bemerkungen über die sprache zum Háttatal in einer kaum wider zu erkennenden gestalt (II). Zeitlich schliessen sich dann die arbeiten Ólaf þórdarsons über die buchstaben und die rhetorischen figuren an (III). Die lezteren erweitert nun der schreiber der handschrift durch eigene forschung, indem er zugleich die meisten figuren durch eigene dichtung belegt (IV); allen diesen arbeiten fügt er schliesslich ein gemeinsames vorwort hinzu.

Während man sich mit dem, was die forschung unserer tage betrefs der I., III. und IV. abhandlung gefunden hat, bescheiden kann, wissen wir über die sogen. II. abhandlung nicht viel mehr, als was wir schon früher wusten; etwas tiefer in das wesen und den zweck derselben einzudringen beabsichtigen die vorliegenden untersuchungen[1].

1. Die überarbeitete gestalt und die ursprünglichere fassung.

Die sogenante zweite grammatische abhandlung der Snorra-Edda, wie sie noch die jüngste ausgabe bezeichnet, oder die einleitung zum Háttatal, wie ich der untersuchung vorgreifend dieselbe nennen möchte, ist uns in zwei gestalten überliefert: einer ursprünglicheren und einer überarbeiteten, die jene benuzt hat. Wie man im norden die spätere

1) Dass Finnur Jónssons bemerkungen (einl. s. XXVIII fgg.) auch andere nicht befriedigen konten, beweist Brenners schon erwähnter aufsatz.

fassung als die ursprüngliche ansah, zeigen die verschiedenen ausgaben der Snorra-Edda, G. Vigfússons verächtliche aussprüche über die ältere, reinere gestalt[1] zur genüge, und dass man auch in Deutschland dieser ansicht folgte, beweisen Holtzmanns bemerkungen in seiner althd. grammatik (I, 65 fg.) oder Möbius' worte zum Háttatal (I, 18). Das war die herschende ansicht, als ich Beitr. VI, 536[2] das gegenteil behauptete und andeutete, dass die jüngere gestalt überarbeitet sei und dass sich die quellen des überarbeiters nachweisen lassen. Zu ähnlichem resultate kam bald darauf Müllenhoff (DAK. s. 167 anm.) und später F. Jónsson (ausg. der II. abh. s. XVI fgg.).

Die älteste und relativ reinste gestalt unserer abhandlung ist erhalten im

cod. Upsal. coll. Delagard. no. 11.

Es ist derselbe codex, welcher die ganze Edda und was mit diesem hausbuche Snorris in engstem zusammenhange steht, in seiner relativ ursprünglichsten gestalt enthält. Hier findet sich die abhandlung auf den ss. 88—91, fült also gerade 2 bll. Vor ihr befinden sich die Skáldskaparmál, nach ihr ein entwurf des Háttatals, welcher die anfänge und die namen der 36 (ausschliesslich der 35.) ersten vísur des gedichtes enthält. Dieser fült gerade s. 92 und 93 der handschrift, und an ihn schliesst sich unmittelbar das commentierte Háttatal. Einen buchstabengetreuen abdruck dieser fassung der abhandlung haben wir im zweiten bande der arnamagnäanischen Edda (AM. II, 364—69) und in der ausgabe von Finnur Jónsson (F. J. s. 56—61). Zwei figuren sind der abhandlung beigegeben; diese sollen die worte der abhandlung veranschaulichen. — Ob wir in dieser fassung die ursprünglichste gestalt haben, wird sich weiter unten zeigen. Auf alle fälle ist ihre vorlage, von der unsere handschrift eine flüchtige abschrift ist, in der zweiten fassung unmittelbar oder mittelbar benuzt, nämlich im cod. Wormianus,

dem *cod. AM. fol. 242.*

Hier befindet sich die abhandlung bl. 40ª fgg., wo sie auf der 6. zeile begint. Sie steht zwischen dem 1. und 3. grammatischen traktate. Dass

1) Nachdem G. Vigfússon schon Sturl. I. LXXXI die alte fassung *an abridgment of the second Skalda Treatise* genant hat, äussert er sich im Cpb. I. XLVII: *a few bits of the Anonymous Grammarian's work, with imperfect broken text, but with the Tables referred to in „W", but not copied there, being probably missing in his original.* Von Vigfússon freilich war nicht zu hoffen, dass er in den fragen über die überlieferung der Edda jemals den klarsten nachweisen beistimmen würde; ihm war der Wormianus das α und ω, dem alles zum opfer fallen muste.

2) Daselbst ist z. 5 AM. II, 44 (st. 74) zu lesen.

sie nach dem willen des aufzeichners nicht unmittelbar an den 1. anschliessen soll, beweist der umstand, dass sich vor ihr ein freier raum von sechs zeilen befindet. Dagegen hat sie der schreiber als grammatische arbeit aufgefasst und auch äusserlich den inneren zusammenhang zwischen der 1. abhandlung und ihr angedeutet: während er bei zwei abschnitten der handschrift, die inhaltlich von einander verschieden sind, den zweiten mit einer grossen, 3 zeilen umfassenden initiale beginnen lässt, ist hier beim beginn der abhandlung nur raum für eine kleine, zweizeilige gelassen. An unsere abhandlung schliesst sich dann unmittelbar der traktat des Ólaf Þórđarson an.

Diese fassung der abhandlung ist nun auf der einen seite angefült teils mit ganz unangebrachter theologischer gelehrsamkeit, teils mit stellen aus dem ersten grammatischen traktate, teils mit stellen, welche scheinbar ganz in der luft hängen, — alles dies hat die fassung im cod. Ups. nicht. Auf der andern seite aber entbehrt der cod. Worm. der figuren der Upsalaer handschrift, auf welche er sich selbst zu widerholten malen beruft.

Das alte ist zerrissen und neu zusammengeflickt, und zwar, wie schon eine einfache lektüre beider fassungen lehrt, von einem geistlichen, der kein besonders grosses talent besessen haben kann, wie es sich ja beim bruder Árni zeigte. Wolten und müsten wir von dieser fassung ausgehen, wir würden nie unsere abhandlung verstehen können: sie ist verwirt und verwirrend. Ganz anders steht es bei der älteren fassung. Hier ist alles vom anfang bis zum ende rein sachlich, logisch durchdacht und scharf gegliedert, wenn wir von dem abschnitte absehen, der später besonders ins auge zu fassen ist.

In der auch den andern teilen der Edda eignen katechetischen weise begint der verfasser mit den drei arten des tones, nämlich:

1) des tones lebloser gegenstände und zwar a. solcher, die von selbst tönen (luft, wasser),
   und b. solcher, die durch die menschen zum tönen gebracht werden (stein, waffen); es folgen:
2) die laute der tiere (a. der vögel, b. der landtiere, c. der wassertiere),
3) die laute des menschen.

Die entwicklung ist volständig klar und durchsichtig. Der dritte punkt — und dies führt zugleich von der einleitung zum eigentlichen thema — gibt veranlassung, die organe, mit denen die menschliche sprache hervorgebracht wird, anzuführen und das bild zu gebrauchen, wie mund und zunge einem spielplatz gleichen, auf dem die einzelnen buch-

staben[1] mit einander spielen. An diese bemerkung reiht der verfasser unmittelbar einen zweiten vergleich: die sprache gleicht der auf der simphonie hervorgebrachten musik: wie diese durch das zusammenwirken von taste und saite hervorgebracht wird, so erzeugt das verbinden von consonant und vocal die menschliche sprache. Beide vergleiche werden dann durch figuren veranschaulicht, welchen eine eingehendere erklärung folgt. Wie nun das häkchen der taste und die saite zusammengreifen (*henda*) müssen, um den ton hervorzubringen, so müssen sich auch consonant und vokal verbinden, um den einfachsten klang der sprache und poesie zu erzeugen, und diese verbindung ist die hending. Mit dieser sind wir unwilkürlich zu dem grundpfeiler der skaldenmetrik geführt und wir verstehen, weshalb unsere abhandlung sich unmittelbar vor dem Háttatal, diesem sammelgedichte altisländischer versarten, befindet: sie ist die naturgemässe einleitung zu demselben.

Anders liegt die sache in der zweiten fassung der abhandlung. Hier ist dieselbe aus ihrem zusammenhange losgerissen und bildet ein in sich abgeschlossenes ganze, das sich nur durch die ähnlichkeit des inhalts mit dem vorhergehenden und folgenden ganz oberflächlich berührt. Indem dies aber vom Háttatal losgetrent wurde, bedurfte es einer volständigen umarbeitung. Dies sah selbst ein so wenig begabter bearbeiter wie Árni ein. Allein wohin wir auch blicken mögen, überall sezt diese neue arbeit die alte voraus, jene selbst ist ein ziemlich klägliches werk, nur zu oft ohne einsicht und überlegung niedergeschrieben. Man vergleiche gleich den eigentlichen eingang, den anfang von cap. 2 (AM. II, 46. FJ. 50 [12] fgg.): *Nu hafa þesser luter[2] hliođ, sumer rǫdd ok sumer mal, sem sagt var.* Die lezten worte (*sem sagt var*) sind volständig unverständlich, da vorher kein wort von dem gesagt ist, was hier angedeutet wird. Nun hiess es aber in der ursprünglichen fassung (AM. II, 364, 4 fgg. FJ. 56 [19] fgg.):

En þriþja hliođs grein er su, sem menninir hara; þat heiter hliođ ok rodd ok mal.

1) Ich gebrauche dies wort im anschluss an das *stafir* des textes.

2) Die norwegischen eigentümlichkeiten, die wir mehrfach im cod. W finden, erklären sich ebenfals aus der annahme, dass Árni der schreiber sei. Árni stamte aus dem westlichen Norwegen, wo Laurentius seine mutter Þuriđ kennen gelernt hatte. In der altertümlichen kirche von Borgund, die noch heute den wanderer zum besuche ladet (Du Chaillu, Im lande der mitternachtssonne I, 417), ist er getauft; in den anmutigen gefilden dieser gegend hat er seine erste jugend verlebt (Bs. I, 807. 820).

Vorher sind hier die geräusche der elemente, die stimmen der tiere erwähnt. Sachgemäss geht der verfasser nun zur sprache der menschen über. Diese ganze entwicklung hatte der überarbeiter vor augen, als er jene worte schrieb, und da er nicht weiter darüber nachdachte, dass bei ihm erst folgen solte, was er in seiner vorlage gelesen hatte, so fügte er jenes an und für sich ganz sinlose *sem sagt var* hinzu.

Ferner heisst es (AM. II, 48[10] fgg.; FJ. 51[15]): *I fyrsta hring eru fiorer stafer* .... Es ist also von den spielplatzringen die rede, von denen vorher gesagt ist: *ok V hringar eru um þa stafi slegner eda setter i maals hætti.* Die ganze stelle ist uns widerum volständig dunkel: wenn wir die figur im cod. U nicht hätten, wüsten wir gar nichts mit ihr anzufangen. Sie sezt diese voraus und weist demnach schlagend auf den vorrang von U hin. Ja am schlusse dieses abschnittes können wir noch deutlich sehen, dass der überarbeiter jenen ring vor sich gehabt hat, sonst könte er nicht sagen (AM. 52, 6. FJ. 52[28]): *Titlar eru her sva ritadar sem i ǫdrum ritshætti*, da doch weder vorher noch nachher der *titlar* erwähnung getan wird. Auch das ganze fünfte kapitel (AM. II, 56 fgg. FJ. 53[22] fgg.) sezt die zweite figur des cod. U (AM. s. 368. JF. 57) voraus und wird erst durch sie überhaupt verständlich.

Zum glück hat der überarbeiter so ungeschickt gearbeitet, dass es uns nicht schwer fallen kann, selbst ohne hülfe der kürzeren fassung den echten alten kern herauszuschälen.

Ich finde in der arbeit eine dreifache quelle des schreibers und zwar:

1) den kern, welcher, von einigen misverständnissen abgesehen, ziemlich mit der kürzeren fassung übereinstimt.
2) interpolationen, die aus dem 1. traktate abgeschrieben sind.
3) bemerkungen des überarbeiters namentlich am eingange und schlusse, welche durchweg mönchsweisheit enthalten und zu den sprachlichen bemerkungen passen wie die faust aufs auge.

Am klarsten zeigt punkt 2, dass in der ausführlichen fassung unserer abhandlung eine überarbeitende hand tätig gewesen ist. Dass der 1. traktat viel früher als die junge gestalt des sogenanten zweiten entstanden ist, steht unumstösslich fest. Beide stimmen in verschiedenen stücken wörtlich überein; diese übereinstimmung ist so gross, dass sie sich nur als abschrift des einen aus dem andern erklären lässt.

Man vergleiche:

(AM. II, 52_{5}. FJ. 52^{29}):
hefer titull ekki einkar edli til stafs, helldr er hann til skyringar ritz.

dazu aus dem 1. trakt. (AM. II, 38^{2}. VD. 13^{9}):
Titull hefer enn ekki edli til stafs, enn hann er þo til skyndingar ritz (natürlich ist dies die einzig richtige lesart).

Veranlassung, jene bemerkung einzufügen, gab das *titlar ero sva ritaþir her sem i oþrum ritzhætti* (AM. II, 367, $_{2}$. FJ. 59^{21}). Mit diesen worten schloss regelrecht die erklärung der figur; ein weiteres eingehen auf die *titlar* war nicht bezweckt, ja wäre überhaupt unangebracht gewesen. Allein der schreibselige überarbeiter ist noch nicht mit jener bemerkung zufrieden, dass die *titlar* eigentlich gar keine buchstaben sind, er muss uns auch noch die etymologie des wortes *titull* geben, natürlich auch nur aus dem 1. traktate.

(AM. II, 38^{11}. VD. 13^{16}.)
Titan heitir sol, en þaðan af er minkat þat nafn, er titulus er a latinu; titull kveðum ver þat er sem litil sol se, þviat sva sem sol lysir þars aðr var myrkt, þa lysir sva titull bok, ef fyr er ritinn.

(AM. II, 52, 4. FJ. 52^{30}):
Sol heiter Titan, heiter þaðan af titulus i latinu, er ver kollum titul, þat er sem litil sol, þviat sva sem sol lysir heim allan, sva lysir titull orð rett ritin.

Nach diesem isidorischen erklärungsversuche, welcher sich in der ersten abhandlung mitten in der erklärung der einzelnen buchstaben befindet, fährt der verfasser von I mit der darstellung der einzelnen buchstaben fort. Das veranlasste auch den überarbeiter der zweiten abhandlung nochmals zu den buchstaben zurückzukehren. Er übersah dabei ganz, dass er etwas zu pergament brachte, was er schon (AM. II, 48. FJ. 51) im grossen und ganzen gesagt hatte. Bei dieser gelegenheit fügt er noch eine bemerkung über *x* und *z* (AM. II, 54^{6}. FJ. 53^{5}) hinzu und zwar widerum aus der 1. abhandlung (AM. II, 34_{8} FJ. 12_{9}), ohne auch nur daran zu denken, dass sich diese nicht recht in einklang mit seinen früheren worten bringen lässt.

Es folgt ein neuer abschnitt, der abermals wörtlich aus der 1. abhandlung genommen ist.

(AM. II, 30^{16}. VD. 10^{12}.)
Enn fyr þvi nu, at sumir samhlioðendr hafa sin likneski ok nafn ok iartein, en sumir hafa hofuðstafs likneski ok nafn ok iartein,

(AM. II, 54^{10}. FJ. 53^{9}.)
Enn fyrer þvi nu, at sumer samhlioðendr hafa sitt likneski ok nafn ok iartein, enn sumer hafa hofuðstafs likneski ok skipat stǫfum,

en sumir hafa hofudstafs likneski ok skipat stofum sumra i nafni ok aukit atkræði bæði nafns ok iarteinar, en sumir hallda likneski sinu, ok er þo minnkat atkræði nafns þeira, ok iartein su, er þeir skulo hafa i málinu, skal þeiri lik er i nafninu verða, þa skal nu syna leita bæði likneski þeira ok sva nofn fyr ofan ritin, at yfir þat megi nu allt saman líta, er aðr var sundr lauslega um rætt.

enn sumer i nafni ok aukit atkræði bæði nafns ok iarteinar, enn sumer hallda likneski sinu ok er þo minnkat atkræði nafns þeira ok iartein su, er þeir skulu bera i malinu þeiri lik er i nafninu verðr; þa skal nu syna leita bæði likneski þeira ok sva nofn fyrer ofan rituð, at yfer þeim megi nu allt saman líta er aaðr var sundr lausliga um rætt.

Hierauf folgt in beiden abhandlungen das grosse und kleine alphabet, in II. wie der herausgeber in AM. ganz richtig hervorhebt „non sine confusione.“

Der vergleich der oben angeführten stellen bedarf wol keines kommentars, um die herübernahme des überarbeiters aus der ersten abhandlung als tatsache hinzustellen. Schauen wir jezt auf die beiden andern teile des überarbeiteten textes, auf den eigentlichen kern und die theologischen bemerkungen des verfassers. Auf den ersten blick tritt uns hier ein auffallender gegensatz vor die augen. Auf den klaren, logisch strengen gedankengang der ursprünglichen fassung in U machte ich schon aufmerksam; diese gedanken hat der überarbeiter im ganzen beibehalten. Wo sich U mit W deckt, ist alles rein sachlich, die sprache ist edel, aber ohne jeden rhetorischen schmuck. Von einem hinweis auf gott finden wir keine spur. Ganz anders der eingang und der schluss der überarbeitung. Bemerkungen ohne allen inhalt, unklarheit, tautologien und rhetorische wendungen, in denen der dichter sich nicht verleugnet (man vgl. die bindungen *skrýddr ok prýddr, neyti ok njóti, limir ok liðir*), eine breite, oft widerliche sprache, die öftere verbindung coordinierter sätze durch *eða* statt *ok*, dabei stete seufzer zu gott und zum schlusse das grosse halleluja auf den dreieinigen gott, das ist das machwerk unsers überarbeiters, durch welches er sich uns zur genüge als einen wol gläubigen aber ziemlich beschränkten kleriker vorstelt. Seine eigenen worte mögen zeigen, wes geistes kind er war:

(AM. II, 44. FJ. 50.)

Nu fyrer þrí, at maðrinn se skynsamlegum anda skryddr ok pryddr, þá skilr hann ok greiner allra luti giorr ok gloggra, en onnur kykvendi. þa neyti ok nioti þess lans með guði. hiarta mannz kenner allz ok við hiartat liggr bæði barki ok velendi ok andblasnar

ædar renna þar upp ok rætax bædi þær ædar, er bera vind eda blastr, blod eda liod, ok a annan veg horfa þær sva, at þær mætax vid tungu rætr med þvi hverr er þarf; renn ok rǫdd upp fyrer hveriu ordi. Þarf ok med ordi hveriu þriar þessar greiner: minni ok vit ok skilning; minni at muna orda atkvædi, vit at hugsa hvat hann vill mæla, skilning til þess, hvat i byr ordunum.

Und weiter heisst es am schlusse:

(AM. II, 58. FJ. 54 [10]).

Osanna, seger hon (tungan), þat þydix a vaara tungu sva: græd þu oss. Enn þat er a ebresku mælt, ok stakk hana natturan til þess fyrer þvi at hon var fyrst ok gekk þa um allan heim, þangat-til er gud skipti þeim. — Nu segir þar til, at henni þotti hann vera styrimadrinn, er hann skapadi hana ok af kristx nafni er kristnin kollud. Ver, er kristner erum, kollum hann hofud váárt, enn ver hans limer ok lidir, ok hans sonr er sa, er hann sendi hingat i heim, ok sa er váárr fader, en ver hans bǫrn. Var ok faderinn vænligr til at stiorna sinum bǫrnum sva sem bext gegndi; var þi ordit or messunni til tekit, at hann vissi hverr lofsongr honum þotti mestr framm fluttr þessa heims vid sik sialfan, er þar ok vaar hialp oll i folgin, er um hans pisl er rætt ok saar, er hann þoldi a krossinum helga er or rann bædi blod ok vatn, ok i þi erum ver skirdir, er rett truum a almattkan gud. Ok þat hans holld ok blod, er i messunni er framm flutt, er vart farnest, þa er ver forum af þessum heimi. Nu skal þat vaan vaar at vætta þess at sva fremi farix oss vel, er sva verdr sem hann hefer fyrer sied, at bædi se at hann er i fǫr med oss ok ver med honum, þa er ver forum heim til fodurleifdar vaarar; ok þa er hann hefer skipt sinu lidi sier til hægri handar epter domsdag, þa skulum ver hefja upp alleluia fyrer þvi at þat er eigi iardneska sǫngr; syngia þetta þa aller saman tiu fylki guds engla ok manna, þa er almattigr gud ferr medr sina ferd heim i himinrikis dyrd ok skulum þa una i sifellu sva at alldri skal epter verda med gudi almatkum þar sem hann er æ ok æ med fedr ok syni ok helgum anda, sa er lifer ok riker einn gud of allar allder verallda. amen.

Die angefügten stellen glaube ich genügen, um mein urteil über den überarbeiter zu rechtfertigen. Hervorgehoben sei nur noch, dass die bemerkungen über das Ósanna und das Alleluja aus Isidor (Orig. VI, k. 19) geschöpft sind, alles andere ist zweifelsohne machwerk des überarbeiters selbst. Von all dieser theologischen weisheit hat die kürzere fassung in U kein wort. Wenn wir nun auf der einen seite die als tatsache erwiesene herübernahme aus der ersten abhandlung im

auge behalten, dazu die volständige verschiedenheit auch der anderen stücke, auf der anderen seite aber hervorheben müssen, dass von allen diesen die fassung im cod. Ups. nichts hat, so glaube ich, liegt es auf der hand, wo der ursprüngliche text unserer abhandlung zu suchen ist. Auf diesen werden wir aber auch geführt, wenn wir endlich noch den kern in der ausführlichen fassung mit der kürzeren vergleichen.

Bereits die oben betonte tatsache, dass die fassung in W die in U voraussezt, muss uns für leztere handschrift einnehmen; weitere oft ganz widersinnige auffassungen und änderungen nötigen uns für immer mit der ausführlichen fassung zu brechen.[1]

AM. II, 48 [7]. FJ. 51 [12] heisst es in W:

Mudrinn er leikrollr ordanna, en tungan styrid.

U hat nur:

Muþrinn ok tungan er leikrollr orþanna.

Lezteres ist das allein richtige. Der überarbeiter von W ist ganz aus dem bilde gefallen, indem er auf den spielplatz auf einmal das schifssteuer bringt, denn nur dieses bedeutet *stýri*. Doch selbst angenommen, *stýri* sei an unserer stelle das holz, mit dem man den spielball zu schlagen pflegte, das *knatttré* oder die *knattgildra*, wie es einmal in der Grettissaga (s. 27 [24]) heisst, so zeigt doch der ganze zusammenhang, dass dies hier unangebracht wäre: Auf der zunge spielen die feststehenden „buchstaben“ gerade so wie auf den lippen, und der gaumen ist nicht weniger tätig als diese beiden teile unserer sprachwerkzeuge.

Nach der ersten figur (AM. s. 367. FJ. 57), welche sich ja nur in U befindet, auf die sich aber der text beider fassungen beruft, heisst es in W (AM. 48 [9]. FJ. 51 [15]):

I fyrsta hring eru fiorer stafer, er heita hofudstafir, þa ma til einskis annars nyta, enn vera upphaf ok fyrer odrum stǫfum þ. v (so heisst es natürlich für das handschriftliche *y*). *h. q.*

In U dagegen haben wir (AM. 366 [1]. FJ. 58 [1]):

I fyrsta hring ero IIII stafir; þa ma til enskis annars nyta en vera fyrer oþrum stofum —

Aus versehen hatte nun der ursprüngliche aufzeichner oder der schreiber der vorlage von U die an dieser stelle notwendigen buch-

1) Ich kann mich hier etwas kürzer fassen, indem ich auf die gründliche nebeneinanderstellung von F. Jónsson s. XVI fgg. verweise. Es sind hier hauptsächlich die stellen herausgegriffen, die F. J. nicht berührt oder die ich anders aufzufassen gezwungen bin.

staben *þ. r. h. q* weggelassen und sie unter dem runenzeichen ᚠ an den rand geschrieben. In dem uns erhaltenen cod. U sind sie aber falsch eingetragen und eine zeile zu tief gekommen (ein recht charakteristisches beispiel für den flüchtigen und gedankenlosen schreiber von U!). Dabei hat der schreiber von U nicht unterlassen, in seiner fahrlässigen weise auch das ᚠ mit in den text aufzunehmen. Auf *stofum* muss also folgen: *þ. r. h. q.* Dies gibt allein sinn und recht guten sinn. Die note zu AM. II, 366: „*þ, h, q* ad primum, ᚠ ad secundum, *q* ad tertium circulum pertinet“ ist ohne sinn. Dass die rune hier nicht am platze und einfach durch jenes schreiberversehen in den text gekommen ist, liegt auf der hand. Wie aber dieses zeichen gebraucht wurde, um versäumtes nachzuholen, zeigt z. b. die Konungsbók der Grágás (*Grágás III, Stykker, som findes i* AM. 351 fg. usw. s. 483). Und dass man *q* — so hat die handschrift — nicht als bilabiale tönende spirans auffasste, ist nicht recht verständlich, da ja diese schreibweise für *r* in den isländischen handschriften ziemlich oft vorkomt (vgl. z. b. Gíslason, Um frumparta s. 61 fgg.).[1] Prüfen wir nun aber die stelle auf ihren inhalt hin. Nach W sollen sich *h, r, þ, q* nur im anlaut und vor anderen buchstaben finden. Das ist unrichtig, denn in allen handschriften können wir *r* und *q* — *þ* bleibe zunächst noch bei seite — auch im inlaute finden. (Gíslason a. a. o. s. 61 fgg. 82 fgg). Es kann allein nach U heissen: *þ, h, r, q* finden sich nur vor anderen buchstaben, d. h. sie kommen nie im auslaut vor.[2] Dass aber der überarbeiter von W gerade auf das *vera upphaf* einzig und allein den ton gelegt hat, beweist das folgende, denn er bringt durch diese auffassung einen zweiten unsinn in seine arbeit, der sich auch in den folgenden teilen seiner überarbeitung widerfindet. Da nämlich unser kleriker von der annahme ausgieng, dass jene laute nur im anlaute vorkommen, bezeichnet er sie als *hǫfuðstafir* (*er heita hǫfuðstafir* AM. II, 48^{10}. FJ. 51^{15}). Und als er nach einer stelle aus dem 1. traktate (AM. II, 52_1. FJ. 53^1) von sich selbst abschreibt, widerholt er diese auffassung, die er höchst wahrscheinlich aus der 1. abhandlung erschloss, ohne dabei zu merken, dass *hǫfuðstafr* in dieser eine ganz andere bedeutung hat. Hier hat nämlich das wort durchweg die bedeutung „majuskel.“ Der überarbeiter wirft also den buchstaben, der nicht im auslaut stehen darf, mit dem zusammen, der nur im anlaut vorkomt, er vermischt weiter

1) Vgl. dazu Finnur Jónsson (s. 91 fg.), der sich ähnlich ausspricht.

2) Brenner betont ebenfals (a. a. o. s. 275), dass unsere stelle auf nichts anderes hindeute, als auf die unfähigkeit dieser vier buchstaben „im wort- (und silben-) auslaute“ zu stehen.

konsonant im anlaut und majuskel — genug zeugnis, dass er selbst für die einfachsten dinge wenig verständnis hatte.[1]

AM. II, 50^{16}. FJ. 52^{5} heisst es: *a i o y. þesser giora einar saman mǫrg orđ, enn skamt mal giǫra þeir sialfir.* — Die vier vokale *a, i, o, y* fehlen in U, mit vollem rechte, denn:

1) alle vokale — *þesser* geht auf die laute im dritten ringe der figur — können ein wort ausmachen, nicht nur jene vier;
2) W komt mit sich selbst in widerspruch, da es später wie U auch *y, æ, ey (ei)* unter den beispielen anführt.

Das widersinnige *af hneigingum* (AM. II, 52^{3}. FJ. 52^{17}) in W ist schon von Rask nach U verbessert.

Dass AM. II, 52^{5}. FJ. 52^{18} überall die einfache majuskel für die verdoplung steht, ist auch nicht richtig, wie widerum die figur und jede handschrift aus dem 13. jahrhundert zur genüge zeigen. U hat die verdoplungen richtig.

So zeigt sich fast an allen stellen, wo die frage an uns herantritt: welche fassung enthält das richtige? dass U nicht nur die richtige, sondern überhaupt die einzig mögliche lesart bietet. So lange man aber dies nicht erkant hat, wird man weder dem verfasser auf die spur kommen, noch die bedeutung der abhandlung begreifen. Wir müssen dieselbe volständig aus der gemeinschaft der grammatischen abhandlungen, in die sie nur der mönch von Þingeyrir gebracht hat, lostrennen und sie mit U als teil des werkes betrachten, dem sie allein angehört, der eigentlichen Edda.

1) Finnur Jónsson nimt die lesart von W in den text auf (s. 63^{24}), jedesfals im hinblick auf die *undirstafir* (65^{3}), d. i. die konsonanten, die nicht im anlaute stehen dürfen. *Hǫfuđstafir* komt in der nordischen sprache in zwiefacher bedeutung vor: im ersten grammatischen traktate als majuskel und in Snorris Háttatal als hauptstab des halbverspaares, der in der skaldendichtung den zweiten halbvers begint und den stabreim der beiden vershälften beherscht; nach ihm richten sich die *stuđlar* (Möbius, Háttat. II, 1^{26} fgg.). Im einen wie andern falle haben wir sprachlich richtige zusammensetzungen, denn *hǫfuđ-* als erster teil der composita bezeichnet sowol die räumliche grösse als auch die hervorragende stellung, die der zweite teil der zusammensetzung in seiner gattung einnimt. Anders stände es mit der erklärung des *hǫfuđstafr* in der vorliegenden abhandlung, selbst wenn wir das wort übersetzen könten „buchstabe, der nur im anlaute vorkomt.“ Dann könte einer der vier buchstaben doch nur *hǫfuđstafr* der buchstaben des wortes sein, an dessen spitze er steht. Fast jedes andere wort hätte einen andern *hǫfuđstafr* und wie viel buchstaben berechtigt sind, an der spitze eines wortes zu stehen, so viel wären auch berechtigt, *hǫfuđstafir* genant zu werden.

Der verfasser der abhandlung und ihre bedeutung.

Das sicherste zeugnis, dass das ganze corpus eddicum von Snorri Sturluson oder wenigstens unter dessen leitung verfasst ist, ist unzweifelhaft die älteste überlieferung selbst: es sind die schon oft citierten worte, welche an der spitze der Upsalaer handschrift stehen und vom schreiber des codex oder wol eher von dem seiner vorlage herrühren:

> *Bók þessi heitir Edda. Hana hefir samansetta Snorri Sturluson eptir þeim hætti, sem hér er skipat: er fyrst frá ásum ok Ymi, þarnæst Skáldskaparmál ok heiti margra hluta, síđast Háttatal, er Snorri hefir ort um Hákon konung ok Skúla hertoga.*

Dies unzweideutige zeugnis konte man nur über die achsel ansehen, so lange man annahm, dass die interpolierte gestalt der Edda die ursprüngliche sei. In Deutschland dürfte wol jezt die irrigkeit dieser annahme bei allen feststehen, die sich eingehender mit Eddakritik beschäftigt haben. Für Skáldskaparmál hat es Müllenhoff (DAK. V, s. 177 fgg.) zur genüge gezeigt, nachdem ich bei Gylfaginning (PB. Beitr. VI, 499 fgg.) und Háttatal zu gleichem resultate gelangt war (Zs. f. d. phil. XIII, 238 fgg.). Was sich für diese drei hauptteile der Edda ergab, zeigte aber auch die eben durchgeführte untersuchung für den abschnitt, den man als grammatischen traktat aufzufassen pflegt. Nun weiss aber der cod. U nur von jenen drei hauptteilen der Edda, dass sie Snorri zum verfasser haben; von den sprachlichen erörterungen erwähnt er nichts. Dass diese aber nicht besonders hervorgehoben sind, hat bei näherer betrachtung seinen guten grund.

Abgesehen davon, dass der schreiber der überschrift, wer er auch gewesen sein mag, jene wenigen seiten leicht als nebensächlich übergehen konte, scheint er dieselben gar nicht als abgeschlossenes ganze aufgefasst zu haben, sondern als teil des Háttatals, der zu diesem ebenso gehöre, wie der formáli zur Gylfaginning, oder die erzählung von dem göttergelage bei Ægir zu den Skáldskaparmál. In diesem falle brauchte er aber jener sprachlichen erörterungen ebensowenig erwähnung zu tun, wie dieser einleitenden bemerkungen oder erzählungen. Dass aber der kern dieser kapitel denselben mann zum verfasser hat wie die übrige Edda, legen verschiedene erwägungen mindestens sehr nahe.

Alle teile der Edda, welche mit ziemlicher bestimtheit Snorri zugeschrieben werden, beginnen in katechetischer form; dass dieselbe nicht bis zum schlusse durchgeführt ist, beweist wie so vieles andere, dass Snorri sein hauptwerk in unfertigem zustande hinterliess. Dem entsprechend beginnen auch unsere kapitel mit der frage: *hvat er*

hljóđsgrein? die antwort und die weiteren fragen und antworten entsprechen ganz dem eingang des Háttatals[1].

Ferner zeigen die wenigen seiten, soweit wir sie mit ziemlicher bestimtheit dem Snorri zuschreiben können, dieselbe klarheit im ausdruck und dieselbe beherschung der muttersprache. Ellipsen, die uns in den übrigen teilen der Edda so oft entgegentreten, wie *svá ok, sem hér* u. dgl., finden wir auch hier. Ein weiterer umstand komt hinzu. Man hat es auffällig gefunden, dass unsere bemerkungen so weit ausholen und mit dem einfachen naturlaute beginnen. Aber gerade das ist, was ganz entschieden für Snorris verfasserschaft spricht. Alle seine werke beginnen ab ovo: die Heimskringla, wie schon der name sagt, mit dem erdkreise und führt dann mit den aus Asien eingewanderten asen hinüber zur geschichte des skandinavischen nordens; die Gylfaginning mit der schöpfung von himmel und erde; auch hier führen die wanderungssagen hinüber zu der götterlehre der alten nordländer; die Skáldskaparmál beginnen mit einem gelage, das der meerriese Ægir gemeinsam mit den göttern hält, und hierbei ist es der späte dichtergott Bragi selbst, der jenen in die geheimnisse dichterischer umschreibungen und ausdrücke einführt. Auf ähnliche weise beginnen die vorliegenden bemerkungen mit dem einfachsten tone der elemente, gehen dann zum laute der tiere über und von diesem auf den laut der menschen, der der einfachste bestandteil seiner sprache und dadurch auch seiner dichtkunst ist.

Nicht ohne bedeutung ist auch die benutzung der abhandlung und die art derselben durch Ólaf þórđarson, dem lieblingsneffen des grossen forschers, der in Snorris sinne die wissenschaftlichen pläne des oheims fortsezte. Dieser hat ausser anderem auch unsere abhandlung benuzt. Es heisst doch den sachverhalt geradezu auf den kopf stellen, wenn man ohne triftigen grund die zweite abhandlung gleichsam ein echo der dritten nent.

1) Müllenhoff (a. a. o. s. 167 anm.) sagt: „durch die frage *hva erđ hljóđsgrein?* mit der antwort *þrenn hver* scheint allerdings der anfang in u der katechetischen form der Edda angepasst zu sein.“ Diese auffassung ist mir nicht recht verständlich. Nach *þrenn* gehört natürlich ein punkt und nach *hver* ein fragezeichen, sodass wir hier denselben eingang wie im Háttatal haben: *Hvat er setning hátta? þrenn. Hver? tala ok grein.* Wenn die katechetische form nicht fortgeführt wird, so kann dies doch nicht die unursprünglichkeit erweisen, denn auch in Skm. und dem commentar zum Háttat. ist sie nicht bis zum ende durchgeführt. Ja die katechetische form weiter zu führen, wäre nicht einmal angebracht gewesen, da die ausführung über die drei arten des lautes eben die antwort auf die zweite frage ist.

Es steht zunächst fest, dass II und III^a^ (d. i. der grammatische teil von III) auffallende übereinstimmungen haben, die nur aus gegenseitiger oder gemeinsamer entlehnung sich erklären lassen. Ich komme kurz auf diese zu sprechen, da sie auch für Snorris bemerkungen (II) nicht ohne interesse sind.

Wie II mit der frage beginnt: Was gibt es für arten des lautes? so geht auch Ólaf vom laute, *hljóđ*, aus (*Allt er hljóđ, þat er um krikrendis eyru má skilja* Björn Ólsen s. 33 [2]), und die überschrift in der ursprünglichen fassung, in der handschrift AM. 748. 4^0^, lautet: *at greina hljóđ*. Als laut fasst Ólaf demnach alles, was man mit den ohren wahrnehmen kann. Ganz dasselbe versteht ja auch der verfasser von II unter *hljóđ*. Dann geht Ólaf auf den verschiedenen ursprung des tones ein und zwar zunächst auf den ton lebloser gegenstände. Er unterscheidet dabei bewegliche und unbewegliche dinge, die töne erzeugen; zu ersteren rechnet er wind und wasser, zu lezteren steine, metalle und saiten, die durch berührung mit anderen gegenständen einen ton hervorbringen (s. 34). Dazu vergleiche man die worte in II: *þat er ein grein hljóđs, er þýtr veđr eđa vatn eđa sær eđa bjorg eđa jorđ eđa grjót hrynr.* Dann wird auch hier weiter erzählt von dem tone, *er malmarnir gera* und endlich: *þat gera horpurnar.* Wir sehen also dort wie hier ganz dieselbe gliederung.

Die zweite art des tones bringen die lebenden wesen hervor. In beiden abhandlungen folgt dies auf jenes.

II. (AM. II, 364 [10]. FJ. 62 [11]).	III. (AM. II, 64. B. O. 35 [31]).
Qnnur hljóđs grein er sú, sem fuglarnir gera eđa dyrin ok sę kygvindi; þat heitir rǫdd.	*Af lifandi hlutum þeim, er skyn hafa, verđr annat hljóđ, þat er rǫdd heitir.*

Während darauf aber II in der darlegung der stimmen der tiere fortfährt, knüpft der verfasser von III^a^ nach einigen bemerkungen über die sprachorgane, die ebenfals II entnommen sind, die erklärung der „vox“ nach Priscianus an (35 [34] fgg.). Hierdurch ist auf einmal Ólaf zu der sprache und durch diese zur schrift geführt; er gibt erklärungen beider nach seiner lateinischen quelle; wie er so plötzlich zu diesen gekommen ist, geht aus dem inneren zusammenhange nicht hervor; sie erklären sich nur aus dem wechsel der quellen. Mit Priscianus ist er auch zu dem *stafr* gekommen, dem buchstaben, als dem kleinsten gliede der sprache und dem grundpfeiler aller dichtung[1]. Ganz

1) Dass Ólaf wie Snorri den gesprochenen laut und das geschriebene zeichen zusammenwirft, darf uns nicht wunder nehmen.

anders in II. Auf den laut der tiere, der *hljóð* und *rodd* zugleich ist, folgt die sprache der menschen, die in sich *hljóð ok rodd ok mál* vereinigt; die unzertrenlichen begleiter dieser sind gedächtnis und verstand.

Wir sehen also, dass nicht nur II und III gleichen ausgangspunkt haben, sondern dass sie auch ein bedeutendes stück neben einander marschieren, und zwar so lange dem Ólaf seine lateinischen quellen keinen stoff gewähren. Schon hierin liegt, dass II auf keinen fall III benuzt haben kann: dort geht die klare entwicklung ununterbrochen fort bis zum ende; der einmal entworfene gedanke wird durchgeführt. Hier dagegen wird er abgerissen und ein neuer angeknüpft. Aber die beiden arbeiten II und III haben wol auch nicht eine gemeinsame quelle gehabt. Wäre dies der fall, so müste sich diese mit II im hinblick auf dessen logische entwicklung decken. Ich kann aber beim besten willen nichts finden, was diese annahme stützen könte. Kein wort spricht dafür, dass in II ein alter lateinischer grammatiker benuzt sei. Björn Ólsen hat dies wol behauptet (Om Runerne s. 70), aber mit keinem worte zu beweisen gesucht. Auch für eine gemeinsame isländische quelle lässt sich nichts vorbringen. Dass *hljóðsgrein* im eingange von III[a], also in den teilen, die im ganzen mit II übereinstimmen, in derselben bedeutung vorkomt wie in II, während es in den späteren abschnitten das Priscianische *tenor* widergibt, dass Ólaf *hljóðstafr* ebenfals im eingange einmal als heimischen ausdruck für vokal gebraucht, während wir sonst bei ihm als übersetzung des lateinischen „vocalis“ *raddarstafr* und der „consonans“ *samhljóðandi* finden, beweist doch wahrlich nicht, dass die übereinstimmung aus gemeinsamer vorlage stammen muss[1]. Warum soll sie der verfasser von III nicht auch aus II haben nehmen können? In II sind die einmal gewählten grammatischen ausdrücke bis zum ende gleich, sodass auch von dieser seite die abhandlung ihren einheitlichen charakter bewahrt. — Dagegen spricht alles dafür, dass II von Ólaf in III[a] benuzt worden ist: im anfange folgt die einleitung von III[a] II treulichst, sobald aber mit der erklärung der sprache die lateinische quelle da ist, springt der verfasser von II ab und folgt dieser fast ausschliesslich, abgesehen von den

1) *límingr*, das Björn Ólsen ebenfals für seine ansicht anführt, beweist ebensowenig. In III findet sich stets *límingr* oder das griech. diphthongos der vorlage. Nur einmal (s. 47[23]) heisst es: *Girkir kalla þann staf diphthongon, þat er tríhljóðr á norræna tungu.* Diese stelle ist aber eine einfache übersetzung von Priscians (I c. 50): Diphthongi autem dicuntur, quod binos phthongos, hoc est voces, comprehendunt.

abschnitten über die runen, wo er andere quellen ausschreibt. Die zweite abhandlung ist in ihrer ursprünglichen gestalt ein einheitliches werk vom anfang bis zum ende, Ólafs ein zusammengetragenes; jenes entspricht seinem charakter nach ganz der Edda in ihrer ursprünglichen gestalt, dieses ganz dem überarbeiteten texte, jenes hat nationalen, dieses humanistischen anstrich. Ich trage daher kein bedenken in II die quelle des ersten teiles der Ólafschen abhandlung zu finden und hierauf einige weitere schlüsse zu bauen.

Fragen wir uns, wie hat Ólaf seine aufgabe im ersten teile seiner sprachlichen abhandlung gefasst und was muss infolge dessen seine ansicht über II gewesen sein? Hierüber kann nach seinen eigenen worten, wie sie im 5. kapitel (BO. s. 51) vorliegen, kein zweifel herschen: durch die verbindung gleicher consonanten mit gleichen oder verschiedenen vokalen in je zwei wörtern entsteht die *hending*, d. i. der reim (binnenreim); ihm ist also die ganze abhandlung über die buchstaben der wegweiser zum verständnis der dichtkunst, über die er im zweiten teile seiner abhandlung (III^{b}) untersuchungen anstelt. Das metrische berührt er dabei nur ganz oberflächlich, weil es schon im Háttatal und dem commentar dazu genügend erörtert war[1]; ihm kam es mehr auf die dichterische sprache, die poetischen figuren u. dgl. an, die einzige seite der dichtkunst, die Snorri in seiner Edda nicht behandelt hatte, und so solte seine abhandlung diese gewissermassen vervolständigen. Da nun Ólaf sprachliche und grammatische darlegungen als vorstufe der metrischen für nötig erachtete, da er weiter sich fast überall bei seinen arbeiten Snorri zum vorbild nahm, da ferner von ihm II offenbar benuzt ist, so liegt der schluss nahe, dass er auch hierin seinem vorbilde folgte. Er fasste die dem Háttatal vorangehenden kapitel als einleitung zu diesem, und nach alle dem, was wir über das verhältnis von Snorri und Ólaf wissen, sind wir zur annahme berechtigt, dass er diese auffassung Snorris eigner person verdankte.

Zu all diesen inneren gründen, die dafür sprechen, dass Snorri der verfasser jener einleitenden kapitel ist, tritt ein äusserer, der uns zugleich aufklärt, wie dieselben entstanden sein mögen.

Die kapitel haben in der alten Upsalaer handschrift die überschrift: *her segir af setningo hatta lyckilsins* (Sn. E. II, 364). Finnur Jónsson verwirft dieselbe. *Overskriften kann ikke være rigtig* (s. 87) —

1) Vgl. Sn. E. II, 148. B. O. s. 96: *þetta kollum vér aðalhendingar í skáldskap ok taka af þessi figúru upphaf þeir hættir, er með hendingum eru saman settir, ok breytiz þat á marga vega, sem finnaz man í þrí háttatali, er Snorri hefir ort.*

und dann folgt eine erklärung, die meines erachtens ganz haltlos ist. Von seinem standpunkte aus kann sie allerdings nicht richtig sein, aber schon der umstand, dass doch sonst in U die überschriften richtig sind, hätten die frage nahe legen sollen, ob der folgende inhalt mit der überschrift sich doch nicht zusammenbringen lässt. Gewiss findet sich in den kapiteln kein wort über die *hættir*, aber unmittelbar nach ihnen, ohne irgend eine überschrift oder ein zeichen, dass hier ein neuer abschnitt anhebt, folgen die anfänge der ersten 36 vísur des Háttatals mit den namen der einzelnen *hættir* (abgedruckt Sn. E. II, 369 fgg.), ein umstand, der nicht übersehen werden darf.

Wir wissen, dass das gedicht Háttatal zunächst als ein „von seinem commentare unabhängiges und durchaus selbständiges werk" (Möbius, Háttat. I, 19) um das jahr 1222 entstanden ist. Der commentar ist zweifelsohne später und nur zum geringen teile von Snorri selbst verfasst. Wenn wir nun hier die stophenanfänge noch ohne commentar und nur mit aufzeichnung der namen der einzelnen *hættir* haben, so muss diese niederschrift vor die entstehungszeit des commentars fallen, ja ich glaube, dass sie der erste entwurf zu diesem ist. Wir wissen, dass Snorri abschnitte der Edda nicht selbst aufgezeichnet, sondern unter seiner leitung hat niederschreiben lassen[1]. Das scheint auch hier der fall gewesen zu sein. Snorri hatte einem seiner schüler den plan über die erklärung des Háttatals entworfen und den eingang, einige bemerkungen über laute und die sprache als den grundpfeiler aller dichtung, selbst ausgeführt. Dies solte der schüler weiter spinnen und dann zum commentar des gedichtes übergehen. Lezteren wusste aber der bearbeiter nicht recht anzufassen und so begnügte er sich anfangs mit aufzeichnung der strophenanfänge und der namen der *hættir*, bis ihm der meister den weg weiter wies. Und wie die ganze Upsalaer handschrift eigentlich mehr ein sammelwerk bald mehr bald weniger ausgeführter entwürfe ist als ein zusammenhängendes ganze, so fand auch dieser erste entwurf aufnahme, der jedenfals eine ganz andere gestalt erhalten hätte, wenn Snorri die lezte hand an das grosse werk seines lebens gelegt hätte.

Haben wir so in grossen umrissen die entstehungsgeschichte der einleitenden kapitel des commentars zum Háttatal zu entwerfen versucht, so tritt als weitere frage an uns heran: Lässt sich in unserer fassung eine doppelte arbeitsweise erweisen? Ich glaube, diese frage bejahen zu müssen.

1) Vgl. u. a. auch die überschrift in AM. 748 (Sn. E. II, 428): — *þrí sem fyrir fundið var í kvæðum hǫfuðskallda ok Snorri hæfir siþan samanfæra latit.*

Die erklärung der viereckigen figur (nr. II) zerfält offenbar in zwei teile, deren zweiter von den worten *Hér standa* (AM. II, 369[9] fgg., FJ. 65, 27 fgg.) bis zum ende geht. Finnur Jónsson hat den ganzen abschnitt eingeklammert und ihn als späteren zusatz und als eine widergabe des ersten teiles bezeichnet (s. 96). Dagegen hebt auch Brenner (a. a. o. s. 280) mit vollem rechte hervor, dass man das vielmehr vom ersten teile anzunehmen berechtigt sei, da der zweite ein ungleich klareres bild als der erste gebe. Wenn wir beide teile ganz vorurteilsfrei lesen, so werden wir sofort erkennen, dass beide dasselbe sagen, dass beide eine erklärung der figur geben; in beiden teilen werden die consonanten mit tasten, die vokale mit den saiten der simphonie verglichen, in beiden ist von einem reissen und stossen der saite durch die tasten die rede. Nur ist der zweite sofort volständig klar, während der erste an verschiedenen stellen rechtes kopfzerbrechen macht. — Das erste wort des zweiten teiles ist *hér*. Dies weist auf einen ganz bestimten punkt hin, und dieser kann nur die buchstabentabelle sein. Dieser muss sich ferner unmittelbar vorher befinden, und selbst die offenbar gesuchten flickworte am schlusse des ersten teiles *(sem nú er ritat aðr í stafa setninginni)* ändern an diesem logischen zwange nichts. Demnach gehört der zweite teil von haus aus unmittelbar nach der figur: mit seiner hülfe wird uns erst der erste verständlich. Dieselben mängel, die der erste teil der erklärung der viereckigen figur hat, zeigt aber auch die erklärung der ersten figur. Diese beiden abschnitte sind es, die allein in der ganzen abhandlung schwierigkeiten bereiten, und die prüfung wird zeigen, dass ihr verfasser weder ein klares bild von seinem spiele gab noch von der simphonie hatte. Nun schliesst der teil, der von den lauten und der sprache im algemeinen handelt, mit den worten: *Muðrinn ok tungan er leikvǫllr orðanna. Á þeim velli eru reistir stafir þeir, er mál allt gera, ok hendir málit ýmsa svá til at jafna sem hǫrpustrengir eða eru lǿstir lyklar í simphóníe.* Hier ist wol der mund mit dem spielplatze der worte verglichen, aber ein vergleich des spieles der buchstaben untereinander, sodass daraus die worte oder silben entstehen, ist nicht angedeutet, sondern ausschliesslich der vergleich der sprache mit der musik der simphonie. Knüpfen wir nun an diesen schluss unmittelbar die quadratische figur und daran die zweite erklärung derselben, so haben wir einen zwar kurzen aber klaren abriss über den laut, die stimme und die sprache, deren kleinster teil der „buchstabe“ und die hending, d. i. die vereinigung von mindestens einem vokale und einem consonanten ist. Geschrieben aber ist derselbe im hinblick auf die hending, wie ihn auch Olaf þórðarson

aufgefasst hat, und ist somit berechtigt, als die einleitung zum commentar des Háttatals bezeichnet zu werden, der in seinem eingange diese darlegung voraussezt[1]. Und diesen entwurf dem Snorri abzusprechen, liegt nicht der geringste grund vor.

In dieser gestalt mag Snorri seinem schüler den eingang zum commentar des Háttatals übergeben haben, vielleicht mit der bestimmung denselben zu erweitern, wo er es nötig erachte. Schon die bemerkung über die fähigkeiten der vögel mag auf dieses rechnung zu schreiben sein. Vor allem aber fühlte er sich durch den *leikrǫllr ordanna* veranlasst, zu dem schon von Snorri niedergeschriebenen vergleiche einen zweiten zu entwerfen und mit ziemlicher unklarheit auf kreisrundem spielplatze — eine form, zu der wol der mund veranlassung gab — die „buchstaben" untereinander ball spielen zu lassen. Etwas abseits vom wege ist es um des vergleichs willen geboten, einen blick auf die altnordischen balspiele zu werfen, die heute längst vergessen sind, aber im mittelalter eine bedeutende rolle gespielt haben ähnlich wie die ritterturniere auf deutschem und romanischem boden.

Fast in allen bezirken Islands, vielleicht auch in Norwegen, befand sich ein *leikrǫllr*, ein spielplatz, auf dem die balspiele statzufinden pflegten[2]. Diese hiessen nach dem balle, der aller wahrscheinlichkeit nach aus holz war, *knattleikar*. In der regel fanden dieselben zur zeit des herbstes oder winters statt[3]. Der *leikrǫllr* war meist das eis des meerbusens der gegend oder eines binnensees[4]. Die tage des spieles waren algemeine festtage; aus der ganzen gegend strömten die leute herbei[5], von den hügeln am strande schaute das weibliche geschlecht zu und verfolgte mit regem interesse das spiel[6].

Begannen nach den nötigen vorbereitungen die spiele, so teilten sich zunächst die spielenden in zwei parteien; gewöhnlich war dabei

1) Háttat. (Möb.) II. 1[15]: *Stafasetning gerir mál allt, en hljóðsgrein er þat, at hafa samstǫfur* usw. scheint unmittelbar an die schlussworte des einganges anzuschliessen. Vgl. auch Möbius' bemerkungen zu II, 41. Ohne hier näher darauf einzugehen, sei nur angedeutet, dass ich auch den ersten entwurf des commentars für Snorris arbeit halte.

2) Fas. II. s. 407[20].

3) Fs. 60[18]: *á einu haustþingi;* ebd. 86[21]. Eyrb. s. 77[10]. Eg. s. (Rkv. 1856) 77[10]: *á gudrerdum retri.*

4) Gullþ. s. 45[16]: *á Þorskjafjardar ísi:* Grett. s. 27[10]: *á Midfjardarvatni;* Gísl. s. 26[4]: *á tjǫrn þeiri, er Seftjǫrn heitir;* Vígl. s. 67[16]: *á Esjutjǫrn.*

5) Fs. 60[13]. Laxd. s. (1826) 196[14]. Eg. s. 77[11] u. öft.

6) Fs. 86[23]: *sátu konur úti ok horfðu á leikinn. Valgerdr sat upp í brekkuna frá.* Vígl. s. 67[24]: *þeir gengu þangat á brekkuna, sem konurnar sátu*

die heimat der betreffenden ausschlag gebend, indem die bewohner der einzelnen gegenden zusammen standen[1]. Alsdann wurde einer gewählt, der die spiele zu leiten und wol auch den einzelnen parteien und spielern ihren platz anzuweisen hatte; es war der *fyrirmaðr*, der obmann[2]. Die spieler der einzelnen parteien standen abteilungsweise oder allein hinter einander[3]. Beim spiele selbst kam es hauptsächlich auf stärke *(afl)* und gewantheit an[4], wie auch diese eigenschaften der *fyrirmaðr* in vollem masse besitzen musste. Spielzeug waren der ball (*knattr* oder *bǫllr* Eg. s. 78[3]) und das balscheit[5], das beide parteien gemeinsam besassen[6].

Weniger klar lässt sich der hergang des spieles selbst aus den quellen erkennen. Fest steht zunächst, dass unmittelbar beim spiele von jeder partei nur einer tätig war, und diese beiden hatten den ihnen vom *fyrirmaðr* bestimten platz[7]. Die beiden partner standen in gewisser entfernung voneinander; der eine schlug mit dem balscheite den ball[8], der andere hatte die aufgabe, ihn aufzufangen. In jener tätigkeit zeigte sich die stärke, in dieser die gewantheit. War der ball vom gegner aufgefangen, so schlug er ihn zurück, nachdem der erste spieler ihm wol das balscheit gegeben hatte. Bei dem schlage kam es aber auch darauf an, den ball gerade an den ort zu werfen, wo der gegner stand (*er fyrir verðr* Sturl. I, 352[11]). War dagegen der ball über den zielpunkt hinweggeflogen, so bemühten sich beide parteien in ihrer gesamtheit den ball zu erlangen; es entstand ein rennen und streiten um seinen besitz, denn derjenige, der den ball erlangt hatte,

1) Grett. s. 27[11] fgg. Vígl. s. 67[16] fgg. Harðars. (Ísl. s. II) 70[11]. Fms. III, 186. (Ich trage kein bedenken, auch die mythischen sagas mit heranzuziehen, da die hier eingeflochtenen spiele doch nur in der wirklichkeit ihre wurzel haben.)

2) Gullþ. s. 45[17]: *þeir fyrir sunnan Þorskafjǫrð gerðu Þóri at fyrirmanni fyrir ǫrleiks sakir ok allrar atgjǫrvi; en vestanmenn vildu þat ekki* ... Laxd. s. 196[15] *Hallr beitisk fyrir.*

3) Fms. III, 186[25] *þeir (Þorsteinn ok Fullsterkr) snǫruðu at Frosta; þriat kapparnir stóðu fremstir við hvorntveggja bekkinn.*

4) Fs. 60[15]. Laxd. s. 196[21]. Fas. III, 529[13] u. öft.

5) Der gewöhnliche name ist *knatttré* (Gísl. s. 32_{6}. Eg. s. 77[23]. Fas. II, 407[8]. Fas. III, 264[5] u. öft.). Grett. s. 27[24] findet sich dafür *knattgildra.*

6) Eg. s. 78[3]: *Grímr hafði hent bǫllinn ok rak undan, en aðrir sveinarnir sóttu eptir.* Sturl. I, 352[11]. Fas. III, 262 fgg., wo sich das paarweise spielen, das vom besitz des balles und balscheites abhängig ist, recht klar zeigt.

7) Eg. s. 77[19]: Egil gegen Grímr; Grett. s. 27[17]: Grettir gegen Auðun; Gísl. s. 26[14]: Gísli gegen Þorgrím u. öft.

8) Der ausdruck dafür ist *slá knǫttinn* z. b. Vígl. s. 68[16] u. ö.; *slá knǫttinn út fyrir ehm.* = den ball über jemand hinausschlagen.

kam jezt ans spiel[1]. Hierbei konte auch derjenige, der den ball nicht aufgefangen hatte, seinen fehler wider gut machen: erwarb er den ball nicht, so galt er für besiegt. Nur so erklärt sich der zorn, den der an den tag legt, über den der ball hinweg geflogen ist[2]. Hieraus erklären sich auch die raufereien, die beim balspiel vorkamen und die nicht selten mit verwundungen, ja mit dem tode endeten[3]. Waren die gegner sich gewachsen, so spielten sie wol so lange, bis der *fyrirmaðr* ein anderes paar bestimte. — So überliefern uns die altnordischen quellen das balspiel[4]. Wenn mit diesem die sprache verglichen wird, so sind es zwei punkte, die als vergleichungspunkte angesehen werden müssen:

1) die gruppierung in zwei parteien, von welchen jedoch stets nur je einer spielte;
2) die kraftprobe beim schlagen und die gewantheit beim treffen des zieles und beim auffangen des balles.

Beides glaubte der aufzeichner des vergleiches in der sprache widerzufinden. So entwarf er den kreisrunden *leikrǫllr*, auf den er die buchstaben gruppenweise eintrug, indem er sie in fünf parteien schied nämlich:

1) die consonanten, die nur vor vokalen stehen dürfen;
2) die consonanten, die sowol vor als nach vokalen stehen;
3) die vokale;
4) die doppelconsonanten;

1) Gǫngu Hrólfss. (Fas. III) s. 264^{8}: *fær Hrólfr nát knettinum: hann grípr knatttréit af Kraki* ... Ebd.: *Hrafn hljóp eptir knettinum;* Eg. s. 78^{3}: *Grímr hafði þá hent bǫllinn ok rak undan, en aðrir sveinarnir sóttu eptir.* Gísl. s. 26^{15}: *hefir Þorgrímr ekki við; feldi Gísli hann ok bar út knǫttinn. Þá vill Gísli taka knǫttinn, en Þorgrímr heldr honum ok lætr hann ekki því ná.*

2) Vígl. s. 68^{16}: *þat var einn tíma, at Víglundr sló knǫttinn út fyrir Jǫkli. Jǫkull reiddiz þá ok tók knǫttinn, er hann náði, ok setti framan í andlit á Víglundi svá at ofan hljóp brúnin.* — Þorsteinss. (Fas. II) 407^{1}: *þat bar til, at Þórir setti niðr knǫttinn svá hart, at hann stǫkk yfir Ólaf ok kom fjarri niðr; Ólafr reiddiz þá ok þótti Þórir gera leik til sín; sótti hann þá knǫttinn, en er hann kom aptr .... sló þá með knatttrénu til Þóris ....* Ebenso Grett. s. 27. Eg. s. 77.

3) Das beste beispiel gibt die Gǫngu-Hrólfss. (Fas. III) 262: *hrundu þeir mǫnnum ok feldu harðliga, en slógu suma; at kveldi váru þrír handbrotnir, en margir lamðir eða meiddir.*

4) Von allen spielen auf germanischem gebiete scheint das kugelwerfen in den marschländern, das ebenfals auf dem eise der gräben und moräste statfindet, mit dem nordischen balspiele die grösste ähnlichkeit zu haben. (Vgl. Fischer, Beschreibung der vorzüglichsten volksfeste II, s. 47 fgg. Wien 1799.)

5) die consonanten, die nur nach vokalen stehen dürfen, denen sich die abkürzungen anschlossen, weil auch die sich nie im anfang eines wortes finden.

Jeder „buchstabe“ solte einen zum spiele berechtigten darstellen: die spielpaare geben die kleinste lautverbindung in der sprache. Wie wir nun beim balspiele nie mehr als zwei parteien nachweisen können, so fallen im grunde genommen auch diese fünf parteien in zwei zusammen, nämlich in vokale und konsonanten. Von lezteren sind aber nicht alle zum spiel volberechtigt; vier sind nur zum wurf *(h, q, v, þ)*, vier andere nur zum fange da *(đ, z, c, x)*. Lezteren mögen sich wol auch die consonantenverdoplungen angeschlossen haben. Dass es solche halbberechtigte auch beim spiele gegeben habe, lässt sich aus keiner einzigen stelle unserer quellen schliessen. Der vorgang beim spiele der sprache selbst ist klar: spielt *a* mit *b*, so entsteht in der sprache, wenn *a* wirft und *b* fängt die lautverbindung *ab*, wirft dagegen *b* und fängt *a*, so haben wir *ba*. — Aus solchen lautverbindungen besteht die ganze sprache.

Im grossen und ganzen ist also der vergleich nicht als verfehlt anzusehen, im einzelnen dagegen ist manches nicht zutreffend. Lezteres ist nun zum nicht geringen teil dadurch veranlasst, dass in der figur sowol wie in der beschreibung derselben der buchstabe mit dem laute zusammengeworfen ist, d. h. dass der verfasser des vergleiches fast nur über schriftzeichen handelte und diese vor augen hatte, während er dem zwecke der arbeit entsprechend, sich über laute äussern solte. Und hierin unterscheidet sich dieser vergleich vor allem von dem zweiten, wo die sprache mit der musik der simphonie verglichen wird, und den ich für den älteren, allein von Snorri herrührenden halte. Hier ist alles nur laut, und auf den laut komt es nur bei der *hending* an.

Brenner hat auch den vergleich der sprache mit dem spiele als rein lautlichen (sprachlichen) erklären wollen und alles, was sich auf die schrift bezieht, als randbemerkung u. dgl. bezeichnet (a. a. o. s. 275 fgg.). Das ist ihm offenbar nicht gelungen, denn fast aus jeder zeile spricht es, dass der verfasser des vergleiches wirklich auch schreiberregeln hat geben wollen. Man vergleiche: bei den vokalen: *ok skal svá rita;* bei den límingar: *ok skal svá rita;* bei denselben: *hér eru tveir hljóđsstafir samanlímđir;* bei den lausaklofar: *skal svá rita, stafir svá ritađir,* ebd.: *en fyrir ritsháttar sakir er þessa stafi óhœgt saman at binda;* bei den langen vokalen: *en ef skýrt skal rita, þá skal draga yfir þann stafinn* u. öft. Im hinblick hierauf liegt auch kein grund vor, die worte: *Lofat er þat í ritshætti at rita af límingum*

oder die bemerkung über die titlar am schlusse des vergleichs wie in der figur als späteres machwerk zu erklären. Wir haben in unserem vergleiche wirklich eine unklare vermischung von lautlichen bemerkungen und graphischen vorschriften. Eine solche ist aber von einem manne wie Snorri nicht anzunehmen. Ergab sich nun aus inneren wie äusseren gründen der ursprüngliche vergleich der sprache mit der simphonie gegenüber dem vergleiche mit dem spiele als der frühere und reine, so sind wir zu dem schlusse berechtigt, dass er in dem jüngeren vergleiche benuzt ist: jener diente dem interpolator zum vorbilde, nur war er von diesem nicht richtig verstanden, und so entstand dies unklare gemisch von bemerkungen über die sprache und von graphischen vorschriften.

Was sich uns aber hier für den ersten vergleich ergibt, zeigt sich auch beim späteren, in der handschrift zuerst aufgezeichneten teile des zweiten vergleiches. Snorri vergleicht die sprache mit den tönen der simphonie. Zum besseren verständnis gehört ein klares bild über dies instrument. Leider besitzen wir gerade aus der zeit, in welcher der vergleich entstanden ist, keine einzige darstellung desselben. (Rühlmann, Die geschichte der bogeninstrumente s. 70.) Die simphonie oder das organistrum, die noch in der radleier des Savoyardenknaben fortlebt, war im mittelalter ein weitverbreitetes und beliebtes instrument. Über einen kastenartigen unterbau, der von haus aus wol länglich viereckig[1], später geschweift war, ist die saite gespant, die durch ein rad, das eine kurbel bewegt, in schwingungen versezt wird. Auf dem oberen teile des kastens sind ferner tasten (claves) angebracht[2], und auf diesen grifhölzern finden sich schon in alter zeit buchstaben zur bezeichnung der einzelnen töne[3]. Diese tasten wurden an die saite angedrückt. Indem nun zu gleicher zeit das rad in bewegung gesezt wurde, entstanden die verschiedenen töne. In der regel spielten zwei personen das instrument: die eine drehte das rad, die andere drückte die tasten (Schultz, Höf. leb. I, 431 und 452). Nun kennen wir aber eine simphonie, wenn auch aus etwas späterer zeit, die tasten besass, die

1) Vgl. die musikalische abhandlung bei Odo von Clugny nach dem cod. Par. 7211 (bei Gerbert, Script. eccl. de mus. I, 252): *Lignum quadratum in modum capsae et intus concavum in modum citharae, super quod posita chorda sonat.*

2) Es entsteht ein volständig unerklärliches bild, wenn man, wie algemein, *lyklar* mit schlüssel widergibt. *lyklar* ist das lat. *claves*, und dies können bei der simphonie nur tasten sein.

3) Vgl. Odo von Clugnys bemerkungen in der kleinen abhandlung: *Quomodo organistrum construatur* nach dem cod. Vind. bei Gerbert I, 302. S. auch die abbildung in Rühlmanns atlas taf. 5 fig. 1.

sich nach innen schieben, folglich auch nach aussen zurückbewegen lassen. In „dem innern zugespizten teile" der taste befand sich ein häkchen, welches an die saite andrückte, oder, wenn man die taste zurückzog, sie riss. Bei dieser simphonie spielen bereits ober- und untertasten mit halben tönen eine rolle. (Rühlmann a. a. o. s. 83.) Der spieler sass vor dem instrumente; um die gewünschten töne zu haben, musste er entweder die taste nach innen schieben oder sie zurückziehen.

Ein solches instrument muss Snorri im gedächtnis gehabt haben, als er mit seinen tönen die sprache verglich. Wenn sich auf Island auch dasselbe nicht nachweisen lässt, so kann es Snorri doch sehr wol am norwegischen königshofe kennen gelernt haben, denn hier kante man es offenbar (vgl. FMS. VII, 97 [13]. Strengl. 1_4 u. öft.). — Der vergleich ist ebenso klar wie einfach. Die eine klangsaite, die das organistrum von haus aus besizt, hatte sich Snorri in seiner idealfigur vervielfacht gedacht, und nach allen solten sich die tasten hin- und zurückbewegen lassen. Sizt der spieler nun vor den tasten, so entsteht, wenn er die *b*-taste an die *a*-saite andrückt, der klang *ba*, zieht er dagegen die *b*-taste zurück, so entsteht der klang *ab*, weil durch jene tätigkeit die consonantentaste nach dem vokale hin, durch diese von ihm weg bewegt wird. Somit ist das bild im hinblick auf die ersten zwölf consonanten ziemlich einfach. Ob wir nun auch instrumente gehabt haben, wo das tastenhäkchen die saite nur durch schieben oder durch zurückziehen traf, vermag ich nicht zu sagen: gefunden habe ich darüber nirgends etwas, wenn nicht vielleicht die ober- und untertöne die hand zu dem vergleiche geboten haben.

Dieser vergleich ist demjenigen, der sich über Snorris manuscript gemacht hat, offenbar nicht ganz klar, jedenfals weil er nie ein solches instrument gesehen hatte. Denn sonst konte er nicht die ziemlich unklaren eingangsworte bringen (*Stafasetning sjá, sem hér er ritut, er svá sett til máls, sem lyklar til hljóðs í músiká*) und behaupten, dass sich zu beiden seiten der vokalsaite tasten befänden. Nur soweit sich dieser aufzeichner streng an den zweiten teil hält, ist er klar; sonst weiss er nicht viel vernünftiges zu sagen. Der erste teil des zweiten vergleichs stelt sich also in jeder weise zu dem ersten vergleiche und kann nur aus einer feder geflossen sein.

Nach diesen erörterungen ergibt sich:

1) Der plan des teiles der SE., den man bisher algemein als eine grammatische abhandlung aufgefasst hat, rührt von Snorri her. Dieser hatte ihn als einleitung für seinen commentar zum Hát-

tatal bestimt. Er solte bemerkungen über den ton und den laut, namentlich den der menschen, enthalten. Leztere führten zur menschlichen sprache, deren kleinster bestandteil „der gesprochene stafr“ ist. Durch die vereinigung zweier stafir, und zwar eines vokales und eines consonanten, entsteht aber das kleinste ganze in der sprache, und dies ist die stafasetning, von der es im Háttatal heisst: *Stafasetning gerir mál allt.* (Ht. 1^{15}.) Die stafasetning ist aber auch die grundlage aller dichtung[1].

2) Von Snorri rührte her:

 α) Die algemeinen bemerkungen (meine ausg. s. 159^{1}—160^{3}) mit ausnahme einer randbemerkung (159^{12-15}).

 β) Figur II.

 γ) Der zweite teil der erklärung dieser figur (s. 164^{4-12}).

3) Zu dieser einleitung fügte ein späterer bearbeiter, vielleicht ein schüler Snorris:

 α) Figur I.

 β) Die erklärung dieser figur (s. 160^{5}—162^{14}).

 γ) Den ersten teil der erklärung der zweiten figur (s. 162^{14}—164^{3}).

Bei seinen erklärungen der figuren legte er die erklärung Snorris von II zu grunde, brachte aber ausserdem allerlei schreiberregeln an, die gar nicht hineingehören, die weder die sprache oder schrift umändern wollen noch können, da sie weiter nichts sind als eine trübung der klaren gedanken Snorris. Ich vermag deshalb auch das nicht in ihnen zu finden, was Brenner aus ihnen herausliest (a. a. o. s. 275): ebensowenig wie zu grammatischen zwecken, ebensowenig sind sie auch zu metrischen zwecken geschaffen. Es sind unfähige bemerkungen desselben mannes, der auch einen grossen teil des commentars vom Háttatal auf seinem gewissen hat und der von Möbius (Hátt. II, s. 35 fgg.) so richtig gezeichnet ist.

1) Die einzige ansicht, die bisher über den verfasser gemacht worden ist, stelt es über allen zweifel, dass derselbe ein geistlicher sei (Björn Ólsen a. a. o. s. XXXII und im anschluss an ihn Finnur Jónsson a. a. o. s. XXX). Auch nicht éin wort spricht in der ursprünglichen gestalt für den geistlichen. Hier hat wider einmal der schreiber des Wormianus sein wesen getrieben, und das einfache durchlesen des textes wird die ansicht zur genüge widerlegen.

Der text.

Hvat er hljóđsgrein? þrenn.

Hver? þat er ein grein hljóđs, er þýtr veđr eđa vatn eđa sęr eđa bjǫrg eđa jǫrđ eđa grjót hrynr; þetta hljóđ heitir gnýr ok þrymr ok dunur ok dynr. Svá þat hljóđ, er malmarnir gera eđa manna þyssinn; þat heitir ok gnýr ok glymr ok hljómr. Svá þat ok, er viđir brotna eđa vápnin mœtaz, þetta heita brak eđa brestir eđa enn, sem aðr er ritat. Allt eru þetta vitlaust hljóđ. En hér um framm er þat hljóđ, er stafina eina skortir til málsins; þat gera hǫrpurnar ok enn helldr hin meiri sǫngfœrin, en þat heitir sǫngr. 5

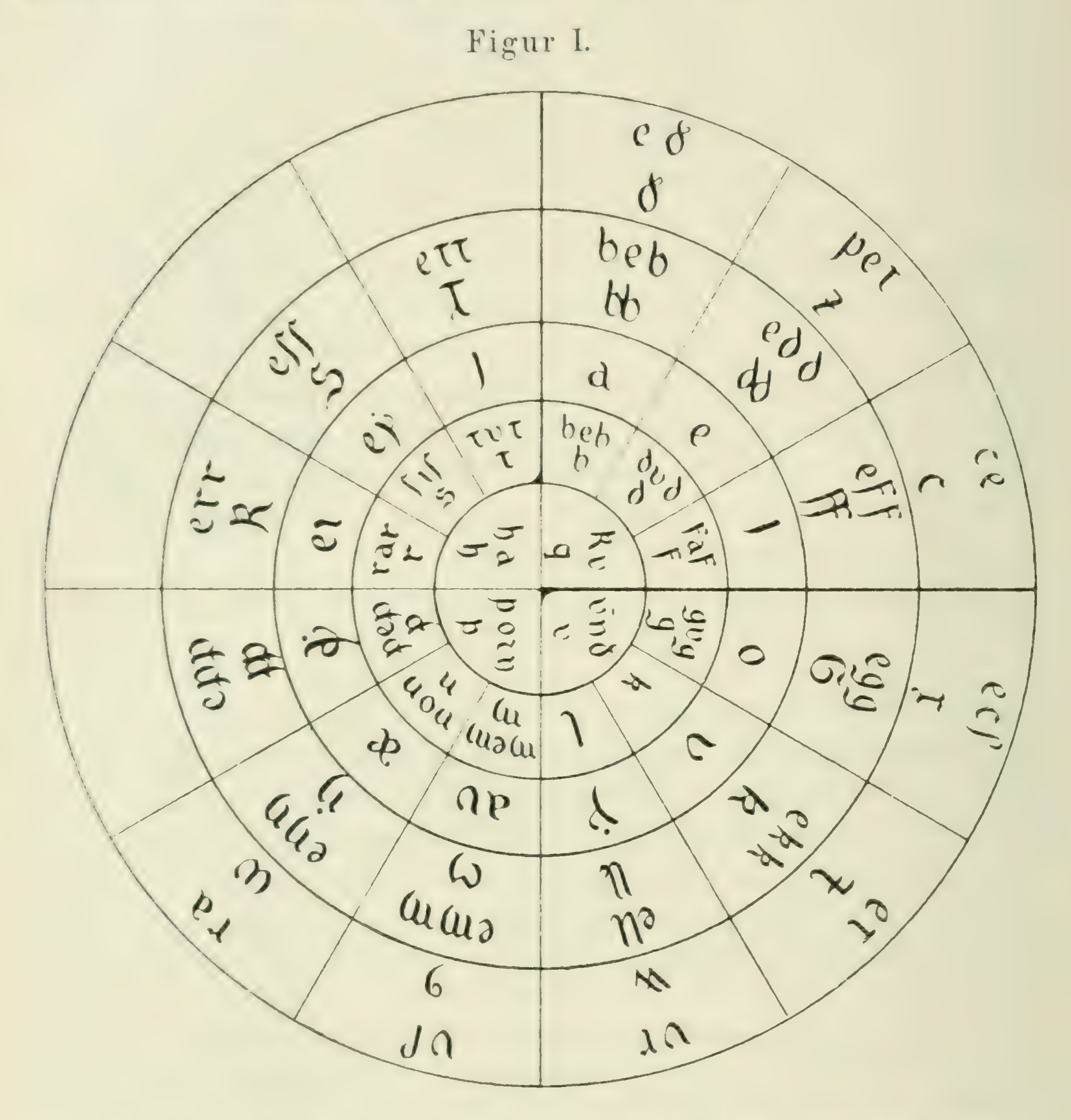
Ǫnnur hljóđsgrein er sú, sem fuglarnir gera eđa dýrin ok sękyqvindin. Þat heitir rǫdd. En þęr raddir heita á marga lund: fuglarnir syngja ok gjalla ok klaka, ok enn međ ýmsum háttum, ok nǫfnum. *[Kunnustum eru greind ýmsa vega dýra nǫfnin, ok kunnu menn skyn, hvat kyqvindin þykkjaz benda međ mǫrgum sínum látum.]* Sękyqvindin blása eđa gella. Allar þessar raddir eru mjǫk skynlausar at viti flestra manna. 10 15

En þriđja hljóđsgrein er sú, sem menninir hafa: þat heitir hljóđ ok rǫdd ok mál. Málit geriz af blęstrinum ok tungubragđinu viđ tenn ok góma ok skipan varranna. En hverju orđinu fylgir minnit ok vitit; minnit þarf til þess at muna atkvęđi orđanna, en vitit ok skilningina til þess, at hann muni at męla þau orđin, er hann vill. Ef mađr fęr snilld málsins, þá þarf þar til vitit ok orđfrœđi ok fyrirętlan, ok þat mjǫk, at hœgt sé tungubragđit. Ef tennrnar eru skǫrþóttar, ok missir tungan þar, þat lýtir málit. Svá ok ef tungan er ofmikil, þá er málit blest; nú er hon oflítil, þá er sá holgómr. Þat kann ok spilla málinu, ef varrarnar eru eigi heilar. 20 25

Die orthographie schliesst sich im ganzen an das auf der buchstabentafel entworfene alphabet an. Nur *œ* habe ich noch zu den schon vorhandenen buchstaben genommen, da ich den übergang *œ* > *æ* aus dem anfang des 13. jahrhunderts nicht nachweisen kann. Snorri reimt stets *œ : œ* (Háttat. 13^{6}. 31^{8}. 64^{2}. 81) und *æ : æ* (17^{6}. 28^{8}. 50^{6}); nur 68^{4} reimt *mœrđ fjǫlsnœrđa*. Solte demnach schon schwanken begonnen haben? — 2. *þat*. Es liegt kein grund vor, von der handschrift abzuweichen und *Sú* zu schreiben, da die attraktion des pronomens an das prädikat. nomen durchaus nicht nötig ist. Vgl. Comment. z. Háttat.: *þat er kenning* 3^{20}, *þat er sannkenning* $4^{1.\ 22}$, *þat er studning* 4^{23}, *þetta er dróttkvæđr háttr* 3^{3}, *þat eru tólf stafir* 1^{24} u. öft. — 6. *brotna eđa gnesta* W. — 13 fgg. hat wol ursprünglich am rande gestanden. Das zeichen, welches andeutet, wohin es gehöre, las der abschreiber für ɂ = *ok*, das sich in der handschrift vor *kunnustum* befindet. — 24. *tungan þar* die einzig mögliche lesart; *tannyarđar* W und nach ihm FJ. lässt sich weder sprachlich noch inhaltlich erklären.

Muđrinn ok tungan er leikvǫllr orđanna. Á þeim velli eru reistir stafir þeir, er mál allt gera, ok hendir málit ýmsa svá til at jafna sem hǫrpustrengir eđa eru lę́stir lyklar í simphóníe.

Figur I.



Í fyrsta hring eru fjórir stafir; þá má til enskis annars nýta, en vera fyr ǫđrum stǫfum: þ. v. h. q. Í ǫđrum hring eru 5 *stafir XII, þeir sem heita málstafir; hverr þeira má vera bǿđi fyrir ok eptir í málinu, en engi þeira gerir mál af sjálfum sér:*

6. XII so W; U XI, was zufällig auch mit der figur stimt, da hier im zweiten kreise *k* fehlt. Ich sehe keinen grund ein, diesen buchstaben mit F. J. auszumerzen, da er nicht allein im folgenden in beiden handschriften überliefert ist, sondern da auch die zweite figur ihn in dem dem zweiten ringe entsprechenden oberen teile der tafel hat.

b. d. f. g. k. l. m. n. p. r. s. t. En nofn þeira eru hér sett eptir hljóði þeira. I' þriðja hring eru tólf stafir, er hljóðstafir heita. Þessi grein er þeira stafa: fyrst heita stafir ok skal svá rita: a. e. i. o. v. y. Qnnur grein er sú, er heita límingar, ok skal svá rita: æ. ꝍ. ꜹ; þessir eru þrír; hér eru treir hljóðstafir samanlímdir, 5 *því at þessi stafrinn hefir hvern hlut af hljóði hinna, er hann er af gerr. En þriðja grein er þat, er heita lausaklofar, ok skal svá rita: ey. ei. Þessir eru treir stafir svá ritaðir, at rita báða stafi óbreytta ok gerr einn af, þvi at hann tekr hljóð hinna beggja, en fyr ritsháttar sakir er þessa stafi óhægt saman at binda. Nú er* 10 *enn tólfti stafr, er skiptingr heitir; þat er i. Þat er réttr hljóðstafr, ef málstafr er fyrir honum ok eptir honum, í samstofunni; en ef hljóðstafr er nést eptir honum, þá skiptiz hann í málstaf, ok geraz þá af honum morg full orð, svá sem er já eða jorð eða jór; ok enn svá, ef málstafr stendr fyrir honum, en hljóðstafr nést* 15 *eptir, svá sem hér er: bjorn eða bjór eða bjorg. Qnnur skipting hans er þat, at hann sé lausaklofi, svá sem þeir, er áðr eru ritaðir. Þessir stafir einir saman gera morg fullorð, en skamt mál gera þeir sjálfir. Ef a gerir heilt orð, þá mez svá, sem þú nefnir: yfir, en i þat sem: fyrir innan, en o eða v þau skipta um orðunum, svá* 20 *sem er: satt eða ósatt. Menn kalla einn við y, en æ þat er reinum, en ey heitir þat land, sem sjór eða vatn fellr umhverfis, þat er kallat ok ey eða æ, er aldri þrýtr. Hljóðstafir hafa ok trenna grein, at þeir sé styttir eða dregnir; en ef skýrt skal rita, þá skal draga yfir þann stafinn, er seint skal leiða, sem hér: „á því ári,* 25 *sem Ari var fæddr“ ok „þat er í mínu minni.“ Optliga skipta orða leiðingar qllu máli, hvárt enn sami hljóðstafr er leiddr seint eða skjótt. Lofat er þat í ritshétti, at rita af límingum helldr a-lykkju*

5. *þrír:* U liest *treir;* der schreiber hat wol die folgende *ij* schon im auge gehabt. W hat ebenfals: *þesser þrir stafer.* — 8. in der hs. ist nach *treir* (II) ein loch; dann folgt: *svá rita at rita;* im hinblick hierauf bin ich W gefolgt *stafer eru ritaðer.* Vielleicht ist besser mit F. J. zu schreiben: *ok skal svá rita, at rita:* ich habe die lesart im hinblick auf das parallele *gerr* nicht aufgenommen, zumal auch das unbestimte *man* sehr selten und meist nur bei dichtern durch den plural widergegeben wird (vgl. Lund, Oldn. Ordföjnl. § 10 4ª anm. 4. § 203, 16 anm.) — 15. *ok enn svá ...... bjorg* gehört zweifelsohne nach *jór;* hierher passt es allein, nach *ritaðir* (z. 17), wo es in der hs. steht, gibt es keinen sinn: es war eine randbemerkung und wurde vom abschreiber an falscher stelle eingefügt. — *enn* in der hs. zerfressen. — 18. *þessir stafir* stelt alle vokale in gegensatz zu den consonanten. — 23. *ok* f. U; so nach W. F. J.: *ok kallat.* — 26. Nach *ok* fügt W noch ein *ér ertuð hann.* — 28. U: *en af lyckio* . . dem schreiber hat das folgende *en fullt* vorgeschwebt. Dieselbe änderung hat auch F. J.

en fullt a, ok er þá svá ę, ǫ. Í fjórđa hring eru tólf stafir svá ritađir: B. D. F. G. K. L. M. N. P. R. S. T. *Þessir stafir gera ekki annat, en menn vilja hafa þá fyrir ritsháttar sakir, ok er settr hverr þeira einn fyrir tvá málstafi, því at sum orđ eđa nǫfn* 5 *endaz í svá fast atkvęđi, at engi málstafr fęr einn borit, svá sem er: hǫll eđa fjall eđa kross eđa hross, framm, hramm. Nú þarf annathvárt at rita tysvar einn málstaf, eđa láta sér líka þannig at rita. Í fimta hring eru ritađir þeir þrír stafir, er kallađir eru undirstafir: đ. z. x; þessum stǫfum má viđ engan staf koma, nema þat* 10 *sé eptir hljóđstaf í hverri sámstǫfu. Enn fjórđi stafr er c, ok hafa sumir menn þann ritshátt, at setja hann fyrir k; en hitt eina er rétt hans hljóđ at vera sem ađrir undirstafir í enda samstǫfu. Titlar eru svá ritađir hér, sem í ǫđrum ritshętti.*

Stafasetning sjá, sem hér er ritut, er svá sett til máls, sem 15 *lyklar til hljóđs í músiká, ok regur fylgja hljóđstǫfum svá, sem þeir lyklar málstǫfum. Málstafir eru ritađir međ hverri regu bęđi fyrir ok eptir, ok gera þeir mál af hendingum þeim, sem þeir hafa viđ hljóđstafina fyrir ok eptir. Kǫllum vér þat lykla, sem þeir eru í fastir, ok eru hér svá settir í spaciónne, sem lyklar í simphóníe,* 20 *ok skal þeim kippa eđa hrinda, ok drepa svá regustrengina, ok tekr þá þat hljóđ, sem þú villt haft hafa. Þessar hendingar eru*

5. *nǫfn:* Br. *samstǫfn* wol das richtige. — 6. *í* nach W ergänzt, fehlt in U. — 10. *stǫfum* verbessert nach F. J. U: *staf.* — 12. nach *at* ein loch in der hs. *setja* habe ich geschrieben nach einer Stockholmer papierhandschrift, deren schreiber die hs. noch in besserem zustande vor sich hatte; *hafa* F. J. — *fyrir k* schreibe ich; die hs. *k̄g* d. i. *konung*, wie auch die herausgeber haben. Allein das gibt keinen sinn; der flüchtige abschreiber konte sehr leicht hierauf kommen. Oder hat vielleicht ursprünglich *k eđa g* (*k. e. g*) dagestanden? — Die folgende figur ist wie die ringfigur in der handschrift ziemlich flüchtig; beide mussten in übereinstimmung mit dem text gebracht werden. — 15 fgg. gehört nach fig. 2. — 16. *í* fehlt in U: es muss unbedingt hier stehen; vgl. auch F. J. s. 95. — *rega* ist dasselbe wie *riga* FMS XI. 441 n. 6. Das wort ist sonst nirgends im nordischen belegt; es ist ahd. *riga*, nd. *rige*, *rege* = linie, reihe (Schade. Altd. wb.[2] 713) und bezeichnet hier wol die instrument-saiten (*regustrengir*), denen der verfasser nach den von mir stark gezeichneten linien den namen gab. — *þeir lyklar málstǫfum.* U und F. J. nur *þeir lyklum:* mir ist die stelle so dunkel. Der schreiber sprang nach *l* von *lyklar* auf die endung von *málstǫfum* über. — 18. *þeim* so verändert mit F. J. hs.: *þeiri.* — 18. *hafa:* in der hs. nur *-a* noch zu lesen. — 20. hs. *ok eru þeir her sva settir her sem i spacione sem* .... — 22. Nach *hafa* will Brenner (a. a. o.

Figur II.

a		*e*		*i*		*o*		*ý*		*æ*		*ę*		*ǫ*		*au*		*ei*		*ey*	
b	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*
d	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*	*d*
f	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*	*f*
g	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*	*g*
k	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*	*k*
l	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*	*l*
m	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*	*m*
n	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*	*n*
p	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*	*p*
r	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*	*r*
s	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*	*s*
t	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*	*t*
	đ		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*		*đ*
þ		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*		*þ*	
	z		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*		*z*
r		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*		*r*	
	c		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*		*c*
h		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*		*h*	
	x		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*		*x*
q		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*		*q*	

eigi meiri en þær, sem fyrr eru ritaðar, ok hinar minstu þeira, sem stafat sé til, því at hér er í hending einn hljóðstafr ok einn málstafr, ok gerir svá margar hendingar, sem nú er ritat áðr í stafasetninginni.

Hér standa um þvert blað XI hljǫðstafir, en um endilangt blað XX málstafir; eru þeir svá settir, sem lyklar í simphóníe, en hljóðstafir sem strengir. Málstafir eru XII þeir sem bǫði hafa hljóð, hvárt sem kipt er eða hrundit lyklinum, en VIII þeir, er síðarr eru ritaðir, hafa hálft hljóð við hina: sumir taka hljoð, er þú kippir at þér, sumir, er þú hrindir frá þér. 5 10

Þessir hljóðstafir standa um þvert: *a. e. i. o. ý. u. ę. ǫ. ar. ei. ey.* Þessir eru XII málstafir: *b. d. f. g. k. l. m. n. p. r. s. t.* Þessir eru málstafir ok hafa hálft hljóð við hina: *đ. þ. z. r. c. h. x. q.*

s. 279) den satz *ok gerir . . í stafasetninginni.* (164[3]); ich sehe den grund nicht recht ein, weshalb er von der überlieferung abweichen will.

1. *eigi meiri.* U nur: *meiri.* F. J. *minni.* Der schreiber hat nur aus versehen das abgekürzte *eigi* weggelassen. Die stelle will sagen: obgleich in der zweiten figur vielmehr buchstaben stehen als in der ersten, so sind doch die hendingar nicht zahlreicher. — 5. *Hér* bis zum schlusse spätere interpolation. F. J.

Übersetzung.

Wie viel verschiedene arten des tones gibt es? Drei. Welche? Das ist die eine art des tones, wenn der wind pfeift oder das wasser oder das meer rauscht, oder die berge oder das erdreich oder gestein dröhnt; solche töne heissen getöse, geräusch, gedonner, lärm. Hierher gehören auch die töne, die die metalle von sich geben oder die entstehen im kampfe der männer; diese heissen ebenfals getöse und klang und lärm. So auch, wenn bäume brechen, oder waffen aneinander schlagen; das heisst gekrach oder gerassel, oder auch wie es früher bezeichnet ist. Alle diese töne entstehen, ohne dass dabei irgend welcher verstand im spiele ist. Hierher gehört nun weiter auch der ton, welchem der buchstabe allein zur rede mangelt; diesen erzeugen die harfen und noch mehr die grösseren musikinstrumente: dieses heisst musik.

Eine andere art des tones ist der der vögel und der tiere auf dem lande und im wasser. Dieser heisst stimme. Diese stimmen werden aber auf verschiednerlei weise bezeichnet: die vögel singen, krächzen und kreischen und geben noch andere töne von sich, die anders bezeichnet werden. [Nach ihrem vermögen sind die namen der tiere so mannichfach entstanden, denn die menschen wissen bescheid, was die lebenden wesen mit ihren vielen gewohnheiten anzudeuten schei-

nen.] Die tiere im meere blasen oder schnauben. Alle diese stimmen entspringen geringer vernunft im vergleiche zum verstande der meisten menschen.

Die dritte art des tones ist der der menschen: hier vereinen sich laut, stimme und sprache. Die sprache entsteht durch das herausblasen der luft, durch die bewegung der zunge an zähne und gaumen und durch das öfnen und schliessen der lippen. Aber jedes wort steht mit dem gedächtnisse und verstande in engstem zusammenhange; das gedächtnis ist nötig, damit die aussprache der wörter immer gegenwärtig ist, verstand und urteilskraft, damit man jederzeit weiss die worte hervorzubringen, welche man haben will. Ist einer beredt, so bedarf er ausser dem verstande auch gewantheit im ausdrucke, schlagfertigkeit und vor allem leichtigkeit der zunge. Wenn die zähne abgebrochen sind, und die zunge infolgedessen ihr ziel verfehlt, so klingt die sprache hässlich. So auch, wenn die zunge zu gross ist; dann lispelt der sprechende; ist sie dagegen zu klein, so murmelt er. Auch wenn die lippen in nicht ganz normalem zustande sind, kann der sprache abbruch geschehen.[1]

Der mund und die zunge sind der spielplatz der worte. Auf diesem plane sind die buchstaben aufgerichtet, die die ganze sprache ausmachen, und es greift die sprache bald diesen bald jenen buchstaben heraus (um sie zusammenwirken zu lassen), gerade so als wären es saiten oder die befestigten tasten in der simphonie.

(Figur I.

Im ersten ringe haben wir vier buchstaben; diese darf man nur vor andern buchstaben gebrauchen: *þ. r. h. q.* Im zweiten ringe befinden sich zwölf buchstaben; diese heissen consonanten. Jeder von ihnen kann sowol am anfang als am ende eines wortes stehen, aber keiner macht ein wort für sich aus: *b. d. f. g. k. l. m. n. p. r. s. t.* Ihre namen sind hier gesezt nach ihrem lautlichen zeichen. Im dritten ringe sind zwölf buchstaben, die vokale heissen. Unter diesen ist folgender unterschied: Die ersten heissen vokale *(? stafir)* schlechthin und sie sind so zu schreiben: *a. e. i. o. v. y.* Die zweite art heisst verschmolzene buchstaben und diese soll man so schreiben: *æ. ꜵ. ǫy.* Dies sind drei; hier sind je zwei vokale verschmolzen, sodass diese buchstaben einen teil von den lauten haben, aus denen sie gebildet sind. Die dritte art sind die diphthonge und diese soll man so schreiben: *ey. ei.* Diese beiden buchstaben sind so geschrieben, dass man ihre beiden teile unverändert niederschreibt und daraus einen macht, der

den laut beider annimt; die gestalt der buchstaben ist die ursache, dass man sie schwierig zusammenknüpfen kann. Als der zwölfte komt endlich noch das *i* hinzu, das eine zwittererscheinung genant werden kann[1]. Er ist ein reiner vokal, wenn ein consonant vor und nach ihm in einer silbe sich befindet; aber wenn ein vokal unmittelbar nach ihm folgt, so nimt er consonantische natur an; auch wird durch ihn manches wort erst zum vollen worte: hierher gehören *já* oder *jǫrđ* oder *jór*. Dasselbe ist auch der fall (dass *i* consonant ist), wenn ein consonant vorher, ein vokal aber unmittelbar darauf folgt, wie in *bjǫrn* oder *bjór* oder *bjǫrg*. Ein weiteres auftreten ist es, wenn er als teil eines diphthongen erscheint, wie diese früher beschrieben worden sind. — Diese buchstaben allein machen manches wort voll und sind selbst kurze wörter. Wenn *á* ein wort volständig macht, so hat es denselben wert wie *yfir*, *í* denselben wie *fyrir innan*, *ó-* oder *ú-* verändern die worte ins gegenteil, wie *sátt* und *úsátt*. *ý* nent man einen baum (eibe), *æ* einen klagelaut, *ey* (insel) heisst das land, das meer oder wasser rings umgibt; was nie endigt heisst *ey* oder *æ* (immer).

Die vokale sind noch weiter untereinander verschieden, sie können nämlich entweder kurz oder lang sein. Wenn man nun genau schreiben muss, so muss man über den buchstaben, der langsam dahingleiten soll, einen strich machen, wie z. b. *á því ári sem Ari var fæddr* (in dem jahre, in dem Ari geboren war) und *þat er í minu minni* (das ist in meiner erinnerung). Oft verändert es den ganzen sinn der worte, wenn derselbe vokal kurz oder lang gebraucht wird.

Beim schreiben ist es erlaubt, verschmolzene buchstaben anzuwenden, mehr aber gebraucht man nur den *a*-bogen, als dass man das ganze *a* schreibt, und so haben wir *ę*. *ǫ*.

Im vierten ringe sind die zwölf buchstaben folgendermassen geschrieben: *bb. dd. ff. G. K. ll. M. N. pp. R. S. T.* Diese buchstaben bedeuten nichts anderes, als dass man sich ihrer beim schreiben bedienen will. Es steht jeder für zwei consonanten, weil manche wörter oder namen (silben?) am ende so markiert ausgesprochen werden, dass ein consonant nicht hinreicht, wie bei *hǫll* oder *fjall* oder *kross, hross, framm, hramm*. Infolgedessen ist es nötig entweder einen consonant zweimal zu schreiben oder sich zu bequemen, ihn so zu schreiben.

In den fünften ring sind die buchstaben eingetragen, welche *undirstafir* heissen (d. h. buchstaben, die nicht im anlaut stehen dür-

[1] So glaube ich die worte des urtextes *er skiptingr heitir* am treusten widerzugeben. Egilsson übersezt (Sn. E. II. 51): *Duodecima litera est variabilis.* — Brenner übersezt: „wechsler.“

fen): *đ. z. x.* Diese buchstaben können nur mit einem andern in verbindung gebracht werden, wenn in einer silbe ihnen ein vokal unmittelbar vorangeht. Der vierte buchstabe ist *c*, den manche leute als graphisches zeichen für *k* gebrauchen; aber das allein ist sein wahrer wert, dass er wie die andern *undirstafir* (nur) am ende der silbe stehen darf.

Die abkürzungen sind hier geschrieben wie man sie auch sonst zu schreiben pflegt.)

Figur II.

(Die buchstabentabelle, die hier aufgezeichnet ist, ist so mit der sprache in verbindung gebracht, wie die tasten mit dem musikalischen tone; und wie die linien (d. i. saiten) den vokalen, so gleichen die tasten den consonanten. Consonanten stehen sowol vor als hinter jeder (vokal-) linie, und sie erzeugen die sprache durch ihr zusammentreffen mit diesen, je nachdem sie vor oder nach dem vokale stehen. Wir nennen das tasten, worin sie stehen (d. i. die kleinen viereckigen kästchen der tafel), und sie sind hier auf dem felde gerade so gesezt, wie die tasten in der simphonie, und man muss sie reissen oder stossen, und dadurch die liniensaiten schwingen lassen, und man bekomt so den ton, welchen man gehabt haben will. — Dieser vereinigungen (d. i. von vokal und consonant) sind hier nicht mehr als die, von denen oben geschrieben ist, und die kleinsten von denen, die sich zu einer silbe verbinden lassen, denn hier ist in der vereinigung nur eín vokal und eín consonant. Es gibt so viel vereinigungen, wie viel oben auf der buchstabentabelle verzeichnet sind.)

Hier stehen auf dem blatte oben von links nach rechts elf vokale, aber von oben nach unten zwanzig consonanten. Leztere sind so gesezt, wie die tasten in der simphonie, aber die vokale wie die saiten. Zwölf consonanten geben ton, mag man die tasten (häkchen) reissen oder stossen, während die andern acht, die zulezt geschrieben sind, nur einen halben ton im vergleich zu jenen haben: die einen nämlich tönen, wenn du sie zu dir ziehst, die andern, wenn du sie von dir stösst. — Folgende vokale stehen oben von links nach rechts: *a. e. i. o. u. y. ę. ǫ. av. ei. ey.* Dies sind die zwölf consonanten: *b. d. f. g. k. l. m. n. p. r. s. t.* Halben ton im vergleiche zu diesen haben folgende consonanten: *đ. þ. z. v. c. h. x. q.*

LEIPZIG. E. MOGK.

ÜBER ZIGLERS ASIATISCHE BANISE.

(Fortsetzung und schluss.)

Wenden wir uns nun dem inneren ausbau zu. Einige algemeine bemerkungen mögen da vorausgehen. In betreff der kunstmittel, welche dem erzähler als solchem zu gebote stehen, ist Zigler durchaus nicht zaghaft. Nicht ernstlich zu bezweifeln ist, dass er von der lateinisch-griechischen schulgelehrsamkeit seiner zeit ganz bedeutenden gebrauch gemacht hat; dagegen ist mir zweifelhaft, ob er die poetiken und rhetoriken der französischen Jesuiten seines jahrhunderts studiert hat[1]. An und für sich ist dies zwar, da er ja so viel gelesen hat, nicht unwahrscheinlich; meine bemühungen, mehr positives, als Bobertag in dieser beziehung gefunden hat, beizubringen, sind aber erfolglos gewesen. Von zwei gerade in dieser zeit erschienenen rhetoriken kann ich allerdings ganz deutlich beweisen, dass sie ohne einfluss auf Zigler gewesen sind. Bernard Lamys rhetorik widerspricht mit ihren regeln über die anwendung der tropen und figuren und über den stil seiner methode schnurstracks; es weht ein völlig anderer geist in beiden büchern. Auch die Sentiments sur les lettres et sur l'histoire avec des scrupules sur le stile (Paris 1683), ein geistreich und gewant geschriebenes werkchen, entspricht in seinen anweisungen unserem geschmacke weit mehr als dem der zweiten schlesischen schule. Schärfe und kürze des ausdrucks, vermeidung von sprichwörtern, charakteristische wahl der worte je nach der sprechenden person, mass in lob und tadel wird da gefordert. Den alten schwerfälligen romanen stelt es die novellen gegenüber und begründet die abneigung gegen erstere mit ihrer länge, ihrer mischung von vielen verschiedenartigen geschichten, ihrer masse handelnder personen, der altertümlichkeit ihrer stoffe, der schwerfälligkeit ihres baues, ihrer unwahrscheinlichkeit und ihrem übermass. Man sieht, das sind alles aussetzungen, die auch die Banise treffen.

Noch ein anderer umstand hat mich von dem glauben abgeführt, dass Zigler sich auf französische regeln direkt stütze. Nahe lag der verdacht, den freilich vor mir niemand ausgesprochen hat, dass die zahlreichen, zur rhetorischen ausschmückung eingeflochtenen briefe nach französischen mustern entworfen seien. Ich habe mich deshalb die mühe nicht verdriessen lassen, alle damaligen französischen briefsteller, die mir erreichbar waren, genau zu vergleichen: Pielat, Le secretaire in-

1) Vgl. E. Schmidt in Schnorrs Archiv II, 1880.

connu (Lyon 1672 und 1683), desselben Secretaire nouveau (Amsterdam 1679), ferner Riche-Source, La bousole du parfait secretaire (Paris 1680), auch (Quinet), Nouveau recueil de lettres et billets galandes (Paris 1680). Aus ihnen allen hat Zigler keinen buchstaben entnommen. Es wäre höchstens nicht unmöglich, dass er einige winke der Bousole befolgt hätte. Wir suchen deshalb direkt aus der Banise selbst die rhetorischen grundsätze Ziglers herauszulesen.

Sie sind gar nicht so unbedeutend. Er geht sofort in medias res, sezt an einem passenden punkte ein, baut, wenn auch in groben formen, doch nach einem einheitlichen plane, gibt episoden und digressionen, lässt parallele handlungen und in gewissem sinne auch parallele charaktere vor uns erscheinen, stelt rührendes und komisches in manchmal nicht ungeschickter, zumeist freilich uns wenig anmutender weise neben einander, versucht direkt und indirekt zu charakterisieren, wenn uns die dafür aufgewanten mittel auch nicht selten recht wunderlich vorkommen mögen, und hält die charaktere im grossen und ganzen entschieden fest. Er erhöht die spannung durch algemeine andeutungen, die im voraus beruhigen oder erschrecken, und zwar thut er dies sparsam, nicht im übermasse, wie es seine zunftgenossen sonst wol zu tun pflegen, er verwickelt und entwirt, wenn auch hie und da etwas gewaltsam, doch im algemeinen nicht durch geradezu unglaubliche erfindungen, strebt einen bestimten lokalton wenigstens an, wenn er auch oft genug aus dem lande, in dem die handlung spielt, wider herausfält, und versteht den fortschritt der ereignisse zu steigern, wenn auch gerade die höhepunkte uns die mängel seiner dichtung, die grenzen seiner kraft am deutlichsten zeigen. Vor allem aber hat er doch figuren geschaffen, denen das interesse gewahrt bleibt, dankbare gestalten für den roman seiner und überhaupt jeder zeit, und zwar nicht in so grosser anzahl und nicht so bunt durch einander laufend, dass sie auf einander drücken oder sonst einander schädigen[1].

1) Scherers urteil kann ich darin wol allein mit zu hilfe rufen. In betreff der charaktere kann E. Schmidt „beim besten willen keine individualisierung in Banise, Balacin, Chaumigrem, Rolim finden“, die figuren und verwicklungen seien vielmehr im wesentlichen typisch. Cholevius s. 164 meint, alle figuren glichen einander, die guten hier, die schlechten dort, nur in den schicksalen seien einige hervortretend. Bobertag, der überhaupt nicht gar viel von charakteristik wissen will, sagt s. 223, Zigler leiste etwas mehr darin als Bucholtz und Lohenstein, tadelt aber auch, dass die tugendhelden wie die bösewichter „abstrakt folgerichtig“, „genau nach der instruktion“ seien. Ich finde das doch nicht so absolut: Chaumigrem macht versuche, besser zu erscheinen (219, 230, 330, 361), Balacin lernt erst regieren und scheint mit dem amte zu wachsen, Scandor hebt sich doch auch etwas. Eine entwicklung der

Die engelschöne und engelreine Banise und ihr tapferer und getreuer Balacin sind das liebespaar par excellence, neben welches zwei andere von ähnlicher treue, wenn auch in abgeschwächten lichttönen treten: Balacins schwester Higvanama und Nherandi von Siam, des lezteren schwester Fylane und Palakin von Prom. Ihrer aller glückliche vereinigung nach überwindung der grössten hindernisse ist das ziel, dem der dichter zustrebt. Zwei andere liebespaare von geringerer bedeutung bilden eine art zweiter gruppe, die das gemeinsame hat, dass die weiblichen glieder derselben die männlichen erobern, so wenig die lezteren zuerst dieses schicksal für begehrenswert halten, und dass dadurch die beiden hauptpersonen, denen hier Lorangy, dort Zarang nachstellen, luft erhalten. Ein tiefgreifender unterschied liegt aber darin, dass Scandor, Balacins Paladin, im grunde doch die seinem herrn nachlaufende Lorangy übertrumpft und so zu einer seinem charakter durchaus entsprechenden höchst komischen lösung anlass gibt. Der prinz Zarang von Tangu dagegen, welcher um Banisens willen die grössten anstrengungen macht und deshalb sich einmal zu feigen und hinterlistigen streichen hergibt, dann wider in frauenkleidung in den tempel der prinzessin dringt, endlich neben Balacin, aber nicht als freund, sondern nebenbuhler, Pegu belagert, um Banise zu befreien, dieser Zarang dagegen, sage ich, wird von der ihm ewig getreuen prinzessin von Savaady ganz regelrecht überrumpelt und nimt einen völligen neigungs- und damit charakterwechsel vor, um sich ihrer gelungenen list doch endlich zu freuen.

Auf der siegenden, nach unerhörten gefahren endlich triumphierenden seite stehen sodann noch in zweiter linie der alte Talemon und Hassana, Lorangys eltern, deren bruder Ponnedro, der „oberhoffmeister über das frauenzimmer des käysers Chaumigrem“, ferner die feldherren Padukko, Mangostan, der überläufer Martong und endlich der weise Korangerim, welcher als neuer Rolim d. i. als oberhaupt der hierarchie schliesslich die krönung des liebespaares ausführt.

Gegenüber diesen personen steht nun in allererster linie der wüterich Chaumigrem, der zuerst Higvanama, sodann Banise verfolgt, dann der alte Rolim von Pegu, welcher neben seinem herrn Banisens

charaktere hat Zigler freilich kaum erstrebt. Richtig ist zweifellos Bobertags satz 224: „Der hauptfehler sei, dass diese heroisch-galanten schriftsteller charaktere schilderten, die sie im leben nicht trafen“, wenigstens in dem sinne, als sie übertreiben. Ebenso unterschreibe ich sein urteil: Grimmelshausen stehe in betreff der menschendarstellung weit höher. Trotzdem kann ich das wegwerfende wort von dem „poetischen unwert“ dieser lezten auf die Banise wenigstens nicht mit beziehen.

besitz erstrebt; von ihnen erleidet der erste durch Balacin, der zweite durch die heldin selbst den tod. Neben ihnen wären als einzige, noch etwas charakterisierte nebenpersonen des ersteren bruder Xeminbrun und der feldherr Soudras zu nennen.

Eine ganz eigentümlich grosse zahl schlechter väter und mütter bewegt sich sodann mehr im hintergrunde der fabel, für die verwickelungen sind sie jedoch gerade von höchster bedeutung. So in Ava Balacins und Higvanamas vater Dacosem, der die schlange Chaumigrem grosszieht und seinetwegen die eigenen kinder von sich stösst, ebenso in Odia der vater Nherandis und Fylanes, Higvero, welcher seiner zweiten frau, jener beiden stiefmutter, seine liebe zu den kindern erster ehe opfert, ferner in Prom Palekins vater und stiefmutter, die genau ebenso handeln, so dass der sohn unter dem namen Abaxar sein glück in der fremde sucht, endlich Scandors vater, der den sohn einer siebzehnjährigen stiefmutter wegen davon jagt. Die einzigen guten eltern sind im grunde nur diejenigen Banisens, deren vater Xemindo in dem besten lichte erscheint, und Lorangys, deren pflegemutter Hassana doch immer, wenn auch auf einem ungewöhnlichen wege, das glück derselben erstrebt, während Talemon als vater gleichgiltiger erscheint. Von den älteren frauen in unserem roman ist im ganzen also nicht viel gutes zu berichten, die stiefmütter erscheinen besonders von ihrer abschreckendsten seite, wie sie nur immer die volksmärchen darstellen können. Ein paar worte müssen aber im besonderen noch der oben erwähnten Hassana und einer anderen duenna, Banisens hofdame Eswara gewidmet werden. Sie repräsentieren die intriguensucht der frauen mitleren alters, sind zu liebesaffairen trotz ihrer verheiratung auch selbst noch geneigt, beide aber werden vom dichter mit überlegenem humor behandelt. Eswara, des oberelephantenwärters von Pegu abstossende gattin, stelt dem edlen Scandor selbst nach, Hassana aber erhält ihn sehr wider ihren willen zum schwiegersohne, da er sich für seinen herrn opfert und unter dessen namen sich zu einer ehe nötigen lässt, die ihm bei lichte besehen gar nicht so uneben dünkt.

Die beiden hauptpersonen nun sind für unseren geschmack zu rosenrot gekleidet. Was ich an mängeln, die der dichter beabsichtigt haben kann, entdeckt habe, beläuft sich bei Balacin darauf, dass dieser einmal sich durch bestochene ratgeber abhalten lässt, in seines feindes abwesenheit gleich nach Pegu zu ziehen und Banise zu befreien, sodann dass er nach der ersten befreiung der Banise mit ihr sich verirt, obgleich er für die flucht alles vorher genau bestimt hat und wahrhaftig zeit genug und vor allem grund genug zum erkunden des weges

gehabt hätte, und dass er dabei schliesslich vorausreitet und seine braut in feindeshand fallen lässt, ohne einen versuch zu ihrer rettung zu machen. Es sieht aber nicht aus, als ob das in des dichters augen flecken auf des prinzen charakterbilde sein solten, obgleich doch beide male die gefahren und seelenqualen seiner verlobten dadurch verlängert und gesteigert werden. Zigler gibt ihm zwar eine art jugendlicher unbesonnenheit, lässt ihn schnell verzweifeln, selbstmordversuche machen, aber er meint zweifelsohne das ideal eines jungen fürsten in Balacin gezeichnet zu haben. Uns könte wol noch mancher andere punkt an ihm auffallen, im handeln und im sprechen, doch sie erklären sich leicht aus dem anderen geschmack, der anderen zeitrichtung, sind auch unbedeutend. Banise ist vom dichter entschieden noch vorteilhafter entworfen, engelrein an geist und körper, von heroischer willensstärke; aber an dem bilde der frau fallen uns doch gewisse züge noch mehr auf, die selbst vor 200 jahren nicht algemein unangefochten vor der schönen leserinnen augen durchpassiert sein mögen. So wenn Banise in schimpfreden, wie sie heute nur das gröbste hökerweib brauchen würde, allerdings in fürchterlichen situationen, ausbricht, so wenn sie den Rolim, den hohenpriester, um ihre ehre zu retten, mit dem dolche ersticht.

Die frauen, das ist meine empfindung, hat Zigler überhaupt mit mehr energie im reden und handeln, um es mild auszudrücken, ausgestattet, als uns angenehm sein kann. Ich will da nicht seine eigenschaft als junggeselle mit zur erklärung benutzen, wenn schon die vorliebe, mit der in den gesprächen über liebe und ehe abschreckende beobachtungen angebracht sind, dazu verführen könte. Ich will auch nicht bei den älteren frauen, die in die handlung eingreifen und die ich schon erwähnt habe, länger verweilen; von deren untreue, eventuell ihren zotenhaften reden, soll später gesprochen werden; Eswara und Hassana sind dafür typisch. Jedesfals kent der dichter aber seine zeit. Die fleckenlose tugend Banisens und ihrer späteren schwägerin Higvanama hält er jedoch als die edelste eigenschaft derselben fest, durch ihr und der dritten prinzessin, Fylane, verhalten werden im grunde die pessimistischen anschauungen, welche Scandor speciell zur schau trägt, lügen gestraft. Doch sanfte, liebliche figuren sind diese damen ganz und gar nicht, sie gleichen viel mehr amazonen, sind eine art mannweiber nach dem muster der Dido und Semiramis. Schwache nerven suchen wir vergebens, im hass und in der liebe beweisen die frauen sich als starke naturen.

Sind wir nun berechtigt, diese eigentümlichkeit nur aus der rücksicht auf den geschmack der deutschen lesewelt vor 200 jahren zu

erklären, oder können wir auch darin eine höhere künstlerische überlegung suchen? Uns erscheinen diese frauen sicher weit mehr als Asiatinnen denn Europäerinnen; aber die briefe der pfälzischen tugendwächterin am hofe Ludwigs XIV., der herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, welche durchaus in die zeit der Banise fallen, geben uns allein schon den massstab, wie die damaligen deutschen prinzessinnen sich auszudrücken wusten. Zwischen jenen tagen und der gegenwart liegt das jahrhundert der sentimentalität, über die wogen der Pamela- und Werther-schwärmerei müssen wir hinüberblicken zu dem öden strande deutscher verrohung, den der dreissigjährige krieg hinterlassen hatte. Das berücksichtige man für das folgende.

Als Banise zum ersten male vor Chaumigrem geführt wird (231), tritt sie noch ziemlich zahm auf, sie sucht sich durch „hefftigste zornblicke" ihm verhasst zu machen und durch „viele scheltworte" ihn zur volziehung des todesurteils zu bewegen. „Blutbegieriger tyrann", „verräter meines vaterlandes", „henker meiner freunde, mörder meiner landes-leute, bluthund" sind die titel, welche sie ihm zuruft. Stärker schon sind die ausdrücke, die sie nach dem verunglückten fluchtversuch vor ihrem peiniger gebraucht (266). Am höchsten steigt aber wie natürlich ihr zorn, als der Rolim ihr gewalt antun will; die wendungen, in denen sie ihrem gepressten herzen da luft macht, sind die krassesten, welche ihrem schönen munde entströmen, sie würden heute nur in den dichtungen Zolas und seiner schule denkbar sein (353). „Schäme dich ins hertz, du alter stinckender geilheits-bock! Sollen die götter durch deine unzüchtige scheinheiligkeit dermassen beleidiget werden? O so schlage doch der blitz deinen grauen schedel entzwey!" Und als sie von den reichsräten an des Rolim leiche gefunden wird, bewegt sie sich in ganz ähnlichen ausdrücken (354).

Dieselben lippen aber, die sich durch solche zügellose reden entweihen, können auch wider, wenn ein listiger anschlag durchgesezt werden soll, kokette und verführerische worte genug finden. So bei den vorbereitungen zu dem verunglückenden fluchtversuch. Banise ist eben erst vom selbstmord abgehalten worden; in dem augenblick, wo sie den dolch in ihre entblöste brust stossen will, tritt Ponnedro ins zimmer und entreisst ihr die waffe (233). Er sagt ihr: „Wo erd und hölle nicht vermag, kann bloss die list eines frauenzimmers auch selbst die unmögligkeit überwinden." Sie solle sich gegen Chaumigrem dermassen anstellen, dass er mehr ursache zur liebe als zur grausamkeit haben möge." Und als nun der tyrann zu ihr tritt, während Balacin

hinter einer tapete versteckt ist, richtet sie an jenen die verfänglichen worte: „Wo in dieser welt (245) noch etwas zu finden wäre, womit ein gefesseltes frauenzimmer einen solchen Monarchen, welchem die vergnügung selbst zu fusse fällt, vergnügen könne, so wüste ich doch nicht, worinnen solche erfüllung beruhen solte?“ Im weiteren verlauf des gespräches weiss sie so doppeldeutig zu sprechen, dass es ihren bräutigam hinter der tapete bald heiss bald kalt überläuft; sie geht so weit zu gestehen: „Ein verborgener trieb entzündet mich, und ein innerlicher zug heisset mich lieben, das kan ich nicht läugnen.“ Sie weiss ihn, natürlich nur um zeit zu gewinnen, zu einer standesgemässen verheiratung zu bereden, dann solte „dem kayser die ersten rosen ihrer liebe zu sameln mit freuden erlaubet seyn.“ Und als der verliebte tyrann eilfertig darauf eingeht, verlängert sie die unterredung „mit verstelten liebesgeberden“, nent ihn „mein schatz, mein augentrost“ und beichtet ihm, dass ihr „entflammtes hertze ganz entzückt den weyrauch beliebter gegen-liebe auf den altar seiner seelen streue und sich diese glut in ihr nicht länger verbergen lasse.“ „Sie schläget zu mund und augen heraus, weil mein geist von lust und liebe gleichsam überschwemmet wird.“ „Eben diese flammen quälen mein hertze, und ich bin nicht weniger begierig unsere liebe vollkommen zu machen.“ Drei tage frist bis zur vermählung sind das resultat dieses gespräches, und als der abend gekommen, an dem „das Tali“ vor sich gehen soll, lässt sie sogar Chaumigrem wissen, dass ihm noch vor der engeren verbindung ihr zimmer offen stehe. Damit ist die gelegenheit zur flucht ermöglicht; kaum ist der verliebte bei ihr eingetreten, so weiss sie ihren wundertrank anzubringen und entflieht. Alle diese scenen sind aber, das muss zu Ziglers ehre gesagt werden, nicht weiter sinlich ausgemalt, Chaumigrem bringt es in summa bis zu einem einzigen handkusse, und auch seine worte halten sich hier in gebührenden schranken.

Banisens benehmen gegen den Rolim und gegen Chaumigrem können wir nach den gegebenen beispielen kaum anders als extravagant nennen; darauf beziehen sich meine worte, wenn ich sie amazonenhaft finde. Die schreckliche lage, in die sie durch jene gebracht ist, entschuldigte sie vielleicht vor 200 jahren, heute urteilen wir strenger. Gegen ihren etwas weichherzigen vater und gegen ihren bräutigam, überhaupt gegen alle anderen personen, mit denen sie zusammentrift, selbst gegen den zudringlichen prinzen von Tangu, ist und bleibt sie die edle und feingebildete dame der vornehmen welt, auch

nach unseren begriffen. Ihre briefe und gedichte[1] zeichnen sich vorteilhaft durch kürze und nicht gar zu übertriebenen schwulst aus. Ich nenne als probe das antwortslied auf Balacins erstes liebesgedicht nach der verlobung; mir will es von allen das annehmbarste scheinen (164). Auch in den scenen vorher, als Balacin seine liebe erklärt, spielt sie eine natürliche und wirklich liebenswürdige rolle, ihre klarheit sticht nach unserem geschmacke woltuend ab gegen die schwülstigen, unsäglich breiten sätze, die Zigler dem prinzen in den mund legt und mit denen er sicher einen glanzpunkt seines werkes geschaffen zu haben glaubt.

Ist demnach bei dem ersten und wichtigsten liebespaare unseres buches der männliche vertreter neben seiner partnerin etwas schwächer gehalten, so ist bei dem zweiten das verhältnis umgekehrt. Der prinz Nherandi hat dieselben höfischen tugenden wie Balacin, seine persönliche tapferkeit tritt in den schlachten aber mehr hervor als bei jenem. Jähzornig ist er auch, so wenn er dem bramanischen gesanten den kopf abschlägt (287), aber im ganzen erscheint er schon gereifter als sein schwager. Dessen schwester dagegen, seine braut, hat insofern eine gewisse familienähnlichkeit mit dem bruder, als sie zu unbesonnenen streichen neigt. So schon gegen Chaumigrem und vor allem bei ihrem anmarsch vor Pegu. Eine tagereise davon überlegt sie „mit tausend freuden, wie sie durch eine verstellung das Aracanische lager erschrecken und sich hernach mit beliebter anmut zu erkennen geben wolte.“ Sie macht also halt, um am andern tag den bruder zu überraschen, und — lässt sich von Soudras überfallen und gefangen nehmen. Gegen ihren bruder und ihren bräutigam verrät sie jedoch ganz dieselben treflichen gesinnungen wie Banise; sie gleicht ihr aber auch im verhalten gegen Chaumigrem, der ihr von dem bösen vater Dacosem aufgezwungen werden soll. Sie durchschaut seine lügen, weiss sich vor ihm zu verstellen und listig seinen anschlägen zu begegnen, standhaft weist sie alle versuchungen zurück. Auch ihre reden lassen schliesslich an deutlichkeit dem zudringlichen heuchler gegenüber nichts zu wünschen übrig, nur dass sie weniger robuste ausdrücke als Banise wählt. „Hochmütige einfalt“, sagt sie (s. 78), „ich als eine freygebohrne Königliche Princeßin soll mich zwingen lassen, einen sclaven der laster zu lieben? Unverschämter graff, schämet euch in euer hertze“ usw. Am meisten lässt sie sich einmal gegen Scandor gehen (53), als dieser, ohne den zusammenhang zu ahnen, sich zum überbringer eines briefes

1) Selbst Wachler räumt ein, dass unter den eingeschalteten gedichten mehrere lyrischen geist und tiefes gefühl verraten.

von Chaumigrem hergegeben hat. Sie speit das schreiben an, wirft es zur erde, tritt es mit füssen und redet den unglücklichen boten mit den freundlichen worten an: „Und du, verfluchter hund, darffst dich unterfangen, mir von einer ewigverbanten person solche sachen einzuhändigen, welche würdig wären, mit dem hencker beantwortet zu werden. Hiervon solte gewiß an dir der anfang gemacht werden, wenn ich nicht des Printzen (Balacin) verschonte. Inmittelst lasse dich nicht gelüsten, vor meinem angesicht mehr zu erscheinen, sonsten soll dein kopff auff dem rumpffe wackeln.“ Auch sie hat einmal selbstmordgedanken, doch bewegt sich ihr schicksal glücklicherweise in weniger extremen bahnen als das ihrer schwägerin, wenn ihr auch bei ihrer gefangennahme gelegenheit geboten wird (s. 368), „sich aller weiblichen natur zuwider als eine ungemeine heldin zu beweisen“ und tapfer in die feinde einzuhauen. Das gedicht, das ihr in den mund gelegt wird, ist gezierter als das Banisens (s. 48), doch nicht so schlimm wie manches andere, die scene des widersehens mit Nherandi (370) recht lebendig und anmutend ausgeführt. Diese leztere partie und der bericht von der briefsendung ihres geliebten, welche ihr bruder mit einem kostbaren goldenen schmuckkästchen (s. 62—66) überbringt, sind diejenigen stellen, in welchen Higvanamas schönheit und anmut am meisten zur geltung kommen. Sie gibt da Banisen kaum etwas nach.

Das dritte liebespaar endlich, Abaxar oder Palekin von Prom und Fylane, Nherandis schwester, unterscheidet sich schärfer von den beiden ersten als diese unter einander. Abaxar ist von den prinzen im grunde der festeste charakter. Durch harte schicksalsschläge gestählt, voll zuversicht auf seine, voll mistrauen gegen fremde kraft, vermag er zu schweigen wie das grab, von langer hand her anschläge zu schmieden und mit unverdrossener geduld sie durchzuführen. Wie eine art schwarzen rachegeistes steht er neben Chaumigrem, an Teja erinnernd neben dem Achilleus-Totila ähnlichen Balacin. Ein mal auf dem rechten arme, das wie ein schwert gestaltet ist, hat gleich bei seiner geburt „gantz Asien“ auf ihn aufmerksam gemacht. Eine böse stiefmutter aber, die ihrem eigenen sohne die herschaft zuwenden will, hat ihn dem herzen des vaters entfremdet und durch vergiftungsversuche zur flucht getrieben. Fünf jahre weilt er dann in Martaban incognito als graf; Chaumigrem, gegen den er zuerst tapfer gekämpft hat, wird auf ihn aufmerksam und hebt ihn, den gefangenen, nach und nach immer höher, so dass er ausschlaggebend in Banisens schicksal eingreifen kann. Er, Talemon und daneben Scandor sind die überlegten ratgeber, die Balacin bei der unmöglich scheinenden befreiung

der prinzessin zur hand gehen, er gibt die entscheidenden nachrichten, zügelt das leidenschaftliche ungestüm und weiss alles zum besten zu wenden. Mit Fylane hat ihn bei der belagerung von Odia eine merkwürdige verkettung von umständen zusammengeführt. Bei einem sturme ist er der erste auf der mauer, pflanzt selbst eine Peguanische fahne auf, wird aber abgeschnitten und gefangen genommen. Nun stirbt die jüngste prinzessin von Siam, ihre stiefschwester Fylane wird von der bösen stiefmutter beschuldigt, sie vergiftet zu haben, ein verschmähter liebhaber schürt das feuer, und Fylane muss die flammenprobe erleiden. Von schmerz und seelenqual überwältigt, gesteht sie, was man von ihr verlangt, und wird zur verbrennung verurteilt. Der stiefmutter ruft sie die entrüsteten worte zu: „Ha, blut-gierige bestie! du bist zwar eine henckerin meines leibes, aber doch noch viel zu wenig, meinen willen zu zwingen oder mein gemüthe zu beherrschen. Die erschreckliche schlange des höllischen rauch-hauses wird deine dräuung an dir erfüllen und dich statt meines vaters mit schwartzen geistern vermählen.“ Dem vater gegenüber bleibt sie eine gute tochter, sie sagt zu ihm: „Ob ich zwar von aller welt verlassen bin, und mir derjenige, welcher mir das leben gegeben, statt dessen den tod gewähret: so will ich doch auch sterbende die väterliche hand küssen, und die kindliche liebe nicht im geringsten beleidigen. Ihm, werthester Herr Vater, wünsche ich, dass die götter diese that vergessen, und die rache von dessen haupt abwenden wollen. Ich sterbe als ein unschuldig gehorsames kind.“ Von dem abwesenden bruder endlich nimt sie mit den worten abschied: „Dir, allerliebster bruder Nherandi, der du noch meinen tod erst mit innigstem jammer erfahren solst, sage ich die letzte gute nacht, und schicke dir durch die lufft den letzten abschieds-kuß“ (320 fgg.).

Wie anders — und wir fügen hinzu, wie viel schöner — stelt Zigler hier eine ähnliche scene des abschieds von der welt dar als späterhin bei Banisens opferung! Ich muss auch hier wider auf die mannigfaltigkeit der mittel hinweisen, die ihm bei der zeichnung ähnlicher situationen wie ähnlicher charaktere zu gebote stehen; ein dichter niederer gattung findet sicher nicht so leicht die kraft zu solch gefährlichen experimenten.

Doch kehren wir zu dem trauerspiele in Odia zurück. Dem vater presst der rührende anblick schliesslich tränen aus, sein schmerz macht sich luft in den worten: „Ach! wolten die Götter, es unterstände sich jemand deine unschuld zu behaupten, so wolte ich leicht zum beyfall zu bewegen seyn.“ Und Abaxar, der in ketten und banden in

der nähe steht, hört diesen seufzer, er ist von der schönheit Fylanes betroffen, von ihrem schicksal erschüttert, und erbietet sich, nur mit schild und stab bewafnet, gegen jeden, er sei bewafnet, wie er wolle, für sie zu kämpfen. Trotz aller hinterlist der königin, die ihm einen möglichst dünnen schild hat reichen lassen, besiegt er den gegen ihn anstürmenden günstling derselben und errettet die schwester Xherandis vom tode. Der leztere aber erscheint gerade noch zur rechten zeit auf dem platze, um weiteres unheil abzuwehren, Abaxar und Fylane unter seinen schutz zu nehmen und vater und stiefmutter mit der gebührenden strafrede zu brandmarken. Dass die zeit des gemeinsamen gewahrsams von Abaxar wol angewendet wird, um Fylanens herz zu gewinnen, versteht sich von selbst, der dichter ist aber auch so klug, was Lohenstein kaum getan haben würde, sich darüber kurz zu fassen und seine kürze vor dem geneigten leser durch die schalkhafte bemerkung zu begründen: „Er werde wol selbst wissen, was er vor worte in dergleichen begebenheit gebrauchen wolte.“ Die weitere entwickelung der dinge ist in der inhaltsübersicht erzählt.

Ich glaube kaum fehl zu gehen, wenn ich am schlusse der nebeneinanderstellung der drei fürstlichen liebespaare es offen ausspreche, dass die geschwister Xherandi und Fylane, dazu Abaxar noch heute recht dankbare romanfiguren darstellen würden, dass aber Balacin, seine schwester Higvanama und seine braut Banise weit mehr fremdartige, uns nicht voll befriedigende züge tragen. Fylane ist weiblicher, Xherandi und Abaxar sind männlicher nach den modernen begriffen als die anderen drei personen. Da sie nicht in allererster linie stehen, hat der dichter an ihnen nicht so viel zu potenzieren für nötig gehalten als bei den gliedern des Avanischen und Peguanischen hofes, die lezteren leiden unter der wucht sowol der ihnen beigelegten heroisch-galanten eigenschaften als der ihnen zudiktierten erlebnisse. Für die figuren ersten ranges haben wir heute einen andern massstab. Die klarheit der seelischen vorgänge ist bei Zigler zwar nicht verwischt, diese selbst sind aber unangenehm übertrieben. In anderer weise die hauptpersonen interessanter zu machen war der dichter unfähig. Er kann wol die ähnlichen gestalten ziemlich lebhaft von einander unterscheiden, in parallelen handlungen eine unterscheidende gruppierung und ausdrucksweise anwenden, aber anders als durch übertreibung das zu heben, was zu allermeist hervortreten muss, dazu reicht seine kraft nicht aus. Er kann in eine persönlichkeit, die er geschaffen, nicht tiefer eindringen, sondern vermag nur die farben dicker aufzutragen; uns ist die grössere psychologische feinheit in der zeichnung der massstab

für das grössere oder geringere interesse, das die personen uns abgewinnen. Dazu kam noch ein anderer, wichtiger grund. In die schicksale Nherandis, Fylanens, auch Abaxars sind wir im grunde doch genauer, wenn auch auf viel geringerem raume, eingeweiht als in die der drei partner. An den seelenqualen und körperlichen leiden der lezteren gehen wir mit fast geringerer teilnahme vorüber; wir fragen uns eher: Warum komt der dichter dazu, immer mehr und mehr jammer aufzuhäufen auf die vortreflichsten aller menschen? Der begriff der tragischen schuld fehlt gänzlich. Man sieht aber auch den grund der vorliebe des alten Dacosem für den grundhässlichen feigling Chaumigrem, unter der Balacin und Higvanama, schliesslich auch Banise leiden, viel weniger ein, als warum der alte könig von Siam oder der von Prom, die sonst auch wie zwei — mit respekt zu sagen — alte esel erscheinen, ihre kinder so schlecht behandeln. Da spielt wenigstens eine sicher recht hübsche zweite frau die rolle, welche hier einer wahren misgeburt zufält.

Doch wir gehen über zu den nebenpersonen. Da ist nun zunächst die figur Scandors mit unleugbarem geschick entworfen und ausgeführt[1]. Er behält stets seine frische leichtlebige manier bei, ist dabei mit scharfem blicke begabt, gibt mehrmals den einzig guten rat und führt entscheidende wendungen herbei; er opfert sich als treuer diener nicht nur ein-, sondern mehrmal, in den schlimsten momenten steht ihm seine menschenkentnis und ein gewisser, halb höfischer, halb bäurischer humor bei. So windet er sich aalglatt durch alle verwicklun-

1) Scherer nent ihn einen „humoristischen diener“ neben dem tapferen liebhaber, der edlen, duldenden prinzessin und dem schrecklichen tyrannen, Scherr „eine art von hanswurst zur vorsichtigen abwehr alzugrosser schmerzen.“ Cholevius s. 164 sagt: „es verdiene der versuch, in Scandor eine besondere individualität aufzustellen, beachtung. Sein stand erlaubte ihm ein munteres, witziges wesen. Der ideal gestimte herr bewege sich meist in tragischen situationen, neben ihm stehe der anspruchslose, lebenslustige, leichtblütige, treue diener. Bisweilen seien seine scherzreden etwas ungelenk, sein witz gehe nicht über die gewöhnlichsten spässe hinaus (?!).“ Als beispiele führt er an das gespräch, worin Balacin Scandor zuredet eine frau zu nehmen, dann die scene, in welcher lezterer als verkleideter portugiesischer händler die hofdamen in Pegu an der nase herumführt, und drittens die antworten, welche er nach seiner ersten gefangennahme Chaumigrem gibt. Von diesen scheint mir das erste gar nicht zu passen, die beiden anderen eher. Bobertag s. 254 macht gegen Gottscheds tadel, Scandor sei zu sehr hanswurst, geltend, dass, wo alles sehr grell gemalt wird, auch die derbheit des humors nicht alzusehr absticht. Sonst hält er dessen ausstellungen gegen die charaktere fest: diese wichen von der wahren beschaffenheit der zeit, in welcher sie sich befinden, ab. Er lobt es auch, dass Gottsched seinen tadel nicht ausdehne auf die consequenz der charaktere an sich selber.

gen hindurch, an den sklaven in der alten komödie, an die kammerkätzchen des älteren französischen lustspieles erinnernd, erntet dabei die hand und das vermögen eines vornehmen jungen mädchens, das von einer halb wahnwitzigen liebesraserei zu seinem herrn erfüllt ist, und steht am schluss als festeste säule des neugegründeten hinterindischen reiches neben dem throne der unvergleichlichen Banise und ihres Balacin, in alles, was diese beiden hauptpersonen betrift, wie niemand sonst eingeweiht und ihres vertrauens in jeder hinsicht wert. Er stamt übrigens aus einem alten adeligen geschlechte von Ava. Licht und schatten, idealität und realität sind bei diesem charakterbilde in gleicher weise zur geltung gekommen. Ein liebenswürdiger schwerenöter, über dem der himmel öfter einzustürzen droht, dem aber schliesslich alles gut ausfallen muss, steht da vor uns, wie wir ihn uns gern in die zeit denken, wo höfische gewantheit und selbstlose unterwürfigkeit unter eines fürsten gebot und interessen das höchste äussere glück veranlassten. Der alte Talemon ist zu dem jugendlich-kecken Scandor ein in etwas matteren, aber ebenfals anziehenden farben ausgeführtes gegenbild: er ist von derselben treue im grauen haar wie Scandor im braunen, aber seine frische ist nicht nur infolge der schicksalsschläge und des alters, sondern auch der erfahrungen, die er in der ehe gemacht, unmöglich geworden. Er, der im verlaufe des romans zum schwiegervater Scandors wird, hat durch seine frau, für die der autor nur sehr grelle und unangenehme farben auf der palette im vorrat hält, von einer und zwar der schönsten seite des lebens, von den freuden der familie, offenbar nur sehr schwache vorstellungen bekommen. Scandor bringt ganz eben solche schon vor seiner ehe mit, er spricht witzige und weltkluge ideen über die frauen und die liebe aus, und nach der art, wie er mit seiner zukünftigen schwiegermutter und frau im ersten und zweiten buche umspringt, wird man hoffen können, er werde das alte sprichwort: „Die ersten jahre der ehe sind die lezten der erziehung“ wie an sich selbst so vor allem an seiner Lorangy wahrmachen. an der schwiegermutter Hassana scheint allerdings hopfen und malz verloren.

Scandors abenteuer sind zahllos, seine reden geradezu gespickt mit den früchten von Ziglers lesewut, aber ich kann nicht sagen, dass die contouren der persönlichkeit dadurch verwischt wären. Alles hat vielmehr ein bestimtes gepräge, was mit Scandor zusammenhängt; seine unverwüstliche spotlust, die aber nur selten verletzend wirkt, geht hand in hand mit einem gesunden menschenverstand. Wie für seine lose zunge diese beiden grundzüge massgebend sind, so ist für seine

handlungsweise der vorteil seines herrn allein bestimmend. Er spielt den Don Juan nur in dessen interesse, um seinetwillen verheiratet er sich mit Lorangy, um seinetwillen hat er vorher der alten Eswara den hof gemacht und ist dabei, da er von deren gatten in ihrem zimmer überrascht wird, in eine ziemlich fatale situation geraten. Diese beiden novellenartigen episoden sind ganz in der art des Decameron oder der Canterbury Tales gehalten, nur dass sie weit reinlicher verlaufen und weit mehr die lach- als die sinnenlust erregen. Seinen humor verliert Scandor weder, als er unter der „oberdecke“ noch als er unter dem „teppich“ versteckt liegt, weder als die intriguantin Hassana noch als des oberelephantenwärters hündchen ihn anbelt. Das eine mal muss die überkluge mutter erkennen, dass sie den diener statt des herrn zum schwiegersohne gepresst hat, das andere mal bleibt der unnötig eifersüchtige gatte in dem teppich zu einem ballen eingeschnürt auf dem schlachtfelde liegen. Amüsant ist Scandor doch auch als verkleideter portugiesischer händler in Pegu bei des tyrannen Chaumigrem „frauenzimmer“ (253 fgg.). Er preist „point d'Espagne an (wie Bobertag meint, wol eine art spitze), das von Pariß aus Sachsen kömmt und dermassen wohl genäht, daß man flöhe darinne fangen könte“, ferner „treffliche saphire, womit man sich ein gehäßiges gemüthe verbinden kan“, endlich ein „köstliches schmincköhl“, dessen beschreibung er in einem buche von seiner grossmutter-schwester-sohnestochter gelesen habe. Zweimal tritt er als gefangener vor Chaumigrems augen. Das erste mal mit einem wahren galgenhumor; da berichtet er dem wüterich, sein herr sei heute „auff der post vorbeygegangen“ und habe ihn mit dem felleisen (der wider eingefangenen Banise) zurückgelassen. Auch das zweite mal sieht Chaumigren ihn sehr unkluger weise wegen seiner lustigen einfälle nur als einen narren an. Von seiner militärischen laufbahn ist schon kurz berichtet; ganz zu dem charakterbilde passt nun die leichte art, mit der er über seine tapferen taten hinweggeht. Er rettet z. b. in der ersten schlacht Balacin das leben (39 fg.), wird dabei verwundet, aber dann in die algemeine flucht mit verwickelt und berichtet das mit den worten: „Jeder fragte seine füsse um rat und eilte, dass er nicht wusste, ob feind oder freund hinter ihm wär.“ Er erwartet deshalb „mit einem schimpfflichen lufftarreste beleget“, d. h. gehenkt zu werden und beschliesst „auch im tode eine dermassen hohe mine blicken zu lassen, daß ihn jedweder fremder vor einen Unter-Feld-Herrn angesehen und respectiren müste.“ Und von seiner stimmung vor diesem seinem ersten treffen legten die naiven worte ein geständnis ab: „Hier verließ mich die Courage auff einmahl,

daß ich auf der stelle umkehrte und mich zur bagage begeben wolte.“ Zur rede geszt, stösst er die in der eile ersonnene entschuldigung hervor: „er wolle nur den muster-schreiber sein testament aufsetzen lassen, weil er doch wol einsehe, es müsse gestorben sein.“ Und als der befehl, sich auf tausend schritte zurückzuziehen, komt, freut er sich herzlich, „in meynung, es würde so bis in Ava hinein währen, da ich denn gewiß nicht der letzte zum thore wolte gewesen seyn.“ Ganz charakteristisch ist da wider der zusatz: „und freute ich mich schon, wie mich meine liebe mutter aus dem gefährlichen kriege so sehnlich empfangen würde.“ Diese liebe mutter ist die junge dame von siebzehn jahren, die den alten vater beherscht und den stiefsohn verfolgt hat. Ganz bezeichnend ist dann seine weitere erzählung: Bei dem „entsetzlichen Wort: Setzt euch, schließt die glieder, macht daß gewehr fertig! fragte ich meinen Printzen gantz ängstlich: Gnädiger Herr, sollen wir auch feuergeben?“ während seine abteilung doch nichts als spiesse und säbel hatte. So treibt er es am anfange seiner militärischen laufbahn, so bleibt er bis ans ende, der spassmacher par excellence, der dem tode unzählige male lachend ins auge schaut.

Gerade die nach Gottscheds ausdruck „übel angebrachte“ person des Scandor fesselt, zumal sie nie aus der rolle fält, uns dergestalt, dass selbst die langatmigen erzählungen des ersten buches, die ihm in den mund gelegt werden, durch die art des vortrages einigermassen erträglich werden.

Über die anderen nebenpersonen ist es kaum nötig, uns des weiteren zu verbreiten, zumal schon von allen die hauptzüge angegeben sind. Dagegen verlangen Chaumigrem und der Rolim, welche das böse princip darstellen, noch eine kurze betrachtung. Bei ihnen trift dasselbe zu wie bei Banise und Balacin; wie diese zu rosenrot, so schauen jene zu kohlschwarz aus. Der fluch der lächerlichkeit haftet trotz aller grausamkeit an dem „Ertztyrannen“; persönliche feigheit, ungeschickte manieren, grobe redewendungen kommen zu einem unersätlichen blutdurst und unbezähmbaren ehrgeize hinzu, um den mann möglichst verächtlich zu machen. Überall holt er sich deshalb auch körbe. In Martaban hat er von nicht weniger als drei vornehmen fräulein, die er später henken lässt, abschlägigen bescheid erhalten (145), in Ava will die prinzessin Higvanama, in Pegu Banise nichts von ihm wissen. Die gedichte und briefe, die er verfasst, sind die allerkomischesten (z. b. 55, 72, 73)[1]; es ist kaum anzunehmen, dass Zigler dabei

1) In dem ersten, an Higvamana gerichteten briefe spricht er vom „henkerholen“ und gestattet sich den geschmackvollen satz: „Es reisset mich heftig im

ohne absicht verfahren hätte, und ich sehe deshalb im besonderen die gedichte mit etwas günstigeren augen an als die meisten sonstigen kritiker; sie sind dem dichter ein kunstmittel zur charakterisierung und zwar ein mittel von durchaus ungewöhnlicher art. Am meisten tritt dies hervor, ausser bei dem von Chaumigrem verfertigten und unter Nherandis maske abgeschickten sterbelied, bei Scandors „nacht-liedgen“ (209) mit dem anfang: „Hier kömt Scandor, der Götter affenspiel“; dasselbe entspricht durchaus der manier seiner ungebundenen reden. In der ersten schlacht spielt der spätere kaiser geradezu den Horribilicribrifax. Er hat den oberbefehl geführt, Dacosems, des ältesten prinzen von Ava tod verschuldet und als erster flüchtigen fusses die schützenden mauern aufgesucht. Während aber Scandor sich zu den versen aufschwingt:

Ihr Götter! soll ich unverhofft
Mein leben schliessen in der lufft;
So soll mich dieser tod nicht kräncken,
Lasst Chaumigrem nur bey mir hencken,

gibt der leztere eine darstellung seiner heldentaten (s. 77), wie sie Gryphius seinen beiden Bramarbas auch hätte in den mund legen können. Auch die folgenden schlachten finden den miles gloriosus stets ebenso auf dem gesichertsten posten, nur vor Prom wird er bei einem nächtlichen überfall verwundet. Von dem Rolim endlich ist kaum mehr zu sagen, als dass er überall der lüsterne, herschsüchtige bleibt bis zum tode.

Solchergestalt sind die charaktere, welche der dichter entworfen hat. Mit welchen mitteln nun führt er sie uns vor augen?

Wenn ich von meinen eindrücken auf die anderer schliessen darf, so gelangen wir zu dem scheinbar seltsamen resultat, dass alle die personen, von denen er äusserlich und innerlich ein beschreibendes bild entwirft, vor unserem geistigen auge es absolut nicht zu einem ganz klaren konterfei bringen können. So Banise selbst, Balacin, Higvanama, am ersten noch Chaumigrem oder etwa Lorangy. Dagegen nehmen figuren wie Scandor, Talemon, die er nur indirekt, in ihren reden und handlungen charakterisiert, ganz bestimte gesichtszüge auch vor meiner phantasie an. Ich meine, man erkent daraus, wie in solchen romanhelden gleich den leztgenanten nicht nur das algemeine, sondern auch das besondere von dem dichter wirklich gut getroffen worden ist, mag ich mir nun Scandor oder Talemon in der kleidung

lincken schenckel, wobey sich auch ein durchfall befindet; allein ihre huld kann mich heilen, und allen schmertzen vertreiben“; er unterzeichnet: „dero liebenswürdiger Ch.“

und mit dem bart- und haarschnitt des 17. jahrhunderts oder unserer zeit vorstellen. Auch in dieser beziehung scheint mir Zigler etwas höher als seine zeitgenössischen rivalen zu stehen. Während er äussere zustände, ich meine in der natur und geselschaft, gern beschreibt, ist er damit sparsamer bei personen; das tut er vielleicht doch mit absicht. Denn es sind, wie die nachfolgende aufzählung ergibt, doch nicht wenige, die nicht direkt geschildert werden, deren äusseres und inneres bild wir vielmehr selbst construieren aus ihren eigenen reden und handlungen oder aus den urteilen anderer über sie. Wie sich Zigler eine besonders schöne und eine besonders hässliche frau, wie er sich den „Feuerbrand Hinterindiens“ äusserlich vorstelt, kann er allerdings sich nicht versagen auszumalen; auch für eine mittelmässige schönheit, wie es doch neben Banise und Higvanama die prinzessin von Savaady oder Lorangy sein sollen, gibt er eine beschreibung, sonst ist nur Balacins portrait noch schärfer gezeichnet; damit sind wir in betreff der direkten schilderungen seiner romanfiguren am ende.

Vergleichen wir jezt die einzelheiten. Des haupthelden bild wird sehr bald entworfen (22). Lorangys blinde verliebtheit soll dadurch verständlich werden. Dazu erhalten wir bei gelegenheit des schifsfestes Sapan Donon in Pegu eine darstellung seiner paradekleidung (131). Für seine heroisch-galanten inneren eigenschaften geben zeugnis seine tapferen taten und seine liebesreden vor Banisen. Die lezteren sind am meisten charakteristisch für den dichter des 17. jahrhunderts; als probe benutze ich die kostbare liebeserklärung, durch welche die prinzessin gewonnen und Balacins incognito aufgegeben wird (159): „So breche demnach die kette meiner schwachen zunge, und bekenne aus innerstem grunde seines hertzens, dass Balacin, Printz von Ava, bereits mit dem einen fusse das grab berühre, wo ihn nicht die überirdische leutseligkeit der himmlischen Banisen vom tode errettet. Denn wie die Sonne auch abwesende würcket, und man den unsichtbaren Göttern die meisten opffer gewähret: also schwere ich, daß mich dero schönheit auch in der ferne verwundet, und die strahlen ihrer tugend entzündet haben. Die begierden haben durch dero hohes lob auch von weiten als ein zunder glut gefangen, welche aber nunmehro durch den blitz gegenwärtiger krafft vollkommene flammen zeigen. Hemmet sie nun nicht, unvergleichliche Banise, diese brunst, und lässet die brennende Sonne sich nicht in ein güldenes licht süsser gegenhuld verwandeln, so muß Balacin zu asche werden. Ich erkühne mich nunmehro ungescheut zu sagen: Ich bin verliebt. Banise ist die Sonne, ich ihre wende: sie ist mein nord-stern, ich ihr magnet. Schönste vollkommenheit!

mein glüendes hertz zündet ihr den weyrauch reinester liebe an, und ich schwere auch mein getreues leben aufzuopffern. Weil nun der Götter tempel dem offen stehet, welcher sie zu verehren suchet: so eröffne sie demnach ihr himmlisches heiligthum der seelen, und verschmähe nicht das flammende opffer ihres ewig gewiedmeten Balacins.“ Neben dieses nonplusultra von geschmacklosigkeit in unserem sinne und von feiner redeweise nach der anschauung unserer voreltern vor 200 jahren muss man die kernigen worte halten, mit denen derselbe mann seine feldherren vor der schlacht von Abdiara anfeuert; sie klingen an Livianische reden an (s. 340).

Banise tritt in den verschiedensten seelenzuständen auf, einmal schamhaft errötend bei der verlobung ihres paladins, ein andres mal leichenblass zu dem gefesselten vater hinschreitend, um ihm vor dem tode ein glas wasser zur labe zu bringen, dann wider mit geschwungenem dolche an des Rolim leiche oder mit wankenden knien vor dem opferaltare. Ihre äussere erscheinung wird von Scandor ausführlich beschrieben (s. 126). Schwarze augen, hochblondes lockenhaar, ein etwas aufgeworfener mund sind nach Ziglers phantasie die wichtigsten attribute dieses ideals weiblicher schönheit. Können wir es dem edlen Balacin verdenken, wenn sein ganzes wesen sich umwandelt, sobald diese schönheit sich ihm zugeneigt hat? Scandor malt gar nicht übel, wenn auch vielleicht etwas spöttisch, seinen zustand aus (s. 161 fg.). Bei der abschiedsscene (s. 166) sehen wir Banise „auff einem stule in solcher erbärmlichen gestalt vor uns sitzen, daß die unbarmherzigkeit selbst zu einigem mitleiden hätte müssen beweget werden. Die schönen haare waren zu felde geschlagen, ein dunkel-gelber atlaß verhüllte den schönen leib, und gab zugleich die innerste traurigkeit ihres hertzens zu erkennen. Die häuffigen thränen schienen einen theil der vorigen anmuth weggeschwemmet zu haben, und das englische haupt war von der lincken hand als einer marmor-seule unterstützet.“ Die rührenden trennungsklagen schliessen die „beweglichen worte“ Banisens: „So fahret wohl, mein Printz, mein Engel, mein Leben, fahret wohl! und bedenket, dass ihr etwas hinter euch gelassen, welches sich durch langes abseyn selbst verzehren würde. Fahre wohl, liebster Schatz, den mich die liebe du zu nennen zwinget! Fahre wohl, weil es doch muß geschieden seyn. Die Götter führen und begleiten dich! Es müsse lauter sicherheit auf allen wegen wachsen, wo du nur deinen matten fuß hinsetzen wirst! Wo du dein Haupt hinlegest, da umschatte dich der Götter Schutz! Ja es müssen alle deine tritte zu rosen werden! Fahre wohl!“ Eine sinlicher gehaltene beschreibung

von Banisens körperreizen, die aus des Rolim munde komt, hebe ich für eine spätere gelegenheit auf und erinnere hier nur noch an die stelle, die uns Banise vor dem opferaltare zeigt (s. 388).

Von dem prinzen Nherandi erinnere ich mich nicht, wie schon oben angedeutet, eine direkte schilderung durch den dichter gelesen zu haben. Der eindruck, den er auf die holdselige Higvanama gemacht hat, und seine tapferen taten sprechen lebendig für ihn. Dagegen erhalten wir von seiner braut durch Scandor ein bild, das ein anderes schönheitsideal als das der Banise darstelt (s. 49). „Sie war einer anständigen länge, sehr wohl gewachsen, ihr haupt war mit kohlschwartzen natürlichen locken bedecket usw.“ Später finden wir sie im garten, wo sie von ihrem bruder mit Nherandis brief aufgesucht wird (s. 62). Sie bewilkomnet ihn „mit einem dermassen anmutigen kusse“, dass Scandor noch bei dem berichte „durch blosses gedencken der mund voll wasser läufft.“ Bei Fylane und Abaxar verhelfen uns nur der eindruck, den sie auf einander und auf andere machen, und ihr verhalten in den schicksalsschlägen, die sie treffen, zu einem deutlichen bilde, direkte beschreibungen von ihnen gibt Zigler nicht. Das gleiche gilt von Scandor und Talemon; der leztere lässt einmal eine bemerkung fallen, die sein vorleben beleuchtet. Er sagt nämlich (s. 88): „Die Götter haben die sünden meiner jugend durch meine itzige ehe gerochen.“ Von seiner frau Hassana hören wir ebenfals nur auf indirektem wege, alles ist aber auch darnach angetan, des ehegatten urteil zu bestätigen. Sie liebt den trunk, ist neugierig und herschsüchtig, plump, ja roh im reden und handeln. „Einfältiger mensch, der gewiß sehr jung aus der liebes-schule entlauffen ist“, so redet sie dem verkleideten prinzen ins gewissen, als dieser ihre deutlichen anspielungen nicht verstehen will (s. 29); „fremde lumpen-hunde“ ist ein anderer ehrentitel für die ungebetenen gäste (s. 86); sie denkt sogar daran (s. 87), „nach hofe zu lauffen und ihren alten zu verrathen, daß er verdächtige fremdlinge aus Ava beherberget“, und fügt die herzlosen worte hinzu: „Hierdurch räche ich meine schmach, und kan mit gelegenheit auch meines alten loß werden.“ Das stimt nun ganz zu dem, was wir aus ihrem und ihrer pflegetochter munde von ihrer vergangenheit hören. Erstere erinnert sie: „Sie weiß ja selbst, wie starck das süsse gift der liebe sey, und hat deren würckung so wohl gegen den bewußten Hof-Juncker als auch den Portugisischen cammer-diener sattsam empfunden.“ Diese anspielung bringt die mutter zu dem geständnis, dass sie sich „durch das süße andencken voriger liebe gantz verjüngt befinde“, aber sie fügt den stossseufzer hinzu: „Ich bin zum höchsten leidwesen mehr als

sechsmahl dergestalt angelauffen, daß man mit mir wie mit einem versalzenen brey umgegangen, welchen jeder, wenn er ein paar löffel davon genossen, stehen lassen" (s. 88). Die pflegetochter Lorangy steht entschieden trotz der komischen rolle, welche sie spielt, etwas höher. Als die mutter ihr „eine nothwendige regul" (nämlich spröde zu tun) für „uns frauenzimmer, welches profeßion von der liebe zu machen suchet", geben will, antwortet sie: „Ich begehre keine profeßion von der liebe zu machen, welches sonst gar eine verdächtige art zu reden ist", aber sie fügt hinzu: „Dieser junge fremdling, er sey, wer er sey, hat mich dermassen verwundet, daß ich fürchte, wo nicht das pflaster ehlicher liebe darauff geleget wird, es dörffte auf eine verbotene cur naus lauffen." Und auch sie bricht, als der prinz sich immer einfältiger stelt, in die worte aus: „Alberes geschöpffe, wie hat sich doch schönheit mit einfalt so unrecht vermählen können? Ich liebe euch, und begehre, wiederum von euch geliebet zu werden" (s. 22). Ihr äusseres malt der dichter folgendermassen: „Sie war sonst von gemeiner schönheit, mehr lang und starck, als wohl gewachsen, blasser farbe, verliebter augen, etwa 24. jahr alt, und endlich einer standes-gleichen liebe noch wohl würdig: Ausser, daß man einigen mangel, des sonst dem frauenzimmer anständigen verstandes, an ihr verspührte: indem sie die flammen ihrer begierde durchaus nicht verbergen, noch sich in all-zu hefftiger liebes-bezeugung mäßigen kunte"; sie selbst zählt ihre reize ähnlich auf (s. 91 u. 92). Man merkt die doppelte absicht Ziglers, einmal Balacin als unwiderstehlich und vor allem als treu darzustellen, sodann gegen die tugendheldinnen Banise, Higvanama, Fylane einen kontrast zu schaffen.

Ebenso übertrieben, wie dies leztere hier geschieht, fält aus demselben grunde die beschreibung Eswaras durch Scandor aus (s. 122. 128). Die holde dame ist später ungeschickt genug, Banisens verhältnis zu Balacin, das sie zuerst unterstüzt hat, dadurch entgegen zu arbeiten, dass sie den prinzen von Tangu verkleidet in den tempel, worin die prinzessin verborgen gehalten wird, herein lässt; sie wird durch den Rolim entlarvt, und, indem sie durch fremden tritt die heiligkeit des tempels entweihet, jämmerlich gesäbelt" (s. 306). Dieser prinz Zarang von Tangu nun und die energische prinzessin von Savaady werden im ganzen ebenfals mehr indirekt charakterisiert; von lezterer erhalten wir jedoch aus Balacins, von ersterem aus Banisens munde ein leidliches äusseres bild.

Als dem prinzen von Ava zuerst die prinzessin von Savaady verlobt worden ist, klagt er: „Ist dieses die vorgestellte schönheit, die ihr,

betrügliche Götter, nur im traum zu zeigen, nicht aber im leben darzustellen vermöget? Ist dieses die schöne tochter des Königs Xemindo, von dero überirdischen schönheit das gerüchte fast gantz Asien begierig gemacht hat, sie zu sehen? O so darff sich meine Schwester vor beglückt achten, daß sie dieser gar gerne den lorbeer aus der hand reisset." Scandor wirft dazwischen: er müsse doch gestehen, dass die prinzessin „seiner Einfalt nach noch recht liebenswürdig sey.“ Der prinz aber antwortet, „Sie ist nur ein schatten gegen jenem traume. Denn wie jener alabasterne stirne durch die lichten locken um ein grosses erhaben ward: also mißfallen mir an dieser nicht wenig die röthlich scheinenden haare, welche nicht selten einen bösen sinn verrathen. Und wie jenes angesichte durch eine runde gestalt seine anmuthige vollkommenheit darstellete: also überschreitet dieses durch einige länge die gräntzen der schönheit. Ihre augen sind zwar mehr schwartz als blau, jedoch sind sie nur wie ausgelöschte kohlen, bei denen sich kein schwefel der liebe entzünden kan. Ihre lippen sind zwar corallen, doch ohne magnet, und ihre wangen ein mit rosen allzuhäufig überstreutes feld. In summa, es mißfällt mir etwas an ihr, welches ich selber nicht verstehe, noch sagen kan.“ Trotz der geschmacklosen sprache, in der Balacin sich ausdrückt, müssen wir doch die deutlichkeit anerkennen, mit der der unterschied zwischen den beiden weiblichen schönheiten angegeben ist. Der prinz von Tangu dagegen, dem die Savaadysche königstochter unverbrüchlich treu bleibt, wird von Zigler im grunde mit viel weniger günstigen farben ausgemalt; er ist auch ein wesentlich zum bösen geneigter charakter, launisch, ohne selbstbeherschung, nur seinen neigungen nachlebend, ohne die wildheit und bösartigkeit Chaumigrems, aber in sinneslust, tölpischer geberde und derben reden ihm nachstrebend. So kann man es der tugendreichen Banise nicht verdenken, wenn sie dem vater erklärt: „Ich bitte mich eher zu einem opffer als zu einer braut des Zorangs zu bestellen, ich will eher seinen sebel als seine lippen küssen, weil mich der tod mehr als sein purpur ergötzen soll. Erwegen E. M. doch, ob dieser zu lieben sey, welcher sich gleich denen bestien fast stündlich in ärgsten Lastern besudelt, und seine brunst täglich durch frischen wechsel zu kühlen trachtet. Seine hochmuth verwandelt sich öfters in grobheit und kan hierdurch auch der gemeinsten Seelen einen eckel erwecken.“ Doch hat der dichter ein einsehen und lässt das ziemlich unähnliche paar zum schlusse „lange jahre in größter zufriedenheit und vergnügung beysammen leben und unterschiedene tapffere zeugen ihrer liebe erzielen.“

Wie Banise vom dichter dazu ausersehen ist, von diesem liebhaber im gespräche ein bild zu entwerfen, so auch von dem zudringlichsten aller ihrer verehrer, dem Rolim. Sie antwortet ihm einmal auf seine verliebten reden: „Es sey nun, alter Vater, eure liebe ernst oder schertz, verboten oder erlaubet, so werdet ihr euch doch wohl zu bescheiden wissen, daß derjenige, welcher sein beschneytes haupt noch mit Venus-myrthen zu bekräntzen suchet, nur feuer in den schnee und im winter rosen suchet. Und wie sich ein bleyerner liebespfeil der alten gar nicht nach dem güldenen ziel grünender jugend richten lässt; also weiß ich nicht ob ich zu viel rede wenn ich sage: es verdiene meine jugend ein grösseres mitleiden, als daß man sie mit einem nach dem grabe schmeckenden kusse qvälen wolte“ (s. 299). Es bleibt uns nur noch übrig, die kunstgriffe des dichters zu verzeichnen, durch die er Chaumigrems persönlichkeit lebendig vor unser auge zu bringen sucht. Scandor lässt seiner laune in der schilderung (s. 50) freien lauf, er schliesst mit den worten: „In summa, es war ein recht crocodil der liebe und eine mißgeburt der affection.“

Von seinen eigenschaften als oberfeldherr erhalten wir den besten begriff beim lezten sturm auf Odia: da hält er eine kräftige kurze rede, wie sie etwa Attila auf den katalaunischen gefilden gehalten haben könte, und sezt bei dem sturm alles daran, den sieg zu erringen (s. 326). In seinen lezten augenblicken, als Balacin ihn mit dem für Banise bestimten strick zu boden gerissen und mit dem scharfen opfersteine einen tötlichen stoss in die linke brust versezt hat, bietet er einen grässlichen anblick; brüllend wälzt er sich in seinem blute, und muss „mit ach und weh seinen schwartzen geist der flammenden Hölle zuschicken“ (s. 396).

Auch diesen abschnitt können wir mit dem facit schliessen, dass es die übertreibung in erster linie ist, welche uns diese bilder so fremdartig erscheinen lässt, dass die art aber, wie der dichter alles arrangiert, wie er den von ihm ersonnenen figuren leben einzuhauchen, fleisch und blut beizulegen sich bemühet, ganz und gar nicht ungeschickt ist, vielmehr bedeutendes kunstverständnis verrät. Unser lezter teil wird die geschmacksänderung, welche seit 200 jahren in Deutschland vorgegangen ist, noch deutlicher nachweisen, er befasst sich mit der s p r a c h e und der g e f ü h l s w e l t im a l g e m e i n e n, soweit sie sich in unserem roman luft macht. Der schwulst der sogenanten zweiten schlesischen schule erhält hier also in höherem masse als bisher seine beleuchtung, wenn schon die ungeheuerlichen zahlen, die unnatur in den gefühlen der verwanten, die übertreibungen in den äusserungen

des hasses wie der liebe, die häufung schlechter und guter taten durch die träger des schlechten und guten princips dem nicht fern stehen, was uns noch zu behandeln bleibt[1].

Wie die vertreterinnen des schwachen geschlechts sich in unserem romane durch starke nerven auszeichnen, so sezt dies der dichter auch bei seinen schönen leserinnen voraus. Es kann sich eine situation schon recht grässlich anlassen, er muss noch neue momente dazu tragen, welche die neigung für das wunderbare, das phantastische, das unerwartete noch mehr befriedigen — wir würden heute sagen, welche diese neigung geradezu ad absurdum führen. Gleich der anfang bietet dafür ein klassisches beispiel. Balacin komt infolge eines briefes von Talemon ganz allein in die umgegend von Pegu, ohne hilfe für Banise mitzubringen, die er ausserdem für verloren halten muss. Da wird er von drei Bramanern überfallen und in die linke schulter verwundet, doch tötet er zwei der angreifer, den dritten verjagt er. Er fält in ohnmacht, kommt wider zu sich und kriecht auf allen vieren das ufer des flusses hinunter, wo er unter baumwurzeln eine ausgewaschene höhle entdeckt. Die leichen der zwei getöteten werden über ihn hinweg auf den sand geworfen, die nähe der feinde und eigene ermattung nötigen ihn versteckt zu bleiben. Er schläft bis zum späten abend, der mond beleuchtet „mit vollem glanze das silber des rauschenden flusses.“ Der schmerz der wunde und der nagende hunger (er hat seit zwei tagen nichts gegessen) wecken den prinzen, er sieht im nächtlichen zwielicht die zwei leichen, ausserdem aber noch eine ganze anzahl anderer angeschwemter körper, welche Chaumigrem zwei wochen vorher in den fluss hat werfen lassen. Wenn er um sich greift, erfasst er bald eine eiskalte hand, bald einen kopf voll haare und andere bereits vermoderte menschliche glieder; darum kriecht er

1) Bobertag betont mit recht s. 210 fg., dass im stile grosse fortschritte bis dahin seit Luther gemacht worden seien, grössere als je in Deutschland. Von Opitz bis Lohenstein sei die grammatik immer regelrechter und konsequenter, die sprachmengerei immer geringer geworden, dem stil habe man durch den satzbau und figuren eine ruhige würde verliehen. Am weitesten sei man (212) darin gekommen, dem gedanken einen klaren und präcisen ausdruck zu geben. Unklarheiten seien sehr wenige vorhanden, neuere novellisten könten sich daran ein muster nehmen. Der schwulst sei freilich zuzugeben, aber es gäbe heute doch auch recht viel. Er definiert ihn (213) als „jedes den guten geschmack verletzende zuviel des sprachlichen ausdrucks im verhältnis zu dem, was ausgedrückt werden soll.“ Die bewunderung für curiöse gelehrsamkeit und der mangel einer reinen umgangssprache seien vor allem daran schuld. Ich setze hinzu, unsere heutige salonsprache hat noch hässlichere mängel.

lieber aus der höhle heraus, wird nun aber von einem herabspringenden tiger erschreckt, der die leichen gewittert hat. Diesem schlägt er die rechte tatze ab, und nun erst sind die nächsten gefahren glücklich überwunden. Talemons stimme, die er jedoch nicht erkent, klingt plötzlich an sein ohr, und in dessen schloss findet er pflege und schutz. Aber er nent zuerst aus vorsicht seinen namen nicht, weiss auch nicht, wo er sich befindet, und wird in ein finsteres gemach geführt, das „gantz schwartz zu sein schiene.“ Er öfnet das fenster und sieht einen steilen felsen hinunter, „dessen thal voller bäume und sträucher stund, darinnen einige wölffe entsetzlich heuleten, welche unangenehme music etliche eulen mit ihrem sterbegeschrey vermehreten, daß unserem Printzen die haare zu berge stunden, und nicht anders vermeynte, er wäre aus einer mördergrube ins grab gerathen.“ Wahrhaftig ein nachtgemälde à la Höllen-Breughel, so dass wir erleichtert aufatmen, als man sich nach zwei stunden wider um ihn kümmert, ein alter mann mit einer laterne in das zimmer tritt und Balacin und Talemon sich in die arme sinken (s. 10—18).

Ein anderes meisterstück Ziglerscher nervenerprobung ist der bericht von Martabans zerstörung (s. 141—146). Nach einem furchtbaren „wüten, würgen und niederhauen“ wird die stadt dem erdboden gleich gemacht und über die wenigen gefangenen gericht gehalten[1]. 3000 mann mit spiessen und musketen führen „140 kern-schöne weibes-bilder“, jedesmal vier und vier zusammengebunden, mitten drin die königin zwischen ihren vier kindern, herbei. „Ihre gesichter waren alle dermassen schöne, daß sie unter den abscheulichen hauffen ihrer führer und henckers-knechte wie die sonnen-strahlen unter den schwartzen wolcken hervorleuchteten. Man erblickte an ihnen das zärteste wesen, und spielten die vor angst erblasseten rosen ihrer wangen noch mit solcher anmuth, daß auch die steine hierdurch hätten sollen erweichet werden, angesehen alle zwischen funffzehen und fünff und zwantzig jahren ihrer jugend mit einer schmertzlichen todes-art verwechseln musten. Dieser vor augen stehende schmähliche tod und erbärmliche unbilligkeit pressete einen seufftzer und zetter-geschrey nach dem andern heraus, worbey diese schwache doch holdseelige creaturen fast jedesmal in eine ohnmacht fielen. Ob nun zwar viel andere weiber, welche ihnen das geleite gaben, ihnen allerhand stärckungen und confect reicheten, so kunten und wolten sie doch nichts kosten, sintemahl die bitterkeit des todes alle süßigkeit in wermuth verwandelte.“ Dann

1) Abaxar, der sich doch auch darunter befindet, wird dabei nicht erwähnt.

folgen sechzig trauerlitaneien singende priester und vierhundert kleine kinder, „welche in einer langen reyhe daher lieffen: Diese waren unterwerts des leibes gantz bloß, hatten stricke um ihre hälßgen und weisse brennende wachskertzen in ihren händen.“ Dann komt die Bramanische wache, ein trupp von hundert elephanten und noch so viel anderes volk, dass Zigler zweitausend reiter, zehntausend mann fussvolk und zweihundert elephanten zählt. An zwanzig galgen werden je sieben von den frauen und zwar an den füssen aufgehängt, „weswegen sie denn unter schmertzlichem seufftzen erst in einer stunde in ihrem blute erstickt waren.“ Ein rührender abschied von der königin ist vorhergegangen, ein noch traurigerer der lezteren von ihren kindern folgt, dann bricht ihr das herz, sie sinkt tot nieder, wird aber schleunigst noch an dem einundzwanzigsten galgen mit ihren vier kindern und vier hofdamen aufgeknüpft. Dem gefangenen könige aber wird in der folgenden nacht ein schwerer stein an den hals gehängt und er wird mit sechzig vornehmen herren ins tiefe meer geworfen.

Ähnlich raffiniert ist die beschreibung von Xemindos hinrichtung (s. 189—198), von Proms und Odias zerstörung (s. 202—205, 325—330) u. a. Mit einer wahren henkerslust ist z. b. die ungerechte bestrafung aller der vergiftung der prinzessiñ von Odia angeklagten ausgeführt (s. 315. 316).

Wie das grässliche, so ist auch das komische in mehreren bildern bis zur verletzung aller heute geltenden künstlerischen grenzen übertrieben, am wunderlichsten ist die mischung von komischem und gefühlvollem, die an einigen stellen hervortritt. Dies gilt z. b. für die scene, wo der kaiser Xemindo seine tochter in einem zimmer allein lässt und ihr befiehlt; den tapeten desselben, die sie zu zeugen ihrer liebe angerufen hat, gütige antwort zu erteilen. Hinter den tapeten aber steht Balacin, was Banise nicht weiss (s. 156 fg.). Chaumigrem führt in seiner verliebtheit die wunderlichsten streiche aus (s. 48 fg.). Er hört Higvanama im garten eine schmachtende liebesarie singen, springt plötzlich hervor und schreit aus vollem halse: Chaumigrem stelt sich ein, „lachte auch hierauff mit vollem Halse dermassen, als ob er die artigste sache vorgebracht hätte.“ Er blizt natürlich gründlich ab, ist aber so fest von dem eindruck überzeugt, den er gemacht hat, dass er die verschiedensten bäume nach einander umarm̃t, im glauben, den gegenstand seiner liebe in den armen zu halten; der eine dieser bäume sticht, der andere stösst ihn auf die empfindlichste weise. Später nähert er sich ihr mit solcher ehrerbietung, dass es scheint, „als ob er mit der nase an die erde gewachsen wäre, weil jedweder schritt mit einer

tiefen neigung begleitet wurde.“ Die übrigen komischen partien, Scandor bei Eswara (s. 131) und bei Lorangy (s. 210 fg.), die enthüllung des Hassana und Lorangy gespielten betrugs (s. 215), das widersehen Nherandis und Higvanamas (s. 370 fg.) und endlich das Zarangs und der prinsessin von Savaady sind weniger übertrieben und entsprechen mehr unseren begriffen von dem, was spasshaft wirkt.

Ich füge hier nun noch mehrere beispiele dafür an, wie die verschiedenen gefühle nach des dichters darstellung sich äussern und in welchen sich geschmacklosigkeit und kraft oft in wunderlichster weise verbinden. Die oft citierten ersten dreizehn zeilen des ersten buches, in denen Balacin blitz, donner und hagel auf Chaumigrems residenz herabwünscht, kann ich als bekant voraussetzen. Während sich in ihnen nur der sehnliche wunsch nach rache ausspricht, ist die äusserung seines schmerzes über Banisens wahrscheinlichen tod in der regel mit einem selbstmordversuch verbunden, der von den umstehenden verhindert wird. Das entzücken über den traum, in welchem er sie zuerst gesehen, macht sich in den worten luft (s. 99. 100): „Ach himmel, was vor eine überirdische schönheit hat sich denen gemüths-augen im schlaffe vorgestellet: Ihr blosses anschauen hat mich entgeistert, und das andencken setzet meine seele in empfindlichste flammen. Ich schwere, dieses bild soll mir nimmermehr aus meinem hertzen gerissen werden. Ich will alle ecken der welt durchreisen, und die schönheit suchen. Bin ich hierinnen unglücklich, so will ich sie doch im himmel antreffen.“ Als sie dann durch ihn von dem verfolgenden panther gerettet worden ist und zum ersten male „ihre rosenlippen“ geöfnet hat, werfen ihn „ihre zucker-worte zu der erden, dass er mit den verliebtesten geberden den saum ihres rockes küste“ (s. 120). Bei der kunde von Chaumigrems greueltaten in Martaban rät er „statt übriger thränen das schwartze blut der feinde zu vergiessen und nicht eher zu ruhen, biß des mörders kopf in einem mörsel zerstoßen und die verhassten anstiffter dieser mordthat denen entseelten ein blutiges rach-opffer seyn mögen.“ Und als der schmerzerfülte kaiser Xemindo ihm antwortet: „Hierdurch muß auch ein ambos, geschweige ein menschliches hertze, gekrümmet und weich gemacht werden, wo der unglücks-hammer so gar harte hinschlägt“, entgegnet er: „Die glut der rache kan alles wieder gerade machen, und diese wunden können nicht anders denn mit dem blute des tyrannen geheilet werden. Ich schwere es bey der ewigen Gottheit, daß, wo mir nicht durch einen fall das leben verkürtzet wird, ich dermahleinst noch mit eigner hand die grausamste rache von diesem frauen-mörder nehmen will“ (s. 147). Seine

freude über einen brief von Banisens hand zeigt er, indem er die aufschrifft inbrünstig küsst und sagt: „Ach angenehmste zeilen, deren schrifft nicht irrdische augen, sondern sonnen zu lesen würdig sind. Wohlan, es sey gewagt, ich erbreche den brieff, um bey diesem zucker der galle nicht zu entwohnen.“ Und als er nun gelesen, dass sie binnen vier tagen sterben soll, ruft er aus: „Wehe mir, die zeit ist zu kurtz, und ich bin verlohren. Ach! so ist denn kein beständiger sonnenschein mehr zu hoffen, und muß ein jeder stern zum cometen werden? Zwar derjenige solte sich wohl vor keinem ungewitter mehr fürchten, welchen der ungütige himmel schon öffters durch harte blitze verhehret und betrübet hat. Allein wo er zugleich mit den keulen seines zorns spielet, da muß auch der festeste grund erzittern“ (s. 237).

Sehen wir auf der anderen seite, wie Banisens gefühle (ausser den oben besprochenen extremen fällen) sich äussern. Als sie in einem selbstgespräche zum ersten male ihre neigung verraten hat, und Balacin, der alles gehört, zu ihr tritt, tut sie einen lauten schrei und läuft nach dem fenster. „Als nun schrecken und scham die schöne purpurfarbe ihrer wangen um ein grosses vermehrte, und ein anmuthiges zeugniß ihrer züchtigen schamhafftigkeit gegeben, oder vielmehr angedeutet hatten, daß der Printz noch dermaleins ihre vollkommenheit und keusches hertze als die edelsten schätze der triumphirenden natur für lieb- und leibeigen besitzen würde, also war mein Printz (so erzählt Scandor) eine gute weile mit seinen augen an den ihrigen geheфftet verblieben, deren magnet als zwey hellfunkelnde nord-sterne ihn gantz an sich gezogen hatten“ (s. 157). Die freude über Balacins ersten rettungsplan entlockt ihr die worte: „Nun schmeltzet mein hertze, und die seele krieget flügel, ja ich vergöttere mich gantz, daß ich meinen Printzen, meinen Schutz-Engel, so nahe wissen soll“ (s. 236). „Ich folge, wo man mich hinführet. Ich will mit ihm die verbrannten mohren besuchen, ja auch die kalten nord-länder, wo sich die weissen bären auffhalten, nicht ausschlagen, denn solte mich gleich der himmel zu ihrer kost versehen haben, so würde ich doch viel sanffter in seinem schoß sterben, als hier in verhaßtem purpur leben“ (s. 257). Ihren zorn gegen den prinzen Zarang, als dieser sie im tempel mit den schnödesten anträgen verfolgt, drückt sie einmal in dem energischen satze aus: „Wenn ich Göttin wäre, so wolte ich blitz und bley auff eure verwegenheit regnen lassen, und das unzüchtige hertze in tausend stücke zerreissen“ (s. 306). Die freude über ihre rettung endlich lässt sie vor dem opferaltar zu des prinzen füssen niedersinken und mit „schwacher und beweglichster stimme“ ihren dank sagen (s. 379 fg.).

Auch in Higvanamas antlitz sehen wir übrigens einmal wegen eines briefes von Nherandi eine „solche bestürtzung und freude“ sich verbreiten, „daß die farbe der wangen sich nach der stirn zogen, und also dem gantzen gesichte eine angenehme röthe verursachte“ (s. 63). Ihr schöner mund drückt unzählige küsse auf das „glückselige blat.“ Der erste abschied ihres bruders zieht ihr eine ohnmacht zu, und sie bricht dann in die klage aus: „Unglückliche Higvanama, so solst du nun die andere helffte meines hertzens vollend verlieren, nachdem du das eine theil (Nherandi) fast zwey jahre entbehren müssen. Soll ich den, welcher nicht mein bruder, sondern mehr als mein vater gewesen, von mir scheiden lassen? Worzu nützet mir denn mein leben? Grausamer vater, sind denn alle wolcken leer, und heget ihre finsterniß keinen blitz mehr in sich, solche greuelthat zu rächen?“ (s. 85). Sie beschliesst durch einen dolchstich ihrer bedrängten seele luft zu machen, „daß sie ungescheut um ihren liebsten Nherandi und werthesten Balacin schweben möge“, was der leztere natürlich hindert. In der gefangenschaft des Soudras sehen wir „die armselige Königin gebunden, welche vor wenig tagen ein grosses reich beherrschte, und noch vor etlichen stunden hunderttausend köpffe zu ihrem winck stehen hatte. Ja die sich nicht sattsam an der süssen hoffnung vergnügen kunte, wenn sie ihren liebsten bruder mit einem schwesterlichen hertz-getreuen kusse umfassen würde, die muß sich jetzt als sclavin in die arme ihres feindes werffen, und die prächtige last, will sagen, silberne fessel, küssen“ (s. 366).

Nach ihrer befreiung durch den verlobten endlich heisst es: „Die Zeit erlaubte ihnen sattsam, eine verliebte erinnerung des vergangenen leid- und freudenwechsels gegen einander anzustellen, und sich nach verzogenem ungewitter an der liebes-sonne, wie keusch-entflammte pflegen, wiederum zu wärmen und zu ergötzen“ (s. 372).

Als gegenbild hierzu führen wir Lorangy an. Sie begibt sich z. b. einmal mit ihrer mutter so „eylends“ aus dem zimmer Balacins und „schmeißt“ die tür mit solchem ungestüm hinter sich zu, dass Zigler wünscht, „es hätten damahls aller bösen weiber köpffe darzwischen gestecket“ (s. 30). Ihre haupteigenschaft bleibt aber die verliebtheit, die bezeichnendste stelle dafür findet sich s. 91—94. Da bricht manchmal eine glut der sprache hervor, die an das hohe lied Salomonis oder an Venus und Adonis, den Shakespeare zugeschriebenen sonettenkranz, erinnern könte.

Des prinzen Zarang liebesseufzer klingen bei weitem unschöner, seine mildesten ausdrücke vor Banisen sind folgende: „Unempfindlichste

Princeßin! so können denn auch die zeiten und das unglück, welche sonsten ertzt und marmor bezwingen, ihr hertze nicht entsteinern? Ist denn meine liebe so gar verhaßt, daß sie nur jederzeit mit verstopfftem ohr und stählernem gemüthe soll angenommen werden?" (s. 304). Zu seiner sinlichen natur aber passt es schliesslich, dass er der prinzessin von Savaady sich zuneigt, als er sie „in beweglicher gestalt vor sich knien sahe, die Alabaster-haut der eröffneten brust betrachtete und einer sonderbahren anmuth in dem gewiß liebenswürdigen wangenfelde gewahr wurde" (s. 381). Das stimt zu des Rolim reden, der, ehe er Banise gesehen, Chaumigrem warnt: „Durch das anschauen beherrschen die schwachen weibsbilder die stärcksten männer, ihr flehen und bitten sind gebote, ihre thränen wilde wasser, welche den damm des besten vorsatzes durchdringen, und ihre seuffzer sind sturmwinde, denen auch der unbeweglichste Colossus nicht widerstehen kan" (s. 228). Aber bald verspricht der alte sünder dem kaiser, Banise „die liebes-pillen erwünscht einzubringen. Angesehen sie nur noch ein kind ist, das noch in schalen stecket, und ein baum, auf welchem der kützel noch nie geblühet hat. Ich will ihr aber schon durch süsse lehren die knospen auffthun" (s. 267). Er begint dies mit den worten: „Ich komme hier als eine biene, welche klee suchet, und vor ihren Käyser sorget, dessen mund so sehr nach ihr lechset. Der blitz ihrer augen hat ihn entzündet, und ich sehe selbst, wie anmuthig der scharlach ihren mund und der purpur ihre wangen decket. Hier brennet lebendiger schnee, und dort quillt zinober. Und diese schönheit ist würdig, einen Käyser zu vergnügen" (s. 268). Er meldet das resultat seinem herrn mit dem trost: „Holtz, das bald feuer fängt, hält nicht lange kohlen. Der hundsstern, welcher fast die halbe welt durch hitze verzehret, hat nicht lange frist zu brennen." Aber der trostlose seufzet: „Die seiffe der Verachtung ist zu wenig, ihr bildniß aus meinem herzen zu tilgen" (s. 271). Und der ungetreue bote seufzt bald selbst: „Princessin, ich liebe sie, und wo die rose ihres wohlstandes blühen soll, so wisse sie, daß solche auff den grund meiner liebe müsse gepflantzet werden. Ich lodere, ich brenne, ich sterbe: wo nicht die unvergleichliche schönheit denjenigen in ihre arme nimmt, welche ihn magnetischer weise an sich zeucht" (s. 296).

Die unmenge rhetorischer figuren und wendungen, welche schon die vorgeführten beispiele aufweisen, wird wo möglich noch gesteigert in Chaumigrems munde. So wenn er dem könig Dacosem klagt: „Higvanama ach! Higvanama ist die feindin meiner ruhe, in ihren augen ruhet mein tod und leben. Großmächtigster König und Herr, ich

geniesse unwürdigst dero überflüßige gnade; allein ohne der Princeßin gunst ist mir dieser Zucker nur galle, und dero versagte huld wird mich bald aus I. M. augen rücken" (s. 61). Zu Banise sagt er einmal: „Wie so betrübt, meine Schöne, wenn werden uns die benetzten wangen trockene rosen und die traurigen augen fröhliche sonnen gewähren?" Und weiter: „Mit einem worte, Chaumigrem brennet und erkieset Banisens liebe zur kühlung seiner flammen." „In meiner seele herrschet brunst und flamme, welcher allen haß nunmehro verzehret hat." Als aber Banise ausweichend ihre eigenen reize herabgesezt hat in dem satze: „Einem solchen Herrn müssen gestirnte kertzen und nicht schlechte irr-lichter zu bette leuchten", schwingt er sich zu dem vergleiche auf: „Ich erkenne mehr als zu wohl, wie der fruchtreiche herbst ihre brust und der anmuthige frühling ihre lippen beseelet. Weil sich auch der sommer in völliger pracht auf der rosen-wangen zeiget: wie kan doch der verdrießliche winter im hertzen wohnen" (s. 244—46). Nach dem verunglückten fluchtversuch strömt seine leidenschaft noch immer in den sätzen hervor: „Ach, grausame Banise! welche ein Arimaspischer wolff mit gifft und blute muß gesäuget haben. Ihr kaltes hertze muß auch das eyß aus Zembla (Nowaja-Semlja) übertreffen, weil mein heisses bitten weder vormahls, noch mein flammendes begehren jetzund zu schmeltzen vermochte" (s. 267). Besser stehen dem wüterich alle die farben zu gesichte, mit denen sein blutdurst und seine wütenden zornesäusserungen ausgemalt werden. So, wenn er sagt: „Wir meynen, daß, wo unsere wolfarthslilien am besten blühen sollen, man nothwendig die felder mit des feindes blute düngen, und wo wir unser Reich befestigen wollen, man die stuffen zum throne durch feindliche leichen bauen müsse" (s. 219). Ponnedro wider drückt seine ansicht über die verbindung von Chaumigrems liebesraserei mit seiner sonstigen natur in dem geschmackvollen satze aus: „Die durchdringende schönheit der Princeßin hat auch dieses tygerhertz bezwungen, dannenhero er von dem gifft eingesogener liebe fast zu börsten vermeynet" (s. 238). Im zorn schreit Chaumigrem: „Wo ist die bestie, wo ist der ertz-verräther?" und lässt „seinen grimm durch folgende worte und grausamen befehl ausdünsten: Daß nicht alsobald tausend hencker erscheinen und dir verfluchten hund den verdammten lohn durch pech und schwefel ertheilen. Darffst du vermaledeyter erdwurm dich dessen unterstehen, dem strengen befehl unserer geheiligten Majestät boßhafftig zu widerstreben?" (226. 227). Oder als Banise entwichen ist: „Blitz, brand, schwefel, bley und hundert hencker sollen diese

schmach rächen, und ihr alle solt es mit euren hälsen bezahlen, daß ihr dieses höllen-kind entreissen lassen“ (s. 261).

Doch führen wir schliesslich noch etwas weniger scharfrichtermässige wendungen an! Scandor und Talemon sollen uns unter die leidlich civilisierten menschen zurückführen. Der alte reichsschatzmeister des kaisers von Pegu bricht bei dem bericht von dessen gang zum hinrichtungsqlatz in die klage aus: „O wunderliches verhängniß! o veränderliches glück! O spiegelglattes eiß der herrschaft! da sich die crone in einen cypressen-krantz und das scepter in einen blutigen mörder-stahl verwandelt. Hier sehen wir, wie vergebens wir arme menschen bemühet sind, wenn wir uns unterstehen, den schluß zu meiden, welchen das verhängniß in das himmels-buch mit solchen zieffern, welche nur die Götter verstehen, eingeschrieben hat“ (s. 195). Scandor auf der anderen seite wird nie so sentimental. Selbst als er mit Banisen von den verfolgenden Bramanern eingeholt wird, lässt er einfach sein pferd laufen, sezt sich neben die prinzessin, deren ross gestürzt ist, auf die baumwurzeln und sagt ihr: „Ich kan mir nicht weiter helffen. Hier wollen wir sitzen bleiben, und uns vor zwey hasen ausgeben: weil es nun im gehege ist, so werden sie uns wohl ungebrühet lassen“ (s. 263). Seine verwunderung, als er in Talemons schlosse plötzlich seinen verwundeten herrn findet, macht sich in dem drastischen ausrufe luft: „O ihr Götter, errettet mich von diesem zauberorte. Talemon, ihr alter hexen-meister, ihr verblendet meine augen.“ Er will „zur thür hinaus reissen“, wird aber von dem schlossherrn zurückgehalten und komt schliesslich „mit zitterndem fusse“ an das bett des prinzen (s. 30). Den höchsten grad seiner ergebenheit gegen diesen spricht er in den worten aus: „Wo einige treue gegen einen so grossen Herrn durch eine geringe heyrath kan bewiesen werden, so wolte ich mich wol unterfangen, das älteste, heßlichste, boßhafftigste und ärmste weib in gantz Asien auffzusuchen, und mich dadurch den Göttern so weit angenehm zu machen, daß sie nach diesem leben meiner gewiß verschonen würden, weil ich die hölle sattsam auff erden gehabt hätte“ (s. 179). Das ist doch bald so hoch geschworen, wie es Banise mit dem gelübde ihren Balacin zu den mohren wie zu den eskimos zu begleiten tut.

Ich habe auf den lezten seiten eine ganze auswahl von Empfindungs- und wunschäusserungen nach Ziglers manier zusammengestelt, und zwar mit möglichster vermeidung der für die einzelnen individuen charakteristischen stellen. Sie geben den typus ab, wie sich freude und entzücken, kummer und schmerz, zorn und rachedurst, ergeben-

heit und liebe nach unseres schriftstellers meinung luft machen sollen. Wir verlangen heute mehr einfachheit und klarheit des ausdrucks, eine grössere mässigung des gefühls, wenn wir einen einigermassen woltuenden eindruck geniessen wollen. Nicht nur äusserungen der menschen werden aber in solchen rhetorisch aufgepuzten sätzen widergegeben, es ist vielmehr so ziemlich alles in diesem tone gehalten. Die berüchtigte „lieblichkeit" des ausdrucks verbietet es, natürlich und einfach zu sprechen; blumige umschreibungen begegnen uns auf schritt und tritt. Bei einem sonnenaufgang z. b. benuzt der dichter die wendung: „Das angenehme welt-auge machte artige vorstellungen in dem springenden wasser eines in den Garten stehenden kunst-brunnens" (s. 19), oder „Nunmehro brach das betrübte licht an" (s. 165), oder „das grosse weltauge hatte kaum das blutige feld bestrahlet" (s. 372); bei einem untergange heisst es: „Die Sonne begunte bereits einen theil ihrer strahlen in die see zu verbergen, als die Glut der Lorangy erst rechte flammen fieng" (s. 207). Von den unzähligen tropen, die für kriegsereignisse verwendet werden, citiere ich nur die eine stelle: „Sie verleibten ihren ruhm mit rothen buchstaben denen mauern ein. Das geschütze muste tag und nacht blitzen, die unbeweglichen mauern zu bewegen, daß sie doch einen freyen eintritt erlauben wolten" (s. 382). In der friedensproklamation am schlusse komt der satz vor: „Heute sollen sich alle sebel in pflugschaaren, die spiese in eggen und die lantzen in weinpfähle verkehren" (s. 399). Das klingt gar nicht übel, ich hoffe überhaupt, dass schon in dem bis jezt gegebenen manch schönes bild, manch gut gewählter ausdruck neben den übertriebenen und verfehlten aufgefallen sein wird. Am empfindlichsten berühren uns immer die rohen freuden- oder zornesausbrüche. So wenn z. b. von dem „angenehmen und herrlichen anblick" geredet wird, den Xeminbruns auf eine lanze gestecktes haupt bietet (s. 183), oder wenn Xemindo auf dem schaffot einige freudentränen vergiesst, weil der ihn misshandelnde henker von einem der umstehenden mit einem wurfspiess „durch und durch gerannt wird" (s. 196).

So unangenehm ferner das kapitel, so kann ich doch der vollständigkeit wegen nicht ganz an den zotenhaften stellen vorbeigehen, wenn sie uns auch entschieden seltener als bei anderen schriftstellern der zeit begegnen und von dem damaligen publikum wol kaum als zoten empfunden worden sind. Ich rechne hierher schon einige in anderem zusammenhang gegebenen reden über und von Hassana (s. 87. 88) und alle anderen stellen, in denen frivole worte über ehebruch laut werden. Mit wenigen ausnahmen finden sie sich in Scandors

munde, z. b. s. 45. 173. Als Eswara den losen Paladin in ihrer wohnung versteckt hat, stürmt ihr „guter Mann" mit ähnlichen worten zur türe herein (s. 130). Am unzüchtigsten redet Zarang und zwar direkt Banisen ins gesicht, als sie ihm erklärt, sie sei bereits so gut als vermählt (s. 305). Der Rolim braucht wenige minuten vorher etwas weniger schlimme bilder bei seinen zudringlichkeiten (s. 299), dagegen muss uns seine aufzählung von Banisens reizen, durch die er ihr seine völlige unfähigkeit, ihnen zu widerstehen, erklären will, geradezu anwidern (s. 295). Den schluss dieser wenig anmutenden aufzählung bilde die lose redensart, welche Scandor nach seiner rettung durch Talemon braucht: „Ich begunte schon wie die hechte auf dem rücken zu schwimmen: welches dann meinen glauben bestärckte, daß ich kein frauenzimmer sey, als welches von der schamhafftigen natur bey dergleichen nassen fällen dazu versehen, daß sie jederzeit dem wasser den förder-theil des leibes gönnen, und auf dem gesichte schwimmen müssen" (s. 31).

Es ist dies aber tatsächlich, so weit ich es habe kontrollieren können, alles, was in betreff dieses punktes in der Banise vorkomt; die „erstlinge der blumen", „die blumen der schönheit" werden allerdings noch hie und da als wünschenswert citiert, aber eben nur citiert. Am schlusse begleiten wir die drei jungen ehepaare in ihre ruhezelte: „Worinnen die mit so vielen dornen bißher verwahrten rosen mit grösster vergnügung gebrochen, und alles ungemach mit einem süssen achgeschrey der leidenden Princeßinnen erwünscht geendiget wurde" (s. 407. 408). Dieser ausdruck und des Rolims beschreibung von Banise schmecken wol am meisten nach lüsternheit; uns sind derartige stellen unerträglich, sie können ein buch ungeniessbar machen. Bedenken wir aber, wie zahm alles dies, mit anderen sowol epischen als lyrischen schilderungen anderer schriftsteller jener zeit verglichen, erscheint, erinnern wir uns, dass die Wielandsche muse weit sinlichere ergüsse hervorgebracht, dass selbst das publikum unseres jahrhunderts Clauren verschlungen hat und heutzutage Zolas bücher in den vornehmsten boudoirs liegen, dann wird unser tadel verstummen.

Doch verlassen wir dieses gebiet und wenden wir uns den interessantesten und algemeinsten redewendungen zu, den sprichwörtlichen sätzen, deren ich eine ganz ausserordentliche zahl in der Banise annehmen zu müssen glaube. Es ist mir unmöglich, sie hier aufzuzählen, einige sind schon früher mit untergelaufen, ihre benutzung vor allen dingen durch Scandor liefert mir aber einen weiteren beweis für die nicht unglückliche charakterzeichnung, die ihm durch den dichter

zu teil geworden ist. Leute seines schlages werden stets und überall eine vorliebe für die kurzen, scheinbar jede weitere einwendung ausschliessenden sentenzen verraten. Von den anderen personen, welche dergleichen ausdrücke brauchen, nenne ich nur die folgenden: Banisens ganze lebensanschauung könte man in ihren worten sehen: „Sturm, unglück und hertzeleid ist die beste lust der tugend, angst ist ihre mutter, und elend ihre amme" (s. 269). Higvanama steht ihr zur seite mit dem satze: „Wo einmahl reine liebe durch den tod betrübet wird, da ist die keuschheit der beste Schatz in der Welt, und alle liebe ist alsdann nur ein irrwisch, dessen glantz von unreinen seelen entspringet" (s. 45). Und in demselben gespräche braucht sie noch die weisheitsregeln: „Wohl dem, welcher seine klugheit in dem sarge suchet, und das Gold seines verstandes auff den probierstein der sterblichkeit streichet." „Wo hertz und lufft trübe ist, da wird sonne und brunst danckel." Chaumigrem dagegen redet ihr zu: „Lasse sie die todten ihre todten begraben." Der alte Talemon flicht einmal die bemerkung ein: „Gedult ist die lincke hand der tapfferkeit"; und später: „Alle verachtung bringt sicherheit, sicherheit gefahr und diese den tod" (s. 203). Sein sohn Ponnedro hilft sich im gespräch mit Chaumigrem und später Banise ebenfals öfter mit dergleichen wendungen: „Wenn sich grosse herren rauffen, müssen die unterthanen ihre haare darzu hergeben, und wenn gecrönte häupter nüsse aufbeissen, so muß es mit den zähnen der unterthanen geschehen" (s. 222); ferner: „Wo die gefahr zu pferde sitzet, da muß guter rath freylich nicht auf steltzen gehen" (s. 235). „Das glücke ist rund", und „wir würden nur pfeiler in die see bauen, und bey der natter gunst suchen" (s. 238, 239). „Alle freyer, narren und trunckene sind reich" meint Balacin mit deutlicher anspielung einmal zu Scandor (s. 32). Der satz: „Eine Krone ohne Banise ist mir eine gesaltzene speise ohne tranck" (s. 35) belegt seine unverbrüchliche treue gegen die braut wie der andere: „Wo das garn der liebe nicht aus reiner unschuldsseide gesponnen wird, da fressen sich unfehlbar die motten des unglücks ein" (s. 91). Die bei weitem meisten in unserem buche angebrachten sprichwörter beschäftigen sich mit der liebe. Scandor und zuerst auch der Rolim sind in dieser beziehung unerschöpflich in unglücksweissagungen. Wie ein priamel klingt des lezteren mahnung: „Die liebe ist eine fantasie und ein ungewisser zweck. Sie ist blind und dennoch sieht sie schärffer als ein luchs. Sie bauet ihren thron in dem hertzen, und ist doch ein unbegreiffliches wesen. Ein vogel siehet den leim und die mücke das licht, dennoch lässt sich jener kirren und diese verbrennet sich selber, das

schnelle rehe scheuet das garn, und der schiffer kennet die fahrt der ancker-losen see: doch kan jenes das sehen nicht klug, noch diesen die gefahr verzagt machen" (s. 265). Scandors erstes sprichwort hat algemeinen inhalt: „Wer geld hat, kan leicht schätze suchen, und wer viel hunde hat, kann leicht hasen fangen" (s. 36). Dann aber heisst es: „Wo die liebe raset, da strauchelt der verstand, ja der klügste mann wird zum narren" (s. 75), und der anfang des zweiten buches mit seinem acht seiten langen gespräch zwischen dem prinzen und seinem diener liefert hierhergehörige beispiele in hülle und fülle[1].

Aus anderen gesprächen über das wesen der liebe, z. b. zwischen Balacin und seiner schwester (s. 66 fg.) oder zwischen Banise und dem Rolim (s. 295 fg.), füge ich noch an: „das frauenzimmer und die liebe ist ein zartes wesen", „die liebe ist eine schwachheit des gemüthes", „bei den rosen sind dornen", „die einfältige wahrheit ist die beste." „Schön und fromm seyn stehet selten bey einander."

An heutige wendungen klingen endlich auch die beiden redensarten (s. 114) an: „Unter der rose", wofür wir gewöhnlich den lateinischen ausdruck brauchen, und „er hat sich unsterblich verliebt", an stelle unseres „sterblich verliebt."

Ich schliesse diesen abschnitt mit den unzweideutigen seitenblicken und anspielungen auf Europa und dessen verhältnisse vor zweihundert jahren; aus allen spricht ein etwas verbittertes gemüt oder wenigstens die melancholische stimmung des pessimistischen einsiedlers. Schon die worte Higvanamas sind wol mehr auf Europa als Asien zu beziehen: (s. 67) „Freylich ist es zu beklagen, ja mit blutigen thränen zu beweinen, daß unser Asiatisches frauenzimmer fast mehr cometen als sterne blicken lässet; da eine bereits durch das band der liebe gebundene Venus den wechsel dermassen liebet, dass öffters die sämtlichen planeten nicht genugsam sind, sie durch ihren einfluß zu stillen. Und brennet ja noch wo ein reines licht, welches sich keine lasterwolcke will schwärtzen lassen, so heissen dessen stralen einfältig" usw. Auch über die geschwisterliebe der zeit hören wir klagen, und zwar aus Scandors munde: „Als welche itziger zeit dermassen erfroren, daß fremde personen ihre liebe viel hitziger als brüder und schwestern erzeigen, ja wo heutiges tages drey geschwister sind, so bemühet sich das dritte, wie es die anderen zwey in einan-

1) Bobertag erinnert mit vollem rechte daran, dass hier eine sehr ausführliche variation vorliege eines seit dem mittelalter in der facetien- und populär-moralischen litteratur in Deutschland besonders seit der verdeutschung der schrift Petrarcas vom glücklichen und unglücklichen leben beliebten gedankens.

der hetzen möge" (s. 84). Ein hübsches pendant zu dem oben gegebenen ausdruck Banisens, dass die liebe sie zwinge Balacin „Du" zu heissen, finden wir in Scandors worten: „Eine jungfer, oder fräulein, wie sie heutiges tages wollen getaufft sein" (s. 376). Eine „grundregul der heutigen welt", die er zwei seiten später gibt, klingt ganz, als ob sie auf unsere heutigen junggesellen gemünzt wäre: „Ein pfund gold muß im heyrathen einen centner tugend überwiegen." Zahlreich sind auch die sätze, in denen ein licht auf die politischen anschauungen Ziglers fält. Er lässt Scandor sagen, dass er sich vor der „gemeinen Hof-pest ungemessener einbildung" gehütet habe (s. 46) und Talemon einmal klagen, über „den wanckenden pöbel, wie wenig sich auf dero beständige treue zu verlassen sey" (s. 188); der Rolim sagt auf der anderen seite Chaumigrem ins gesicht: „Alle herrschafften, darinnen man allzu viel schärffe brauchet, bestehen nicht lange. Wo recht ist, da muß auch gnade seyn: diese beyden zieren einen monarchen, wie sonne und mond den blauen himmel, und hierdurch kann er nur den Göttern am nechsten kommen. Ein Regente ist auch an die gesetze gebunden, daß er nicht allenthalben frey zu verfahren hat. Ratio status aber ist hingegen die verdammte rathgeberin, daß man weder vater noch mutter, weder kinder noch geschwister, weder treu noch glauben, weder göttliches noch weltliches gesetze verschont, sondern durch list, falschheit, und tyranney alle rechte unterdrucket, die unterthanen ins elend stürtzet, sich aber selbst erschreckliches ende auf den halß zeucht" (s. 224 fg.). Kurz vorher hat er dem kaiser klug geraten, „weder eine durchgehende dienstbarkeit, viel weniger eine völlige freyheit einzuführen." Das alles ist aber so wenig nach dessem herzen, dass dieser losbricht: „Vermaledeyet sey das gesetze, welches die macht eines freyen Königs einzuschrencken sich bemühet. Ratio status ist die eintzige richtschnur grosser Herren, und hat die gerechtigkeit zur stieff-schwester." In erfreulichem gegensatze dazu stehen die grundsätze, mit denen Balacin die regierung antritt. Seine herolde proklamieren sie in den noch von blut rauchenden strassen Pegus, fast als ständen sie nach dem dreissigjährigen kriege in Deutschland (s. 399). Dazu hält der ehrwürdige neue Rolim Korangerim, der sich schon früher durch kluge ratschläge hervorgetan hat, bei der kaiserkrönung eine ganz vortrefliche rede an den dem namen nach „gewählten" fürsten (s. 404—6), wert, dass sie ganz hier abgedruckt würde. Er warnt ihn vor begünstigungen, vor zorn (denn „der Zorn ist eine motte, welche den purpur verderbet"), vor neid, vor unbesonnenen reden (denn „der Fürsten worte sollen, weil sie von jedem erwogen werden, zuförderst

wohl auf der wage-schale der bedachtsamkeit abgewogen seyn)." Der beschränkte raum verbietet leider eine ausführlichere analyse dieses oratorischen meisterstücks.

Diese hier ausgesprochenen staatsmännischen weisheitsregeln, die sich zweifelsohne über die praxis der politik des länderschachers erheben, wie sie das Europa Ludwig XIV. trieb und wie sie unser buch im verschenken und vertauschen der einzelnen hinterindischen gebiete auch zeigt, erhalten nun dadurch einen besonderen beigeschmack, dass Zigler sein werk dem kronprinzen Johann Georg von Sachsen gewidmet hat, dem sohne Johann Georg III., des bekanten „sächsischen Mars", demselben, der später als der vierte seines namens zur regierung kam, leider aber durch einen plötzlichen tod alle auf ihn gesezten hofnungen zu nichte machte und August dem starken, dem gegner Karls XII. von Schweden, den thron hinterliess. Diesem Johann Georg ist das dedicationsgedicht gewidmet, welches dem werke vorangeht. Darauf weiter einzugehen hiesse die geduld des lesers ermüden. Charakteristisches findet sich absolut nicht darin. Nur möchte ich darauf hinweisen, dass in ihm wie in der vorrede an den „nach Standes-Gebühr Geehrten Leser" Zigler sich nicht wie in der Banise selbst vor fremdwörtern und gelehrten anspielungen hütet, sondern vielmehr seine feine bildung darin auch von dieser seite möglichst zeigt[1]. Er citiert, wenn ich recht gezählt habe, in den 132 zeilen des gedichts jedoch noch nicht 20 namen, ist auch darin also nicht so unmässig wie andere zeitgenossen; die übertriebene devotion und sklavenhafte unterwürfigkeit ist uns unangenehmer. Von dem anfange der vorrede: „Endlich erkühnet sich meine Asiatische Banise, als eine unzeitige frucht seichter lippen, unter der presse hervorzuwagen, und sich auf den schauplatz der schrifft-eckeln welt vorzustellen" urteilt schon Gottsched genau so wie wir. Von algemeinerem interesse ist dagegen die polemik Ziglers gegen die „vielen nicht günstigen, welche nicht ermangeln werden, diese blätter durch alle Praedicamenta durchzuziehen", „gegen die Catonianische meynung, ob wären die Romainen schlechter dings unnütze schrifften"[2]. „Denen ungegründeten hassern der Heldenschrifften, und andern übel-gesinnten" rät er dienstfreundlich „dieses Geringfügige werkgen, welches sich nur als eine unwürdige aufwärterin der heutig-vortrefflichen Romainen aufgeführet, bey seite zu legen, und ein nütz-

1) Auch Cholevius s. 169 meint: „in der vorrede drücke er sich wie die kavaliere der zeit aus, brauche französisch und lateinisch."

2) Bobertag s. 240 fg. gibt eine ergötzliche probe solchen energischen tadels gegen die gattung der heldenromane aus jener zeit in extenso.

licher buch nach seiner Caprice zu ergreiffen, aus welchem er beweisen könne: Dicatur in eo, quod non dictum sit prius." „Denen übel deutenden Momis und Zoilis" sezt er schliesslich „wolbedächtig" den wahlspruch des hosenbandordens entgegen: Honni soit, qui mal y pense.

Die art also, wie er mit diesen gegnern umspringt, beweist deutlich, dass er sich seines publikums durchaus sicher fühlt: er lebt der angenehmen hofnung, dass sich „viele honette Gemüther finden werden, die dieses sein wohlmeynendes unterfangen mehr loben als schelten"; er steigt nirgends von einer souveränen verachtung der gegner herunter. Doch lässt er seine „Indianische Princeßin ganz gerne bekennen, daß sie keinen locum in denen Actis Eruditorum meritire, angesehen sie sich nur in einem schlechten deutschen kleide, nicht aber im harnisch, wodurch sie einige begierde zu fechten andeuten möchte, vorstellet." Er versichert ferner, er habe sich „möglichst beflissen, alle unartige und ärgerliche redens-arten äusserst zu meyden, auch niemanden mit fleiß zu touchiren, es sey denn, daß sich jemand getroffen fände, da er versichere, es sey von ungefehr geschehen." Über seine sprache endlich urteilt er — in dem ersten teile sicher mit recht, in dem zweiten zu unserer grossen verwunderung —, er hoffe „des Styli und eingestreueten Barbarismi wegen pardonniret" zu werden, wenn er sage, er habe den eigentlichen endzweck der romane, die deutsche sprache zu heben, nicht so genau beobachtet; der inhalt gleiche mehr einer historischen beschreibung als einem heldengedichte. Das, meine ich, können wir im grunde, wenn wir andere werke der zeit zur vergleichung herbeiziehen, zugeben. Dagegen klingt es heute geradezu komisch, wenn er vorgibt, er habe nicht „durch vergebene bemühung die armuth seiner zunge verrathen, sondern sich durchgehends einer leichten und gewöhnlichen redensart bedienen wollen." Arminius und Thusnelda von Lohenstein werde in betreff der volkommenheit der sprache den leser mehr befriedigen.

Als eine art probe von manchen im vorstehenden, besonders im ersten teile gefälten urteilen kann uns ein vergleich dienen, den wir zwischen unserem roman und dem von Schlossar mitgeteilten scenenentwurf einer dem roman nachgebildeten dramatischen bearbeitung zum schlusse ziehen wollen. Dieser anhang scheint mir berechtigt, da von mehreren kritikern betont wird[1], Zigler habe vom drama gelernt, da ferner die verschiedenen umarbeitungen zur oper und zum schauspiel

1) Wörtlich so E. Schmidt a. a. o. Cholevius und Bobertag berühren sich in ihren urteilen darüber insofern, als sie die affektvollen stellen für besonders gelungen und die umarbeitung des stoffes für lobenswert und effektvoll erklären.

diesen schluss sehr nahe legen und schon wenige jahrzehnte nach dem erscheinen der roman dramatisiert worden ist. Das älteste zeugnis dafür hat nun Schlossar mitgeteilt (a. a. o.): er hat ein blatt in die hand bekommen, wie es die pfälzische hofkomödiantengesellschaft des Joseph Heinrich Brunius in Graz 1722 an die angesehenen besucher ihrer vorstellungen verteilte und auf dem der inhalt des stückes scenisch skizziert ist. Genauer gesagt, umfasst das ganze vier blätter, voran geht ein dedikationsgedicht. Die „unterredenden Persohnen“ sind: Banise, kaiserliche prinzessin von Pegu, Balacin, prinz von Ava, Ximindo, kaiser von Pegu, Ximin, dessen prinz, Savadi, eine vertriebene prinzessin, Zorang, prinz von Tangu, Talemon, reichsschatzmeister von Pegu, Chaumigrem, tyrann, hernach kaiser von Pegu, Abaxar, Mortang, dessen generale, Rolim, oberpriester, Hans Wurst, Balacins lustiger diener, ein courier von Marteban, ein hauptmann des prinzen Zorang.

Das stück zerfält in fünf actus, der erste und zweite zu je 8, der dritte und vierte zu je 11, der fünfte zu 4 scenen. Schlossar begnügt sich nun s. 95 an seine interessante mitteilung nur wenige algemeine folgerungen anzuknüpfen. Die art der anordnung und der einreihung in den dramatischen rahmen sei sehr geschickt aus dem roman herausgenommen. Nur die hauptpersonen würden hervorgehoben, jedoch selbst einige nebenepisoden berücksichtigt, z. b. das verhältnis von Zorang und der prinzessin von Savaady. Talemons verhältnis zu Balacin sei zu wenig ausgeführt. Die scenenordnung findet er sehr sachgemäss, zum schluss sehr spannend, den abschluss rasch und gewant herbeigeführt. Alzu grässliche scenen gäbe es bis zum schlusse nicht, die vielen blutigen ereignisse, von denen der roman überfült sei, würden in der darstellung nicht berührt.

Der wert des Schlossarschen aufsatzes beruht in dem wörtlichen abdruck des scenenentwurfes, den ich hier als zu umfangreich nicht nochmals hersetzen kann. Von der sprache des eigentlichen stückes erhalten wir dabei freilich nur einen geringen begriff, man wird aber wol nicht fehl gehen, wenn man annimt, dass Balacin und Banise wenigstens die schöne sprache wie im romane gesprochen haben mögen und dass auch Scandor, der hier zum Hanswurst degradiert ist, sich vielfach angelehnt haben mag an seine reden in dem Ziglerschen werk; wie er sich schon darin manche scherzrede erlauben darf, ohne Balacin zu beleidigen, so wird er auch hier seine possen so ungeniert wie möglich getrieben haben. Der titel lautet: „Einer Hochlöblichen | In Öst. Regierung | und Hoff-Cammer | Wird | Zur Allerunterthänigsten Pflicht

und Schuld Bezeigung | eine Sehens-würdige und vortrefliche Haupt-Action | Betitult: | Die Siegende | Unschuld | In der Persohn der Asiatischen | Banise | von Johann Heinrich Brunius, Churfürstlich- | Pfältzischen Hof-Commoedianten-Principalen | Mit bey sich habender Hoch-Teutscher Compagnie | Unterthänigste-Gehorsambst offerirt und dedicirt. | Grätz, gedruckt bez den Widmannstätterischen Erben. 1722.“ Auf diese „vortreffliche Haubt-Action folget ein Ballett und Extra-Lustige Nach-Comödie.“

Ein vergleich mit dem roman ergibt nun folgendes: Als devise, gewissermassen als richtschnur auch für die hörer, wonach sie ihre erwartungen zu bestimmen haben, stehen am anfange der orakelspruch und der traum Balacins, die in nuce die ganze folgende handlung enthalten. Dann folgen seine ersten heldentaten in Pegu, durch die er aller augen auf sich lenkt. Der zweite akt bringt die belohnung dafür, die verlobung mit Banise, aber auch das herannahen der verwicklung in Chaumigrems sieg über Martaban. Der dritte führt diese selbst herbei in dem untergang des kaisertums von Pegu und in der gnadenfrist, welche Chaumigrem der wider seinen willen geretteten, ihn sodann aber zur heftigsten liebe entflammenden Banise stelt. Die grösse der gefahr wird auch dadurch bewiesen, dass beide liebende, Balacin in der 8., Banise in der 11. scene selbstmordversuche machen. Der vierte steigert die verwicklung durch den unglücklichen fluchtversuch beider, Chaumigrems bestimt ausgesprochene absicht, die prinzessin hinrichten zu lassen, wenn sie ihn nicht erhöre, und ihre überlieferung in die hand des Rolim. Der fünfte akt begint mit des lezteren ermordung durch Banise, führt die spannung in der tempelscene zur höchsten höhe, indem der als Rolim verkleidete Balacin Banise töten soll, und enthält in der lezten scene die schnelle peripetie in Chaumigrems tod durch Balacins hand und in dem „hellen freudengeschrei, welches den Heldenmüthigen Printzen Balacin mit seiner unvergleichlichen Banise vor wahre Beherrscher deß Kayserthums Pegu erkläret, wobey die Liebe diese zwey gequälte Hertzen mit Ehelicher Liebe zu deß gantzen Reiches Vergnügung entzückt verknüpfet.“ Balacins rivalität mit dem prinzen Zorang (im roman Zarang) wird mit als spannung erweckendes moment benuzt, sie wird in der 5. scene des ersten aktes begründet, führt zu des lezteren vergeblicher werbung in der 8. und zu dessen duell mit Balacin in der 5. scene des zweiten aktes. Sie erfährt aber, wenigstens in dem vorliegenden scenenentwurf, keinen versöhnenden abschluss durch die endliche verbindung Zorangs mit der prinzessin Savadi (so hier statt Savaady). Vielmehr sind diese zwei leztgenanten

personen zwar genau so wie in der ersten hälfte des romans neben einander gestelt, der prinz liebt Banise, die prinzessin verzehrt sich in sehnsucht nach ihm, der gegensatz wird aber im stücke noch verschärft, da hier der prinz Zorang durch Balacin in einem duell regelrecht überwunden wird (2. akt 5. und 6. scene), während das im roman nur einem von ihm geschickten stelvertreter passiert, und dann doch wol, wie in der 5. scene angedeutet, zu Chaumigrem übergeht, ohne wider erwähnt zu werden. Von der gemeinsamen belagerung Pegus durch Balacin und den prinzen Zorang, von dessen täuschung durch die ihn liebende prinzessin und schliesslicher versöhnung und vermählung mit ihr ist keine rede. So wie hier beider nebenfiguren schicksal nicht zu einem wenn auch nur notdürftig motivierten abschlusse komt, so wenig ist der prinzessin von Savaady verhältnis zu Balacin zu verstehen. Von ihrer durch den kaiser von Pegu zu allererst proklamierten verlobung ist keine andeutung gegeben, doch besizt Balacin ein bildnis von ihr wie im roman und gerät deshalb mit dem verschmäheten liebhaber derselben, Banisens bruder Ximin, in einen zweikampf, den die prinzessin von Savaady wie bei Zigler durch ihr dazwischentreten und die wegnahme des „Contrefait" endigt (I, 7). Später wird sie nur noch einmal erwähnt, da Banise ihr in der 3. scene des 4. aktes „ihre sorge wegen der treue ihres prinzen" entdeckt.

Die verwirrung also, welche der liebesgott durch die ungleich verteilten neigungen im roman anrichtet und die mich an Shakespeares sommernachtstraum erinnert[1], scheint, wenigstens nach der erhaltenen inhaltsangabe des dramas, in diesem nicht so gut benuzt; zwei personen fallen sozusagen ohne rettung ins wasser.

Dagegen kann ich nicht finden, dass, wie Schlossar sagt, Talemons stellung zu Balacin im drama „weniger ausgeführt sei." Es sind vielmehr alle hauptmomente ganz deutlich benuzt: Talemon will von dem Hanswurst (= Scandor) Balacins herkunft erfahren, erhält auskunft von lezterem selbst uud schwört ihm dann ewige treue (I, 6). Er ladet ihn dann zur kaiserlichen tafel und nimt an dieser wol selbst auch teil (II, 3—5). Er wird von Chaumigrem gefangen genommen (III, 1), verrät diesem „etliche schätze" (wie im roman), wird dadurch frei, kann aber Balacin über Banisens schicksal nicht beruhigen (III, 5. 6), gerade so wie bei Zigler. Dann hält er den prinzen vom selbstmord zurück (III, 8) und ebenso die inzwischen in sein gewahrsam gebrachte Banise (III, 11). Hier ist in ganz geschickter weise Tale-

1) Bobertag vergleicht sie mit der liebesverwirrung in „Diana" von Harsdörffer.

mons sohn Ponnedro durch den vater ersezt, und dieser wächst dadurch nur an bedeutung. So ist es auch im vierten akte, wo Talemon (nicht Ponnedro) Banisens briefe dem auch im drama offenbar in Talemons schlosse sich versteckt aufhaltenden Balacin überbringt, lezteren ermutigt, indem er die worte des orakelspruches als zumeist in erfüllung gegangen erklärt, Banisen den fluchtplan mitteilt und Balacin die zusammenkunft vor der flucht ermöglicht. Wenn er dann in der 7. scene erscheint, „begierig, ob der anschlag gelungen“, von dem erwachenden Chaumigrem erfährt, dass Banise ihn überlistet hat, und nun bemerkt ist, „ertheilet Befehl, selbe geschwinde zur Straffe aufzusuchen“, so ist es einmal bei der grammatikalischen unsicherheit des scenenentwurfs noch nicht ausgemacht, ob wirklich Talemon, nicht Chaumigrem damit gemeint ist, jedenfals aber darf kein böswilliger und verräterischer anschlag Talemons darin gesehen werden. Das beweisen die gleich folgenden ersten scenen des fünften aktes, wo Talemon an des ermordeten Rolim stelle gesezt wird (offenbar nur, um nicht noch eine neue nebenfigur einführen zu müssen) und mit Abaxar den ganzen rettungsplan entwirft. Talemon beredet Chaumigrem dem „verstelten“ Balacin bei der opferung Banisens die würde des Rolim zu übertragen, er ist also auch im drama durchaus der hebel in der peripetie.

Mein eindruck ist also: Talemon spielt auf der bühne eine noch bessere figur als im roman, seine schwäche gegen frau und tochter fält weg, da diese selbst nicht benuzt werden und er wird auch durch die verschmelzung mit seinem sohne Ponnedro bedeutender; alle handlungen nicht nur, die im romane ihm beigelegt werden, sondern noch einige dazu werden im drama auf sein konto geschrieben. Eher könte Abaxar etwas zurückgesezt werden. Fallen doch seine ganze liebesgeschichte, seine taten in Odia und seine eigenschaft als verkleideter prinz weg! Er ist und bleibt nur der lebensretter Banisens, wird von Chaumigrem deshalb vorgefordert, spielt aber mit Talemon bei der opferscene wider neben Balacin die entscheidende rolle. Scandor ist weit in den hintergrund gerückt, was die hauptfäden der verwickelung betrift; gewonnen hat nicht seine stellung als treuer, aufopferungsfähiger vasall, sondern nur seine wirkung auf die lachmuskeln der hörer. Er heisst „Hannß-Wurst“ oder Hans Wurst, ist Balacins diener und narr und greift in den gang der handlung eigentlich nur ein, indem er Balacins sieg über den prinzen Zorang meldet (II, 6), seinem herrn die zwei briefe überbringt, in welchen der tod von dessen vater und die wahl zum herscher in Aracan gemeldet wird (IV, 2), Banise auf ihrer unglücklichen flucht, die er geraten, begleitet und mit ihr

gefangen genommen wird (IV, 9. 10) und endlich, als offizier verkleidet, den lezten brief trägt, welcher den rettungsplan mitteilt. Das ist doch recht wenig, wenn wir daneben halten, was der Ziglersche Scandor leistet: die mitgeteilten handlungen stimmen aber bisher mit dem roman überein. Sonst parodiert er die grossen ereignisse, die sich abspielen, ahmt wie ein clown speciell seines herrn heldentaten in komischer weise nach und bekämpft mit seinen narrenspossen die ernste stimmung, welche die zuschauer beschleichen könte. Er erzählt z. b. am anfange des stückes nach seinem herrn auch seinen traum, „salvieret sich“ bei dem kampf der zweiten scene auf einen baum, während Scandor im roman an dieser stelle seinen herrn aus dem gedränge heraushaut, und hat in der vierten „seine Lustbarkeit“ mit dem toten löwen (im roman panther), vor dem Banise durch Balacin gerettet worden ist. Im ersten auftritt des zweiten aufzuges ist offenbar das von uns oben besprochene gespräch über die liebe benuzt, da es heisst: „Balacin und Hannß-Wurst haben eine curieuse Unterredung über die Liebe, worüber beyde entschlaffen“, im dritten akt eilt er seinen herrn zu retten, nachdem Talemon das eben schon getan, und in der allerlezten scene macht sein „arthiger Hochzeit-Wunsch der Action ein lustiges Ende.“

Von kleineren wirksamen oder doch auffallenden zügen des romans, die im drama verwendung finden, ist zuerst zu erwähnen, dass Banisens vater Ximindo vor seiner strangulierung sich plötzlich zum christentume bekent. Sodann wird auch der rührende umstand verwendet, dass Banise den gefesselten vater mit einem trunk wasser zu laben komt. Eine spannende scene muss wol ferner die 6. des vierten aktes gewesen sein, wo Banise „unter schmeichelnden Liebkosungen dem verliebten Tyrannen den vergifften Schlaf-Trunck überreichet und nach dem er entschlaffen, ihre Kleyder mit den seinigen wechselt“, und in ähnlicher weise die 1. des fünften aktes, „wo der in die Banise entbrannte Rolim bey selber mit Gewalt die Kühlung seiner Flammen suchet, die er aber von der höchst-beleydigten Printzessin mit einem tödlichen Stich erhaltet.“ Vor allem aber natürlich die lezte scene, wo „die Schlachtung der Banise“ volzogen werden soll und diese „mit erbärmlichen Worten der Welt Adieu saget“, und wo Chaumigrem selbst hand an sie legen will, von Balacin jedoch „mit einem Strick erwürget“ wird.

Das dramaturgische geschick des bearbeiters können wir ausser in diesen zügen am meisten erkennen in den weglassungen und scenischen veränderungen. Das stück führt, wenn wir nach dem inhalt

auf den ort der handlungen schliessen wollen, nach art der englischen stücke nach einander an eine ganze anzahl verschiedener örtlichkeiten; es ist weit entfernt von einer einheit des orts, ebenso wie der zeit. Dagegen ist die einheit der handlung, wie schon die orakel- und traumscene des anfanges beweist, im ganzen wirklich mit geschick bewahrt.

Wir stehen zuerst vor dem tempel bei Pandior an der grenze von Ava und Pegu, werden in der 2. scene in einen wald bei Pegu versezt, die 3.—5. sind zu denken in einem garten des hofes, die 6.—8. können wol auch darin gespielt werden. Der zweite akt begint vielleicht an derselben örtlichkeit, wo der schluss des vorhergehenden vor sich gieng, die 4.—8. scene ist jedoch in die kaiserlichen gemächer verlegt. Im dritten, vierten und fünften akte sind jedesmal wenigstens drei verschiedene schauplätze anzunehmen. Die zeit der handlung ist allermindestens nach vielen monaten zu berechnen. Ist doch von einer vorgeschichte kaum eine rede, sondern das stück begint einige zeit, ehe die beiden hauptpersonen sich das erste mal gesehen haben, und verfolgt durchaus gemessen seinen gang, indem diese sich kennen und lieben lernen, verlobt, dann getrent und endlich nach langer not wider vereint werden. Ein dunkler punkt in betreff der haupthandlung bleibt z. b., wo Balacin bei Chaumigrems sieg über Pegu steckt; kein wort in der scenenübersicht gibt dafür eine erklärung, doch bot der roman natürlich dafür fingerzeige genug. Völlig unbenuzt sind die verhältnisse des hofes von Ava, Higvanama und Nherandi von Odia, ebenso auch Balacins kriegerische heldentaten. Die einzige schlachtscene überhaupt, welche das stück bieten konte, ist am beginn des dritten aktes, wo Chaumigrem die Peguaner überwindet; die 3. des fünften aktes spielt wenigstens deutlich in dem lager Balacins vor Pegu, hat aber den Hanswurst allein als akteur. Den seelischen kämpfen wird, gewiss nicht zum nachteil des stückes, ein weit grösseres feld eingeräumt.

Der bau des stückes ist zweifellos wirksam, wenn auch die exposition ziemlich dürftig gewesen sein mag. Der erste akt gibt das verständnis der personen, und zwar nicht in langen monologen oder gewaltsam orientierenden gesprächen, wozu der roman recht wol hätte verführen künnen, sondern in flott sich ablösenden handlungen. Freilich komt es darauf an, wie viel von den nebenhandlungen des romans nicht doch noch angedeutet worden ist, ohne dass der scenenentwurf darauf rücksicht nimt, der leztere gibt aber keinen anlass dergleichen zu vermuten. Der zweite akt wirft auf das junge glück der liebenden den ersten schatten, lässt aber in der jedenfals möglichst grausigen botenerzählung, die „mit jedermanns Bestürtzung berichtet, wie Chau-

migrems Tyranney den Königlichen Stamm von Martabana außgerottet", die grösse der gefahr schon ahnen. Die ersten zwei akte, wir können auch sagen, die exposition ist also klar und anregend, die verwicklung und lösung aber in noch besserer steigerung, als sie der roman durchführt mit seinen dazwischen geschobenen kriegswechselfällen und nebenabenteuern. Niemand wird im drama den wegfall der liebespaare Higvanama-Xherandi und Fylane-Abaxar, auch Lorangy-Scandor bedauern, niemand die schlachten von Prom, Odia, am passe Abdiara und schliesslich von Pegu, die prunkscenen und schaustellungen der siegeseinzüge, der prinzlichen und königlichen beerdigungen, der bestattung des alten und der wahl des neuen Rolim vermissen. Zu dergleichen fehlten wohl auch die scenischen mittel. Die einzigen mit grösserem pomp ausgeschmückten und an spektakel reicheren auftritte in dem stücke können ausser den siegen Balacins über die meuchelmörder und den löwen in der 2. und 4. scene des ersten aktes nur sein im zweiten akte die königliche tafel (4. scene), im dritten Chaumigrems sieg und des kaisers Xemindo hinrichtung (1. und 10. scene) und im fünften natürlich die krönung des gebäudes, die grosse schlussscene. Auf der bühne selbst sterben ausser jenen meuchlern und dem löwen nur Xemindo, der Rolim und Chaumigrem, ein zwei- und ein „säbelkampf" (I, 7 und II, 5) und zwei selbstmordversuche kommen sonst noch vor; das ist in anbetracht der verhältnisse, im vergleich mit den dramen der schlesischen schule, so schlimm es schon aussehen mag, für eine hauptaktion doch nicht zu arg. Man vergleiche nur die zahl der nervenerschütternden auftritte im romane damit und berücksichtige den umstand, dass schon der albekante name Chaumigrem den zuschauer auf grässliche scenen, grausamkeit und mord vorbereiten muste.

Weniger berauschende kunstmittel, die dem durch Lohenstein und genossen verwöhnten freieren publikum der zeit kaum so sehr imponiert haben werden, möchten etwa sein: der traum Balacins in der 1., der der Banise in der 3. scene (sie träumt „ihres vaters unglück") und die zweimalige verkleidung Balacins, einmal beim stelldichein vor der flucht als portugiesischer kaufmann (IV, 5) und dann als Rolim (V, 4). Auch fehlt es nicht an zarteren partien, so wenn der prinz Zorang „bey Banise um Liebe anhält", Balacin und Hanswurst sich einen ganzen auftritt über die liebe unterhalten, Banise dem schlafenden Balacin das bild seiner schwester von der brust nimt, ebendieselbe von ihrer verlobung mit Balacin „verblümbter Weise verständiget, und artig, doch (!) vergnügt" mit ihm verbunden wird, oder wenn sie sich wegen

der treue des helden bei der prinzessin von Savaady rats erholt und endlich zu ihrem „höchsten Vergnügen“ von ihm besucht wird.

Ich meine, die sonst in der litteratur völlig unbekante figur des verfassers dieser hauptaktion, vielleicht J. H. Brunius selbst, spielt gar keine so ungünstige rolle und die hochdeutsche hofschauspielergeselschaft wird mit dem stücke in Graz im jahre 1722 volle häuser erzielt haben. Der schluss aber, der nun wol auch zu ziehen erlaubt ist, kann nicht anders lauten, als dass die „Asiatische Banise“ durch diese dramatische bearbeitung indirekt in unserer wertschätzung nur gehoben wird. Mit ausnahme einiger streiche des Hanswurstes und der verschmelzung Ponnedros und seines vaters in eine person hat der dramatiker nichts zu verändern oder hinzuzufügen gebraucht.

Und so nehme ich abschied von dem beliebtesten romane jener zeit, mit dem wunsche, dass Ziglers hofnung sich auch an diesem ihm gewidmeten aufsatze erfüllen möge, dass sich nämlich „honette gemüter finden werden, die dieses mein wohlmeynendes unterfangen mehr loben als schelten, und aus dem willen erkennen werden: was ich mir wünschte, in der That würcklich zu leisten.“

HANNOVER. G. MÜLLER-FRAUENSTEIN.

GUÐBRANDUR VIGFÚSSON.

Am 31. januar l. j. starb in Oxford nach langem krankenlager dr. Guðbrandur Vigfússon, einer der tätigsten arbeiter auf dem gebiete der altnordischen philologie. Als der älteste seiner deutschen freunde wage ich es, in dieser zeitschrift ihm einen nachruf zu widmen, da ein wissenschaftlich berufenerer, Theodor Möbius, leider durch krankheit verhindert ist dieses seinerseits zu tun.

Guðbrandur war am 13. märz 1827 geboren; es ist demnach ein irtum, wenn ein englisches biographisches wörterbuch (Men of the time; 1887) das jahr 1830, oder wenn ein dänisches blatt umgekehrt das jahr 1821 als sein geburtsjahr angibt. Als sein geburtsort wird von glaubhafter seite her der Hof Frakkanes auf der Skarðsströnd genant; eine zeit lang wohnte sein vater aber auch im Galtardale auf der Fellsströnd, dann im Fagridale und anderwärts in der landschaft Saurbær, und gerade darum ist die angabe des geburtsortes nicht völlig sicher, wenn auch feststeht, dass derselbe der Dalasýsla in Westisland angehörte. Das geschlecht Guðbrands war ein sehr angesehenes. Er stamte im geraden mannsstamme von Þorkell Hallgrímsson ab, einem bruder des priesters Þorlákr, des vaters des vielgefeierten bischofs Guðbrandur von Hólar (†1627) und führte andererseits auch durch seine urgrossmutter Helga seinen stambaum auf denselben bischof zurück, indem deren vater, Magnús Björnsson, des bischofs urenkel war. Ich erwähne dieses umstandes teils darum, weil durch B. Guðbrand Þorláksson der name in das geschlecht gekommen war, welchen der verstorbene nach dem bruder seines grossvaters, dem apotheker Guð-

brandur Vigfússon zu Nes bei Reykjavik († 1822) trug, teils aber, und hauptsächlich, weil der verstorbene nach isländischem brauche auf seine abstammung grossen wert legte. Auch auf seine abkunft aus dem Westlande tat sich dieser viel zu gute, und führte mit vorliebe den alten spruch an, nach welchem die Nordländer edelleute (hofmenn), die Ostländer bauern (búmenn), die Südländer krämer (mangarar), die Westländer gelehrte (vísindamenn) sein sollen.

Nicht bei seinem vater, Vigfús Gislason, welcher neben seiner landwirtschaft auch noch die kunst eines silberschmiedes ausübte, in welcher sich später ein anderer sohn desselben, der archaeologe Sigurdur in Reykjavik, auszeichnete, sondern bei einer schwester seines grossvaters, Katrin Vigfússdóttir, genoss Gudbrandur seine erste erziehung. Zu Kleifar im Gilsfjördur aufgewachsen, erhielt derselbe seinen ersten unterricht durch séra Halldórr Jónsson, den späteren pfarrer in Tröllatúnga († 1888), und später durch séra Þorkell Eyjólfsson, den jetzigen pfarrer zu Staðastaður, dessen vater ein bruder der mutter Guðbrands, Halldóra Gisladóttir, war. Damals war séra Þorkell hauslehrer bei dem landesphysikus Jon Thorsteinsson in Reykjavik, und zwei jahre lang unterrichtete er Guðbrand, der ihm sowol als séra Halldórr zeitlebens dankbar und anhänglich blieb; dem sohne des ersteren, dr. Jón Þorkelsson in Kopenhagen, dem verfasser der treflichen schrift „Om digtningen på Island i det 15. og 16. århundrede“ (1888), verdanke ich einen guten teil der für diesen nachruf benüzten angaben. — Am 15. juli 1844 wurde Guðbrandur in die gelehrte schule zu Bessastaðir aufgenommen, mit welcher er im jahre 1846 nach Reykjavik umzog, und welche er im juli 1849 mit der ersten note absolvierte. Rector Sveinbjörn Egilsson und dr. Hallgrimur Schèving waren hier seine lehrer gewesen, und auch ihnen bewahrte er stets ein dankbares andenken. Noch in demselben jahre bezog er die universität in Kopenhagen, wo er sich, nachdem er die gewöhnlichen prüfungen (das examen artium, philologicum et philosophicum) mit bestem erfolge bestanden hatte, sofort ausschliesslich auf das studium der altnordischen sprache und litteratur verlegte, und wo er im august des jahres 1856 zum zweiten stipendiaten der arnamagnaeischen stiftung ernant wurde, von welcher funktion er erst am 1. januar 1866 enthoben wurde, nachdem er bereits seit dem december 1864 nach England gegangen war, während den stipendiaten stiftungsmässig die verpflichtung zum ständigen aufenthalt in Kopenhagen obliegt.

In die erste zeit seines stipendiatentums fält der beginn meiner bekantschaft mit Guðbrand. Mit studien über isländische rechtsgeschichte beschäftigt, hatte ich mich entschlossen die insel selbst zu besuchen, um mich mit deren topographie und wirtschaftlichen zuständen näher bekant zu machen; ein längerer besuch in Kopenhagen solte mir aber als vorbereitung für die reise dienen, und mir zumal eine vorläufige orientierung über die verhältnisse Islands und die nötige fertigkeit in der isländischen sprache verschaffen. So kam ich im herbste des jahres 1857 nach Kopenhagen. Durch Jón Sigurðsson, mit welchem ich schon früher in brieflichem verkehre gestanden hatte, wurde mir Guðbrandur als lehrer empfohlen, und teils in folge dieses umstandes, teils aber auch dadurch, dass ich vermöge meiner wissenschaftlichen zwecke mich überhaupt vorwiegend auf den verkehr mit Isländern angewiesen sah, traten wir uns bald näher. Als ich sodann im frühjahre 1858 über Kopenhagen nach Island reiste, traf ich nicht nur dort vor meiner einschiffung wider mit ihm zusammen, sondern wir konten auch, da er gleichfals seine heimat zu besuchen gedachte, ein stelldichein in dieser verabreden. Wirklich trafen wir uns am 14. august zu Holt in der landschaft Saurbær, und durchstreiften nun 14 tage lang teils zu pferd, teils

mit boten die östlichen gestade und inseln des wunderschönen Breidifjörđur. Am 28. august trenten wir uns in Hjarđarholt im Laxárdale; aber schon am 1. oktober trafen wir uns wider in Reykjavík, von wo aus wir reichlich zwei wochen später über Bessastađir und Gardar nach dem Hafnafjörđur ritten, um von hier aus am 17. d. m. unsere rückreise über die Færöer und Schottland nach Kopenhagen anzutreten. Das längere enge zusammenleben auf der reise und der vielfache gedankenaustausch, zu welchem dasselbe gelegenheit bot, befestigte selbstverständlich unsere beziehungen zu einander sehr erheblich; ein reger brieflicher verkehr wurde in den nächstfolgenden jahren unter uns aufrecht erhalten, durch gemeinsame wissenschaftliche bestrebungen vielfach befördert, und zweimal erhielt ich während dieser zeit längere besuche Guđbrands hier in München (1859 und 1863).

Während der zeit seines Kopenhagener aufenthaltes entfaltete Gudbrandur eine sehr lebhafte litterarische tätigkeit. Dieselbe begann, soviel mir bekant ist, mit zwei ziemlich gleichzeitig erschienenen arbeiten, nämlich dem berichte über eine reise nach Norwegen, welche er im jahre 1854 auf veranlassung professor C. R. Ungers unternommen hatte (Ný félagsrit, bd. XV, s. 1—83; 1855), und einer eingehenden abhandlung über die chronologie der isländischen sagenzeit (im zweiten hefte des Safn til sögu Íslands og íslenzkra bókmenta, bd. I, s. 185—502; 1855); lezteres eine arbeit von grundlegender bedeutung, in welcher deren verfasser volauf gelegenheit fand, sowol seine volkommene herschaft über die gesamte isländische sagenlitteratur, als auch seinen ungewöhnlichen scharfsinn in der deutung und combinierung ihrer angaben zu zeigen. Bald folgte eine reihe anderer aufsätze in den Ný félagsrit, als deren mitredakteur Gudbrandur auch in den jahren 1858—64 wirkte; so eine abhandlung über die isländische laut- und flexionslehre (bd. XVII, s. 117—66; 1857), eine reihe von sehr beachtenswerten bemerkungen über einzelne Íslendingasögur und deren neuere ausgaben (bd. XVIII, s. 154—68, 1858; XIX, s. 128—36, 1859; XXI, s. 118—27 und 128—36, 1861); sowie über Ungers ausgabe der Stjórn (bd. XXIII, s. 132—51, 1863), ferner eine beschreibung der ersten reise Gudbrands nach Deutschland (bd. XX, s. 23—143, 1860), und ein aufsatz über die wirtschaftlichen zustände Islands in der vorzeit, welcher durch eine schrift des norwegischen botanikers Schübeler veranlasst war (bd. XXIII, s. 109—26; 1863). An diese kleineren arbeiten reihte sich sodann zunächst eine anzahl sehr verdienstlicher ausgaben von quellenwerken an. Dahin zählt der erste band der Biskupasögur (1856—58), sowie das erste heft ihres zweiten bandes (1862), welche Guđbrandur, zum teil gemeinsam mit Jón Sigurđsson, besorgte; die ausgabe der Bárđar saga Snæfellsáss, Víglundar saga, Þórđar saga hređu, der Draumavitranir und des Völsa þáttr, welche die Nordiske Oldskrifter, heft XXVII brachten, und die Fornsögur, Vatnsdœla, Hallfređar saga, Flóamanna saga, welche Guđbrandur mit Th. Möbius zusammen herausgab (beide 1860), sowie die Eyrbyggja saga (1864); endlich wurde jezt von ihm, im vereine mit professor Unger, die gewaltige ausgabe der Flateyjarbók begonnen, welche freilich erst in etwas späterer zeit zum abschluss gelangte (1860—68). Gleichzeitig beteiligte sich Guđbrandur aber auch hülfreich an fremden arbeiten. Als es galt, Sveinbjörn Egilssons Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis herauszugeben, besorgte er mit dem rector Jón Þorkelsson in Reykjavík die revision des manuscriptes. An der herausgabe von Jón Árnasons Íslenzkar þjóđsögur og æfintýri (1862—64) war er neben mir beteiligt, und lieferte für dieses werk neben manchen anderen wertvollen beiträgen zumal auch die überaus lehrreiche vorrede. Bei der herausgabe seiner übersetzung der Njála (1861) erfreute sich G. W. Dasent seiner unterstützung; mir aber lieferte er zur

bearbeitung des artikels Grágás in der Algemeinen encyklopaedie der wissenschaften und künste (1864) die wertvolsten mitteilungen. Eine zeit lang (1861—62) redigierte er überdies die zeitschrift Skirnir, und korrespondierte zugleich für isländische blätter, zumal den Þjóðólfur. Eine wendung aber ergab sich in bezug auf seine litterarische tätigkeit durch seine übersiedelung nach England, deren oben bereits gelegentlich gedacht wurde.

Es war ein eigentümlicher anlass, welcher Guðbrand nach England führte. Ein sehr vermöglicher junger Engländer, Richard Cleasby, welcher geschmack an philologischen studien gefunden und hier in München unter Andreas Schmellers leitung sich tüchtig in die germanische sprachforschung eingearbeitet hatte, war später nach Kopenhagen gegangen und hatte dort die ausarbeitung eines altnordischen wörterbuches in die hand genommen. Schon im winter 1839—40 war der plan hierzu entworfen und im folgenden frühling mit der ausführung begonnen worden. Da für die dichtersprache Sveinbjörn Egilsson bereits ein wörterbuch nahezu fertig gestelt hatte, für dessen herausgabe es nur an mitteln zu fehlen schien, beschloss Cleasby hiezu einen beitrag zu leisten, seine eigene arbeit dagegen auf die prosasprache zu beschränken. Mehrere junge Isländer, darunter zumal Konráð Gíslason und Brynjólfr Pétursson, wurden zu dieser herangezogen; aber am 6. oktober 1847 starb Cleasby in Kopenhagen, ohne dass sein wörterbuch, von welchem bereits einige bogen probeweise gesezt worden waren, vollendet worden wäre. Mit anerkennenswerter pietät und opferwilligkeit suchten seine angehörigen das werk in Kopenhagen nach dem ursprünglichen plane vollenden zu lassen; als die arbeit aber immer nicht vorangehen wolte und noch im jahre 1854 statt eines fertigen manuscriptes nur neue geldforderungen einliefen, verloren sie endlich die geduld: das material wurde von ihnen, so wie es lag, nach England abgefordert und nunmehr einem englischen fachmann, G. W. Dasent, zur weiteren behandlung übergeben. In der meinung, es mit einem nahezu druckfertigen manuscript zu tun zu haben, sezte sich dieser behufs der veröffentlichung sofort mit den delegierten der Clarendon Press in Oxford in verbindung. Widerum wurde eine probe gesezt, aber bald wurde man sich über den völlig ungenügenden zustand der vorarbeiten klar, und es blieb die sache ein volles jahrzehnt liegen, bis Dasent endlich im jahre 1864 neuerdings mit den delegierten in unterhandlungen trat, in folge deren diese sich zu einer verwilligung verstanden, um die hülfe eines isländischen philologen zur fertigstellung des wörterbuches zu gewinnen. Guðbrandur wurde sofort als helfer gewählt, und siedelte noch im laufe desselben jahres nach England über. Da Dasent durch anderweitige aufgaben völlig in anspruch genommen war, fiel ihm die arbeit so zu sagen allein zu, und als das wörterbuch in den jahren 1869—74 erschien (An Icelandic-English Dictionary, based on the Ms. Collections of the late Richard Cleasby, enlarged and completed by Gudbrand Vigfusson M. A.), konte Dasent am schlusse eines ihm vorgesezten lebensabrisses Cleasbys mit fug und recht aussprechen: „The Dictionary as it now stands is far more the work of Vigfusson than of Cleasby.“ Es ist diese arbeit, welche Guðbrands namen vielleicht am bekantesten gemacht hat. Das früher nahezu einzige hulfsmittel, das von Rask herausgegebene isländische wörterbuch Björn Halldórssons (1814), war durch sie mit einem male antiquiert, und auch über die ziemlich gleichzeitig erschienenen wörterbücher und glossarien von Eiríkur Jónsson (1863), Th. Möbius (1866) und J. Fritzner (1862—67) war weit hinausgegangen, wenn sich auch nicht verkennen lässt, dass gegen den schluss des werkes hin einige ermüdung des verfassers sich bemerkbar macht; erst die im erscheinen begriffene zweite ausgabe

des Fritznerschen wörterbuches wird der arbeit Guđbrands mit erfolg den rang streitig machen können.

In England blieb Guđbrandur fortan wohnhaft. Von London, wo er anfangs seinen aufenthalt genommen hatte, siedelte er im jahre 1866 nach Oxford über. Im jahre 1871 ernannte ihn die dortige universität honoris causa zum master of arts, und übertrug ihm später auch eine professur, welche er bis an sein ende bekleidete. Gelegentlich des jubiläums der universität Upsala wurde er honoris causa zum doctor der philosophie promoviert (1877), aus welchem anlasse auch in der festschrift der universität eine kurze lebensbeschreibung desselben eingerückt wurde (Upsala universitets fyrahundraårs jubelfest, s. 368—69; Stockholm, 1879). Seit dem jahre 1873 gehörte er unserer akademie der wissenschaften als correspondierendes mitglied an, und im jahre 1885 wurde ihm der Danebrogsorden von der dänischen regierung verliehen. Unermüdlich arbeitete er inzwischen in seinem berufe weiter. Noch während seiner beschäftigung mit dem wörterbuche entstanden einige kleinere abhandlungen: „On the word runhenda or rímhenda“, dann „Some remarks upon the use of the reflexive pronoun in Icelandic“, welche die Transactions of the philol. society, 1865. II, s. 200—207, und 1866. I, s. 80—123 brachten. Nach der erledigung jener umfangreichen arbeit erschien sodann eine sehr verdienstliche ausgabe der Sturlúnga (1878), welcher noch eine reihe weiterer quellenschriften, sowie eine ausführliche und vielfach belehrende litterargeschichtliche einleitung beigegeben sind. Mit Fr. York Powell zusammen gab ferner Guđbrandur einen „Icelandic prose reader“ heraus (1879), welcher nicht nur wegen der zugabe einer kurzen grammatik und eines glossars beachtenswert ist, sondern auch darum, weil einzelne der mitgeteilten quellenstücke auf grund wertvoller handschriften selbstständig bearbeitet erscheinen. Ebenfals im verein mit Fr. York Powell veröffentlichte Guđbrandur sodann das Corpus poeticum boreale (1883), welches in zwei bänden nicht nur die alten dichtungen des nordens in text und übersetzung, dann mit erläuternden bemerkungen versehen bringt, sondern auch in einer litterargeschichtlichen einleitung und einer reihe von excursen nicht wenige materien einer selbständigen behandlung unterzieht. Mit demselben freunde gab er auch gelegentlich der centenarfeier für J. Grimm eine festschrift heraus unter dem titel: „Grimm centenary. Sigfred-Arminius and other Papers“ (1886). Als ein bestandteil der officiellen samlung der „Rerum Britannicarum medii aevi scriptores“ erschienen endlich seine „Icelandic sagas and other historical documents relating to the settlements and descents of the Northmen on the British Isles“ (1887), deren zwei bände neben einer reihe von auszügen aus verschiedenen quellenschriften volständige ausgaben der Orkneyinga saga und der Magnúss saga Eyjajarls, der Hákonar saga gamla und, soweit sie reicht, der Magnúss saga lagabœtis, sowie die bisher noch unedierte Dunstanus saga bringen. Neben diesen eigenen arbeiten förderte Guđbrandur nach wie vor fremde unternehmungen. Dasent z. b. unterstüzte er bei seiner übersetzung der Gísla saga Súrssonar (1866), und Sir Edmund Head bei seiner übertragung der Vígaglúma (1866); zur zweiten ausgabe der Analecta Norrœna von Th. Möbius lieferte er, nachdem er schon für die erste (1859) die Þorsteins saga Síđuhallssonar und den Draumr Þorsteins Síđuhallssonar, sowie stücke der Hallfređar saga vandræđaskálds beigesteuert hatte, zwei stücke aus der Hauksbók und ein kleines stück „Um Beda prest“ (1877); mir selber endlich teilte er nicht nur mehrfache sehr erhebliche notizen zur verwertung in meiner abhandlung „Über die ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische sprache“ mit (1867), sondern ihm verdanke ich auch die abschrift der Skíđa-ríma, nach welcher ich dieses eigentümliche

gedicht im jahre 1869 herausgab. Auch an verschiedenen zeitschriften arbeitete Guđbrandur noch mit, wie er denn z. b. noch mehrere jahre lang regelmässiger correspondent des „Þjóđólfr" blieb, und auch gelegentlich in die „Times" schrieb, — correspondenzen, die ihn gelegentlich in recht widerwärtige streitigkeiten verwickelten, wie z. b. die controverse über die neue isländische bibelübersetzung, dann über die hulfsbedürftigkeit Islands während des notjahres 1882—83. Von wissenschaftlicher bedeutung sind zumal seine beiträge für die „Academy" und für die „English historical review"; in der ersteren erschien auch die lezte arbeit, welche er, soviel mir bekant, veröffentlichte, nämlich ein nekrolog für Jón Árnason. Ein grösseres werk, an welchem er, widerum mit Fr. York Powell zusammen, arbeitete, und welches die älteren isländischen sagen samt der Íslendingabók, Landnáma, Kristni saga, den älteren Biskupa sögur und den auf Amerika bezüglichen quellen umfassen soll, ist im drucke bereits weit vorgeschritten und dessen baldige vollendung gesichert.

Während der ersten zeit seines aufenthaltes in England sezte Guđbrandur den brieflichen verkehr mit mir noch sehr eifrig fort, und zumal gab die arbeit an seinem wörterbuche zu einem regen gedankenaustausche anlass, da er zumal über juristische terminologie gern mit mir rücksprache zu nehmen pflegte. Im jahre 1874 war er auch noch einmal längere zeit bei mir zu besuch; almählich aber wurde die correspondenz eine lässigere, teils wol weil der gang unserer studien immer weiter auseinander führte, und weil für mich mit Guđbrands entfernung von Kopenhagen die möglichkeit wegfiel, seine hülfe bezüglich der dort aufbewahrten handschriften in anspruch zu nehmen, teils aber auch weil das zunehmende alter uns beide träger im schreiben machte. Doch wechselten wir noch aljährlich einige briefe, am 18. januar l. j. aber liess er mir durch herrn Fr. York Powell mitteilen, dass er schwer krank liege, und ein brief, welchen ich daraufhin abgehen liess, gehörte zu dem lezten, was er lesen konte. Ein langwieriges, aber zum glück wenig schmerzhaftes krebsleiden, welches, vom magen ausgehend, auch die leber ergriff, machte seinem leben ein ende. Englische freunde, vorab der treffliche Fr. York Powell, haben ihn treulich gepflegt bis an sein ende, und ihn auch in würdigster weise zum grabe geleitet, in welchem er nun von einem leben voller mühe und arbeit in fremdem lande ausruht.

Soll zum schlusse noch etwas über Guđbrands wissenschaftliche bedeutung gesagt werden, so hält es schwer, licht und schatten richtig zu verteilen. Guđbrandur war ein ganz ungewöhnlich begabter mann, von raschester fassungsgabe und unermüdlichem fleisse. Seine fertigkeit im lesen und in der beurteilung von handschriften war eine ganz ausserordentliche; die verloschenste schrift vermochte er noch zu entziffern, und wochenlang konte er von morgens bis abends abschreiben ohne dass seine augen ermüdeten. Rasch wusste er sich auch in den filiationsverhältnissen der handschriften zurechtzufinden, und von hier aus für seine quellenausgaben stets den richtigen text zu wählen und die nötigen varianten auszulesen. Seine ausgebreitete bekantschaft mit der gesamten, gedruckten und ungedruckten litteratur seiner heimat liess ihn überdies im vereine mit seinem bewunderungswürdigen gedächtnisse stets alle beziehungen gegenwärtig haben, die ihm für die erledigung irgend einer aufgabe von nutzen sein konten, und eine seltene kombinationsgabe gestattete ihm aus dem reichen materiale die überraschendsten schlüsse zu ziehen. Aber allerdings standen diesen glänzenden eigenschaften auch wider schwache seiten gegenüber, welche die ungetrübte entfaltung jener ersteren mehrfach behinderten. Die flüchtige hand, mit welcher Guđbrandur seine handschriften copierte, war manchmal eine zu flüchtige, sodass nicht immer die lesart der handschrift in seinen ausgaben ganz ver-

lässig widergegeben ist. Sein vortrefliches gedächtnis verleitete ihn zuweilen zu alzugrossem vertrauen auf dasselbe; er citierte vielfach aus dem kopfe, und konte dann hin und wider auch wol ein ungenaues, oder selbst ein geradezu falsches citat mit unterlaufen. Seine rasche combinationsgabe verführte ihn manchmal auch wol zu recht seltsamen ergebnissen, die zufolge seiner ungewöhnlich schnellen art zu arbeiten keiner hinreichend bedächtigen nachprüfung unterzogen zu werden pflegten. Ein an sich sehr anerkennenswertes streben nach originalität liess ihn überdies fremde arbeiten oft nicht beachten, oder selbst ganz ungerechtfertigter weise misachten, zumal wenn sie irgendwie störend in seine eigenen lieblingsansichten eingriffen. Alle diese schattenseiten seiner art zu arbeiten machen sich aber in Gudbrands späteren schriften weit mehr fühlbar als in seinen früheren. Seine übersiedelung nach England riss ihn los von dem natürlichen boden seiner tätigkeit. Fortan fehlte ihm der tagtägliche zutritt zu den handschriften der Arnamagnaeana und der grossen königlichen bibliothek, und damit die möglichkeit der benützung dieser handschriften beim lesen von korrekturen, durch welche alle flüchtigkeiten von abschriften verbessert werden konten; es fehlte ferner der leichte zugang zu den reichen bücherschätzen, welcher vordem die richtigstellung von citaten jeden augenblick ermöglicht hatte. Nicht minder bedenklich wirkte aber auch die trennung von einem kreise gleichstrebender landsleute, und zumal das wegfallen des zügelnden einflusses des treflichen Jón Sigurđsson, dessen eminente verständigkeit verbunden mit dem unbegrenzten ansehen, dessen er sich bei allen seinen landsleuten erfreute, gar mancherlei extravaganzen zurückzudrängen wuste, zu denen gerade die begabtesten seiner jüngeren schutzbefohlenen sich hinreissen zu lassen geneigt sein mochten. Es konte nicht ausbleiben, dass Guđbrands absprechendes auftreten und die zuweilen recht wilkürliche behandlung der quellen in seinen späteren schriften manche scharfe zurückweisung zu erfahren hatte, mochte solche nun in feinerer form wie von Ed. Sievers (Paul und Braune X, s. 209 u. fg.) und Magnús Stephenson (Tímarit hins íslenzka bókmentafélags, V, s. 145—80), oder in derberer, wie von Theod. Wisén (Arkiv f. nord. fil. III, s. 202, anm. 2) und Jul. Hoffory (Göttinger gelehrte anzeigen, 1888, s. 153 u. fg.; jezt auch in dessen Eddastudien I, s. 87—142) erfolgen; aber gegenüber solchen auswüchsen seiner unendlich originellen, wenn auch alzu wenig methodisch geschulten natur wird man nie vergessen dürfen, wie unsäglich viel wir dem unermüdlichen fleisse und dem seltenen scharfsinn des mannes verdanken, der überdies in seinem persönlichen auftreten von der liebenswürdigsten anspruchslosigkeit und einer nahezu kindlichen naivität war. Ich persönlich und mancher andere mit mir werden nie des dankes vergessen, den ich ihm für gar manche wissenschaftliche förderung und für nicht wenige vergnügte stunden des zusammenseins schulde; möchte dieser rasch hingeworfene nachruf ein sprechender ausdruck der wertschätzung sein, welche ich dem teueren geschiedenen zolle!

MÜNCHEN, 13. MÄRZ 1889. K. MAURER.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Poetik. Von **Wilhelm Scherer.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1888. XII und 303 s. 8.

Die einbildungskraft des dichters. Bausteine für eine poetik. Von **Wilhelm Dilthey.** (Philosophische aufsätze, Eduard Zeller zum fünfzigjährigen doctor-jubiläum gewidmet, Leipzig 1887, s. 302—482.)

Handbuch der poetik. Eine kritisch-historische darstellung der theorie der dichtkunst von **Hermann Baumgart.** Stuttgart, Cottasche buchhandlung. 1887. XII und 734 s. 8.

Poetik, rhetorik und stilistik. Akademische vorlesungen von Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von **Ludwig Sieber.** 2. aufl. Halle a. S., verlag der buchhandlung nes waisenhauses. 1888. XII und 597 s. 8.

Poesie und prosa, ihre arten und formen, von **J. Methner.** Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1889. XII und 330 s. 8.

Man darf es als eine ungemein erfreuliche tatsache betrachten, dass jezt von so verschiedenen seiten versuche gemacht werden, umfassende lehrsysteme der poetik aufzustellen. Niemand hat dringendere veranlassung, die förderung dieser studien zu wünschen, als der litterarhistoriker. Denn bei jeder litterarhistorischen arbeit, sofern sie sich nicht auf diejenigen gebiete bezog, auf denen die philologie — den begriff philologie im engeren sinne des wortes genommen — feste normen geschaffen hatte, empfand man, wie wenig aus der bisherigen spekulativen ästhetik sowol für den dichter als für den forscher zu gewinnen ist. Immer mehr und mehr muste sich einem jeden, der sehen wolte, die überzeugung aufdrängen, dass es verfehlt ist, auf metaphysischer grundlage ein system der poetik aufbauen zu wollen, dass es vielmehr versucht werden muss, ein system der poetik aufzustellen, in welchem die gesamte litterarische produktion untersucht und klassificiert würde und in welchem man auf grund dieser umfassenden durchforschung und klassifikation innerhalb gewisser grenzen zu bestimten normen und gesetzen gelangen könte.

Eine solche aufgabe zu lösen, war sicher niemand geeigneter als Scherer. Und mit tiefer trauer muss es uns erfüllen, dass es ihm nicht vergönt war, diese aufgabe volständig durchzuführen. Scherer fühlte schon lange das unmittelbare bedürfnis nach einer vergleichenden, empirischen poetik, und nach dem abschluss seiner litteraturgeschichte fing er an einen entwurf aufzustellen, den er einer vorlesung zu grunde legte. Wäre es ihm möglich gewesen, die vorlesung mehrere male zu halten, so hätte er beim mehrmaligen durcharbeiten des gleichen stoffes gewiss noch einschneidende veränderungen vorgenommen; das gleiche wäre sicher von der ausarbeitung der für die veröffentlichung bestimten form der fall gewesen. Was uns jezt vorliegt, ist ein erster entwurf und ist als solcher zu beurteilen. Mit tiefer wehmut habe ich diese blätter durchgelesen, denn bei jeder seite stieg die herliche persönlichkeit des unvergesslichen, teuren mannes vor meinem auge empor und jede zeile rief mir aufs neue mit schmerzlicher gewalt ins gedächtnis, was wir besessen haben und was uns nun unwiderbringlich verloren ist. Ich muste mich erst nach mehrmaligem lesen gewaltsam von diesem persönlichen eindrucke, den das buch auf mich machte, befreien und glaube jezt wol im stande zu sein, unparteiisch über die mängel und vorzüge des entwurfes rechenschaft ablegen zu können.

Welche schwierigkeiten sich der lösung der aufgaben, die hier zu erledigen sind, entgegenstellen, ergibt sich gleich bei dem versuche Scherers, den umfang des gebietes, welches zu durchforschen ist, festzustellen. Scherer stelt folgende beiden sätze auf: 1. nicht alle poesie ist kunstmässige anwendung der sprache. 2. nicht alle kunstmässige anwendung der sprache ist poesie. Dem zweiten dieser sätze ist zweifellos auch dann zuzustimmen, wenn man, wie Scherer, alle prosaischen reimereien des sechzehnten und siebzehnten jahrhunderts zur poesie rechnet; denn manche anwendungen der kunstmässigen rede, wie z. b. die predigt, die rede u. ä. wird man gewiss nicht für die poesie in anspruch nehmen, obschon es selbstverständlich nicht

ausgeschlossen ist, dass beispielsweise die predigt poetischen charakter annimt, ja geradezu sich der poetischen form bedient, wie in der Bamberger predigt. Eine andre frage ist dagegen, ob der zweite satz, so wie ihn Scherer formuliert, als richtig anzuerkennist. Scherer sucht ihn damit zu beweisen, dass er das ausdenken eines ballets, also einer zusammenhängenden dramatischen handlung, bei welcher nicht gesprochen wird, für einen akt poetischer erfindung erklärt. „Das kunstwerk entsteht erst, wenn agiert wird, und das geschieht ohne sprache. Wenn vollends einer eine selbsterfundene pantomime aufführt, nach seinen eigenen gedanken, nach seiner eigenen erfindung, — so braucht er die sprache überhaupt nicht; und dennoch kann dies ein dichterisches kunstwerk sein. Es gibt also aktion, tanz, gebärdenspiel ohne sprache, wobei gleichwol ein poetisches kunstwerk entsteht." Ich glaube nicht, dass diese folgerungen, so wie sie hier gezogen werden, überall richtig sind. Das ausdenken eines ballets kann man doch kaum einen akt poetischer erfindung nennen. Es ist nur ein akt kunstmässiger erfindung, nichts anderes, als wenn der maler ein grösseres bild entwirft und die einzelnen gestalten im geist gruppiert. Zu einem poetischen kunstwerk wird ein solches ballet erst, wenn das wort zu hilfe genommen wird, um den einzelnen personen ihre stellungen oder ihre funktionen anzuweisen; so wird man gewiss nicht anstehen, Heines tanzpoem vom doktor Faust als eine art von poetischem kunstwerk anzuerkennen. Aber diesen fall schliesst Scherer ausdrücklich aus. — Auch Scherers beziehung auf die oper ist nicht völlig zutreffend, sondern es wird durch dieselbe weiter nichts bewiesen, als dieses, dass wir es hier nicht mit einem rein poetischen, sondern mit einem gemischten, poetisch-musikalischen kunstwerk zu tun haben; und dass die oper erst dann vollendetes kunstwerk wird, wenn die musik zum worte hinzutritt, trägt zum beweise jenes satzes nichts bei. — Der satz kann daher, so wie er hier formuliert wird, nicht anerkant werden und nur wenn man die verhältnisse, die hier angedeutet sind, rein historisch erfasst, kann man zu einer richtigen präcisierung desselben gelangen, die etwa folgendermassen lauten würde: In den ältesten zeiten erscheint die poesie niemals allein als kunstmässige anwendung der sprache, sondern sie ist immer verbunden mit tanz und musik, ja es kann zuweilen vorkommen, dass, wie beim taubstummen die zeichensprache die wirkliche sprache ersezt, die pantomime geradezu als mittel des poetisch-dramatischen ausdrucks dienen muss, weil die sprache selbst dazu noch nicht im stande ist. Erst almählich lösen sich die einzelnen künste, poesie, musik und tanz aus ihrer verbindung los.

Einen ähnlichen satz stelt Scherer später auch auf (s. 16), indem er die einzelnen ablösungsakte genauer präcisiert. Er führt die ältesten formen der poesie auf, wie wir sie heute noch bei den naturvölkern finden: chorlied: sprichwort, mährchen. Das chorlied erscheint in den ältesten zeiten und auch heute noch bei den naturvölkern, zum teil auch noch bei uns, wie wir es bei den bauern und den kindern beobachten können, mit dem tanz verbunden. Zunächst hat dann die ablösung vom tanz statgefunden; indem dann das chorlied zum einzellied wird, erfolgt langsam auch die ablösung von der musik. Rechnet Scherer nun alle gebundene rede zum forschungsgebiete der poetik, so erhebt sich die frage, was von der ungebundenen rede hinzuzurechnen ist. Von den für die älteste zeit anzunehmenden formen der poesie erscheint seit sehr früher zeit das mährchen in ungebundener rede, für die anderen gattungen aber überwiegt die poetische form, so dass dieselbe in der älteren litteratur aller völker auch für den wissenschaftlichen vortrag, die inschrift, wol auch für die politische rede verwendet wird. Almählich aber — vortrefliche beispiele

bietet für diesen vorgang die deutsche litteratur des funfzehnten und sechzehnten jahrhunderts — wird für einzelne gattungen die gebundene rede von der ungebundenen abgelöst.

Für alle formen ungebundener kunstmässiger rede, soweit sie nicht von vornherein ihre beziehung auf die poesie ausschliessen, wäre auch die gebundene form möglich, z. b. für roman, novelle, mährchen, fabel; ja sie ist häufig auch dafür verwendet worden. So stehen diese formen in der unmittelbarsten verwantschaft zu den formen der gebundenen rede, z. b. der roman zum epos, die novelle zur poetischen erzählung. Demnach kann man der abgrenzung des gebiets der poetik, wie Scherer sie s. 32 gibt, wol zustimmen: die poetik ist vorzugsweise die lehre von der gebundenen rede; ausserdem aber von einigen anwendungen der ungebundenen, welche mit den anwendungen der gebundenen in naher verwantschaft stehen.

Mit vollem recht stelt Scherer an den anfang seiner untersuchungen die frage nach der entstehung der poesie. Um den dichterischen prozess volständig beschreiben, um die allen dichtern gemeinsamen züge sammeln zu können und dergestalt zu einem richtigen gesamtbilde vorzudringen, dürfen wir nicht bei den dichterischen erzeugnissen hochentwickelter kulturepochen stehen bleiben[1], wie etwa bei der litteratur der Griechen seit den homerischen gesängen, sondern wir müssen versuchen, uns auf grund der poetischen gebilde der naturvölker, die zu einem solchen zwecke freilich erst einer umfassenden klassifikation unterworfen werden müste, die ersten stadien der entwicklung der poesie überhaupt zu vergegenwärtigen. Erst wenn wir so zu den „urzellen, den primären, einfachen lebensformen der poesie“ aufgestiegen sind, ist es möglich, eine volkommen ausreichende beschreibung der dichterischen organisation zu geben. Die herlichen hinweise, die Herder in dieser beziehung gegeben hat, sind ein jahrhundert lang fast unbeachtet geblieben oder wenigstens doch nicht in ihrer ganzen fruchtbarkeit erkant worden. Also die frage nach der entstehung der poesie ist eine kardinalfrage der poetik und mit recht verlangt Scherer, dass sie zunächst gestelt und beantwortet werde. Ob diese frage in dem vorliegenden entwurf nun auch schon gelöst ist? Ich glaube nicht. Es ist notwendig, hier die bemerkungen folgen zu lassen, in denen Scherer die resultate seiner untersuchungen über die entstehung der poesie zusammenfasst. „Die poesie“, sagt er, „entspringt aus dem ausdrucke des vergnügens durch springen, jubeln, lachen. Der ursprüngliche gegenstand ist vermutlich erotischer natur, doch sind vielerlei gegenstände möglich. Der poetische erfinder schlägt ein fest vor, wobei eine angenehme, vergnügliche vorstellung geweckt wird durch symbolische handlungen, mit denen sie durch worte ausdrücklich associiert wird, und wo eine weitere verbindung mit den alten ausdrücken des vergnügens, mit springen und singen statfindet. Springen und singen sind von alters her mit vergnügen associiert und dadurch geeignet, vorstellungen des vergnügens hervorzurufen.“ Durch die analyse der momente, die wir bei einem von Scherer herbeigezogenen, mit tanz verbundenen australischen chorlied

1) Sehr richtig äussert Dilthey über diesen punkt, a. a. o. s. 339: „das wesen und die funktion der kunst können nicht mit der idealistischen ästhetik an dem höchsten ideal derselben, das wir heute zu fassen im stande sind, erkant werden. Die meisten theorieen der geistigen welt aus der zeit der deutschen spekulation zeigen diesen fehler. Was sich unter den günstigsten bedingungen entwickelt hat, darf nicht als antrieb in die ganze reihe von erscheinungen verlegt werden, in denen dieser lebenskreis sich entfaltete. Die kunst ist überall, wo etwas, sei es in tönen oder einem festeren material, hingestelt wird, das weder der erkentnis des wirklichen dienen noch selbst in wirklichkeit übergeführt werden soll, sondern für sich das interesse des anschauenden befriedigt.“

beobachten können, versucht Scherer zu beweisen, dass es sich „immer um ein vergnügen handelt, um die weckung angenehmer tätigkeiten und vorstellungen auf eine angenehme weise. Für die angenehme weise tritt schon als charakteristisch hervor: das vergnügen der vergleichung zwischen einem dargestelten gegenstand und dessen darstellung. Die darstellung ist auswählend, andeutend, symbolisch; keine volständige nachbildung."

Ich habe an diesen darlegungen zweierlei auszusetzen. Einmal sind die algemeinen reflexionen, auf denen Scherer zu diesen resultaten gelangt, nicht völlig einleuchtend und zwingend und zum andern gründet sich dies ergebnis auf ein zu geringes historisches material. Dem einen australischen liedchen, an dem Scherer seine theorie dartut, liessen sich viele erzeugnisse der naturpoesie entgegenstellen, zu denen die theorie eben nicht passt. Gewiss ist das vergnügen für die entstehung der poesie ein wichtiges moment, aber es ist keineswegs das einzige: der schauer vor der gottheit, die furcht, die trauer sind ganz in dem gleichen masse herbeizuziehen. Fals ich auf grund meiner geringen kentnis der naturpoesie eine vermutung über die entstehung der poesie geben solte, so müste sie folgendermassen lauten: die poesie entsteht überall da, wo ein erlebnis aus dem kreise gewisser seelenstimmungen — sie sind soeben angegeben: schauer vor der gottheit (kultushandlung), furcht (vor bösen göttern; Waitz führt ähnliche lieder auf), trauer (um den toten helden)[1], weiter wäre auch hass und zorn hinzuzurechnen (kampf gegen die feinde) — eine dafür besonders empfängliche seele in lebhafte erregung verszezt. Die erregung ist die quelle aller poesie, wie wir das heute noch an kindern und eingebildeten leuten sehen können, die in furcht und aufregung dinge hören und sehen, die nicht vorhanden sind oder die in dieser stimmung das, was sie wirklich gesehen haben, bis ins ungeheure vergrössern. Es ist dieselbe kraft, die im dichter wirksam ist, wenn ein erlebnis, an dem ein anderer mensch gar nichts aussergewöhnliches finden würde, so in seine seele fält, dass er fühlt: hier sind die grundlinien zu einem kunstwerk gegeben. Der dichterische prozess wird also in den frühsten zeiten kaum anders gewesen sein, als in unserer zeit. Nur sind zweifellos die kreise viel enger gewesen, aus denen ein erlebnis die dichterische stimmung zu wecken im stande war. Und ich halte es für möglich, diese kreise bis zu einer gewissen genauigkeit auf grund der naturpoesie zu bestimmen; denn dass sie mit den oben gegebenen andeutungen nicht erschöpft sind, liegt auf der hand.

Darin, dass Scherer den ursprung der poesie allein im vergnügen sieht, liegt der grund für die tatsache, dass ihm die ableitung des vergnügens an tragischen

1) Auf diesen punkt weist Scherer allerdings hin, aber er betont nur einen teil der fragen, die dabei in betracht kommen. S. 97: „Eine gewiss alte gattung der poesie sind die klagelieder um einen gefallenen häuptling, helden, geliebten, angehörigen. Solche lieder fallen zum teil unter abschnitt 1, [wo davon die rede ist, dass aussprechen, mitteilen der trauer von der empfindung des schmerzes abzieht und dass in dem aussprechen des traurigen und schmerzlichen erfahrungsmässig ein trost liegt, vgl. auch unten s. 224, wo auch auf das tröstende hingewiesen wird, das in der teilnahme anderer an dem eigenen schmerze liegt]. Aber ausserdem ist der fest- und trauerpomp, ja der trauerschmaus ein vergnügungsmoment. Ferner fand schon Aristoteles in den klagegesängen als ein element des vergnügens: die erinnerung an den toten und die vergegenwärtigung dessen, was er getan und wie ers getan; also alles preisen des toten erweckt eine angenehme vorstellung. Analoges können wir noch heut erfahren. Müllenhoff schrieb mir: „der tod ist der treueste freund des menschen, weil er erst das volkommene bild der persönlichkeit gibt." Endlich sind die trauergesänge vielfach verbunden mit dem kultus der abgeschiedenen seelen, mit manen-kultus; dieses beruht darauf, dass die seele fortlebt, und das lied soll den toten geneigt machen, seine kraft oder seinen willen zu schaden einzuschränken; es dient also zur besänftigung des gespenstes."

gegenständen so grosse schwierigkeiten bereitet. Wenn die poesie zunächst bloss ein ausdruck des vergnügens ist, dann ist es allerdings unbegreiflich, wie der mensch dazu gekommen sein soll, am unangenehmen oder an der darstellung desselben freude zu finden. Sehen wir aber von der voraussetzung Scherers ab, so bietet das interesse des menschen (auf niedriger kulturstufe) an unangenehmen gegenständen kein alzuschwieriges problem. Dilthey hat mit recht auf das bedürfnis der menschlichen natur nach mächtigen, wenn auch mit starker unlust verbundenen erregungen, welches nicht auf die erzeugung eines maximums von lust zurückgeführt werden kann, hingewiesen. Die frage, wodurch dasselbe entsteht und wie diese eigenschaft des organismus zu erklären ist, hat meines erachtens der physiolog und psychophysiker zu lösen, die rein empirischen gründe, die Scherer anführt, reichen entschieden nicht aus, obgleich einzelne derselben für die weitere ausbildung des vergnügens an tragischen gegenständen sicherlich in betracht gezogen werden müssen, so z. b. die erleichterung, die der mensch durch das aussprechen des schmerzes, der ihn drückt, empfindet.

Ich habe damit die punkte bezeichnet, bei denen ich glaube, dass sich die grundanschauungen, von denen Scherer ausgegangen ist, nicht halten lassen. Trotzdem sind aber auch in diesen abschnitten des buches auf schritt und tritt die feinsten beobachtungen zu finden, an welche diejenigen, die die wissenschaft der poetik weiter ausbauen wollen, beständig anzuknüpfen haben werden (man vergleiche namentlich die ausführungen in dem abschnitte über die entstehung der poesie über die vorbereitungsstufen für tanz und chorlied sowie über die associationsvorgänge und das symbolische in der älteren dichtung). — Muste ich aber in den angeführten abschnitten gegen die grundanschauungen und die hauptresultate Scherers polemisieren, so kann ich um so freudiger anerkennen, dass in allen übrigen partieen des buches Scherer bei den fragen, die er behandelt, zu einer befriedigenden lösung gelangt oder einer solchen mindestens doch sehr nahe gekommen ist. Alle diese abschnitte bieten die reichste belehrung und eine fülle der anregung, namentlich für den litterarhistoriker. Es ist damit selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass auch die in den späteren partieen niedergelegten anschauungen nicht noch mancher berichtigung und ergänzung bedürfen; das ist bei einem ersten entwurf, wie wir ihn vor uns haben, unvermeidlich. Aber der belebenden kraft dieser gedanken wird sich so leicht kein einsichtiger entziehen können. Über den wert der poesie stelt Scherer vortrefliche beobachtungen zusammen. Er behandelt zunächst den tauschwert der poesie, wobei er diejenigen mächte, welche für die jeweilige fixierung dieses wertes in frage kommen, sowie die bedingungen, unter denen diese faktoren segensreich oder unheilvoll wirken, volkommen richtig und scharf bezeichnet; er führt den unterschied zwischen kunst- und volksdichtung im wesentlichen auf den unterschied zwischen geschriebener und ungeschriebener poesie zurück und er betrachtet dann durchaus als unparteiischer beobachter und mit gerechter abwägung den idealen wert der poesie und die frage nach der sitlichen wirkung derselben. Hieran schliesst sich eine in ihrer knapheit glänzende darstellung und vertiefung von Lachmanns theorieen, doch wird nicht bloss die beteiligung mehrerer dichter an einem werk in betracht gezogen, sondern auch auf stilunterschiede hingewiesen, die sich bei werken geltend machen, welche von einem dichter herrühren und zwar in dem fall, dass die arbeit, mehrfach unterbrochen, sich auf verschiedene epochen seines lebens verteilt. Bei dem ersten punkte ist sehr richtig auf das volkslied des sechzehnten jahrhunderts hingewiesen; eine eindringendere untersuchung der volkslieder

nach ihrer zusammenzetzung, nach der frage des hineintragens von stellen des einen volksliedes in ein anderes, das etwa im stoff oder in der situation analoge vorgänge bietet, würde noch wichtige beiträge zu diesem kapitel liefern. Weiter wird eine untersuchung über die schaffenden seelenkräfte begonnen; die phantasie führt Scherer im wesentlichen auf reproduktion zurück; die aufgabe, welche bei der künstlerischen arbeit dem verstande, der die phantasie zu beherschen hat, ohne dass er sich an ihre stelle drängen darf, wird gekenzeichnet — schön sagt Scherer s. 166: „Ein samen fält: und es entspriesst sofort ein ganzes blumenbeet, aus dem der dichter die wahl hat, zu pflücken was ihm beliebt. Das blumenbeet liefert die phantasie; bei der auswahl des pflückens muss der verstand helfen" — und die verschiedenen methoden, deren sich die phantasie bei der umwandlung der in der erinnerung aufbewahrten tatsachen bedient, kurz charakterisiert. Die verwantschaft der künstlerischen anlagen mit den dispositionen zu abnormen geistigen zuständen behandelt ein besonderer abschnitt. In den ausführungen über die einteilungen der dichter werden die bisherigen klassifikationsversuche kritisiert, insbesondere Schillers einteilung in naive und sentimentalische dichter, welche im wesentlichen zurückgewiesen wird. „Es sind, sagt Scherer s. 183 fgg., sehr mannigfaltige einteilungen der dichter möglich — die abstufungen sind einerseits so mannigfaltig wie die charaktere der individuen überhaupt, andererseits gibt die ganze poetik in allen ihren teilen motive und gesichtspunkte an die hand für verschiedenheiten, weil da ganz verschiedene methoden möglich sind. Die charakteristik eines dichters zu entwerfen, ist daher ausserordentlich schwer. Aus all solchen eigentümlichkeiten, sofern sie in den werken der dichter sich ausprägen, sezt sich der persönliche stil zusammen. — Eins aber gehört hierher, in den zusammenhang dieses kapitels, ein unterschied in der produktionsweise der dichter, ob ohne rücksicht auf publikum oder mit rücksicht auf publikum."

Damit hat Scherer einem gedanken ausdruck gegeben, der meines wissens in der bisherigen poetik und ästhetik noch niemals aufgetaucht und der doch von ganz ausserordentlicher fruchtbarkeit ist. Dass er uns so selbstverständlich erscheint, beweist nur, dass er durchaus zutreffend ist, aber nicht etwa, dass seine aufstellung unnötig wäre. In welcher weise der hörer- oder leserkreis, mit einem worte das publikum, auf den dichter wirkt, ihn beeinflusst, ihn zu zugeständnissen nötigt, ist eine frage, die erwogen werden muss und die bei der betrachtung fast jedes litteraturwerkes von höchster wichtigkeit ist. Die vortreflichsten belege bietet dafür wider die geschichte unsrer eignen dichtung, bei deren betrachtung der historiker auf schritt und tritt auf die wechselnde zusammensetzung des publikums rücksicht zu nehmen hat; man sehe sich nur das zwölfte und dreizehnte, das fünfzehnte und sechzehnte, das siebzehnte uud achtzehnte jahrhundert nach dieser richtung hin an. Wir erfassen die litterarischen gegensätze der zeitalter viel besser, wenn wir etwa das ritterliche publikum um die wende des zwölften und dreizehnten jahrhunderts, das den liedern Reinmars und Walthers lauschte und für das Heinrich von Veldeke und Wolfram dichteten, vergleichen mit dem bürgerlichen publikum des sechzehnten jahrhunderts, das sich an den wüsten zoten Michael Lindeners und Jakob Freys ergözte, aber doch noch innerliche kraft genug besass, die schriften Luthers und seiner mitstreiter voll und ganz auf sich wirken zu lassen. — Ähnlich wie die gesetze, die sich für die funktionen der schaffenden seelenkräfte aufstellen lassen, sucht Scherer nun auch die gesetze für die geniessenden seelenkräfte zu ermitteln, d. h. die bedingungen, unter denen ein dichterisches werk auf den leser oder hörer einen bestimten

beabsichtigten eindruck auszuüben im stande ist. Zum teil schliesst er sich dabei den aufstellungen von Fechner an.

Aus den beiden lezten abschnitten, welche die stoffe, die innere und die äussere form behandeln, kann hier nur das wichtigste herausgegriffen werden. Scherer versucht die motive[1] zu klassifizieren, welche dem dichter zu gebote stehen; was er bietet, sind selbstverständlich nur die grundzüge einer algemeinen motivenlehre, welche noch im einzelnen ausgebaut werden müste. Wie in der betrachtung über den wert der poesie, verhält sich Scherer auch in der darstellung der wirkungen, welche die stoffe hervorbringen, grundsätzlich als unparteiischer beobachter. Er begnügt sich damit zu beschreiben, will aber keine gesetze aufstellen. Dennoch gelangt er zu einer bestimten wertunterscheidung der klassen der wirkungen, welche im wesentlichen darauf hinausläuft, dass derjenigen poesie, welche edle gefühle anregt, ein höherer wert zuzuschreiben ist, als eine poesie, welche sich damit begnügt, auf die niederen triebe zu wirken. „Ich sage nicht, bemerkt Scherer s. 220, die poesie soll hohe gefühle anregen, sondern ich sage dem dichter: wilst du die anerkennung der edlen, so zeige dich edel. Genügt es dir z. b. die niedere tierische sinlichkeit der menschen anzuregen, so tue es. Aber sei darauf gefasst, dass die menschen dich betrachten als ein werkzeug niedriger lüste und dich nicht höher achten als eine käufliche schöne. Dies gesetz beruht auf unserem anteil: wir dehnen die wirkung des stoffes auf den autor aus. Wir denken uns in die situation selbst hinein: führt uns der dichter durch kloaken, so stinkts eben und wir fühlen uns beschmuzt, wenn wir auch für die technik bewunderung haben. Er sagt: „Ich will nur wahr sein.“ Nun denn, das ist ein ehernes gesetz: wenn etwas angeregt wird, was wir selbst verachten, dann dehnt sich dies gefühl aus auf den, von dem jene anregung ausgeht. Da hilft all sein reden nicht, wenn er uns hässliches vorführt. Der dichter hat danach die wahl. Der weise dichter wird mindestens die gegenstände in kontrast bringen und so unsern blick auf die totalität lenken.“ — Der abschnitt: Innere form unterscheidet bei der behandlung der stoffe zwischen objektiver behandlung (die unterabteilungen sind aus Scherers litteraturgeschichte bekant: naturalismus, idealismus, typischer realismus) und subjektiver darstellung (die gattungen derselben sind: humoristisch; satirisch; elegisch; idyllisch). — In dem abschnitt: Äussere form liegt der hauptnachdruck auf den betrachtungen über die grundformen der darstellung, während die bemerkungen über komposition, sprache und metrik etwas obenhin behandelt werden musten. Von den unterabteilungen des abschnittes über die grundformen der darstellung sei namentlich das stück: die arten der rede hervorgehoben; die dort gegebenen einteilungen werden sich namentlich,

1) Sehr richtig sagt Scherer s. 212: „Das hauptmotiv wird zuweilen idee genant. Mit diesem wort ist ein furchtbarer unfug getrieben worden. Ich möchte vorschlagen, den ausdruck fallen zu lassen; wir sagen dafür stoff, thema, vorwurf, hauptmotiv. Wir behalten den ausdruck höchstens bei für eine bestimte gruppe von werken: für die äusserliche einheit eines gedichts, die durch ein Fabula docet entsteht, wie Goethe von der idee des Faust spricht. Da indessen deutsche dichter des 19. jahrhunderts unter dem einfluss einer ästhetik standen, welche überall von ideen sprach und darunter gern algemeine sätze verstand, die sich in den dargestelten fällen verwirklichen, so muss man für die beurteilung solcher werke auch mit der ästhetik ihrer autoren, d. h. mit den ästhetischen ansichten dieser schriftsteller und ihrer ästhetischen terminologie rechnen. Wenn ich freilich einen volständigen roman um solch einer „idee“ willen lesen soll, dann sage ich mir: tant de bruit pour une omelette! Die schilderung des lebens wird da zu einer fabel degradiert. Wo man an die grossen weltdichter herantritt: Homer, Shakespeare, Goethe, da handelt es sich um mehr als eine solche idee. Stoffe, motive bietet das verhältnis des Achilleus zu Agamemnon, aber nicht einen einzelnen moralsatz.“

wie Scherer bereits mehrfach hervorgehoben hat, für eine bessere klassifikation der lyrik vortreflich verwerten lassen.

Soll ich nun den gesamteindruck formulieren, den das buch bei kühler abwägung auf mich hervorbringt, so meine ich: es ist unbestreitbar, dass Scherer das unvergleichliche verdienst gebührt, zum ersten male die grundsätze einer vergleichenden empirischen poetik fest formuliert zu haben. Keine legislative, sondern eine descriptive poetik! Beschreibung der vorhandenen und möglichen formen der produktion. Keine subjektiven urteile über wertunterschiede, — urteile, die bloss die persönlichen anschauungen des ästhetikers widerspiegeln — sondern nur bestimmungen, wie sie sich mit der beschreibung des vorhandenen als unmittelbare resultate ergeben. Eine poesie, die auf die edelsten menschen aller zeiten gewirkt hat, wird gewiss einen höheren wert für sich in anspruch nehmen dürfen als irgend eine andere: das ist ein werturteil, wie es unmittelbar aus der betrachtung der vorhandenen arten und formen der produktion und ihrer wirkungen hervorgeht; vor weitergehenden bestimmungen hat sich die poetik zu hüten.

Das auf dieser grundlage aufgebaute gebäude ist gewiss nicht flecken- und fehlerlos. Das liegt nicht allein an der ungleichen verteilung des stoffes, welche durch die zufälligkeit der entstehung bedingt ist, sondern es ist vor allem darin begründet, dass die schwierigen probleme, die hier aufgestelt worden sind, sich nicht auf den ersten wurf lösen lassen. Es ist Scherer meines erachtens nicht gelungen, die quelle der schöpferischen kraft zu bestimmen, weil er eine der mächte, welche diese quelle zum fliessen bringen, verwechselte mit der quelle selbst. Auf dieser unrichtigen voraussetzung ist noch eine reihe von schlüssen aufgebaut, die mit der voraussetzung hinfällig werden. Ferner ist es nicht zu bestreiten, dass aus einem zu geringen oder zu beschränkten materiale oft zu weit gehende schlüsse gezogen und veralgemeinerungen von einzelfällen vorgenommen werden, die nicht zu billigen sind. Alle diese mängel aber verschwinden vor den grossen vorzügen des entwurfs, vor der anregenden und belebenden kraft, die von ihm ausgeht. Für die geschichte dieser wissenschaft wird Scherers poetik ein markstein sein; für Scherers freunde ist das buch ein neues abbild der herlichen persönlichkeit, die es geschaffen.

Eine vortrefliche ergänzung hat Scherers poetik in der abhandlung Diltheys gefunden, die als ein überaus wertvoller beitrag zu einer vergleichenden poetik zu bezeichnen ist. Mit Scherer ist Dilthey davon überzeugt, dass die bisherige spekulative ästhetik die fühlung sowol mit der dichterischen produktion als mit der litteraturgeschichte verloren hat, mit Scherer teilt er den widerwillen gegen eine lediglich legislative poetik. Von der dichterischen individualität geht Dilthey aus und durch die beschreibung der organisation des dichters sucht er algemeine normen für das dichterische schaffen zu gewinnen. Er will nicht, wie die idealistische ästhetik, dem dichter wilkürliche schranken setzen und nicht den törichten versuch machen, die poetische schöpferkraft einzudämmen, sondern er sucht durch eine betrachtung der vorhandenen erscheinungsformen der poesie und durch eine beschreibung der natur des dichters zu gesetzen zu gelangen, die im stande sind, dem dichter eine leitung, dem litterarhistoriker feste ausgangspunkte für die beurteilung zu gewähren. „Das leben, sagt er s. 415, verlangt gebieterisch eine leitung durch den gedanken; kann eine solche auf metaphysischem wege nicht hergestelt werden, so sucht es einen andern festen punkt. Dürfen wir diesen nicht mit der veralteten poetischen technik in den meisterbildern einer klassischen epoche suchen, dann bleibt nur übrig, in der

tiefe der menschlichen natur selber und in dem zusammenhang des geschichtlichen lebens solche geschichtlichen nachforschungen anzustellen."

Von diesem standpunkt aus hat Dilthey zunächst die elementare funktion des dichters darzustellen und deren grundlage zu ermitteln gesucht. Er findet, dass diese funktion bedingt ist durch die grössere energie gewisser seelischer vorgänge: der dichter unterscheidet sich von anderen menschen zunächst durch die intensität und genauigkeit der wahrnehmungsbilder, die mannichfaltigkeit derselben und das interesse, das sie begleitet. Er unterscheidet sich alsdann durch die klarheit der zeichnung, die stärke der empfindung und die energie der projektion, welche seinen erinnerungsbildern und den gebilden aus ihnen eigen sind. Mehr noch unterscheidet er sich durch die kraft, mit welcher seelische zustände, selbsterfundene, an anderen aufgefasste, folgerecht ganze begebenheiten und charaktere, wie sie in der verknüpfung solcher zustände bestehen, von ihm nachgebildet werden, der dichter unterscheidet sich auch durch die energische beseelung der bilder und die so entstehende befriedigung in einer von gefühlen gesättigten anschauung. Aus alle dem ergibt sich, dass die grossen dichter von einem unwiderstehlichen drange vorangetrieben werden, erlebnis irgend einer mächtigen art, das ihrer natur gemäss ist, zu erfahren, zu widerholen und in sich zu sammeln. Der dichter unterscheidet sich endlich dadurch, dass sich in ihm die bilder und deren verbindungen frei über die grenzen des wirklichen hinaus entfalten. Er schaft situationen, gestalten und schicksale, welche diese wirklichkeit überschreiten. (S. 341—349.)

Um zu bestimten normen für das dichterische schaffen zu gelangen, versucht nun Dilthey eine psychologische erklärung des dichterischen schaffens zu geben. Soll ich über diesen umfangreichen teil der arbeit meine meinung sagen — so weit ich als laie bei der beurteilung rein psychologischer fragen dazu im stande bin — so muss ich auch hier anerkennen, dass die untersuchung im ganzen mir ungemein fördernd für eine erkentnis des wesens der poesie erscheint[1]. Dilthey sucht zu zeigen, auf welche weise die bilder in der seele des dichters entstehen und festgehalten werden, wie das kunstwerk sich aus wahrnehmungen zusammensezt und diese eindrücke durch ausschaltung von bestandteilen, durch steigerung und minderung sowie durch ergänzung verändert und umgebildet werden. So sehr ich im prinzip mit dem verfasser einverstanden bin, so kann ich in mehreren einzelnen fragen dieser untersuchung jedoch nicht mit ihm übereinstimmen — der mir für diese besprechung zu gebote stehende raum verbietet es mir leider, mich im einzelnen mit dem verfasser auseinanderzusetzen. Auch vermag ich bei mehreren punkten den faden nicht aufzufinden, der von hier aus zu dem lezten teile der abhandlung hinüberführt.

Dieser teil, in welchem der verfasser eine theorie der poetischen technik, wie sie auf der entwickelten psychologischen grundlegung aufgebaut werden kann, zu skizzieren versucht, verdient ganz besonderes lob und sei allen litterarhistorikern zu eindringlichem studium empfohlen. Es ist an dieser stelle unmöglich auf alle die einzelnen feinen bemerkungen und fruchtbaren gedanken einzugehen. Wie Scherer das publikum und dessen bedeutung für die entwicklung der poesie als eine wichtige lehre der poetik bezeichnet und der lehre vom publikum demzufolge eine ausführliche darstellung gewidmet hat, so analysiert Dilthey den eindruck, den das dichterische kunstwerk auf die seele des lesers oder hörers hervorruft und bezeichnet mit recht

1) Namentlich sei dabei auf die schöne untersuchung über die gefühlskreise und die aus ihnen sich ergebenden ästhetischen elementargesetze verwiesen: vgl. besonders s. 366 fg. und s. 371 fg.

diesen vorgang als einen mit dem dichterischen schaffen verwanten prozess. Richtiger als Scherer sieht er meines erachtens in der frage nach der entstehung der poesie[1]. Dagegen stimt er mit Scherer überein in der abweisung des unfugs, den man mit dem wort: idee getrieben und in der bezeichnung der betrachtungsweise, die an die stelle der soeben genanten zu treten hat. „Jedes lebendige werk grösseren umfangs hat seinen stoff in einem erlebten, tatsächlichen und drückt in lezter instanz nur erlebtes, gefühlsmässig umgestaltet und veralgemeinert, aus. Daher darf in der dichtung keine idee gesucht werden.“ S. 437. „An dem stoff der wirklichkeit wird durch den dichterischen vorgang ein lebensverhältnis in seiner bedeutsamkeit aufgefasst; was so entsteht, ist eine triebkraft, durch welche transformation in das poetisch bewegende erwirkt wird. Das lebensverhältnis, so erfasst, gefühlt, veralgemeinert und dadurch wirkungskraft dieser art geworden, wird motiv genant. In einer grösseren dichtung wirkt eine anzahl von motiven zusammen. Unter ihnen muss ein herschendes die triebkraft haben, die einheit der ganzen dichtung herzustellen. Die zahl möglicher motive ist begrenzt, und es ist eine aufgabe der vergleichenden litteraturgeschichte, die entwicklung der einzelnen motive darzustellen.“

Ich muste bei den beiden arbeiten länger verweilen, weil sie von ganz neuen gesichtspunkten aus eine betrachtungsweise in der poetik anstreben, deren ungemeine fruchtbarkeit sich schon jezt erkennen lässt, von tag zu tag aber immer mehr hervortreten wird, zumal wenn noch mehr arbeiter ihre kräfte dem ausbau der wissenschaft widmen werden. Die ausgangspunkte der beiden forscher sind nicht miteinander identisch, ebensowenig ist es ihre methode; dennoch kann man beide betrachtungsweisen leicht mit einander vereinigen, wie sich schon daraus ergibt, dass Scherer und Dilthey vielfach zu den gleichen resultaten gekommen sind.

Begründeten diese beiden schriften eine ganz neue auffassung der poetik, so wandeln die drei anderen bücher, die uns hier beschäftigen, im wesentlichen in den bahnen der traditionellen ästhetik. Die vorzüge wie die mängel des lehrbuches von Wackernagel, das jezt in zweiter auflage vorliegt, sind algemein bekant. Die lezteren ergeben sich aus der wilkürlichen konstruktion und der damit zusammenhängenden, sehr häufig sich geltend machenden, einseitigkeit der ästhetischen betrachtung. Die vorzüge dagegen beruhen auf der glänzenden beherschung des litterarhistorischen materials sowie darauf, dass das werk namentlich in den abschnitten über rhetorik und stilistik unstreitig ungleich geistreicher und anregender ist als irgend ein anderes Den vielen freunden, die das buch sich bereits gewonnen, wird daher auch die vorliegende, sorgfältig revidierte ausgabe eine wilkommene gabe sein.

Weit schwieriger ist es, dem anderen werke gerecht zu werden, der umfangreichen poetik von Baumgart. Mit anzuerkennendem grossen fleisse hat der verfasser den versuch gemacht, ein umfangreiches lehrsystem der poetik aufzustellen, und

1) S. 434: Das erlebnis ist grundlage der poesie, und so zeigt die niedrigste civilisation überall die dichtung mit primären mächtigen formen des erlebnisses verbunden; solche sind kultushandlung, festesfreude, tanz, übergehend in pantomime, gedächtnis der stammesahnen: hier sind schon lied, epos und drama in der wurzel getrent. — Da mächtige erregungen der seele, sofern sie nicht zu willenshandlungen führen, sich in laut und geberde, in der verbindung von sang und dichtung äussern, so finden wir bei den naturvölkern die dichtung an kultushandlungen und festfreude, an tanz und spiel gebunden. Der zusammenhang der poesie mit dem mythos und religiösen kultus, mit dem glanz der feste und des spiels, mit schöner, heiterer geselligkeit ist daher psychologisch begründet, in den ersten anfängen der civilisation sichtbar und er geht dann durch die ganze litteraturgeschichte.

in ausführlichen abschnitten hat er die einzelnen dichtungsgattungen behandelt. Ist es im wesentlichen die metaphysische grundlage, auf welcher Baumgart sein buch aufbaut, so kann man ihm doch andrerseits das zeugnis nicht versagen, dass er sich eine gründliche kentnis der litteratur angeeignet hat, obgleich er bei der verwertung des litterarhistorischen materials im urteil zuweilen mit grosser wilkürlichkeit vorgeht (man vgl. z. b. s. 55 fg. die ganz ungerechte beurteilung von Bürgers Lenore). Auch finden sich im einzelnen recht interessante untersuchungen, die manches anregende bieten. Aber trotz aller dieser anzuerkennenden vorzüge des buches muss ich betonen, dass meiner meinung nach die grundlegung des verfassers sich nicht halten lässt. Den versuch, die aristotelische katharsis, deren auslegung durch Jakob Bernays überaus ausführlich, aber doch nicht überzeugend, bekämpft wird, auch auf andere gattungen der poesie zu übertragen, kann ich nicht für glücklich halten, wie es denn überhaupt etwas sehr misliches ist, heutzutage noch den aufbau einer poetik auf wesentlich aristotelischer grundlage zu versuchen. Dazu komt des verfassers neigung zum schematisieren, die ihn auch da nicht verlässt, wo nur eine rein historische betrachtung am platze wäre; so werden z. b. für den unterschied zwischen romanze und ballade ästhetische gründe ins feld geführt. Alles in allem: Baumgarts poetik wird niemand das zeugnis versagen, dass sie ein mit liebe zur sache gearbeitetes fleissiges buch ist, aber im verhältnis zu dem umfang des buches sind die neuen aufschlüsse, die man erhält, nicht eben zahlreich.

Das buch von Methner zeichnet sich durch seine klare und anschauliche darstellung aus. Es beruht seiner gesamtauffassung nach auf den anschauungen der traditionellen ästhetik, wie denn der versuch, einen unterschied zwischen ballade und romanze durch aufzeigung ihres inhaltlich verschiedenen wesens darzutun, auch hier widerkehrt. (S. 74.) Aber der verfasser hat der geschichte unsrer dichtung eingehende studien zugewant und wenn auch einzelne ansichten, die er vorträgt, irrig oder veraltet sind (man vgl. z. b. s. 202, wo volksschauspiel und haupt- und staatsaktionen für zwei verschiedene dinge gehalten werden), andre von einseitigen gesichtspunkten ausgehen (man vgl. z. b. s. 112, wo Rabener den satirikern des 16. jahrhunderts gegenüber sehr ungerecht beurteilt wird), so entwirft er doch meist richtige und ansprechende bilder von der entwicklung unsrer poesie. Die theorie der gattungen der rede, die der verfasser auf dieser grundlage aufbaut, legt zuweilen allerdings recht wilkürliche masstäbe an die dinge, aber vor dem verlieren in alzu entlegene gebiete der spekulation schützt ihn die klare, übersichtliche einteilung, deren wert überhaupt nicht zu gering anzuschlagen ist. Man mag an den einteilungen s. 117 fg. (vgl. auch s. 88 fg.) im einzelnen manches auszusetzen haben, im ganzen werden solche aufstellungen immer fördernd und klärend wirken. Auch sonst findet sich manches anregende und da der verfasser auch die metrik mitbehandelt, so wird das empfehlenswerthe buch namentlich schulmännern von besonderem nutzen sein.

BERLIN, IM DEZEMBER 1888. GEORG ELLINGER.

Johann Elias Schlegel von **Eugen Wolff.** Berlin, verlag von Robert Oppenheim. 1889. 8. 4 m.

Ehe wir uns zur besprechung des inhalts wenden, müssen wir in bezug auf form und anlage der schrift einige bedenken äussern.

Es scheint, als ob der verfasser sich auch an weitere kreise wenden wolte. Die darstellung bewegt sich, wie bei einem vortrag, durch die 183 seiten ohne

ruhepunkt und ohne deutliche gliederung; der text ist durch zahlen unterbrochen, die auf die anmerkungen am schluss des buches hinweisen. Wer die schrift studieren und nachprüfen will, dem ist dadurch seine aufgabe sehr erschwert. Auf der andern seite ist das thema doch auch nicht von der art, dass eine so ausführliche darstellung auf das interesse eines grösseren publikums rechnen könte.

In einer mehr populären darstellung hätte z. b. auf die anschauliche schilderung von Schulpforte, Leipzig und Kopenhagen mehr sorgfalt verwendet werden müssen. Und vor allen dingen wäre die vergleichung mit Schlegels vorgängern zur richtigen würdigung seiner verdienste unbedingt nötig gewesen. Wer mit dem gegenstand bereits vertraut ist, wird andrerseits finden, dass bei besprechung der wirksamkeit J. E. Schlegels auf dem theoretischen gebiet bekante dinge zu ausführlich widerholt werden.

Indess hat der verfasser doch auch manches neue und beachtenswerte vorgebracht, namentlich da, wo er die poetischen werke J. E. Schlegels bespricht. Bei Orest und Pylades weist er mit recht darauf hin, dass einzelne änderungen, die Schlegel in modern-humanem sinne mit dem überlieferten stoffe vornahm, eine gewisse verwantschaft mit Goethes umgestaltung der Iphigeniensage zeigen. Dass jedoch Schlegels tragödie direkt die aufmerksamkeit Goethes auf diesen stoff hingelenkt haben soll — „ähnlich wie Schlegels Hermann den ausgangspunkt bildet, von welchem Goethe zum Goetz geführt wurde“, ist gewiss nicht anzunehmen.

Für die beurteilung der Dido hat Wolff nicht den richtigen gesichtspunkt gefunden. Er leitet das drama direkt von dem Vergilschen epos her, während Schlegel offenbar auch die tragödie Didon von Lefranc de Pompignan (1734) benuzt hat. Freilich hat, so viel ich weiss, weder Schlegel selbst noch irgend einer der späteren biographen auf diesen zusammenhang aufmerksam gemacht. Aus der französischen tragödie hat Schlegel einen zug entlehnt, den Wolff als eine glückliche neuerung rühmt, dass nämlich der dichter den Aeneas auf der flucht noch den angriff des Hiarbas zurückschlagen liess und so die kriegerische ehre des helden zugleich mit seiner eigenen dichterischen ehre gerettet habe. Auch ist es auf die französische tragödie zurückzuführen, wenn könig Hiarbas als gesanter vor Dido erscheint, und sich dann erst im lauf des gesprächs zu erkennen gibt. Ebenso bietet, wie ich meine, der vergleich mit Lefranc de Pompignan die beste erklärung für eine stelle, die Wolff als eine entlehnung aus Shakespeare auffassen möchte. Dido glaubt den schatten ihres gemahls Sichaeus zu erblicken (akt IV sc. 5); sie ruft ihrer schwester zu:

— — Ach schwester! ich erschrecke
O anblick! siehst du nichts dort in des zimmers ecke!

Anna.

Was siehst du? fasse dich. Trau nicht auf dein gesicht,
Denn deine furcht allein betriegt der augen licht.

Dido.

Nein, nein! Ich sehe selbst den mir bekanten schatten!
Ich sehe die gestalt des sonst geliebten gatten!
Ich sehe seinen mund, und sein so schönes haar!
Ich sehe seine stirn, und dieses augenpaar! usw.

Diese stelle vergleicht Wolff mit Hamlet akt III sc. 4, wo im schlafgemach der königin der geist des alten Hamlet bloss dem sohne, nicht aber der gemahlin sichtbar erscheint. Aber bei Schlegel handelt es sich gar nicht, wie bei Shakespeare um

eine wirkliche geistererscheinung; das trugbild, das der krankhaft gesteigerten phantasie Didos vorschwebt, ist nichts als ein rhetorisches effektmittel im sinne der tragödie des klassischen stils und es wäre nicht schwer, anderwärts ähnliche stellen nachzuweisen. Die Schlegelschen worte enthalten eine schwache nachahmung des anfangs des fünften aktes bei Lefranc de Pompignan. Die scene spielt hier zur nachtzeit; Dido stürzt auf die bühne; sie glaubt sich vom geiste des Sichaeus verfolgt und ruft um hülfe: ihre schwester erscheint und beruhigt die königin, die noch immer im fieberwahn das gespenst zu sehen glaubt.

Schlegel hat, wie sein bruder Johann Heinrich berichtet, die Dido noch in Schulpforte im jahre 1739 geschrieben. Wir müsten demnach annehmen, dass die novität des französischen theaters ziemlich rasch bis in die sächsische klosterschule vorgedrungen sei. Die Dido erschien indess erst 1744 im fünften teil der Deutschen schaubühne. Damals wurde das trauerspiel „grösstenteils in seiner ursprünglichen gestalt dem drucke übergeben, der lezte aufzug ausgenommen.“ Von diesem lezten aufzug teilt Johann Heinrich in der ausgabe der werke seines bruders bd. I s. 71 fgg. den ursprünglichen plan mit und rühmt die teilnahme des Aeneas am kampf gegen Hiarbas als eine besonders glückliche neuerung. Nun könte man auf den gedanken kommen, dass Schlegel erst nach seinen schuljahren die französische tragödie kennen lernte und daraus manches bei der umarbeitung seines entwurfs verwertete. Indess stimmen auch wichtige scenen in den frühern akten, so namentlich die scene zwischen Dido und Jarbas und die geisterscene mit Lefranc de Pompignan überein und wenn diese scenen gleichfals erst in der umarbeitung hinzugekommen wären, dann hätte Johann Heinrich gewiss nicht die oben angeführten worte gebraucht.

Noch ein umstand darf nicht unerwähnt bleiben. Die französischen litterarhistoriker haben bereits bemerkt, dass die erscheinung des Jarbas unter der maske eines gesanten von Lefranc de Pompignan der Didone abbandonata dss Metastasio (1724) entlehnt wurde. Indess findet sich bei Metastasio ausserdem auch der kampf zwischen Aeneas und Jarbas. Die scene, in welcher Dido ihren ersten gemahl zu erblicken glaubt, konte der französische tragiker noch nicht in der italienischen oper finden. Völlige sicherheit über das verhältnis der drei Didodramen zu einander würde freilich nur durch eine bis ins einzelne gehende untersuchung zu erreichen sein.

Schlegels Trojanerinnen sind merkwürdig als charakteristisches beispiel für eine im vorigen jahrhundert sich volziehende bewegung des deutschen geistes. Wir sehen den dichter hier über die französische renaissancepoesie hinweg auf die muster des griechischen altertums zurückgreifen. Es wäre noch zu untersuchen, ob er dazu nicht vielleicht durch Brumoys einflussreiches werk über das griechische theater (Théatre des Grecs, 1730) veranlasst war.

Für die beurteilung des Arminius ist in den oft citierten worten Goethes der massgebende gesichtspunkt enthalten. In seinem bericht über die bühnenschicksale des Arminius komt Wolff auch auf die französische bearbeitung zu sprechen. „Bauvin übersezte das stück 1769 frei ins französische unter dem titel „Arminius“, 1773 französierte er es noch mehr, und so wurde die tragödie als „Les Chérusques“ in Paris nicht nur gedruckt, sondern auch aufgeführt.“ Als seine quelle für diese nachrichten citiert er Schmid, Chronologie des deutschen theaters. Er hätte sich nach einem bessern gewährsmanne umsehen sollen. Freilich weiss auch Süpfle über die schicksale des Arminius auf dem französischen theater nicht viel zu sagen, obwol er in seiner geschichte des deutschen kultureinflusses auf Frankreich bd. I s. 170 Bauvins verhältnis zu Schlegel und die verschiedenen ausgaben seiner übersetzung

bespricht. Hinsichtlich der bühnendarstellung beschränkt er sich auf die worte „nach angabe von Jördens soll Arminius im jahre 1773 in Paris zur aufführung gekommen sein.“ Und doch besitzen wir über diese Pariser aufführung einen höchst merkwürdigen, eingehenden bericht von dem alten Gottschedianer Grimm, der wol eine widergabe an dieser stelle verdient. Grimm schreibt aus Paris unter dem 1. okt. 1772 (Correspondance littéraire ed. Tourneux bd. X s. 67 fg.): „Le théâtre anglais n'est pas le seul où nos poëtes cherchent aujourd'hui leurs sujets; ils viennent de faire le même honneur au theâtre allemand, et l'on a donné, le 26 du mois dernier sur le théâtre de la Comédie Française, la première représentation des Chérusques, tragédie nouvelle, imitée du théâtre allemand. C'est le sujet d'Arminius, traité en Allemagne par feu M. Schlegel; c'est la défaite de Varus: c'est par conséquent un sujet national en Allemagne. La pièce de M. Schlegel est imprimée depuis environ trente ans. Je crois l'avoir lue dans ma jeunesse, mais je ne me la rappelle plus en aucune manière; je n'en pourrai donc parler que d'après l'esquisse française. Un vieux bonhomme de soixante ans, appelé Bauvin, pauvre comme un rat d'église ou comme un poëte, ce qui est synonyme, s'est avisé un peu tard de prendre le métier de faiseur de tragédies. Il a choisi celle de M. Schlegel, et l'a ajustée tant bien que mal au Théâtre-Français. Il en a fait la lecture aux Comédiens, qui l'ont reçue; mais tardant longtemps à la jouer, le pauvre auteur, pressé par la faim, l'a fait imprimer. Elle parut en 1769, et ne fit aucune sensation. Alors les Comédiens résolurent, je crois, de ne la point jouer du tout, et l'on prétend qu'ils ne se sont départis de cette résolution que parce que l'auteur a eu le bonheur d'intéresser Mme la dauphine en sa faveur. Cette charmante et auguste princesse a exigé que la pièce fut jouée, et l'on a obéi. Mais les acteurs étaient si persuadés qu'elle n'irait pas jusqu'à la fin qu'ils ne s'étaient pas donné la peine de l'apprendre. Je n'ai jamais vu pièce aussi mal jouée. Mlle Dumesnil, qui est presque toujours mauvaise, quand elle n'est pas sublime, et qui commence à être rarement sublime, fut détestable ce jour-là. Elle jouait le rôle d'Adelinde, princesse chérusque, mère de Thusnelde et de Sigismond. Thusnelde était répresentée par Mme Vestris. Brizard était chargé du rôle de Ségismar, prince chérusque, père d'Arminius, joué par Molé. Les autres rôles étaient remplis par des acteurs si mauvais, que jamais la patience du public ne fut mise à plus forte épreuve. La pièce pensa en être la victime; mais enfin, après avoir couru les plus grands risques, elle eut le bonheur de résister à tous les dangers et de réussir. L'auteur fut appelé à grands cris. Il ne put ou ne voulut pas paraître le premier jour: le pauvre homme n'avait pas peut-être d'habit pour se montrer; mais à la seconde représentation, il fut appelé de nouveau, et vint faire sa révérence au public. On conte que les états d'Artois (l'auteur est de ce pays-là) lui ont promis de lui faire une pension, supposé que sa pièce ait trois représentations. Si cela est, la pension est déjà gagnée. Mais quel bizarre et ridicule caprice de la part d'un corps aussi respectable que les états d'une province d'attacher un bienfait, apparemment jugé nécessaire et bien placé, au succès d'une pièce de théatre! Qu'a de commun le besoin d'un vieillard de soixante ans avec une bonne ou mauvaise tragédie? Quoiqu'il en soit de la verité ou de la fausseté de ce conte, il était si bien établi dans le public qu'il faut convenir qu'il influa sensiblement sur le succès de la tragédie. Mais après l'avoir applaudie au théâtre, on en a dit beaucoup de mal dans le monde. On l'a trouvée froide et ennuyeuse; mais on n'a pas assez considéré combien le mauvais jeu des acteurs lui a fait tort. On commence à en parler aujourd'hui avec un peu plus d'estime ou

moins de dénigrement; ce qui me fait présumer que les comédiens, qui ne s'attendaient pas à ce succès, la jouent avec un peu plus de soin.

Comme la pièce de M. Bauvin est imprimée depuis trois ans, je me suis dispensé d'en faire ici une analyse en forme. Les changements qu'il y a faits pour la remettre au théâtre ne sont pas bien considérables, et se trouveront en tout cas bientôt dans une nouvelle édition qu'il ne manquera pas d'en faire après l'espèce de succès, qu'elle vient d'avoir au théâtre."

Wir erfahren also auch aus diesem bericht, dass Marie Antoinette es war, die die aufführung der deutschen tragödie in Paris durchsezte.

Mit der tragödie Canut hat Schlegel nach seiner übersiedelung nach Dänemark einen glücklichen griff in die geschichte seines adoptivvaterlandes getan. Mit recht hat Wolff diesem drama eine besonders ausführliche behandlung zu teil werden lassen. Er weist auf eine bearbeitung hin, die 1780, vierunddreissig jahre nach dem erscheinen des Schlegelschen dramas gedruckt wurde, also zu einer zeit, da schon der Alexandriner auf der bühne durch die prosa verdrängt war. Wolff will dartun, wie in dieser prosaauflösung eine fülle von dramatischem leben entfesselt wurde, das in der engbegrenzten form des Alexandriners verborgen geblieben war. Es wäre sehr wünschenswert gewesen, wenn er diese interessante beobachtung durch reichlichere beispiele belegt hätte. Unter den urteilen der zeitgenossen registriert Wolff auch eine stelle aus Lessings dramaturgischer correspondenz mit Nicolai. Indess hat Lessing sein eindringendes studium des Schlegelschen meisterwerkes auch anderwärts bewiesen. In dem entwurf: „Der schauspieler. Ein werk worinnen die grundsätze der ganzen körperlichen beredsamkeit entwickelt werden." Hempel bd. XI² s. 856 fgg. hat er einige stellen in den rollen des Canut und des Ulfo im hinblick auf die begleitenden gesten ausführlich betrachtet. Und ausserdem hegte er ursprünglich die absicht, in der dramaturgie den Canut eingehend zu behandeln. Im schema zur fortsetzung (Hempel bd. XX s. 649) notiert er „91. Canut, Schlegels Hang, domestica facta zu wählen. Hurd p. 211 N. 286. Mittwochs den 23. september." Wol keine andere notiz des wenig beachteten schemas — abgesehen vielleicht von nr. 63, wo Lessing eine untersuchung über den chor in der tragödie in aussicht stelt — lässt uns das jähe abbrechen der dramaturgie mehr bedauern. Gewiss würde Lessing hier gedanken entwickelt haben, die ein neues licht auf Minna von Barnhelm fallen liessen und die sich wol auch mit den gedankenreihen berührt hätten, durch welche Goethe von Hermann dem Cherusker auf Götz von Berlichingen hinübergeleitet wurde.

Canut war, ebenso wie Hermann bereits 1748 auf dem repertoire der Schönemannschen truppe in Frankfurt am Main.

Einen fruchtbaren gesichtspunkt hat sich Wolff entgehen lassen. Er hätte zeigen sollen, wie Schlegels tragische diktion, die bekantlich von frau rat Goethe als muster des steifen, veralteten stils angeführt wird, sich ausnimt, wenn man sie mit den machwerken Gottscheds und seiner anhänger, der Pitschel, Grimm, Quistorp usw. vergleicht. Durch eine solche gegenüberstellung wird die bedeutung Schlegels als des hervorragendsten deutschen tragikers der classicistischen richtung wol am besten dargetan.

Bei besprechung der lustspiele betritt der verfasser ein gebiet, dem er bereits früher ein eindringendes studium gewidmet hat. Manches von dem, was er hier zur verteidigung Schlegels gegen alzu strenge kritiker sowie zum lobe des Schlegelschen conversationstons vorbringt, ist gewiss berechtigt. Den von Lessing so schroff

getadelten „geschäftigen müssiggänger“ rühmt Wolff als das erste deutsche sittenlustspiel, doch könte man diese meinung erst dann zur diskussion stellen, wenn auch die sonstigen ansätze zum sittenlustspiel in jener zeit genauer ins auge gefasst würden. Zu anm. 128 ist zu bemerken, dass ähnliche stehende redensarten der Leipzigerinnen auch in Menantes satirischem roman (Deutsche nationallitteratur bd. 37 s. 480) angeführt werden. Ebenso wie den geschäftigen müssiggänger, nimt Wolff auch das totengespräch Demokrit gegen Lessing in schutz. Lessing hat bekantlich (Dramaturgie st. XVII) nicht undeutlich durchblicken lassen, dass er es für pedanterei hält, wenn Schlegel von Regnards verstössen gegen die historische wahrscheinlichkeit so viel aufhebens macht. Im wesentlichen wird doch wol Lessing recht behalten. Allerdings ist es dankenswert, dass Wolff auf den Zusammenhang hinweist, der zwischen dem totengespräch und dem Schlegelschen lustspielfragment „die drei philosophen“ besteht. Hier hat der dichter sich bemüht, Plato, Diogenes und Aristipp mit treuerer festhaltung des historischen kolorits in eine lustspielintrigue zu verweben. Eine massgebende bedeutung in der geschichte des historischen lustspiels darf Schlegel deshalb aber doch nicht beanspruchen; unter seinen vorgängern auf diesem gebiet muste vor allen dingen auch noch Boursault berücksichtigt werden. Wenn s. 166 Lessings jugendfreund Mylius († 1754) mit dem herausgeber des komischen theaters der Deutschen (1783) verwechselt wird, so ist das freilich ein starkes stück.

Zu der ansprechenden charakteristik der anakreontischen lieder und erzählungen Schlegels wäre zu bemerken, dass kaffee als ein getränk, das zur poesie begeistern kann, schon von Neukirch in den Anfangsgründen der reinen teutschen poesie erwähnt wird (vgl. Hildebrand im deutschen wörterbuch IV, 21). Nachdem die tabakspoesie in Hoffmann von Fallersleben einen geschichtschreiber gefunden hat, wird vielleicht auch einmal der kaffee in der deutschen dichtung im zusammenhang betrachtet werden.

Das hauptgewicht legt Wolff mit recht auf Schlegels wirksamkeit als theoretiker und kritiker. Sein respektvoll diplomatisches verhältnis zu Gottsched ist durchaus treffend charakterisiert. Dass Schlegel kein gewöhnlicher Gottschedianer sei, erkanten die gegner sehr bald: Pyra im Erweis dass die Gottschedianische secte den geschmack verderbe s. 104, behandelt ihn sehr höflich, auch die Neuberin suchte ihn zu sich herüberzuziehen. Danzels ansicht von Gottsched als dem schöpfer der idee einer deutschen nationallitteratur hat Wolff zu sehr auf treu und glauben angenommen. Für Schlegels anfänge war auch noch der aufsatz von Peter über die pflege der poesie an den fürstenschulen (Mitteilungen des vereins f. d. gesch. d. stadt Meissen bd. I heft 3) zu berücksichtigen.

Den ergebnissen Antoniewiczs über die französischen quellen Schlegels stimt Wolff im wesentlichen bei. Gewis mit recht, denn was inzwischen Braitmeier in seiner Geschichte der poetischen theorie usw. (t. I. Frauenfeld 1888) gegen diese französische einwirkung vorbringt, ist wenig überzeugend. Dass Schlegel sich schon frühzeitig in der französischen litteratur umsah, beweist seine bekantschaft mit Lefranc de Pompignan. Schlegels ansichten über das material der nachahmung in der poesie sind mit Vatrys theorie so nahe verwant, dass man wol den gedanken einer entlehnung von seiten Schlegels festhalten darf. Anders steht es freilich mit Schlegels behauptung, derjenige, welcher nachahmt, müsse „sich nach den vorstellungen derer richten, die das bild vergnügen soll.“ „Wir haben in unseren zeiten einen neuen Achill, einen neuen Hippolyt, kurz ganz neue helden gemacht, welche vieles von

dem wesen der grossen unserer zeit haben und nur in alte namen gekleidet sind.“ In diesem falle ist es entschieden zu weit hergeholt, wenn Antoniewicz einen zusammenhang mit Fraguiers Reflexions sur les dieux d'Homere annimt. Braitmeier hat gewiss das richtige getroffen, wenn er auf die verwantschaft mit der Breitingerschen theorie hinweist. Auch sonst sind in Braitmeiers darstellung einige wichtige punkte besser hervorgehoben, so namentlich die übereinstimmung Schlegels mit Lessing in der beurteilung des Philoctet (vgl. Braitmeier s. 252). Zu dem „schreiben von errichtung eines theaters in Kopenhagen“ wäre noch zu bemerken, dass bereits Gottsched in der deutschen schaubühne t. II s. 22 auf die notwendigkeit einer tantieme für die dramatischen schriftsteller hingewiesen hatte.

Der verfasser war in der lage, ungedrucktes briefliches material für seine arbeit zu benützen. Ausserdem hat er zum ersten male eine handschriftliche samlung von gedichten des vaters Schlegel herangezogen und dadurch mancherlei hübsche züge für die schilderung des elterlichen hauses und der ersten jugendeindrücke gewonnen.

KRAKAU, IM FEBR. 1889. WILHELM CREIZENACH.

Friedrich Lauchert, Geschichte des physiologus. Mit zwei textbeilagen. Strassburg, Karl J. Trübner. 1889. 8. XIII und 313 seiten. 7 m.

Nachdem uns J. V. Carus in seiner Geschichte der zoologie 1872 aus der feder des dr. Hugel eine geschichte des physiologus in aussicht gestelt hatte, empfangen wir nun durch Friedrich Lauchert das erwartete buch, welches bei der wichtigkeit des physiologus für die geschichte der zoologie, der fabel und des tierschwanks, des sprichworts und des epimythions, der tierbildlichen typen in litteratur und kunst, wie des stifts- und klosterschulwesens von vorn herein auf algemeines interesse anspruch erheben darf. Wir werden zu prüfen haben, wie weit die gespanten erwartungen, mit denen wir das werk in die hand nehmen, in ihm erfült werden.

I. Der erste teil (s. 1—109) bietet 1. eine vorgeschichte, 2. inhaltsübersicht und quellennachweis der ursprünglichen 49 stücke sowie einiger späterer anhängsel, 3. entstehung, 4. überlieferung des griechischen textes, 5. patristische zeugnisse der älteren zeit, 6. besprechung der alten übersetzungen, nämlich des aethiopischen, des armenischen, der syrischen, des arabischen textes, 7. und 8. der lateinischen versionen, 9. und 10. des physiologus in mittelgriechischen tierbüchern und in der naturgeschichte des mittelalters, 11. eine vergleichende übersicht der verschiedenen anordnungen.

II. Der zweite teil (s. 110—228) erörtert 1. die übersetzungen und bearbeitungen des physiologus in der germanischen und romanischen litteratur, 2. und 3. die verbreitung der physiologus-typen in dichtung und kunst des mittelalters, sowie 4. die lezten nachwirkungen des physiologus bis in die neue und neueste zeit.

III. Im anhang wird der text des griechischen wie des jüngern deutschen physiologus (s. 229—299) nebst nachträgen und register geboten.

Man sieht, das buch bringt vielerlei. Je mehr man sich aber hineinliest, desto deutlicher erkent man, dass man es hier nicht mit einer eigentlichen forschung zu tun hat, die, unbefriedigt von dem vorgefundenen stande der erkentnis, selbständig und kühn nach allen richtungen hin den gegenstand zu ergründen und aus umfassender samlung unbenuzten quellenmaterials und eindringender durchdenkung desselben neue aufschlüsse zu gewinnen strebt, sondern mit einer kritischen zusammenstellung der an den verschiedensten, oft schwer zugänglichen orten zerstreuten

bisherigen ergebnisse der physiologus-forschung, die, weil im ganzen mit sachkentnis und besonnenem urteil durchgeführt, für den fernerstehenden ebenso lehrreich und wilkommen ist wie sie die erwartungen des kenners in der hauptsache unbefriedigt lassen wird. Der wert der einzelnen abschnitte ist somit, je nach dem grade wie vorarbeiten vorliegen und dem verfasser bekant bez. zugänglich waren, ein sehr verschiedener: recht interessant ist I, 2—5 und II, 2, wenig gehaltvoll ist II, 3, die übrigen stücke halten eine gewisse mitte inne.

Gehen wir nun die einzelnen kapitel durch, um auf lücken und mängel aufmerksam zu machen.

S. 77 fgg. vermisst man die wichtige stelle Augustins über die fulica (in Psalm. CIII, 17): *Intelligimus petram esse idoneam fulicae domum, nusquam fortius et firmius habitat quam in petra. In quali petra? In mari constituta. Etsi tunditur fluctibus, frangit tamen fluctus, non frangitur: hoc habet magnum petra in mari constituta .... Ergo fulicae domus et fortis est et humilis. Non habet domum fulica in excelsis; nihil illa domo firmius et nihil humilius. In cedris quidem nidificant passeres, propter praesentem necessitatem: sed petram illam habent ducem, quae fluctibus tunditur et non frangitur.* — Zu s. 68—79 konte die fleissige monographie von Feiner „Vom Phoenix in den schriften der väter“ (München, Progr. des Ludwigs-gymn. 1849/50) benuzt werden. — S. 86. Das programm von K. Ahrens (Ploen 1885) konte der verfasser nicht zu gesicht bekommen, obwol ein schreiben an die gymnasial-direktion vermutlich hingereicht hätte, ein exemplar desselben zu seinem eigentum zu machen. Es ist eine sehr lesenswerte studie, die nicht bloss überzeugend nachweist, dass das syrische tierbuch des Brit. museums aus der herrn Lauchert unbekant gebliebenen handschrift Ind. office Ms. Syr. n. 9 abstamt, sondern auch überhaupt eine eingehendere untersuchung über die quellen des physiologus enthält.

S. 88—94 werden nach dem einleuchtenden beweise, dass die erste lateinische übersetzung des physiologus bereits vor 431 verfasst sein muss, die beiden bekanten hauptübertragungen angegeben, nämlich die durch die hs. 10074 von Brüssel und 233 von Bern repräsentierte klasse AB und die durch die Berner hs. 318 vertretene klasse C, somit die geschichte des lateinischen prosatextes mit dem 10. jahrhundert abgeschlossen. Da es nun die lateinischen fassungen waren, welche diese tierbilder dem abendlande übermittelten, da der haupteinfluss des physiologus auf die abendländische litteratur und kunst in die zeit vom 10.—14. jahrhundert fält, da endlich gerade derartige litterarische produkte den mannigfachsten erweiterungen (auch Vincenz von Beauvais Spec. natur. XX, 172 *de testudine* benuzt einen erweiterten physiologus) und verkürzungen, sowie sonstigen änderungen in reihenfolge, verlauf der handlung und ausdeutung ausgesezt sind, so wäre es die pflicht des verfassers gewesen, etwa in der weise, wie es Oesterley für die Gesta Romanorum getan, die geschichte des textes durch das ganze mittelalter zu verfolgen, also womöglich die sämtlichen erhaltenen handschriften aufzuspüren, sie auf ihre spezifischen eigentümlichkeiten hin zu untersuchen oder durch die allezeit bewährte liebenswürdigkeit der bibliothekare untersuchen zu lassen und so die handschriftliche überlieferung des lateinischen physiologus während des mittelalters auf bestimte grundtypen zurückzuführen. Nur so hätten wir über die schicksale der ph.-texte von jahrhundert zu jahrhundert volles licht erhalten, nur so hätte sich auch jedesmal die lateinische quelle der volkssprachlichen bearbeitungen nachweisen lassen, für deren abweichungen von AB und C der verfasser wol eine in diesen punkten bereits modificierte

lateinische vorlage vermutet (s. 126 anm. 1, 131 anm. 1, 133 anm. 1, 138 z. 9—12, 140 z. 17 fg.), aber eben leider nicht anzugeben vermag. Er weist wol auf die von M. F. Mann (Anglia VII, 445 fg.) genanten handschriften hin, hat aber noch nicht einmal die ihm so bequem erreichbaren Münchener verglichen, geschweige denn dass er die gerade in dieser hinsicht so zuverlässigen handschriftenkataloge daraufhin durchgesehen hätte. Ich habe mir von physiologus-handschriften seiner zeit notiert: Angers 294 — Avranches 28 — Brüssel 8340 — Douai 673 — Épinal 48 und 58 — Gent 16 — Kopenhagen 1634 (Kl. lat. denkm. s. 6) — Middlehill 4725 (Jahn und Seebode Neue jahrb. suppl. VIII, 1842 s. 448) — Oxford cod. Bodl. misc. lat. 247 (wozu der katalog auf den druck bei Hugo de S. Victore Venedig 1588 II, 189 hinweist) — Paris Bibl. Nat. 3638 a, 4931 c, 8564 (?), 10448, 11207 — Pommersfelden 2913 und 2917, und aus der ältesten zeit Bern 611 (fol. 116ᵇ—138ᵇ) s. VIII/IX, Oxford cod. Bodl. misc. lat. 129 s. IX und Wolfenbüttel cod. Gud. 148 s. X, welch lezterer, wie aus einer mir von W. Scherer gütigst überlassenen abschrift zweifellos hervorgeht, zur klasse C gehört, ebenso wie das Toletaner fragment bei Isidor ed. Arevali IV, 521. Auf diesem wege hätten wir auch, was wir in dem vorliegenden buche recht vermissen, einen stambaum der gesamten physiologus-recensionen erhalten.

S. 95. Bei der hohen wichtigkeit Gregors des Grossen für die litteratur des mittelalters überhaupt wie für die verbreitung der physiologischen allegorik insbesondere war es wünschenswert, die bei ihm vorfindlichen physiologus-spuren sorgfältig und erschöpfend zusammenzustellen. Hier mag nur zu dem dritten zuge der schlange (Ph. 11ᶜ) auf Hom. in Euang. II, 32, 2 hingewiesen werden: *Nihil maligni spiritus in hoc mundo proprium possident. Nudi ergo cum nudis luctari debemus. Nam si uestitus quisquam cum nudo luctatur, citius ad terram deicitur, quia habet unde teneatur. Quid enim sunt terrena omnia nisi quaedam corporis indumenta? Qui ergo contra diabolum ad certamen properat, uestimenta abiciat, ne succumbat.* — S. 97 anm. 3. Zu dem verse Ph. Theob. 146 *Dicitur a Physio-, cum docet inde, -logo* bemerkt der verfasser: „Solche abgeschmackte worttrennungen kommen bekantlich in der lateinischen poesie des mittelalters nicht selten vor; ich erinnere an den schönen vers bei Rabelais Pantag. II, 41: *Deficiente pecu- deficit omne -nia.*“ Verfasser besizt eine viel zu dürftige kentnis der mlat. dichtung, als dass ihm ein recht zu einem solchen urteil zustände. Von vereinzelten spielereien abgesehen, wie sie allen epigonenlitteraturen eigen sind, finden sich derartige worttrennungen in ihr nur in ganz seltenen fällen zwingender prosodischer notlage. Je mehr sich herr Lauchert mit diesem zweige der litteratur beschäftigt, desto mehr wird er sein „bekantlich“ und sein „nicht selten“ einzuschränken lernen. — S. 98. Der zug, dass die hirsche beim durchschwimmen eines flusses eine linie bilden und zwar so, dass immer der hintermann seinen kopf auf den rücken des vordermanns legt, geht nicht auf Gregor zurück, sondern findet sich schon bei Plinius VIII, 50 und dann widerholt bei Augustin, vgl. in Psalm. XLI, 4, CXXIX, 4, De diuersis quaest. LXXI, 1. — S. 98. Der abschnitt von der spinne in Theobalds physiologus beruht auf den (aus stellen wie Job VIII, 14, Isaias LIX, 5 fg. von ihm und seinen vorgängern entwickelten) ausführungen Gregors Mor. VIII, 44: *Bene hypocritarum fiducia aranearum telis similis dicitur, quia omne, quod ad obtinendam gloriam exsudant, uentus uitae mortalis dissipat … Aranearum tela studiose texitur, sed subito flatu dissipatur.* — S. 99. Das hier citierte tierbuch der Leipziger universitätsbibliothek ist identisch mit der bereits aus dem XII. jahrhundert stammenden versification von Isidor, die den titel führt: *Nature animalium extracte de Ysidoro* (inc. *Naturis*

uariis animalia sunt redimita. Tuque tuos mores hiis redimire stude) und auch im cod. Bern. 462 s. XII/XIII f. 1—38[b] sowie in der stiftsbibliothek St. Florian zu Linz im cod. 166 f. 272[a]—307[b] erhalten ist. Weshalb der verfasser betrefs des anderen Thierfelderschen hinweises auf den Breslauer physiologus nicht eine anfrage an die dortige universitätsbibliothek oder an Rudolf Peiper, die sicher auf das liebenswürdigste beantwortet worden wäre, zu richten für gut befunden hat, ist uns bei dem autor einer „Geschichte des physiologus" ebenso wenig erklärlich wie so manche andere unterlassungssünde des buches.

S. 124. Die lehre von den sieben eigenschaften der taube braucht nicht aus Alex. Neckam De nat. rer. s. 106 entnommen zu sein, findet sich vielmehr in der patristik sehr häufig (Beda bei Migne XCIV, 62, Hrab. Maur. zu Matth. III, 16, Haymo Hom. de temp. 16, Guarricus Abbas Sermo VI de purificatione und sonst) und war um die mitte des XIII. jahrhunderts gewiss längst ein gemeingut der gebildeten geworden. — S. 134. Bei der symbolischen ausdeutung des hahns fält es auf, dass der verfasser nicht das im mittelalter so sehr beliebte gedicht *Multi sunt presbiteri, qui ignorant quare* (gedruckt z. b. Serap. I, 107 fgg.) zur vergleichung heranzieht. Auch Marbods Lapidarius kent er s. 136 nicht. — S. 139 unten. Der hier hervorgehobene neue zug in der fabel von der erweckung des jungen löwen geht gewiss auf Euang. Joh. XI, 43 zurück. — S. 140. Die auslegung der vipereigenschaft auf den neid ist ganz im sinne des im mittelalter vielbezeugten sprichworts, dass neid zuerst den eignen herrn fresse, durchgeführt, vgl. meine nachweise zu Fecunda Ratis I, 795. — S. 142. Von den beiden neuen zügen des raben beruht der zweite auf dem sprichwort *Cornix cornici oculos non effodit* (vgl. auch Georges s. u. *cornix*); der erste ist von Isidor (auch Sent. III, 43, 5) aus Gregor übernommen: Mor. XXX, 9, 33 *Est adhuc aliud, quod de coruo moraliter possit intelligi. Editis namque pullis, ut fertur, escam plene praebere dissimulat, priusquam plumescendo nigrescant, eosque inedia affici patitur, quoadusque in illis per pennarum nigredinem sua similitudo uideatur. Qui huc illucque uagantur in nido et ciborum expetunt aperto ore subsidium. At cum nigrescere coeperint, tanto eis praebenda alimenta ardentius requirit, quanto illos alere diutius distulit.* — S. 143 anm. 6. Der hier aus Isidor bezeugte aberglaube wird schon von Plinius VIII, 22, 34 und Servius zu Verg. Eclog. IX, 54 sowie in wortgenauer übereinstimmung von Ambrosius Hexaem. VI, 4 überliefert: *Lupus si prior hominem uiderit, uocem eripit, et despicit eum tanquam uictor uocis ablatae. Idem si se praeuisum senserit, deponet ferociam, non potest currere.* — S. 148 z. 2 fg. Dieses gleichnis erinnert an einen lieblingsgedanken des Petrus Chrysologus: *Sol tangit stercora, non tamen stercoribus inquinatur* (Sermo 35 und 94).

S. 158. Bei der hier angezogenen stelle des ags. Crist darf man schwerlich an den Phoenix denken, sondern an den vogel überhaupt (nach Sap. V, 10) und wenn an einen bestimten, dann an den adler (nach Prouerb. XXX, 18, woher auch die fünfte eigenschaft der schlange bei Hugo von Langenstein, die s. 174 angegeben wird, zu stammen scheint). Die sprichwörtlichkeit derartiger stellen erhellt aus Fecunda Ratis I, 320, 524. — Auch die stelle aus der predigt Aelfries ist schwerlich direkt aus dem phys. entnommen: dieser gegensatz der geselligfrohen tauben und der einsamen, beschaulichen turteltaube wird überaus häufig, zumal zu Lucas II, 24, von den kirchenvätern hervorgehoben, vgl. meine nachweise zu Fecunda Ratis I, 951, wie über den s. 160, z. 7—9 angeführten zug zu I, 230. — Ebenso zweifelhaft ist es mir, ob die auf Greg. Mor. XX, 22, 48 zurückgehende symbolik der rechten und

linken altarseite (s. 166 oben) mit der Charadrius-fabel zusammenhängt. — S. 167. Durch eine anmerkung der spanischen übersetzung von Ticknors litteraturgeschichte wird der verfasser auf die Madrider handschrift des Libro de los Enxemplos, in der stücke vom Antholops, Hydrus und Einhorn vorkämen, aufmerksam gemacht; im nachtrag s. 300 fgg. wird aus dem in jener handschrift enthaltenen katzenbuche „das bisher noch gar nicht als solches erkante bruchstück einer spanischen physiologus-bearbeitung", bestehend aus Antholops, Hydrus und Vulpes (die einhornfabel des katzenbuchs ist nämlich nicht physiologisch, sondern aus dem Barlaam des Joannes Damascenus entnommen, vgl. Zs. f. d. a. XXIII, 298) mitgeteilt. Jeder sachkundige leser schüttelt den kopf, denn es handelt sich um nichts weniger als um etwas neues, nur um die spanische übersetzung des Odo de Ciringtonia, die bereits 1865 von H. Knust in Lemckes Jahrbuch für roman. und engl. litt. VI, 1—42, 119—141 publiciert ist, deren lateinisches original, von teilabdrücken abgesehen, 1868 von H. Oesterley bei Lemcke IX, 121—154 sowie 1884 von Hervieux, Les Fabulistes latins II, 587—713 herausgegeben ist, dessen quellen, auch den physiologischen anteil, ich in der Zs. f. d. a. XXIII, 283—307 aufzuzeigen versucht habe; vgl. ferner meine nachweise in den Kl. lat. denkm. s. 36—51, Zs. f. d. a. XXII, 387 fg., Oesterley bei Lemcke XII, 129—154 und Gesta Rom. s. 239 und 252, Hervieux I, 644—689. Wenn man verwundert nach dem grunde fragt, wie es kam, dass ein in den jüngst verflossenen jahrzehnten so vielfach behandelter thiersymboliker dem verfasser unbekant bleiben konte, so ist die antwort: alles was nicht ausdrücklich die firma „Physiologus" trägt, lässt er bei seite; dass der physiologus nur ein glied in der ausgedehnten reihe der mittelalterlichen tierdichtungen ist und dass eine geschichte dieses gliedes nur in dem masse gelingen kann, als man die übrigen glieder kent und vergleichend im auge behält, das hat er sich, wie wir unten noch deutlicher sehen werden, nicht genügend klar gemacht. — S. 174. Des igels bosheit ist nicht sowol aus dem physiologus, als vielmehr aus der sprichwörtlich gewordenen (vgl. zu Fec. Ratis I, 1502 und Gloss. Jun. 400) stelle Gregors Mor. XXXIII, 29 zu erklären.

Zu II, 3, der symbolik des physiologus in der christlichen kunst, wird jeder leser sich leicht ergänzungen machen können, z. b A. de Rochambeau, Prieuré de Courtozé et ses peintures murales du XIIe siècle, Paris 1874, Hammann, Briques Suisses ornées de bas-reliefs du XIIIe siècle, Genf 1869, Aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen mittelalters aus den Rheinlanden, meine nachweise zu Ecbasis s. 57 nro 4. Die dürftigkeit seiner mitteilungen in diesem abschnitt entschuldigt der verfasser s. VI damit, dass kunstgeschichte nicht seine sache sei. Das sieht man allerdings, und niemand wird von ihm eine geschichte der tierbildnerei im mittelalter verlangen. Was man aber von ihm verlangen muss, ist die forderung, dass, wenn er einmal eine geschichte des physiologus schreiben will, sich ebenso wie er in theologischen fragen die überaus wertvollen informationen des herrn professor Friedrich eingeholt hat, sich auch auf dem archäologischen gebiete einen sachkundigen ratgeber sucht und nach dessen weisungen die kunstgeschichtliche litteratur für seinen besonderen zweck gründlich ausbeutet. In dem augenblick wo wir uns eine wissenschaftliche aufgabe wählen, sind wir frei; haben wir sie aber gewählt, so sind wir ihr sklave geworden.

So viel zu den kapiteln, die das buch enthält. Aber wir vermissen doch auch andererseits manches kapitel. So z. b. eine klarlegung der wege, auf denen die tiergeschichtlichen züge des physiologus aus den engeren kreisen der geistlichen und gelehrten in die weiteren schichten der gebildeten und in das volk überhaupt ein-

gedrungen sind. Hier war auf spielleute und dichter, steinmetze und holzschnitzer, auf die predigt und namentlich auf den schulunterricht hinzuweisen. Specht, geschichte des unterrichtswesens in Deutschland s. 148 fg., sezt auseinander, dass in der geometrie-station des quadriviums vorzugsweise geographie vorgetragen sei, und manche anzeichen wiesen darauf hin, dass sich damit ein naturgeschichtlicher unterricht auf grund von Isidor, Hraban und dem physiologus verbunden habe. Man darf hinzufügen, dass zumal seit der abfassung von Theobalds physiologus und je mehr dieses büchlein sich verbreitete, der physiologische unterricht in die trivialstufe hinabstieg und dass man dasselbe schon in den untersten klassen neben Cato, Avian u. a. um so lieber las, als man daran bequem die einführung in die metrik anschliessen konte. Sowol Eberhard von Béthune (Laborintus III, 87 fg.) wie Hugo von Trimberg (Registrum 688, 746—749) bezeugen den physiologus als schulbuch, und lezterer nent ausdrücklich Theobalds dichtung unter jenen elementarbüchern, *qui in studio currunt puerorum* (690); in dem Wessobrunner katalog vom jahre 1227 (Serap. II, 258) wird der physiologus unter den *libri scolastici* aufgeführt, und in dem von abt Frowin (1131—78) abgefassten verzeichnis der Engelberger büchersamlung erscheint als selbständige gruppe eine mit dem physiologus beginnende schriftenreihe *(Liber de natura bestiarum — Auianus (bis) — Auianus nouus — Fabule poetarum — Nouus Cato — Expositio fabularum — Cato)*, die, wie E. G. Vogel (Serap. X, 121) richtig mutmasst, eine besondere, von den übrigen handschriften des stiftes abgezweigte schulbibliothek bildeten. Wer überhaupt einige bekantschaft mit den handschriftenkatalogen besizt, der weiss, wie ungemein oft sich miscellaneenbände finden, in denen Cato, Theodul und der physiologus vereinigt sind, dermassen, dass man, wenn das verzeichnis der einzelnen schriften des sammelbandes mit Cato begint, mit einiger sicherheit annehmen darf, nun werde auch der physiologus folgen. Diese pädagogische seite des physiologus verdiente es wol in einem besonderen abschnitte beleuchtet zu werden.

Ebenso muste auch die einwirkung des physiologus auf die fabelbücher des mittelalters, namentlich auf die Phaedrus-Romulusfamilie, zu der auch Johannes de Schepeya gehört, sowie auf Cyrillus von Guidone und ganz besonders auf die sich um Reinhart und Isengrim gruppierenden tierschwänke dargetan werden, die der verfasser s. 201, 205 mit einer gelegentlichen notiz abfertigt. Denn gerade hier zeigt sich die schöpferische verwertung der vom physiologus empfangenen anregungen durch die mittelalterliche poesie. Wie merkwürdige fortbildungen der physiologusgeschichten bietet Cyrillus! Wie meisterhaft gestaltet Nivard von Gent das motiv vom scheintod des fuchses in seinem ersten schwanke! Wie deutlich spiegelt die Ecbasis in ihrer darstellung von igel und fulica und vollends von parder (panther) und einhorn den einfluss des physiologus auf die fabulation des frühen mittelalters wider! Aber freilich, von allen diesen dichtungen hat der verfasser keine kentnis, trotzdem er (s. VI) germanist ist und trotzdem gerade die germanistische litteratur der lezten jahrzehnte aus diesem kreise so manche publikation, so manche untersuchung zu tage gefördert hat, aus der er sowol überhaupt wie für diesen besonderen zweck etwas hätte lernen können. Wenn die fortgesezte bildung neuer specialfächer dem verfasser einer geschichte des physiologus das recht gibt, die ganze fabel- und tierschwank-bewegung der lezten zwanzig jahre zu ignorieren, dann freilich hört aller zusammenhang der wissenschaft auf.

Wir brechen hier unsere besprechung des buches ab und verzichten auf eine nachprüfung der textbeilagen. In summa: Wir wollen genügsamen seelen den genuss

des werkes nicht verkümmern. Es reicht im algemeinen zur orientierung für den weiteren kreis der litteraturfreunde hin, denn es gibt noch gar viele, die vom physiologus kaum mehr als eine leere gedächtnisnotiz im kopfe haben; für diese ist das werk volständig ausreichend, und wir wären die lezten, die darüber murren würden, wenn durch dasselbe ein wichtiges glied des mittelalterlichen geisteslebens algemeiner bekant und gewürdigt würde. In diesem sinne wünschen wir ihm alles glück. Aber neben dieser aussengemeinde gibt es noch eine kleine, anspruchsvollere innengemeinde, und in deren geiste glauben wir das urteil fällen zu müssen: das buch hat einige interessante und lehrreiche kapitel; im algemeinen indessen fehlt es dem verfasser zu einer befriedigenden lösung seiner aufgabe an dem ernste eindringender forschung wie an umfassender gelehrsamkeit. Eine wirkliche geschichte des physiologus soll noch geschrieben werden.

Die ausstattung ist gut; druckfehler begegnen nur ganz vereinzelt: lies s. 25, z. 27 *rhetorisch*, s. 83, z. 28 *marinus;* die citate hätten sich durch kursivdruck vom texte abheben sollen.

BERLIN, DEN 10. MÄRZ 1889. ERNST VOIGT.

König Tirol, Winsbeke und Winsbekin herausgegeben von **Albert Leitzmann.** [A. u. d. t. Altd. textbibliothek herausg. von H. Paul nr. 9.] Halle, Niemeyer 1888. 60 s. 8. 0,80 m.

Der hauptwert des büchleins besteht in der neuen textrevision des Winsbeken und der Winsbekin, welchen gedichten Leitzmann eingehende untersuchungen in Paul-Braune Beitr. 13, 248—277 gewidmet hat. Er gibt dort zuerst eine collation und untersuchung der Kolmarer handschrift (k), welche Haupt nicht benuzt hat, behandelt die frage nach dem dichter, dem verhältnis der handschriften, über das sich Haupt nur ganz kurz ausgesprochen hatte, der echtheit der strophen in beiden gedichten und endlich die beziehung zum Wigalois, welche er in abrede stelt. Die resultate sind in der einleitung zur ausgabe mitgeteilt. Das verfahren, welches der verfasser hier wie dort in der äusseren einrichtung eingeschlagen, können wir nicht billigen. Der text erscheint ohne kritische anmerkungen; es mag das in der einrichtung der samlung liegen, ist aber immer aufs neue zu bedauern. Denn das varianten-verzeichnis in der einleitung s. 13—16 bietet dafür keinen ersatz. Ich wüste es nicht anders zu benutzen, als dass ich es mir in den text übertrüge, halte aber schon seine anlage für falsch. Ebenso nämlich wie Leitzmann in seiner abhandlung die varianten der Kolmarer handschrift zu Haupts texte gab, statt zur handschrift J (Berliner Nibelungenhandschrift, gedruckt in v. d. Hagens Germania. Abdruck von Leitzmann als genau befunden), so teilte er auch in der einleitung die abweichungen von Haupts texte mit und Haupts lesarten hinter dem gleichheitszeichen. Er belehrt uns nicht einmal über die zuverlässigkeit dieser lesarten oder darüber, ob Haupts angaben ausreichend sind, kurz er fördert uns nach dieser richtung in keiner weise. Wir müssen fortan Haupts ausgabe neben seiner benutzen und uns die varianten der handschrift k bei Haupt eintragen. Wem ist damit gedient? Gelehrten und studierenden wenig, bleiben die „weiteren kreise“, denen nach dem vorwort der verfasser „durch diese neuausgabe eins der vorzüglicheren gedichte des mittelalters zugänglich zu machen“ hoft.

Die resultate der einleitung sind kurz folgende. Während Haupt B (Weingartner liederhandschrift) zu grunde legte, weil die andern „im ganzen die überlieferung, der jene folgt, wilkürlich verändern (Haupt s. VII), gründet Leitzmann seinen text auf J, welche handschrift mit B und C (Pariser hs.) derselben älteren gruppe angehörend den verhältnismässig reinsten und besten text bietet. Die strophenzählung ist glücklicher weise dieselbe geblieben wie bei Haupt, da er hierbei echtheit und unechtheit der strophen nicht berücksichtigt. Im Winsbeken werden drei verfasser angenommen: str. 1—56 (wie Haupt), 57—64, 65—80. Der erste teil wird dem ritter von Winsbach zugeschrieben, der urkundliche nachweis seines geschlechts um einige angaben vermehrt, dagegen der von Haupt vermutete Hermannus de Windesbach (canonicus und später archidiaconus 1228—1263) als verfasser abgewiesen. Die gründe hierfür sind zwar bestechend, aber doch nicht zureichend. Denn für die „gewöhnliche datierung des gedichts, nach der es, gewiss mit recht, ungefähr in die erste hälfte des zweiten decenniums des 13. jahrhunderts gesezt wird", bringt der verfasser nichts bei.

Noch unangenehmer macht sich das verfahren Leitzmanns in der auf wunsch Pauls dem büchlein beigefügten ausgabe der didaktischen teile des König Tirol fühlbar. Er gibt an, dass er bei herstellung des textes aus der einzigen (Pariser lieder-) handschrift möglichst konservativ verfahren sei und es vorgezogen habe, an manchen stellen kleinere anstösse stehen zu lassen statt wenig plausible konjekturen aufzunehmen. Wenn er doch diese stellen wenigstens bezeichnet oder die lesarten in der einleitung volständig gegeben hätte! Aber es ist kein grundsatz zu erkennen, nach welchem er verfahren. Wir sind der ansicht, dass in einem so kleinen werke, das man auf vier blätter drucken kann, entweder alle oder keine varianten zu geben sind. Und wozu das gedicht in hochdeutsche formen umschreiben, wenn die mitteldeutsche herkunft durch die überlieferung genügend bezeugt ist? Sieht denn *emphacht : hacht* etwa besser aus als *enpfècht : hècht?* Ich meine, darüber solten wir doch nachgrade hinaus sein. Also einige beispiele für die unsicherheit des verfahrens: *alse wirdecliche* für *als wirdeklich* 5, 6 ist verzeichnet; *houbet* für *houbt* 5, 7, *leien* für *leigen* 6, 4 fehlt. Ebenso fehlt im verzeichnis u. a. 13, 4 *romsch rogt.* 13, 5 *swas.* 13, 6 *die.* 13, 7 *dis.* 13, 3 ist das in der handschrift fehlende *alhie* nicht als solches bezeichnet, usw. usw. Kurz, wer wissen will, wie das gedicht überliefert ist, der muss doch wider Müllenhoffs sprachproben aufschlagen. Warum steht denn im text 20, 2 *zwô und sibenzic sprâch die werlt hât*, in der handschrift *diu;* 35, 3 *die habent sich gegen dir gesterkt* für *gen;* 36, 6 *ob dâz niht underrihtest* für *dus?*

Über die strophe verweist uns der verfasser alzu kurz auf Scherer D. stud. I, 66 anm., wo nicht viel besondres zu holen ist. Ist wirklich die waise in dem rätselgedicht einige male weiblich, während die meisten stumpf ausgehen, auch die waise 5, 6, wo Leitzmann *wirdecliche* für das handschriftliche *wirdeclich* und 20, 6 wo er *herre* für *her* schrieb? Von 24 strophen haben 20 männliche waise, jede mit 4 hebungen, bleiben nur

1, 6 *daz man si in den landen*
18 *von swerten über die schilte*
21 *dazs ungelouben druhten*
24 *mit krône gein in neiget.*

Im lehrgedicht ist die sache ganz anders. Auch alle übrigen verse haben stumpfen reim, und doch hat der verfasser in str. 18, 5. 7 *swungen : drungen* für

klungen : swungen der handschrift in den reim gesezt. Über all diese fragen ist kein wort verloren. Sie sind dem leser zu beantworten überlassen.

Zum König Tirol bemerken wir ausserdem noch folgendes:

29, 6 fehlt *ze*. *turnieren daz ist ritterlich:*
sô hert swo ze strîte dringen.

ich verstehe: waffenübung ist einem ritter nötig, aber er muss sie auch im ernstfall bewähren.

36, 7 lies: *daz dich beider schade gezeme*, für: *daz sich beider schade gezeme*. Leitzmann fügt nach *sich* ein *ir*. Der sinn ist: tragen deine leute einander hass und sind sie nicht zu versöhnen, so stehe dem bei, der im recht ist, sonst, wenn du die sache nicht einrichtest, wider in ordnung bringst, glauben sie, dass dir beider schade recht sei.

38, 5 hat die handschrift:

swanne dir der gernde kumber klaget,
wirt im dîn helfe danne versaget,
5 *ein trahtu von sînem herzen gât,*
du klebt an der stirne dîn,
swenne got an sîme gerihte stât.

Leitzmann liest *trahen* und stelt ohne not vers 6 um: *der klebet an dîner stirne*. Gemeint ist vermutlich *ein traht*, seufzer, der vom herzen geht; denn tränen gehen von den augen. In vers 6 ist nach *diu* vermutlich *schult* ausgefallen; vgl. 40, 6 *sîn schulde an dîner stirne klebet.*

41, 2. 3 handschrift *lugē*, lies *lüge*. Leitzmann *liegen*.

9, 5 *jappestift*, das aus 43, 4 entlehnt ist:

diu strâfe ist vipernâtern gift
und snîdet als daz jappestift.

setzen das Mhd. wb. und Lexer als „fussangel“ (?) an. Den grund hierfür sehe ich nicht. *stift* heisst dorn, wozu 9, 5 *er tritet in jappestift* gut passt. *jappe* weiss ich allerdings nicht zu erklären. Steckt ein pflanzenname darin?

FRIEDENAU, DECBR. 1888. KARL KINZEL.

Gaston Paris, La littérature française au moyen âge. Paris, librairie Hachette et c^ie. 1888. VII, 292 s. kl. 8. 2,50 fr.

Von allen, die sich mit dem mittelalter beschäftigen, ist das fehlen einer übersichtlichen darstellung der altfranzösischen litteratur seit lange schmerzlich empfunden worden, und so wird das vorliegende werk alseitig mit freuden begrüsst werden, dessen verfasser durch abhandlungen von tief einschneidender bedeutung seine competenz auf diesem gebiete widerholt dargelegt hat und mit recht für einen der ersten kenner desselben gilt.

Zwar ist dieses werk nicht eigentlich eine litteraturgeschichte, die auf chronologischer grundlage das almähliche heranwachsen und grosswerden der litteratur in den verschiedenen landschaften zeigt. Eine solche wird erst möglich sein, wenn die wichtigsten texte in kritischen ausgaben vorliegen, wovon wir zur zeit noch weit entfernt sind, und wenn der boden weiterhin durch spezialuntersuchungen für den weg des litterarhistorikers urbar gemacht worden ist. Einstweilen liess sich nur eine

skizze geben, die alles wichtige kurz verzeichnet und ihm seinen platz anweist, aber nur solche werke eingehender behandelt, die für die weitere entwicklung der abendländischen litteraturen bestimmend gewesen sind.

Nur wer die mittelalterlichen litteraturen so beherscht wie Gaston Paris, war im stande auf so kleinem raum in gedrängtester darstellung so reiche belehrung zu geben. Ist das buch auch mehr für das grosse publikum der lernenden als für den kleinen kreis der fachgelehrten bestimt, so werden doch auch die lezteren an keinem abschnitt vorübergehen, ohne über neue tatsachen aufklärung zu erhalten oder neue ausblicke zu gewinnen, wobei auch die, welche der litteratur im engern sinne ferner stehen, wie der historiker, der jurist, der theologe, nicht leer ausgehen. Insbesondere wird der germanist, der so viele spuren des deutschen altertums in das französische hinein verfolgen muss, das buch als ein wichtiges handbuch bei seinen studien stets gegenwärtig haben müssen.

Von grossem nutzen sind die am schluss gegebenen litteraturnachweise, die nach einem eigentümlichen prinzipe ausgewählt sind. In der regel wird nur das werk citiert, in welchem über die betreffende frage zulezt gehandelt wurde, und welches entweder die einschlägige litteratur verzeichnet, oder doch weitere nachweise gibt, welche zur orientierung über diese führen.

Abweichende ansichten über einzelne punkte auseinander zu setzen ist hier nicht der ort. Nur eine frage von algemeiner bedeutung möchte ich hier aufwerfen, nicht um dem verfasser einen vorwurf zu machen, sondern um sie für die zukunft seiner erwägung zu empfehlen. Die französischen gelehrten haben sich daran gewöhnt das provenzalische als ein von dem französischen ganz unabhängiges, selbständiges gebiet zu betrachten. Gehört nicht das provenzalische ebenso zu dem nordfranzösischen wie das niederdeutsche zum hochdeutschen, wie das galloitalische zum italiänischen? Wir alle wissen Gaspary dafür dank, dass er in seinem klassischen werke die galloitalische litteratur des 13. jahrhunderts mitbehandelt hat, und so solte auch die provenzalische litteratur nur als ein dialektisch abweichender zweig der altfranzösischen aufgefasst werden.

Doch es wäre undankbar, von dem verfasser etwas anderes zu verlangen als er hat geben wollen, und so sei das schöne werk, dessen reicher gehalt zu dem geringen umfang in keinem verhältnis steht, allen forschern auf dem gebiete des mittelalters aufs wärmste empfohlen.

HALLE. HERMANN SUCHIER.

Wolfgang Golther, Die sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre entstehung und entwicklung im mittelalter. München; Kaiser. 1887. VIII, 124 s. 8. 3,20 m.

Man unterscheidet seit langem zwei hauptversionen der Tristansage, die des Berol und die des Thomas. Die frage nach der Thomasversion ist durch die arbeiten Kölbings, Vetters und Röttigers in allen hauptpunkten als erledigt zu betrachten. Die Berolversion hat der verfasser in diesem büchlein einer eingehenden würdigung unterzogen und zu diesem behufe das bisher ungeordnet daliegende material zu sichten unternommen. Dabei muste natürlich die frage nach der entstehung der sage erörterung finden. Verfasser handelt in drei abschnitten über den stoff und den inhalt der Tristansage, über die spielmannsversion und über die höfische version,

das Thomasgedicht. An verschiedenen orten waren schon über den stoff der sage viele treffende bemerkungen gemacht und viele episoden als dem mittelalterlichen novellen- und märchenschatz entnommen nachgewiesen worden. All das stelt nun der verfasser im ersten teil geordnet zusammen. Aus seinen ausführungen ergibt sich, dass sich weder aus den keltischen namen der sage, noch aus den wenigen halbgeschichtlichen angaben, noch aus der kymrischen oder bretonischen sagenüberlieferung eine keltische Tristansage als urform erschliessen lässt. Vielmehr lassen sich fast alle episoden — und die Tristansage sezt sich aus lauter lose verbundenen episoden zusammen — als solche nachweisen, die dem mittelalterlichen, seinem ursprunge nach in den orient zurückreichenden novellen- und märchenschatz entnommen sind.

Der zweite teil der arbeit, der kern derselben, beschäftigt sich mit der Berolversion. Verfasser weist nach, dass die sogenanten Berolfragmente überreste von spielmannsdichtungen, nicht aber teile eines grösseren gedichtes seien, dass man also nicht von einer version des dichters Berol, sondern nur von einer spielmannsversion reden dürfe.

Der lezte abschnitt führt im anschluss an Kölbing aus, dass in den französischen fragmenten des Thomasgedichtes, in der englischen und nordischen fassung und bei Gottfried von Strassburg verschiedene redaktionen einer und derselben höfischen version vorliegen. Anhangsweise folgt noch ein überblick über die nordischen bearbeitungen der Tristansage in Norwegen, Island, Dänemark und auf den Faeröern.

Man wird dem verfasser für seine interessanten zusammenstellungen nur dankbar sein können. Störend wirkt in dem vortrage die vielfache widerholung desselben gedankens, eine gewisse breite des ausdrucks (ursprung und entstehung der sage s. IV, älteste urform s. 12), die häufige anwendung völlig entbehrlicher fremdwörter (wie tangieren, transferieren), die ungleichmässige handhabung der orthographie (cymrisch s. 7, kymrisch s. VI; cyclen s. 33, cyklisch s. 36 u. a.) und endlich die sitte, genaue büchercitate in den zusammenhang einzufügen, statt sie in die anmerkung zu verweisen.

BERLIN, OKTOBER 1888. P. KERCKHOFF.

Otto Lüning. Die natur, ihre auffassung und poetische verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen epik bis zum abschluss der blütezeit. Zürich, Friedrich Schulthess. 1889. III u. 313 s. 8. 4 m.

Wer die reste der altgermanischen poesie aufmerksam liest, mit sinn für das leben und mit gefühl für die schönheit, wird sich durch den frischen hauch angemutet fühlen, der gleich dem geruch neu gebrochenen bodens aus den worten und versen zuströmt. Ganz besonders zeichnen sich die angelsächsischen dichtungen dadurch aus. Dankbar gedenke ich noch immer des ersten lesens von J. Grimms einleitung zu Andreas und Elene, und der freude, die ich an den dichtungen des Exeterbuches hatte, als ich sie zuerst studierte. Spricht sich auch darin eine reiche begabung der einzelnen dichter aus, so zeigt doch schon die formelhaftigkeit der bilder und wendungen, und der schmückenden beiwörter, dieser niederschläge poetischen schaffens, dass eine poetische reiche ausstattung des ganzen volkes dadurch bezeugt wird. Die beschäftigung mit der poetischen sprache unsers altertums, die ja, wie die heldensage, in den epischen dichtungen des dreizehnten jahrhunderts nach-

klingt, gewährt den grösten lohn schon dadurch, dass man die einsicht in die weise gewint, wie die wahrnehmungen und erfahrungen durch die reihen der jahrhunderte von der germanischen volksseele verarbeitet worden sind.

Im vorliegenden buche hat sich herr O. Lüning die aufgabe gestelt, auf dem angedeuteten wege „die auffassung und verwendung“ der natur in der epik bis 1230 etwa darzulegen. Der „index“ (!) zerlegt den stoff in drei sehr ungleiche teile: I. Übersichtsbild der gesamten natur in germanischer poesie. A. Die unorganische natur: 1. licht. 2. die elemente. B. Die organische natur: 1. pflanzenreich. 2. tierreich. C. Verbindung der organischen und unorganischen natur: die landschaft, das lokal (!). — II. Ästhetische betrachtung. A. Das verhalten des menschen zur natur, ihre einwirkung auf sein gemüt. B. Die einwirkung des menschen auf die natur. — III. Besondere eigenschaften der germanischen naturanschauung.

Diese einteilung ist gemacht, nachdem das buch fertig war. Sie ist schwerfällig gleich dem ganzen titel des buches und in manchen punkten unverständlich (so bei II. B. und bei III. im ganzen). Aber man muss nicht nach ihr das buch selbst beurteilen. Abgesehen von den erforderlichen sprachkentnissen hat der verfasser poetischen sinn und gefüge empfindbarkeit genug, um den alten dichtungen nachzufühlen und sich in ihren lebenskreis zu versetzen. Er versteht die stimmungen, er begreift die daraus entspringenden gedanken, und legt an der grossen samlung dichterischer stellen der Skandinavier, Angelsachsen, Nieder- und Hochdeutschen dar, was die Germanen in der natur sahen und was aus der natur in sie hineinwirkte. Bei manchen verschiedenheiten im einzelnen erhelt doch der einheitliche grundzug der germanischen völker auch in dieser hinsicht. Sie schauten aus dem innern heraus auf das äussere und beseelten selbst das unbelebte ding, so wie die natur im grossen, nach dem bilde und wesen des einzelnen menschen.

Indem der herr verfasser den angelsächsischen und nordischen stellen übersetzungen beigegeben hat, wird auch ein weiterer leserkreis aus dem buche genuss und belehrung schöpfen können.

BRESLAU. K. WEINHOLD.

Reinhold Becker, Wahrheit und dichtung in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst. Halle, Max Niemeyer. 1888. 116 s. 8. 2 m.

Herr R. Becker, der verfasser des buches „Der altheimische minnesang“, legt unter obigem titel eine arbeit über Ulrichs von Lichtenstein frauendienst vor. Er geht von dem satze aus, die kultur unsers mittelalters sei keine internationale oder genauer keine romanisierende gewesen. Man könne wol von einer romanisierenden übermalung des ritterlichen lebens durch die dichter sprechen, in wahrheit aber sei es eigentümlich deutsch gewesen. Die turniere waren durchaus nicht nachbildungen der französischen. Das minnelied war kein absenker des provenzalischen. Der frauendienst sei durchaus nicht nach den höfischen epen und den lebensbeschreibungen der troubadours zu denken, sondern war eine mit sinlichkeit gepaarte tiefgefühlte bewunderung des geistigen adels der gebildeten frau (s. 7 zu lesen). Auf verheiratete frauen, wie behauptet werde, sei der dienst durchaus nicht beschränkt gewesen, am wenigsten wurden frauen den mädchen vorgezogen. — Nach dieser einleitung geht der herr verfasser an die prüfung des gedichts Ulrichs, weil dasselbe der einzige authentische bericht vom deutschen minneleben jener zeit ist, und meint durch die zusammenhangende kritik desselben jene ansichten stützen zu können. In sechs

abschnitten untersucht herr Becker nun den inhalt des gedichts auf wahrheit und dichtung und schliesst mit einem kapitel „Rückblick und folgerungen.“ Er nent die erzählung Ulrichs im grossen und ganzen ein märchen, „das nur wegen der ermüdenden breite und oft spürbaren nachlässigkeit der darstellung“ noch von keinem vor ihm nachgeprüft und deshalb so lange für glaubwürdig gehalten worden sei“, ein ausspruch, für den sich einige herren bedanken mögen. Er selbst lässt sich recht breit und ermüdend und mit wunderlichen bemerkungen, welche die von keinem menschen geläugnete verschiedenheit der menschen im mittelalter betreffen (s. 104 fgg.) darüber aus, dass herr von Lichtenstein, ein grand seigneur, die gegenwart hochgemut geniessen und sich und andre belustigen und zerstreuen wolte, indem er von dem ritterlichen leben, wie er es kante (also doch kein märchen?) ein romantisch und humoristisch gesteigertes bild entwarf. Ich kann nicht sagen, dass herr Becker mich durch die form seines vortrags hochgemut gestimt und durch den inhalt irgend belehrt hätte. Das wahre in seinen ansichten bezweifelt kein verständiger mensch, und ich fürchte, dass auch seine verheissene schrift über den frauendienst, mit dem er sich von den deutschen studien verabschieden will, etwas bringen werde, das neu und richtig zugleich sei. Über Ulrichs von Lichtenstein frauendienst hat herr Schönbach längst gesagt, was nach den hauptpunkten sich sagen lässt, und wolweislich darauf verzichtet, in einer dichterischen lebensschilderung des 13. jahrhunderts wahrheit und dichtung im einzelnen scheiden zu wollen.

BRESLAU. K. WEINHOLD.

Borries, Emil von, Das erste stadium des *i*-umlauts im germanischen. Strassburger dissertation. Strassburg, Heitz 1887. 82 s. 8. 1,50 m.

Nach einer langatmigen einleitung (s. 3—14) über „die neuen theorieen über den idg. vocalismus, speziell soweit sie germanisches *e* betreffen“, behandelt der verfasser I. „Weiterentwickelung von germanischem *e* zu *i* nach Leffler; prüfung der von ihm gewonnenen ergebnisse“ (s. 15—72), II. „Erklärung des vorgangs“ (s. 73—77), III. „Zeitbestimmung“ (s. 78—81). Der schwerpunkt der arbeit liegt in dem ersten abschnitt. Es wäre in der tat ganz nützlich einmal in zusammenfassender weise den tatbestand darzulegen, der für die entscheidung der frage in betracht komt, unter welchen bedingungen im urgerm. ein *e*, unter welchen ein *i* gesprochen wurde, und vor allem wäre es nützlich die chronologie des lautwandels *e* > *i* für die einzelnen hierbei in frage stehenden punkte zu bestimmen. Natürlich müste auch die geschichte des idg. *i* mit behandelt und eine erklärung des noch unerklärten wechsels von *e* und *i*, besonders im ahd., versucht werden. Auch die beantwortung der frage, unter welchen bedingungen im urgerm. ein *u*, unter welchen ein *o* gesprochen wurde, wäre bei einer derartigen untersuchung nicht zu umgehen. Man müste auf zwei verschiedenen wegen vorgehen: einmal wären die einzelnen germ. sprachen auf das material hin zu untersuchen, welches sie bieten, zum andern die ältesten eigennamen. Die arbeit von v. Borries erfült in keiner weise die anforderungen, welche man berechtigterweise an dieselbe stellen muss. v. Borries hat sich darauf beschränkt zu untersuchen, „ob und wie weit der vokalismus des althochdeutschen die theorie, die Leffler hauptsächlich für das gebiet des altnordischen erwiesen hat, stützt oder nicht“, und wie er statt aller germ. sprachen nur das ahd. herbeigezogen hat, so hat er statt aller für den lautwandel *e* > *i* in betracht kommenden fälle nur den fall untersucht, dass in der folgenden silbe ein als vokal oder als konsonant fungie-

rendes *i* stand. Die abhandlung von v. Borries ist also ihrem inhalt nach nur ein kleiner teil dessen, was ihr titel verspricht.

Aber auch dieser kleine teil ist ungenügend. v. Borries teilt seinen stoff ein nach solchen fällen, in denen *e* vor *i* oder *j* der folgenden silbe zu *i* gewandelt ist, und nach solchen, in denen *e* geblieben ist. Ohne auf einzelheiten weiter einzugehen, verzeichne ich das ergebnis, an dem wol niemand bis her gezweifelt hat, dass *i* eingetreten ist „vor den endungen *-is*, *-ist* und *-it* der 2. 3. sg. präs. ind. ablautender verba 1. und 2. klasse", in den „nominalbildungen der substantiva der *i*-deklination", in den hauptwörtern „mit den suffixen *-ja*, *-il*, *-ing*, *-ida*", in den eigenschaftswörtern mit den suffixen *-ja*, *-ig*, *-in*, *-isc*, *-il*, in den zeitwörtern auf *-jan* und, fügen wir den von v. Borries nur als wahrscheinlich hingestelten fall hinzu, in den steigerungsformen der eigenschaftswörter auf *-ir* und *-ist*. Der fleiss, welcher auf die ausführliche samlung von beispielen (s. 17—59) verwant worden ist, ist anerkennenswert. — Das *i* von ahd. *ist* und *mit* (s. 59) erklärt sich wie das von *ih* und *mih* aus der unbetontheit im satze; das in betonter silbe lautgesetzliche *e* zeigt an. ags. *mec*[1].

Sehr schwach ist die untersuchung der fälle, in welchen *e* vor *i* oder *j* der folgenden silbe geblieben sein soll. Es gibt nur einen derartigen fall, für welchen urgerm. erhaltung des *e* trotz eines s c h e i n b a r folgenden *i* zuzugeben ist, nämlich wenn die nächste silbe im idg. auf wortschliessendes *-e* auslautete. Hier nehme ich mit Sievers, Paul u. Braunes Beitr. V, 120 fgg. und 155 und Ags. gramm.², § 131 an, dass *-e* in urgerm. zeit abgefallen ist, ohne seinen einfluss auf die voraufgehende silbe zu äussern, d. h. bevor der lautwandel *e* > *i* eingetreten war. Beispiele: an. ags. *mec* < idg. **me-ge*, as. ahd. *noh* (andernfals wäre **nuhi* zu erwarten) < idg. *nu-qe*, ags. *þéah* (andernfals wäre **þich* zu erwarten, vgl. *ymb* < idg. *ṃbhi* (ἀμφι)) < idg. **tēu-qe* oder **tou-qe*, der vokativ sing. der maskulinen *a*-stämme, die 3. sg. perf., die 2. sing. imperativi der starken zeitwörter (urgerm. **ber*, **teox* usw.). Ich hoffe über dies gesetz an anderer stelle ausführlicher zu handeln. Diese fälle sind von v. Borries nicht in betracht gezogen worden. Wol aber behandelt derselbe einen ähnlichen fall, nämlich die erhaltung des *e*, wenn in der folgenden silbe ein *e* steht, für das erst später *i* erscheint; z. b. in den obliquen kasus der schwachen deklination im ahd. Man kann v. Borries von seinem standpunkt aus keinen vorwurf daraus machen, wenn er auf die erklärung dieses merkwürdigen *e* sich nicht einlässt, sich vielmehr einfach damit begnügt zu sagen, dieser fall komme gar nicht in betracht, da hier kein altes *i* vorliege; *i*, nicht *e*, bewirke den germ. *i*-umlaut von idg. *e* zu *i*. Aber Braune sagt mit recht in seinen und Pauls Beitr. IV, 556, unursprünglichkeit des *-in* gebe noch keine ausreichende erklärung für den mangel des umlauts. Dazu komt, dass wir ja umgelautete formen wie ahd. *henin* haben. Durch einwirkung von *pero*, *perun* wird man das *e* von *peren*, *perin* nicht erklären wollen. Es bleibt also

1) Indess ist es glaublich, dass das *e* von germ. **ek* dem von **mek* einen ursprung verdankt, dass urgerm. **ek*, **ik* nach **mek*, **mik* neu gebildet ist. Es ist dies der einzige ausweg, um auf den ältesten runeninschriften die form *ek*, *ik* neben den maskulinen akkusativen und den neutris auf *-a* zu erklären. Mit dem ausdruck proklise (Burg, Die älteren nordischen runeninschriften, s. 20) ist tatsächlich nichts gewonnen. Auch wäre nach ahd. *aba* u. dgl. westgerm. **eka* zu erwarten gewesen, mit erhaltenem *a* nach kurzer silbe, analog der behandlung von *-i* und *-u*; denn für dies wort bestand, von **mek* < idg. **me-ge* abgesehen — auslautendes idg. *e* schwand urgerm. unter allen umständen —, gewiss keine verführung nach anderem vorbilde sein *a* aufzugeben. [Das postulierte **eka* hat noch nach der trennung der german. sprachen bestanden, wie ahd. *ihha*, nord. *jak* und das enklitische *'ka* der runeninschriften beweisen. S. Noreen, Ark. f. nord. fil. I, 175 fgg. Red.]

dabei: es lagen im ahd. neben einander zwei gleichberechtigte endungen, oberd. *-in* und fränk. *-en*, von denen nur die erstere umlautwirkende kraft hatte. Ich bin geneigt anzunehmen, dass hier vielleicht der alte idg. accent noch eine spur seiner wirksamkeit hinterlassen hat, dass nämlich idg. *e* nur in idg. unbetonter silbe zu germ. *i* geworden ist, dagegen in idg. betonter silbe germ. als *e* erhalten blieb, gleichviel ob die silbe nach germanischer betonungsweise betont oder unbetont war. Danach würde ein idg. genitiv auf *-enos*[1] einen ahd. gen. auf *-in* ergeben, ein idg. genitiv auf *-énos* einen ahd. auf *-en*. Von diesen beiden ursprünglich neben einander liegenden formen, hätte dann je eine im oberdeutschen und im fränkischen die herschaft erworben. — Unter derselben überschrift „Das *i* der endung ist jung" behandelt v. Borries mit unrecht beispiele wie *uuehsil* neben *uuehsal*, *legir* neben *legar*. Hier ist das *i* natürlich eben so alt wie das *a*, weil der alte idg. ablaut *-el-ol-l-*, *-er-or-r-* vorliegt. Die suffixe *-il*, *-ir* wirkten an und für sich umlaut, wie unser *wedel* < ahd. *uuedil* (neben *uuadal*) zeigt. Dass zufällig unter den wenigen ahd. belegen für altes *e* in der stamsilbe sich keiner findet, der stamhaftes *i* aufwiese, verschlägt nichts; hier liegt analogiebildung nach den formen auf *-al*, *-ar* vor, also *legir* für lautgesetzliches **ligir* nach dem vorbild von *legar*.

Der wichtigste abschnitt des buches, weil dieser allein etwas neues bringt, ist das kapitel über „konsonantische hindernisse des wandels von *e* zu *i*" (s. 66—72). Hier sucht v. Borries nachzuweisen, dass bestimte gruppen von konsonanten, und zwar „*r*-verbindungen" und *hh* — nicht mit Leffler auch *l* + kons. —, den *i*-umlaut von *e* zu *i* gehindert hätten[2]. Er operiert widerum ausschliesslich mit ahd. material. Da ich den ausführungen von v. Borries nicht beizutreten vermag, bin ich es der arbeit schuldig, auf die einzelnen beispiele einzugehen: *Urherzi*, *uuidarperki* und die meisten beispiele Lefflers beweisen nach v. Borries selbst nichts. *Skermeo* (Gl. I, 57, 34) kann neben dem *skirmeo* der andern handschriften nichts beweisen. *Miltherzi* und *armherzich* haben wie *urherzi* ihr *e* von *herza* bekommen; das lautgesetzliche *i* zeigt *urhirzi*. *Erdin*, *untererdisc* können mit ihrem *e* gegenüber *irdin*, *irdisk* nur durch anlehnung an *erda* erklärt werden. *Ferrisk* hat sich an *fer* angelehnt, *äuuerfig* an *äuuerf*, *mittiferhjan* an *mittiferhên mittiferhôn*, *blechin* an *blech*. Damit sind in der tat alle beispiele erschöpft, auf welche v. Borries sein lautgesetz grundet, dass „die *r*- und wahrscheinlich die *h*-verbindungen" den wandel von *e* zu *i* im ahd. gehindert hätten. Und darauf hin führt v. Borries dies angebliche lautgesetz im verein mit der got. brechung ohne weiteres auf ein urgerm. gesetz von umlauthindernder kraft des *r* und *h* zurück!

Völlig ungenügend ist zum schluss die zeitbestimmung des lautwandels *e* > *i* behandelt. v. Borries kent kein anderes beweismittel als einerseits die namen *Segestes*, *Segimundus*, *Segimerus*, andrerseits die tatsache, dass der lautwandel vor das vokalische auslautgesetz zu stellen ist; als terminus ad quem gewint v. Borries so Scherers gotische periode (150—450) und er verlegt den lautwandel *e* > *i* in das 2. oder 3. jahrhundert. Wir haben tatsächlich ein grösseres material. Das erste *i* in dem

1) *-enos* neben *-énos* könte als spätidg. (> urgerm.) angleichung aus uridg. *-onos*, *-énos* (δαίμονος, ποιμένος) angesehen werden.

2) Übrigens wäre, die berechtigung des *e* zugegeben, es noch die frage, ob dieses *e* nicht erst sekundär widerum aus *i* entstanden wäre. Die sache läge dann ebenso wie beim got. *aí* vor *h* und *r*, von welchem man auch nicht mit v. Borries, s. 70 ohne weiteres sagen darf, es sei in ihm das alte idg. *e* erhalten: die algemeine wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, dass *aí* erst auf gotischem boden für germ. *i* (< idg. *e*) eingetreten ist.

stamme *sigi*; beweist, dass *e* zu *i* früher in unbetonter silbe gewandelt als in betonter umgelautet worden ist. Dazu stimmen namen wie *Segimundus*. Die ältesten eigennamen erhellen aber noch deutlicher die geschichte des *e* > *i*: 1) Durch die bank wird *i* geschrieben vor gutturalem nasal (von Caesars *Tulingi* abgesehn) *Aeningia* Plin. IV, 96 *Ingaevones* oder *Ingvaeones* Plin. IV, 96. 99, Tac. Germ. 2, *Inguiomerus* Tac. Ann. I, 60, *Reudigni* Tac. Germ. 40, *Marsigni* Tac. Germ. 43, *Σεβαλίγγοι* Ptol. II, 11, 11, *Σιλίγγαι* Ptol. II, 11, 18. 19, *Μαρουίγγοι* Ptol. II, 11, 22. 24, *Lacringes* Jul. Cap. 22, *Λάκριγγοι* Dio Cass. LXXI, 12, LXXVIII, 27, *Ἄστιγγοι* Dio Cass. LXXI, 12. Der name *Tencteri* ist keltisch. Die älteste stufe des lautwandels *e* > *i* ist also die von *e͂ng* > *i͂ng*. Dazu stimt der gemeingerm. übertritt von zeitwörtern wie *þeihan*, *þreihan* aus der *e*- in die *i*-reihe, der den schwund des *n͂g* vor *h* und den diesem vorausgegangenen lautwandel *e͂ng* > *i͂ng* zur voraussetzung hat; *n͂g* vor *h* ist schon im 1. jahrhundert n. Chr. geschwunden, wie *Actumerus* (vgl. ags. *Óhthere*) zeigt[1]. — 2) Die zweite stufe war der lautwechsel *e* > *i* in unbetonter silbe, der im 1. jahrh. n. Chr. eintrat. Beispiele für *e*: *Bructeri* sehr oft, *Basternae* oft, *Guberni* Plin. IV, 106. *Gugerni* Tac. Hist. IV, 26. Ann. V, 16. 18, *Austeraria* Plin. IV, 97, *Cannenefaties* Plin. IV, 101 neben *Caninefates* Vell. Pat. II, 105, *Canninefates* Tac. Ann. IV, 73. XI, 18. Hist. IV, 15. 16. 19, *Gandestrius* Tac. Ann. II, 88, *Segestes* Vell. Pat. II, 118, Tac. Ann. I, 55. 57. 59. 71, *Σεγέστης* Strabon VII, 291. 292, *Venedi* oder *Venedae* Plin. IV, 97. *Veneti* Tac. Germ. 46. *Οὐενέδαι* Ptol. III, 5, 19. 20. 21. Die beispiele für *i* sind zahlreicher: *Segimerus* Tac. Ann. I, 71, *Sigimerus* Vell. Pat. II, 118, *Σεγίμηρος* Strabon VII, 292, *Σηγίμερος* Dio Cass. LVI, 19, *Segimundus* Tac. Ann. I, 57. *Σεγιμοῦντος* Strabon VII, 292; *Vandili* Plin. IV, 99, *Vandilii* Tac. Germ. 2, *Vibilius* Tac. Ann. II, 63, *Vistila* Plin. IV, 81. 97. 100; *Manimi* Tac. Germ. 43; *Herminones* Pomp. Mela III, 32, Plin. IV, 99, Tac. Germ. 2, *Ναιδινοί* Ptol. II, 11, 35, *Charini* Plin. IV, 99, *Helinium* Plin. IV, 101, *Canninefates* Tac. Ann. IV, 73. XI, 18, *Σίβινοι* Strabon VII, 290, *Σειδινοί* Ptol. II, 11, 14, *Σουδινοί* Ptol. II, 11, 25, *Varini* Tac. Germ. 40; *Aliso* Vell. Pat. II, 120, *Ἐλίσων* Dio Cass. LIV, 33, *Amisis* Pomp. Mela III, 30, Plin. IV, 100, *Amisia* Tac. Ann. I, 60. 63 II, 8. 23, *Ἀμίσιος*, *Ἀμισία* Ptol. II, 11, 5. 11. VIII, 6, 3, *Helisii* Tac. Germ. 43, *Idisiaviso* Tac. Ann. II, 16; *Naristi* Tac. Germ. 42, *Οὐαριστοί* Ptol. II, 11. 23, *Ναρισταί* Dio Cass. LXXI, 21, *Varistae* Jul. Cap. 22; *Gambrivii* Tac. Germ. 2, *Γαμαβρίουιοι* Strabon VII, 291. — 3) Erst nachdem *e* in unbetonter silbe zu *i* geworden war, konte dieses *i* ein *e* der voraufgehenden silbe zu *i* umlauten. Die einzigen sichern beispiele für *i* sind *Hilleriones* Plin. IV, 96 und *Sigimerus* Vell. Pat. II, 118 und wahrscheinlich *Σίβινοι* Strabon VII, 290[2]; *Vibilius* Tac. Ann. II, 63 und *Σιλίγγαι* Ptol. II, 11, 18. 19 mit idg. *e* oder *i*? Vgl. auch in unbetonter silbe *Canninefates*, *Vandilii*, *Vibilius*, *Helinium*, *Amisia*, *Helisii*, *Gambrivii*. Sonst steht immer *e* vor *i*(*e*) der folgenden silbe: *Helinium* Plin. IV, 101, *Helisii* Tac. Germ. 43, *Herminones* Pomp. Mela III, 32, Plin. IV, 99, Tac. Germ. 2, *Segestes* Vell. Pat. II, 118, Tac. Ann. I, 55. 57. 59. 71, *Σεγέστης* Strabon VII, 291. 292, *Segimerus* Tac. Ann. I, 71,

1) Wäre damals noch nasalvokal gesprochen worden, so würden die Römer, die in ihrem *męsa* den nasalvokal durch *en* widergaben, **Anctumerus* geschrieben haben.

2) Ich vermute, dass *Σίβινοι* und *Σέμνωνες* bei Strabon dasselbe volk bezeichnen, indem beide namensformen sich vereinigen unter einem stamabstufenden germ. **Semin-*, **Semn-*, daraus später **Simin-*, *Simn-* > **Sibn-*; vgl. *Dulgubini* Tac. Germ. 34 neben *Δουλγούμνιοι* Ptol. II, 11, 17. *Σίβινοι* ist wie *Dulgubini* eine (germ. oder römische?) kontaminationsbildung aus lautgesetzlichen -*min*- und -*bn*-. Die dritte ablautsstufe -*an* zeigt *ἡ Σημανὰ ὕλη* Ptol. II, 11, 7.

Σεγίμηρος Strabon VII, 292, *Σηγίμερος* Dio Cass. LVI, 19, *Segimundus* Tac. Ann. I, 57, *Σεγιμοῦντος* Strabon VII, 291, *Σεσίθακος* Strabon VII, 292, *Venedi* oder *Venedae* Plin. IV, 97, *Veneti* Tac. Germ. 46, *Οὐενέδαι* Ptol. III, 5, 19. 20. 21. — 4) Gegen ausgang des 1. jahrhunderts n. Chr. ist endlich der lautwechsel von *e* zu *i* vor *n* + kons. anzusetzen. Zur zeit der feldzüge des Drusus und Germanicus haben die Römer jedenfals kennen gelernt die namen: *Fenni* Tac. Germ. 46 (bestätigt durch Jordanis *Fennae*), *Semnones* mon. Anc. 26, Vell. Pat. II, 106, Tac. Germ. 39, Ann. II, 45, *Σέμνονες* Strabon VII, 290, *Σέμνονες* Ptol. II, 11, 15. 18, Dio Cass. LXVI, 5. LXXI, 20, *Mallorendus* Tac. Ann. II, 25. *Baduhenna* Tac. Ann. IV, 73 wird keltisch sein (vgl. *Arduenna*, *Nehalennia* usw.). Das neue *i* finde ich in drei namen späteren ursprungs: *Brinno* Tac. Hist. IV, 15, *Ἰντουέργοι* Ptol. II, 11, 9 und in *Φίννοι* Ptol. III, 5, 20. Der name *Cimbri* ist keltisch. — Natürlich ist der in frage stehende lautwandel nicht zu gleicher zeit auf dem ganzen germ. sprachgebiet durchgedrungen, sondern hat, von einem punkte ausgehend, erst almählich fuss gefasst. Wir dürfen vermuten, dass dieser ausgangspunkt die deutsche nordseeküste gewesen ist, weil im anglo-friesischen der lautwandel *e* > *i* am weitesten gegangen ist, hier auch vor einfachem nasal erscheinend.

Eine physiologische erklärung des vorganges (v. Borries, s. 73—77) wird man mit sicherheit erst dann wagen können, wenn man festgestelt hat, ob das verhältnis des germ. *o* zum *u* ein dem von *e* zu *i* homogenes ist oder nicht. Im bejahungsfalle war das treibende moment eine vorwärtsbewegung der hinterzunge, im verneinungsfalle eine verbreiterung derselben, offenbar der indifferenzlage entsprechend, weil auch die unbetonten silben davon betroffen wurden. Da der zeit nach die einzelnen, zu unterscheidenden stufen nicht weit von einander liegen, wird man kaum verschiedene physiologische triebkräfte annehmen dürfen für den lautwandel in unbetonter silbe, vor nasal und vor *i* der folgenden silbe.

STRALSUND, 23. MÄRZ 1889. OTTO BREMER.

ZU DER FRAGE NACH DER ENTSTEHUNGSZEIT DES LUTHERLIEDES.

In der Zeitschrift für kirchliche wissenschaft und kirchliches leben, bd. I s. 39 fgg. hat Knaacke die von Schneider früher aufgestelte ansicht, dass M. Luther sein lied: Ein feste burg ist unser gott im jahr 1527 beim herannahen der pest gedichtet habe, zu erweisen gesucht. Der nachweis durch das von ihm aufgefundene gesangbuch scheint mir keineswegs geglückt. Knaacke hat denselben noch dadurch zu stützen gesucht, dass er die stellen in Luthers gleichzeitigen briefen anführte, auf die schon Schneider aufmerksam gemacht hat und aus denen eine merkwürdige übereinstimmung mit dem gedankeninhalt und dem wortlaut des liedes hervorgehen soll. „Nachdem Luther“, sagt Schneider[1], „in diesem briefe (an Amsdorff 1. nov. 1527) dem freunde seine lage geschildert, geschrieben hat, wie er fürchten muss für sein weib, das in dieser bösen zeit ihrer entbindung entgegensehe, für sein kind, das seit 3 tagen krank darniederliege, schliesst er mit den worten: so gibt es draussen kampf und drinnen schrecken, aber Christus suchet uns heim. Unser einiger trost,

1) Martin Luthers geistliche lieder, s. XXXVIII.

den wir der wut des teufels entgegenstellen, ist der, dass wir das wort gottes haben, welches die seelen errettet, wenn er auch den leib verschlingt. Betet für uns, dass wir die hand gottes wacker ertragen, und die macht und list des teufels überwinden, sei es durch tod oder leben. Amen. Zu Wittenberg, am tage aller heiligen, am zehnten jahrestage des sieges über den ablasskram, dessen angedenken wir zu dieser stunde wol getröstet durch einen trunk feiern." Vgl. dazu noch Köstlin, 2. aufl. bd. II s. 660.

Ich will dazu nur bemerken, dass alle diese scheinbaren übereinstimmungen für die abfassungszeit des liedes gar nichts beweisen. Denn seit Luther zu der überzeugung gekommen war, dass er den kampf gegen das papsttum aufnehmen müsse, bewegten ihn die gedanken, die dem liede zu grunde liegen und er gab denselben in briefen und schriften ausdruck, mehr oder weniger dem wortlaut des liedes sich nähernd. Und grade der stärkste anklang an den wortlaut des liedes findet sich in einer sehr frühen schrift; da die übereinstimmung, soviel ich weiss, noch nicht bemerkt worden ist, so sei hier kurz darauf hingewiesen. Es handelt sich um die derbe abfühurng, die Luther dem bischof von Stolpe wegen seines mehr „tolpischen als stolpischen" zettels angedeihen liess. (Doctor Martinus Luthers antwort auff die tzedel so unter des Officials tzu Stolpen sigel ist aussgangen. Lezte seite): Nimpstu mir den leip und die eher, du wirst mir Christum bleiben lassen. In diesen worten tritt die übereinstimmung mit der lezten strophe des Lutherliedes so auffällig hervor wie in keiner anderen stelle. Dennoch aber wäre es sehr töricht, wenn man daraus folgern wolte, das lied sei im jahre 1519 gedichtet worden.

BERLIN. G. ELLINGER.

ABWEIHEN.

Es ist die frage, ob man in Goethes „Götter, helden und Wieland" lesen soll: „hast mit deinem verzehrenden schwert abgewei*h*et ihre haare?" oder: „. . . . . . abgewei*d*et ihre haare?"

Die ausgaben und ausleger schwanken in der bedenklichsten weise. Während von Bernays djG II, 398 und von Strehlke in den 8. band der Hempelschen ausgabe „abgeweidet" aufgenommen ist, auch K. J. Schröer (Deutsche nationallitt. 87. Goethe VI, 393) so schreibt und „abgeweihet" für unverständlich erklärt, hat Gödeke „abgeweihet" in den text gesezt, was auch v. Löper in einer anmerkung zu „Dichtung und wahrheit", z. 4. teil buch 16 verteidigt. Grimm hat dem in der ganzen litteratur vereinzelt dastehenden worte keinen platz in seinem wörterbuch gegönt, während Sanders in dem seinigen sich für „abgeweihet" entschieden hat. Nicht anders steht es mit den ältesten drucken und ausgaben der farce, die noch zu Goethes lebzeiten gemacht sind.

Die ältesten drucke und nachdrucke, darunter auch ein solcher auf der königl. bibliothek zu Berlin von 1774, haben „abgewei*d*et", die ausgabe lezter hand jedoch zeigt, sowol die in sedez 33, 283 als auch die in oktav, „abgewei*h*et."

Was tun? Zunächst muss man bedenken, dass weder jene ältesten drucke noch die lezte zu des dichters lebzeiten gemachte ausgabe in kritischer hinsicht hier irgend welches gewicht haben können. Es ist ja bekant, wie ohne Goethes eigentlichen willen die farce von Lenz in Strassburg, jedenfals ohne jede korrektur von seiten des dichters, zum drucke plötzlich gegeben wurde. Aber ebenso liess ja Goethe fast widerstrebend die aufnahme des stückes in seine werke durch Eckermann

geschehen. das „abgeweihet“ ist also hier entschieden nicht auf des dichters eigensten willen zurückzuführen. Beweisen diese beiden lesarten also gar nichts, so beweist ein anderer umstand desto mehr. Wir haben die lezten spuren einer handschrift der farce bekantlich bei Wagner, Briefe an und von Merck (Darmstadt 1838) auf welche die herausgeber natürlich schon aufmerksam geworden sind; die bedeutung dieses hier verborgenen indirekten zeugnisses scheinen sie jedoch noch nicht genug gewürdigt zu haben. S. 42 daselbst lesen wir: 2) Götter, helden und Wieland, sehr rein von Goethe selbst geschrieben. Nun folgt eine anzahl von varianten dieser dem herausgeber der briefe vorliegenden, offenbar aus Mercks nachlass stammenden handschrift Goethes, welche gewonnen sind durch eine vergleichung der handschrift mit der ausgabe lezter hand 16^{0}. bd. 33. Während nun eine anzahl von abweichungen beider angemerkt sind, hat der herausgeber, der, wie die beigefügten seitenzahlen der ausgabe lezter hand beweisen, sorgfältig und richtig verglichen, bei der fraglichen stelle nichts angemerkt, obgleich die ausgabe lezter hand „abgeweihet“ bietet. Folglich las er in der handschrift Goethes ebenfals „abgeweihet.“

Ist durch diesen allerdings indirekten schluss „abwei*h*en“ handschriftlich ziemlich sicher gestelt, so sprechen sprachliche und sachliche gründe noch mehr dafür. Die Goethische sprache der damaligen zeit ist sehr kühn, durch homerische wendungen und pindarischen schwung beeinflusst. Jene ganze stelle in „G. H. u. W.“, in welcher der inhalt mancher scenen aus des Euripides Alkestis widergegeben wird, ist im tone der Goethischen oden, „Schwager Kronos“ u. a. gehalten. Kurz vor unserer stelle findet sich „eingleichen“, ein wort, das zwar nicht so kühn, aber ebenfals ohne beispiel in der litteratur ist.[1] Aber auch in den Briefen an frau v. Stein I^{2}. 176 vom juli 1779 lesen wir ja: „geweiht und abgeschnittne haare“ (vgl. Werke Wahrh. u. Dicht. IV, 16 s. 535 (Goedeke), wo Sanders Ergänzungswörterbuch d. d. sprache 1885 s. 621 „abgew*eh*t“ für einen druckfehler statt „abgeweiht“ mit recht ansieht), und in der Iphigenie C. und D. s. 35, v. 606 bei Bächtold: „wenn die priesterin schon unsre locken weihend abzuschneiden die hand erhebt.“ — Gleich „abweihen“ steht ebenso vereinzelt „wegweihen“, Werther I, 6. juli. — Wenn sich nun gerade „abweihen“ nicht mehr belegen lässt, so geht doch aus den angeführten stellen hervor, dass dem dichter jener vorgang, um den es sich hier handelt, bekant war. Ehe die opfertiere geschlachtet wurden, wurde ihnen ein büschel haare von der stirn abgeschnitten und diese haare ins feuer geworfen, womit sie dem tode verfallen waren. Vgl. Schömann gr. staatsalt. II, s. 240. In der vorbildlichen stelle bei Euripides Alk. v. 74: *ὅτου τόδ' ἔγχος κρατὸς ἁγνίσῃ τρίχα* wird der todesgott mit einem opferer verglichen, der mit seinem schwerte erst demjenigen einige haare vom haupte schneidet, der ihm verfallen ist; die eigentliche opferungsceremonie wird in der Iphigenie mit den citierten worten bezeichnet, während in dem briefe an frau v. Stein das wort gleich dem folgenden „abschneiden“ mit der wirkung des wertlos- und nichtigmachens gebraucht ist; im gewöhnlichen sinne von geweihten, d. h. heiligen haaren passt es gar nicht in den zusammenhang. Diesen vorgang konte der dichter aus der Ilias oder Odyssee oder sonst woher gelernt haben.

Die lesart „abgeweihet“ scheint demnach nun handschriftlich, sprachlich und sachlich genügend befestigt und erklärt zu sein; „abweihen“ bekomt hoffentlich einmal seinen dauernden platz in dem sprachschatze der deutschen wörterbücher.

BERLIN. H. MORSCH.

1) Vgl. darüber Sanders Erg.-wtb. 1885 s. 230.

DES MÄDCHENS KLAGE.

Soviel ich weiss, hat man noch nicht beobachtet, dass Schillers lied Des mädchens klage ersichtlich unter dem einflusse eines stückes aus Herders volksliedern steht und aller wahrscheinlichkeit nach von demselben angeregt worden ist. Volkslieder, bd. II s. 18 (Suphan-Redlich, bd. XXV s. 343): Das mädchen am ufer. Englisch.

Im säuselnden winde, am murmelnden bach
Sass Lila auf blumen und weinet' und sprach:
„Was blüht ihr, ihr blumen? was säuselst du west?
Was murmelst du strom, der mich murmelnd verlässt?

Mein lieber, er blühte am herzen mir hier,
War frisch wie die welle, war lieblicher mir
Als zephyr; o zephyr, wo flohest du hin?
O blume der liebe, du mustest verblühn!"

Vom busen, vom herzen riss ab sie den strauss,
Und seufzet und weinet die seele sich aus.
Was weinst in die welle? Was seufzest in wind?
O mädchen, wind, welle und leben zerrint.

Der strom komt nicht wider, der westwind verweht,
Die blume verwelket, die jugend vergeht,
Gib mädchen, die blume dem strome, dem west;
Es ist ja nicht liebe, wenn liebe verlässt.

Noch ein anderes lied aus Herders volksliedern (Suphan-Redlich, bd. XXV, s. 169) darf herbeigezogen werden:

Die see war wild im heulen
Der sturm, er stöhnt mit müh,
Da sass das mädchen weinend,
Am harten fels sass sie,
Weit über meeres brüllen
Warf seufzer sie und blick;
Nicht konts ihr seufzer stillen,
Der matt ihr kam zurück.

Hier beweint das mädchen ihren geliebten, der zur see gegangen und den sie tag um tag vergeblich erwartet; da spülen die wellen seinen leichnam heran und entseelt sinkt das mädchen über ihn hin.

Bei beiden gedichten, namentlich aber bei dem ersten, erkennen wir genau, wie Schiller sich an dieselben anlehnte. Nicht allein in der ganzen anlage des gedichtes zeigt sich eine auffallende ähnlichkeit, auch im einzelnen können wir die abhängigkeit Schillers von den englischen liedern beobachten.

BERLIN. G. ELLINGER.

NACHRICHTEN.

Dr. Otto Bremer in Halle beabsichtigt eine „samlung von grammatiken deutscher mundarten“ herauszugeben, deren verlag die firma Breitkopf und Härtel in Leipzig übernommen hat. Das unternehmen wird eine von dem herausgeber verfasste, für die bedürfnisse der dialektforschung berechnete, kurze „deutsche phonetik“ eröfnen; als erster band der samlung ist eine darstellung der mundart von Mühlheim an der Ruhr von dr. Maurmann angekündigt.

Ein wichtiges hilfsmittel für das studium der færöischen sprache und litteratur ist kürzlich in der handschrift vollendet und soll demnächst der grossen königl. bibliothek in Kopenhagen übergeben werden, nämlich die von Svend Grundtvig begonnene (vgl. Aarbøger 1882, s. 357 fgg.) und von dem archivsecretär Jørgen Bloch fortgeführte samlung færöischer lieder nebst dazu gehörigem (auf grund der samlungen von Svabo und Mohr ausgearbeiteten) wörterbuch. Die erstere umfasst 16 quartbände, das leztere 3 folianten. Die arbeit ist auf kosten der gräflich Hjelmstjerne-Rosenkronschen stiftung ausgeführt worden; sie wird wegen des grossen umfanges und des beschränkten interessentenkreises durch den druck leider nicht veröffentlicht werden.

Die enthüllung des Walther-denkmals in Bozen wird am 15. septbr. d. j. stattfinden. Der obmann des comités, herr gutsbesitzer Andr. Kirchebner, ladet alle verehrer des dichters zur teilnahme an der feierlichkeit ein.

Die DLZ (1889, nr. 15) meldet, dass von dr. Konrad Zwieržina in einer dem 15. jahrhundert angehörigen handschrift des Konstanzer stadtarchivs Wetzels Margaretha und der volständige Gregorius Hartmanns in einer bisher unbekanten recension aufgefunden sind. Das erstgenante gedicht, in welchem der verfasser sich nent, ist mit dem fragmentarisch überlieferten werke, das Bartsch (Germanist. studien I, 1 fg.) als „Wetzels heilige Margarethe“ veröffentlichte, nicht identisch. Eine ausgabe beider dichtungen steht bevor.

Der ordentliche professor, geh. rat dr. Karl Weinhold in Breslau wurde an die universität Berlin berufen, der ausserordentliche professor dr. Edw. Schröder in Berlin zum ordentlichen professor an der universität Marburg ernant.

An der universität Leipzig habilitierte sich dr. Eugen Mogk für nordische philologie, an der universität Heidelberg dr. Herm. Wunderlich für deutsche sprache und litteratur. An dieselbe hochschule ist dr. Max freiherr von Waldberg (bisher ausserord. prof. in Czernowitz) als docent übergesiedelt.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE ALAISIAGEN BEDE UND FIMMILENE.

Seit E. Hübner in der Westdeutschen zeitschrift für geschichte und kunst 3, 120 fgg. über zwei zu Housesteads (Borcovicium) am Hadrianswall im november 1883 gefundene sandsteinaltäre berichtet hatte, welche unter kaiser Severus Alexander in römischen diensten stehende Germanen aus der landschaft Twente „Marti Thingso et duabus alaesiagis Bede et Fimmilene" gesezt haben, durfte man auf eine äusserung der germanisten über diese bisher unbekanten deutschen gerichtsgottheiten gespant sein. Das erste wort sprach W. Scherer. Schon am 24. mai 1884 las er vor der Berliner akademie über „Mars Thingsus" und, als ihn inzwischen R. Heinzel auf das friesische Bod- und Fimelthing aufmerksam gemacht hatte, am 29. mai desselben jahres über die alaisiagennamen Bede und Fimmilene[1]. Seine erklärung des wortes „alaisiagis" bezeichnete er freilich nur als notbehelf. Jezt hat auch Karl Weinhold in dieser zeitschrift 21, 1 fgg. über „Tius Things" gehandelt und dabei auch die alaisiagen besprochen. Thingsus und Bede deutet er wie Scherer, Fimmilene und die alaisiagen abweichend. Aber auch er gibt seine erklärung des wortes „alaisiagis" ausdrücklich nur für einen fraglichen versuch aus.

Mir scheinen durch die bis jezt vorliegenden erklärungsversuche nicht nur die alaisiagen, sondern auch die namen Bede und Fimmilene noch nicht sicher gedeutet und daher auch das wesen dieser gottheiten noch nicht genügend erkant zu sein; und da ich durch eine untersuchung, die einen anderen ausgang als die bisherigen nahm, zu ergebnissen gelangte, die mir sicher zu sein schienen, so wage ich, nach zwei so gewichtigen stimmen auch mich über jene gerichtsgottheiten vernehmen zu lassen. Ich glaubte mich nämlich, weil sprache, recht und religion der Deutschen zu kaiser Alexanders zeit bei allen

1) Der erste vortrag erschien in den Sitzungsberichten der Berl. akad., jahrg. 1884, s. 571 fgg. Über den zweiten vortrag vgl. Scherers brief an Hübner in der Westdeutsch. ztschr. f. gesch. u. kunst 3, 292.

gemeinsamkeiten ihr wirkliches leben doch nur im recht, der sprache und religion der einzelnen stämme hatten, bei einem versuche, die namen „alaesiagis", „Bede", „Fimmilene" zu deuten, zunächst an die sprache und den vorstellungskreis nur eines stammes wenden zu dürfen. Es konte dann aber, da jene altäre laut ihrer inschriften von angehörigen des friesischen cuneus errichtet worden sind und da die beiden alaesiagennamen unverkenbar auf die friesische unterscheidung zwischen Bod- und Fimelthing hinweisen, nur der friesische stamm in frage kommen. Daher unternehme ich es hier, die namen jener gottheiten aus der denkweise und sprache der Friesen zu erklären.

Ein starkes bewustsein von der heiligkeit des rechtes hat von jeher in dem charakter des friesisch-chaukischen stammes den grundzug gebildet. Von seinem lebhaften interesse für recht und gericht zeugt es, dass die gesamte friesische litteratur des mittelalters lediglich aus rechtsaufzeichnungen besteht, und dass die sage bei diesen stämmen nur da erscheint, wo es den ursprung rechtlicher einrichtungen zu erklären gilt, oder wo sie gestalten, die in das rechtsleben des volkes eingegriffen haben, umranken kann. Nach aussen bekundet sich derselbe sinn in einer früh beobachteten abneigung gegen angrifskriege und in einer rücksichtslosen entschlossenheit und zähen ausdauer, sobald es sich um abwehr von rechtsverletzungen handelt.

Schon Tacitus hat von diesem friedfertigen, gesetzlichen sinne der friesisch-chaukischen völker kunde gehabt. Er schildert Germ. 35 die Chauken als einen „populus inter Germanos nobilissimus quique magnitudinem suam malit iustitia tueri. sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. id praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod ut superiores agant non per iniurias assequuntur. prompta tamen omnibus arma ac, si res poscat, exercitus." Die geschichte hat gezeigt, dass diese charakteristik richtig ist. Die erhebung der Friesen gegen die Römerherschaft im jahre 28 nach Chr., welche zuerst (Tacit. ann. 4, 74) den friesischen namen unter den Germanen berühmt gemacht hat, war lediglich ein kampf für das verlezte positive recht. Sie hatten sich 12 vor Chr. — mit einer für einen deutschen stamm auffallenden bereitwilligkeit — zum anschluss an Drusus und zu einer geringfügigen abgabe an die Römer verstanden. Als aber der römische präfekt die abgabe wilkürlich erhöhte, erhob sich das volk für das gekränkte recht und warf die fremdherschaft siegreich ab. Demselben eintreten für das gekränkte recht entsprang im mittelalter der 500jährige

kampf um die friesische freiheit[1]. Derselbe geist weht im niederländischen freiheitskampfe wie in den ostfriesischen ständekämpfen, und er lebt noch heute im anwohner der nordsee, der mit zähigkeit am hergebrachten rechte hängt.

Woher der friesisch-chaukische stamm diesen sinn hat, ist klar: die natur seiner wohnsitze hat ihn geweckt und dauernd frisch erhalten. Auf dem tiefliegenden, flachen und schmalen küstenstreif, dessen dünenwall lange vor dem beginn unserer zeitrechnung zerbröckelt war, konte der Ingävone nur auf warften, wie noch heute der bewohner der deichlosen nordfriesischen hallig, und später unter dem schutze der deiche seine hütte bauen. Warften- und deichbau sezt aber communale vereinigungen voraus und ruft eine fülle rechtlicher verhältnisse ins leben, ohne deren sorgsame conservierung solche wasserbauten nicht dauern können. Nur wer sich vergegenwärtigt, dass dem Friesen und Chauken die möglichkeit der existenz überhaupt von jeher an seinen deichen und warften hieng, wird den ingävonischen geist friedfertiger rechtlichkeit ganz begreifen. Um den grund seiner wogenumspülten armseligen hütte (Plinius N. H. XVI, 1) vor beschädigung zu hüten und fest zu erhalten, muste er mit den nachbarvölkern und innerhalb der gemeinde auf dem friedlichen wege des rechtes und der billigkeit auszukommen suchen. So hat dem Ingävonen die natur selbst, von der er sich ganz besonders abhängig fühlte, die tiefe ehrfurcht vor recht und gesetz anerzogen.

Im zusammenhange mit diesen erwägungen ist es mir von jeher bedeutsam erschienen, dass die Chauken als ihren hauptgott, dessen angesehenstes heiligtum sich auf Helgoland befand, den dem gericht vorsitzenden, streit schlichtenden Forsite verehrten, den die spätere nordische mythologie zum sohne des licht- und gerichtsgottes Balder machte[2]. Es lag die annahme nahe, dass auch der hauptgott der Friesen ein gerichtsgott gewesen sein müsse. Da ich nun aus ortsnamen und gebräuchen, sowie daraus, dass gerade die ältesten kirchen der Friesen dem schwertträger Michael geweiht sind, schliessen muste,

1) Diese meine ansicht von den freiheitskämpfen der Friesen weicht von dem resultate der forschungen Karls von Richthofen ab, wie er es in den ersten drei bänden seiner Untersuchungen über friesische rechtsgeschichte (Berlin, 1880—82), bei deren druck ich ihm zur seite stehen durfte, dargelegt hat. Die ausführliche begründung meiner meinung wird meine demnächst erscheinende Geschichte der friesischen freiheit bringen.

2) Weinhold a. a. o. s. 14 fg., Scherer a. a. o. s. 576, v. Richthofen Unters. II, 399 fgg. 434 fgg., Grimm Myth. 190 fgg.

dass der hauptgott dieses stammes Tius gewesen, so blieb nur die vermutung übrig, dass diese alte arisch-germanische himmelsgottheit auf friesischem boden die züge des gerichtsgottes angenommen habe.

Diese vermutung wurde mir durch die inschriften der beiden votivaltäre von Borcovicium zur gewissheit. Die eine lautet: Deo Marti Thingso et duabus alaesiagis Bede et Fimmilene et n(umini) Aug(usti) Germ(ani) cives Tuihanti v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito); die andere: Deo Marti et duabus alaisiagis et n(umini) Aug(usti) Ger(mani) cives Tuihanti cunei Frisiorum Ver... Ser... Alexandriani votum solverunt libent[es] m(erito). Schliesslich begegnet der name „Tingsus“ noch auf einem dritten steine, der in Cumberland gefunden wurde und die inschrift trägt: Deo Belatucadro a muro sivi Tus Tingso ex cuneum [Fr]is[iorum Ger]manorum[1].

Die landschaft Twente, aus der diejenigen angehörigen des cuneus Frisiorum, welche die beiden altäre errichtet haben, stamten, muss ebenso wie die Drente, nach ausweis der ältesten ortsnamen und nach andeutungen der friesischen sage, einst von Friesen besezt gewesen sein, die dann von osten her vielfach von den Sachsen eingeschränkt und endlich von süden her durch chamavische Franken verdrängt und überflutet wurden. Die Lex Francorum Chamavorum zeigt, wie eng sich dort das leben der drei stämme berührte. Zu kaiser Alexanders zeit war der friesische stamm offenbar noch im alleinbesitz jener striche, und so erklärt es sich, dass die von den Römern ausgehobenen „cives Tuihanti“ in den cuneus Frisiorum eingestelt wurden. Die damalige sprache der Twenter war also friesisch.

Die deutsche form des namens Thingsus, welche friesisch „Things“ lauten würde, wird von Scherer und Weinhold von dem adjectivstamm *thingsa-* hergeleitet, der mittelst des secundärsuffixes *-a-*, welches adjectiva und appellativa bildet, die in irgend einer beziehung zum grundworte stehen (Zimmer, QF. 13, 214 fg.), aus dem neutralstamme *thingsa-* abgeleitet ist. Dieser neutralstamm liegt im langobardischen *thinx* (Edictus Rothari 171 fgg.) vor, welches rechtsgeschäft, gerichtliche handlung bedeutet. Ist diese ableitung richtig, so kann Things nicht mit Scherer (s. 574) als volksversamlungsgott, sondern nur als gott der rechtshandlungen, also nur mit Weinhold (s. 4) als gerichtsgott gedeutet werden.

1) Ich gebe die Hübnersche lesung aus der Westd. ztschr. 3, 120. Die 3. inschrift ist Ephemeris epigr. III, nr. 85 aus Bruce Lapidarium septentrionale nr. 807 mitgeteilt. Eine genaue beschreibung der altäre gibt auch Weinhold a. a. o. s. 2 fgg.

Diese grammatische erklärung des namens „Things“ wäre ohne weiteres anzunehmen, wenn jene altäre von einem ostgermanischen stamme errichtet worden wären. Da sie aber von Friesen gesezt wurden, so ist doch zu bedenken, dass der Friese, dessen gerichtssprache wir sehr genau kennen, nichts von einem neutralstamme *thingsa-* weiss, und dass er das, was der Langobarde durch *thinx* bezeichnete, *thingath* (v. Richth., Fries. wb. 1073) nante. Wolte man nun aber den namen des friesischen Things von dem adjectivstamm *thinga-* herleiten, der sich mittelst des secundärsuffixes *-a-* aus dem gemeingerm. neutralstamm *thinga-* „volksversamlung“ gebildet habe, so würde man einwenden können, dass im Friesischen wie in allen westgerm. sprachen das consonantische auslautgesetz das auslautsende *-s* sehr früh entfernt habe. Es fragt sich aber noch, ob diese entfernung des auslautenden *-s* im Friesischen bereits im anfange des 3. jahrhunderts durchgeführt war. Zur zeit des Tacitus war dies, wie der von ihm (Ann. 13, 54) überlieferte friesische königsname „Malorix“ zeigt, noch nicht der fall; und wenn in der angeführten 3. inschrift „Tus Tingso“ als dativ von „Tus Tingsus“ betrachtet werden soll[1], so ist ja durch den nominativ Tus (für „Tius“) das auslautende *-s* für die zeit unserer inschriften nachgewiesen. So lange also nicht für das 3. jahrhundert der wegfall des auslautenden *-s* nachgewiesen ist, könte man immerhin „Things“ vom stamme *thinga-* leiten. Aus dem friesischen nominativ „Things“ hätte sich dann der römische steinmetz sein „Thingsus“ zurechtgemacht und weiter deklinierend den dativ „Thingso“ gebildet. Das richtige ist, dass *thing* ursprünglich *thingis things* lautete, von dem „Things“ durch das a-suffix gebildet wurde. Der friesische name „Things“ bedeutet also volksversamlungsgott.

Mit recht haben Scherer und Weinhold das wort „Thingso“ auf unseren inschriften als adjectivisches attribut zu Mars, nicht als substantiv gefasst; und da Mars die interpretatio romana des Tius ist, so müssen die Friesen den gott jener altäre als Tius Things bezeichnet haben, wobei aber immer vorausgesezt ist, dass das auslautende *-s* im 3. jahrhundert noch vorhanden war.

Über das wesen dieses gottes haben Scherer und Weinhold eingehend gehandelt. Wir werden nach der besprechung der alaisiagen noch einiges über die beinamen beibringen, die Tius bei Friesen und Chauken führte.

Das inschriftliche „alaisiagis“ oder „alaesiagis“ zerlegte Scherer (s. 579) in „al-aisia-gis“ und meinte, es könte zur not erklärt wer-

1) Vgl. dazu Scherer a. a. o. s. 575.

den als die „algeehrten“, wenn man aus dem einen ahd. *êreôm* in den Gl. Ker. 109, 36 auf ein germ. *aizjâ-* „die ehre“ schliessen dürfe. Diese deutung befriedigt nicht. In sprachlicher hinsicht ist es doch bedenklich, aus dem nur einmal vorkommenden *êreôm* erst das wort zu erschliessen, von dem „alaisiagis“ abgeleitet sein soll. Nach der sachlichen seite aber ist mit der bedeutung „den algeehrten“ nichts gewonnen, denn dieser farblosen bezeichnung fehlt jede beziehung zu recht und gericht; und doch ist es ganz unwahrscheinlich, dass, während die beziehung des hauptgottes zum gericht in einem besonderen beinamen klar zum ausdruck gebracht ist, die bezeichnung der beiden ihn als gerichtsgott begleitenden, tiefer stehenden wesen mit keiner silbe auf eine gerichtliche function hindeuten solte.

So ersezte Weinhold die Scherersche deutung durch eine ungleich ansprechendere. Er nahm die zweite silbe für *ai (ae)* „gesetz“ und gewann damit die beziehung zum recht. Dann schlug er vor, „siagis“ in „sagiis“ zu ändern, und übersezte das so erhaltene „alaisagiis“ oder „alaesagiis“ durch „den grossen gesetzsprecherinnen.“ Bekantlich wird der friesische gesetzsprecher *(âsega)* nach der friesischen sage (v. Richthofen, Unters. II, 459 fgg.) durch unmittelbare belehrung eines gottes *(ês)*, in dem Weinhold richtig den Tius Things erkante, in die kentnis des rechts eingeweiht, sodass er als diener und priester des Tius aufgefasst werden kann, zumal der zusammenhang zwischen dem gesetzsprecheramt und dem priestertum in mehreren älteren deutschen benennungen für richterliche beamte klar angedeutet ist. So erklärt denn Weinhold (s. 12) die „alaisiagae“ oder, wie er ändert, „alaisagiae“ für solche gesetzsprecherinnen, **aisagjons,* „die des grossen gerichtsgottes Tius Tiggs gehilfinnen sind, gleich wie der **aisagja* neben dem richter stand, um den urteilenden männern der gerichtsgemeinde das göttliche recht zu lehren“; kurz, die beiden alaisiagen sind ihm die göttlichen vorbilder der asegen.

Gegen diese ungemein ansprechende auffassung der alaisiagen als vorbilder der asegen lässt sich sachlich nichts einwenden. Was die sprachliche seite betrift, so wird zugegeben werden müssen, dass in der zweiten silbe das wort *ai (ae)* „gesetz“ vorliegt, aber „siagis“ in „sagiis“ zu ändern scheint mir nicht möglich, da beide inschriften, die, wie die form „al*ae*siagis“ neben „al*ai*siagis“ zeigt, in ihrer orthographie nicht von einander abhängen, „siagis“ haben. Ich lege daher für meine deutung das inschriftliche „alaisiagis“ zu grunde, das ich versuchen will aus dem vorstellungskreise und der sprache der Friesen zu erklären.

Auch der Friese brachte seinen gesetzsprecher, den âsega, in die engste beziehung zum priester. Die 3. unter den siebzehn algemeinen küren verlangt vom âsega, der alles recht zu wissen hat (tenetur scire omnia iura), dass er gerecht und unparteiisch urteile, „quia asega significat sacerdotem, et ipsi sunt oculi ecclesiae et debent iuvare et viam ostendere, qui se ipsos non possunt iuvare" (v. Richthofen, Unters. I, 34, Fries. rechtsqu. 4 fgg.). In diesen worten ist die vorstellung, die sich der Friese von seinem âsega machte, klar ausgesprochen: âsega und priester, ursprünglich identisch, sind die augen der christenheit; alle übrigen sind blind und können daher den rechten weg nicht finden. Darum müssen sie von den sehenden, dem âsega und dem priester, unterstüzt und zurechtgewiesen werden. Den schärfsten ausdruck hat dieser friesischen auffassung der sehr alte Rüstringer text der küre gegeben. Wenn der âsega, heisst es hier, sich bestechen lässt und dessen überführt wird, „sa ne hach hi nenne dom mar to delande, thruch thet thi asega thi biteknath thene prestere; hwande hia send siande, and hia skilun wesa agon there heliga kerstenede; hia skilun helpa alle tham ther hiam selvon nauwet helpa ne mugun" (v. Richthofen, Fries. rechtsqu. 7, 19). Der Friese legt, wie man sieht, alles gewicht auf das sehen des rechtes; und das konte nicht anders sein, da der friesische âsega nur gefragt und besonders aufgefordert das recht wies, nicht, wie der isländische lǫgsǫgumaðr, regelmässig vorträge über das gesetz, die lǫgsaga, hielt. Der gesetzesvortrag, die *aisaga, trat dem Friesen in der vorstellung vom âsega volständig hinter das schauen, d. i. wissen des rechtes, die **aisia*[1], zurück. Wenn also in den beiden alaesiagen die göttlichen vorbilder der âsegen zu erblicken sind, so müssen unter ihnen nach friesischer auffassung göttinnen gedacht werden, denen die **ai-sia* in volkommenem grade und dauernd eignet, also nicht „gesetzsprecherinnen", sondern „gesetzseherinnen." Daher kann das wort meines erachtens nur aus *al,* dem zur verstärkung des wortbegriffs vorgesezten adjectivum, und **aisiag-* zusammengesezt und lezteres von **aisia* „gesetzsehen", „gesetzeskunde" durch das adjectivsuffix *-ga* (Kluge, Stambildungslehre §§ 202 u. 207) gebildet sein, sodass also **aisiag-* „mit dem recht-sehen, der gesetzeskunde behaftet" und *alaisiagis* „den erhabenen rechtseherinnen" bedeutet. Die alaisiagen sind also die gehilfinnen des friesischen hauptgottes Tius Things, welche das

1) Vgl. v. Richthofen, Altfries. wörterb. s. 1010 unter *sia* und die dem substantiv **sia* analoge bildung *hera* (gehör, hören) s. 810.

gesetz schauen und daher stets und volkommen wissen, die erhabenen gesetzseherinnen, und damit das echte vorbild der friesischen âsegen.

Was bedeuten nun die namen der beiden gesetzseherinnen?

Die Bede fasste Scherer als „die personificierte bitte, d. h. auch gebot, befehl"; „zum bodthing habe bei den Friesen eine ladung (beda „bitte", später bod „gebot") statgefunden" (Mars Thingsus s. 579, Westd. ztschr. 3, 292). Weinhold sezt Bede = Bèda und identificiert diese Bèda mit ahd. Biota (fränk. Bioda, Förstemann, Altd. namenb. I, 265). So erhält er die bedeutung „die gebietende, zum ding fordernde." Dieser deutung, die auf der annahme, dass Beda = Bêda sei, ruht, steht ein schweres sachliches bedenken entgegen. Vom laden zum Thing spricht nämlich keine friesische rechtsquelle, wenn sie die teile des friesischen *thinga* (placitare) aufzählt. Deren gibt es lediglich zwei: die verhandlung (duorum allegationes, twira tale) und das urteil des âsega (asega-iudicium, asega-dom, Richth., Unterss. I, 39, Fries. rechtsqu. 26 fg.). Solte also eine göttin des gerichts von etwas den namen haben, was gar nicht zum gerichte gehörte und, fals es vorkam, für den begriff des gerichtes unwesentlich war? Zum laden hätte es überdies keiner besonderen gesetzeskunde bedurft, sodass es mir nicht denkbar scheint, dass die erhabene rechtseherin davon ihren namen erhalten haben solte.

Was Scherer und Weinhold zu ihren erklärungen veranlasst hat, war die unzweifelhaft richtige bemerkung Heinzels, dass die namen Bede und Fimmilene auf die friesische unterscheidung zwischen bod- und fimelthing hinweisen. Nun bezeichnet aber „bodthing", welches „gebotenes Thing" bedeuten soll, öfters gerade das „ungebotene" gericht (Grimm, RA. 827). Man wird also zugeben müssen, dass das wort „bodthing" entweder überhaupt nicht oder wenigsens nicht ursprünglich „gebotenes Thing" bedeutet haben kann. Von diesem worte kann man nicht bei der deutung des alaisiagennamens Bede ausgehen; aber sachlich stehen „Bede" und „bodthing" im engsten zusammenhange, und aus der sache werden sich weiter unten beide worte erklären.

Mehr schwierigkeiten als Bede machte den beiden gelehrten der name Fimmilene. Scherer (s. 579) erklärte *mm* für eine unorganische verdoppelung, sezte dann got. **Fimilô* an und wolte das wort an das altn. *fimr* „gewant", „geschickt" anknüpfen. „Dem befehl", sagt er, „stünde dergestalt die geschickte ausführung gegenüber, und die beiden algeehrten oder ehre besitzenden und daher ehre verleihenden wären zwar

nicht walküren, aber göttinnen oder genien der disciplin, welche den Tius Things sehr passend begleiten würden: ehre wird durch den zweckmässigen befehl und dessen geschickte ausführung erworben" (s. 580). In dem vortrage vom 29. mai wies er dann noch besonders auf das fimelthing als das bewegliche gericht der Friesen hin (Westd. ztschr. 3, 293). Dafür, dass *mm* eine unorganische verdoppelung ist, spräche allerdings, dass das wort *fimelthing* im friesischen schulzenrecht mit einfachem *m* geschrieben ist: doch ist der text desselben so mangelhaft überliefert, dass darauf nicht viel zu geben ist. Wichtiger scheint mir, dass die mit jenem alaisiagennamen zusammengesezten ortsnamen, über die unten zu handeln ist, auch nur ein *m* haben, und deshalb halte ich ebenfals *mm* für eine unorganische verdoppelung. Aber die deutung Scherers halte ich trotzdem für unrichtig. Denn der blassen bedeutung „die geschickte" fehlt ja die beziehung zum gericht, und wie gewunden ist der weg, auf dem Scherer dieselbe mit dem algemeinen begriff „die algeehrten" in verbindung bringt!

Weinhold, der diese erklärung mit recht verwirft, leitet aus Fimmilene einen nominativ Fimmila ab. Er fasst das inschriftliche „Fimmilene" ebenso wie „Bede" als lat. dativ. Es ist aber schwer glaublich, dass eine römische inschrift aus dem anfange des 3. jahrhunderts, die sonst die korrekten endungen hat, gerade bei diesen zwei wörtern statt der endung *ae* ein *e* gesezt haben solte. Es scheint vielmehr bei diesen beiden namen die lateinische flexion unterblieben zu sein, sodass dieselben im nominativ „Bede" und „Fimmilene" gelautet haben werden. Dem würde nun freilich die von Weinhold nach Wackernagel angeführte regel widersprechen, dass „im ersten halbjahrtausend des mittelalters" bei der deklination deutscher namen, welche schwache feminina (nom. *-a*) sind, die casus obliqui nicht selten durch verbindung eines ableitenden *an* mit den endungen der lateinischen deklination hergestelt werden[1], sodass also der nominativ von „Fimmilene", welches für „Fimmilane" stehe, „Fimmila" sei. Nun hat aber Wackernagel jene regel aus beispielen des 5. bis 8. jahrhunderts abgezogen, sie kann also streng genommen erst seit dem 5. jahrhundert zu gelten begonnen haben. Dass sie zu kaiser Alexanders zeit nicht galt, lehrt überdies die neben „Fimmilene" stehende form „Bede." Warum hieb

1) Wackernagel, Sprache und sprachdenkmäler der Burgunden s. 43; bestätigung fand er bei d'Arbois de Jubainville Étude sur la déclinaison des noms propres dans la langue franque à l'époque mérovingienne s. 44 fgg. und Fr. Bluhme Gens Langobardorum heft 2, s. 29.

denn der steinmetz nicht auch „Bedene“? Aus keinem anderen grunde, als weil seine friesischen auftraggeber die eine alaisiage eben Bede, die andere Fimmilene nanten.

Weinhold hält nun (s. 13 fg.) „Fimmila“ für eine doppelt hypokoristische namenform, die von Frithumôd „die friedebegehrende“ oder von Frithumund „die friedeschützerin“ ebenso gebildet sei, wie die friesischen namen Temmel, Gummel, wie die kosenamen Kemmulo, Cuffolo, Oppila, Hibbele und andere. „Der name Frithumund sei für eine rechtsgöttin, welche durch ihre belehrung streitsachen zum endlichen austrag bringt, wol geeignet.“ Bedenklich ist hierbei, dass weder Frithumôd noch Frithumund den Friesen geläufige frauennamen waren, dass das femin. „Fimme“, von dem „Fimmila“ abgeleitet sein soll, sich nicht belegen lässt und dass die drei durchgangsformen Feddma, Ferdma, Fredma auch nur erschlossen sind, dass sich also nirgends ein fester anhalt bietet. Von den angeführten analoga sind die Salzburger namen des 9. jahrhunderts Kemmulo und Cuffolo nach Stark (Kosenamen der Germanen 143) vielleicht keltisch, Hibbele begegnet erst im 14., Temmel und Gummel erst im 17. jahrhundert. Auch das masc. „Fimme“, „Femme“ ist erst seit dem 17. jahrhundert nachweisbar. Solte sich also ein name „Frithumund“ auf friesischem boden zum kosenamen umgebildet haben, so hätte er im 17. jahrhundert erst bis zu „Femma“ gelangt sein können, aus dem sich dann erst „Fimma“ und „Fimmila“ hätte bilden müssen. Der alaisiagenname „Fimmila“ ist aber schon im anfang des 3. jahrhunderts fertig. Dazu scheint mir die bedeutung „friedeschützerin“ noch zu algemein zu sein, da sie keinen hinweis auf eine specielle gerichtliche tätigkeit enthält, wodurch doch erst das verhältnis der Bede zur Fimmilene klar würde. „Friedeschützend“ konte jede gerichtsgottheit genant werden, Things und Bede ebenso gut wie Fimmilene. Schliesslich ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass die Friesen eine göttin, zumal eine gerichtsgöttin, mit einem doppelt hypokoristischen namen angeredet haben solten.

Es bleibt somit von den bisherigen versuchen, die beiden alaisiagennamen zu deuten, als ganz sicher nur Heinzels bemerkung bestehen, dass sie auf das friesische bod- und fimelthing hinweisen. Das gegenseitige verhältnis dieser beiden thingarten muss also zunächst ins auge gefasst werden. Vom bod- und fimelthing spricht unter den zahlreichen friesischen rechtsaufzeichnungen nur eine, das sogenante westerlauwersche schulzenrecht, welches in Mittelfriesland, dem ältesten sitze des stammes, im 11. jahrhundert abgefasst worden

ist[1]. Hier heisst es in § 25, dass die sachen, welche im bodthing nicht zu ende gebracht werden konten, im fimelthing zu ende zu bringen seien, und in § 29, dass diejenigen, welche bod- und fimelthing gehalten haben, nachher in demselben jahre nicht noch des königs bann zahlen dürfen (v. Richthofen, Fries. rechtsqu. 391). Es handelt sich hier um das vom königlichen grafen alle vier jahre unter königsbann gehaltene bod- und fimelthing. Das aber dürfen wir wol auch für die vorfränkische heidnische zeit, in der einheimische könige über den Friesenstamm herschten, aus dem schulzenrecht entnehmen, dass das fimelthing nach dem bodthing statfand, und dass die im bodthing nicht zu ende geführten sachen im fimelthing zum austrag gebracht wurden. Nach § 25 liegt nur die gewöhnliche nachtfrist zwischen beiden thingarten, sodass sich wol in wirklichkeit manchmal bod- und fimelthing zu einer einzigen gerichtsverhandlung gestalteten, von welcher die ersten etmêle — etmêl (v. Richthofen, Altfries. wb. 722, 918) hiess den Friesen der für das gerichthalten bestimte natürliche tag, die frist von sonnenauf- bis sonnenuntergang — das bodthing, das lezte oder die lezten etmêle das fimelthing bildeten. Von den zwei stücken, die der Friese bei jedem gerichtlichen verfahren unterschied, der verhandlung der beiden streitenden parteien (duorum allegationes, twira tale) und dem die bussen festsetzenden urteile des âsega (âsega-iudicium, âsega-dom) fiel also dem bodthing das erste, der „rechtsstreit", dem fimelthing die fortsetzung desselben und das urteil oder nur das urteil zu. Verhandelt konte sonach in beiden thingarten werden, aber das ursprüngliche und daher für die vorchristliche zeit die regel wird wol gewesen sein, dass im fimelthing das urteil gefält, im bodthing der streit geführt wurde. Daher muss man von vorn herein erwarten, dass in dem namen der alaisiage „Bede" als der patronin des bodthings, eine hindeutung auf den gerichtsstreit, in dem namen der alaesiage Fimmilene, als der patronin des fimelthings, eine hindeutung auf das die bussen aussprechende urteil sich findet.

„Bede" bedeutet nun aber nicht kampf, es fragt sich daher, ob der name vielleicht früher anders gelautet hat. Dies ist in der tat der fall. Eine stelle in dem berichte des Tacitus (Ann. 4, 73) von der friesischen erhebung des jahres 28 schliesst über die ältere form des namens der alaesiage Bede jeden zweifel aus. Er erzählt hier, dass

1) Es kent noch nicht die im 11. jahrhundert in Friesland sich verbreitende markrechnung! Vgl. meine abhandlung über das fries. pfund und die fries. mark in der Berliner ztschr. für numism. XII, 144 fgg.

der römische feldherr, als er nach einer verlustvollen schlacht das friesische land zu räumen begann, von überläufern erfuhr, dass die Friesen 900 Römer „apud lucum quem Baduhennae vocant" vernichtet hätten. Der name dieser friesischen göttin gehört, wie sein zweiter bestandteil -henna zeigt, der form nach zu den namen der auf römisch-germanischen inschriften aus dem Rheinlande so häufig genanten matronen, wie Albia-henae (Brambach C. I. Rhen. 551—554), Alhia-henae (a. a. o. 1722 add.), Nersi-henae (626), Vesunia-henae (542, 580—584), Gesa-hena (330, 617), Ettera-henae (577, 617) oder Etra-ienae (616), Cesa-ienae (613, 616), Aumena-ienae (343), und zu namen wie Nehal-ennia (24, 27—30, 32—44), und zu dem auf unserem votivaltar genanten Fimmil-ene. Diese inschriftlich erhaltenen namenformen beweisen, 1) dass das *h* und die verdoppelung des *n* im namen Baduhenna unorganisch, nur vom römischen munde eingeschoben ist, und 2) dass, wie schon Müllenhoff (Ztschr. f. d. a. 9, 241) gezeigt hat, der name nicht componiert ist, das *-henna* also gar nichts bedeutet. Er muss zu des Tacitus zeit „Badu-ene" oder friesisch geschrieben „Badwene" gelautet haben. Da nach einem friesischen lautwandlungsgesetze *a* zu *e* wurde, und da das wie das englische *w* gesprochene *w* hinter *d* leicht ausfallen konte, wandelte sich „Badwene" zu „Bedene", das sich dann zu Bede verkürzte, wie „Fimilene" zu „Fimile." Da nun *-ene* nur das germ. femin. suffix *ini* (aus *-injô-*) sein kann (Kluge, Stambildungslehre § 41), so hiess die alaisiage vor Tacitus zeit „Baduine" oder „Badwine" und die andere alaisiage „Fimiline." „Badwine" ist nun das femin. zu altfr. **badwa* = ags. *badwa* (pugil) = ahd. *pato;* und dieses ist von *badu* gebildet, welches auch im friesischen eigennamen Badu-nât vorliegt (Crecelius, Collectae ad augend. nominum propr. Saxonicorum et Frisiorum scientiam I, 19, 21, 22, 24, 25); und das altfr. *badu* = got. **badu* = ahd. *patu* (neben *pata*) = ags. *beado* = altn. *bǫd* bedeutet streit (pugna)[1]. Die alaisiage Badwine oder Bede ist also die kämpferin (pugnatrix). Als dienerin des gerichtsgottes ist sie daher die über dem gerichtsstreite waltende und darum die patronin desjenigen things, dessen gegenstand der gerichtsstreit ist. Und da der âsega vermöge seiner kentnis des gerichtlichen streitverfahrens und der belehrung, die er darüber gibt, der geistige lenker des streites im bodthing ist, so ist sein göttliches vorbild, die alaisiage Bede, die göttliche personifikation der rechtskunde,

1) Vgl. J. Grimm, D. G. II², 423, 460, 537.

die das beweisverfahren im streitding, also den streit überhaupt, leitet. Diese wortbedeutung stimt somit genau zu der tätigkeit, die wir von vorn herein der Bede als der idealen leiterin des bodthings beilegen musten.

Jezt dürfte sich das rätsel, welches der name „bodthing“ aufgibt, lösen. J. Grimm (R. A. 827) erklärte die auffallende erscheinung, dass an einigen orten gerade das ungebotne gericht bodthing genant wird, durch die annahme, dass entweder hier *bot* das ein für allemal angesagte gericht bedeute, oder dass auch den algemeinen volksgerichten hin und wider eine verkündigung vorausgieng, ohne welche sie ausgesezt und unbesucht geblieben wären, wie namentlich in Friesland. Diese erklärung können wir im anschluss an das oben ausgeführte durch eine einfachere ersetzen. Wie dem alaisiagennamen Fimiline das fimelthing antwortet, so muss dem alaisiagennamen Badwine oder Bede ein baduthing oder bedthing entsprochen haben. Das wort *bedthing* muss nun der Friese, als das wort *badu* (kampf) seiner sprache verloren gegangen und die alaisiagen mit dem heidentum verschwunden waren, nicht mehr im stande gewesen sein richtig zu deuten; er konte es nur als „gebotenes thing“ fassen, was *bedthing* ja auch bedeuten konte. In Mittelfriesland wurde übrigens in späterer zeit aus dem worte *bedthing* oder *bedding* nach einem rein lautmechanischen gesetze *bodding* oder *bodthing*. Aber dieses im Westerlauwerschen schulzenrechte neben dem fimelthing genante bodthing hat mit dem „gebotenen“ gerichte ursprünglich nichts zu tun, sondern es war eigentlich ein *bedthing*, d. i. ein *badu-thing* „streitgericht.“ Wahrscheinlich sind auch gar manche bodthinge anderer deutscher gegenden alte baduthinge.

Den namenformen Bede, Bedene, Badwine entsprechen die formen Fimile, Fimilene, Fimiline. Es muss nun Fimiline das mit dem suffix *inî* gebildete femin. zu dem mascul. **fimil* sein. In diesem **fimil* aber muss, wie wir sahen, eine hindeutung auf das die bussen festsetzende urteil liegen. Daher kann das wort *fimil* oder, wie es später heisst, *fimel* nur von der wurzel, die in altfr. **fime*, später *feme* (v. Richthofen, Altfr. wörterb. 732) = got. **fima* = mhd. *vëme* (verurteilung, busse, *ποινή*, *poena*) vorliegt[1], durch das suffix *-ila* gebildet sein, welches intensive nom.-agent. bildet und namentlich in den bezeichnungen gerichtlicher beamten erscheint (Kluge,

1) An einen zusammenhang zwischen fimelthing und feme dachte schon J. Grimm, R. A. 838. Wegen *feme* vgl. Grimm, D. W. III, 1516 und Schmeller, B. W. I, 718.

Stambildungslehre § 18), wie in ags. *þengel* = an. *þengell*, ags. *fengel*, *strengel*, ags. *bydel*, ahd. *butil*, ahd. *weibil*, *dwengil* usw. Das masc. **fimil* bedeutet also „der strafende" (ultor) und Fimiline „die strafende", „die rächerin" (ultrix). Sie ist das göttliche vorbild des âsega in demjenigen gerichte, in welchem er die bussen findet, also als „fimil" fungiert, die göttliche personifikation der gesetzeskunde, vermöge deren der âsega ein gerechtes bussurteil zu weisen vermag.

Wie mit dem walten der Badwine das gericht der Friesen anhob, so erreichte es mit dem walten der Fimiline sein ende. Denn mit dem „rechtsstreit" begann, mit der „bussauflegung" schloss das gerichtliche verfahren der Friesen. Beide teile desselben stehen nach dem glauben des volkes unter dem walten besonderer gottheiten, der erhabenen gesetzseherinnen.

Der angeführten stelle des Tacitus verdanken wir die kunde, dass der alaisiage Badwine im Friesenlande ein hain (lucus, altfr. *lô*) geheiligt war. Dies allein würde uns schon berechtigen, von der anderen alaisiage dasselbe anzunehmen; und erinnert man sich an Tac. Germ. 9 „lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident", so wird man es für wahrscheinlich halten, dass auch die friesischen Tius-heiligtümer ursprünglich in hainen bestanden haben, was durch mehrere friesische ortsnamen bestätigt wird.

Wo das haupttheiligtum des friesischen Thius Things lag, ist zwar nicht überliefert; doch kann meines erachtens kein zweifel darüber obwalten, dass es sich am Flistrome in Almum oder Almenum befunden hat, einem dorfe, das 1580 in den stadtwall der an der Zuidersee gelegenen stadt Harlingen eingeschlossen wurde. Seine dem schwertträger Michael geweihte kirche war eine der ältesten, vielleicht die älteste im friesischen stamlande (v. Richthofen, Unterss. II, 236 fg.). Sie stand in naher beziehung zu der ebenfals dem schwertträger Michael geweihten, schon im 8. jahrhundert vorhandenen Friesenkirche zu Rom, wie aus der friesischen Magnussage hervorgeht. Nach dieser wurden die Friesen zu Rom von Karl dem Grossen und Leo III. mit vorrechten und freiheiten begabt und die ihnen darüber ausgestelte urkunde, welche das gesamte friesische recht enthielt, von dem fahnenträger der Friesen Magnus nach Almenum gebracht und in der dortigen Michaeliskirche niedergelegt[1]. Die rechte

1) Ausführlicheres über die sage gibt v. Richthofen Unters. II, 235 fgg., der aber ihren sinn nicht erkant hat.

und gesetze des stammes wurden also unter die obhut des schwertträgers Michael zu Almenum gestelt, woraus mit sicherheit zu schliessen ist, dass in heidnischer zeit der das recht und die gesetze des friesischen stammes hütende schwertträger Tius Things seinen hauptsitz zu Almenum hatte.

Dass diese deutung der Magnussage richtig ist, beweist auch der name Almenum. „Almenum", seit dem 13. jahrhundert zu „Almum" zusammengezogen (v. Richthofen II, 235 anm. 2), ist aus „Almeginum" und dieses aus „Al-magin-hem" entstanden. Der ortsname bedeutet also „Heim des Almächtigen." Dadurch ist erwiesen, dass Tius der Al-magin Ès, d. i. der hauptgott, der Friesen gewesen ist. Dadurch ist ferner erwiesen, dass niemand anders als der in Almenum thronende „Al-magin" selbst der friesische fahnenträger „Magnus" ist, der nach der friesischen sage die gesetze der Friesen nach Almenum bringt. Dann aber ist klar, dass, wie der Magnus der sage fahnenträger und gesetzeshüter in einer person ist, so auch der friesische hauptgott Tius als heerführer und gesetzeshort zu fassen ist, mit anderen worten, dass den Friesen ihr hauptgott gott des krieges und gott des rechtes zugleich war. Vermöge dieser doppelnatur ist er schützer und leiter sowol des heeres als der volksversamlung.

Wo der von Tacitus erwähnte lucus Baduhennae lag, ist ebenfals nicht überliefert, doch muss er östlich vom Flistrom gesucht werden. Denn der aufstand von 28 n. Chr. brach in der nähe des römischen kastels Flevum aus (Ann. IV, 72), welches am Flistrom lag, und der römische feldherr erfuhr, als er von hier nach einer unglücklichen schlacht den abzug begann, dass 900 Römer bei jenem hain erschlagen worden seien. Die art, wie Tacitus seine angabe über den ort des gemetzels macht, deutet darauf hin, dass dieser Badwinehain ganz besonders bekant war. Da er ferner schon zu Tacitus zeit eine ortsbezeichnung abgab, liegt der gedanke nahe, dass er in einem orte zu suchen ist, dessen heutiger name aus „Badwine" und „lô" gebildet sein könte. Daher möchte ich glauben, dass er an der uralten, heiligen gerichtsstätte Bafflo, dem mittelpunkt des friesischen landes zwischen Laubach und Ems gelegen war. Sie hiess noch im 11. und 12. jahrhundert Bathlon und Baflon (Crecelius 12, 15, 16, 19, 31), zwei formen, die sich nur aus "Badwlôn" oder „Badulôn" erklären lassen.

Es gibt im westerlauwerschen Friesland keinen ortsnamen, der von dem alaisiagennamen Fimiline gebildet wäre, wol aber vermag ich zwei derartige ortsnamen aus dem ostlauwerschen Friesland aufzuweisen.

Im Moormerlande, also auf altchaukischem boden, etwas östlich von Leer, verzeichnen ältere karten ein örtchen Fimel, das bereits in dem ältesten, im 10. und 11. jahrhundert zusammengeschriebenen güterverzeichnis der abtei Werden begegnet, die in Ostfriesland „in Fimilon" ein kleines ackerstück besass (Crecelius 23). Der name lässt sich nur aus „Fimile" und „lô" deuten.

Ein anderes Fimel liegt bei Termunten im Fivelgauer Oldampt hart am Dollart. Es wird in einem zeugenverhör von 1565 genant, wo ausgesagt ist, „dat anno 1525 de nye sommerdyck van Fimel na der Swaghe (Schwage, jezt vom Dollart überflutet, v. Richthofen II, 875) gemaeckt is" (Driessen, Mon. Groning. s. 446).

Es ist eine bisher unbekante tatsache, dass die heidnischen Friesen nicht nur nach den beiden alaisiagen Badwine und Fimiline, sondern auch nach ihrem hauptgotte selbst eine thingart benant haben, und zwar die höchste gerichtsversamlung, das gericht, welches die volksversamlung bildete, also das liud-thing. Die namen einiger friesischer gerichtsstätten beweisen dies und lehren uns noch einige beinamen des Tius kennen.

Im ostfriesischen Overledingerlande nent das älteste Werdener register widerholt einen ort „Badunathashem", der in dem nächstältesten register „Badanasthorp" heisst (Crecelius 19, 21, 22, 24, 25). Nur in diesem ortsnamen ist der sonst nirgends begegnende name Badunât „kampfgenoss" erhalten, neben dem namen „Baduhenna" der einzige beweis, dass die friesische sprache einst das wort *badu* für streit, kampf kante. Der ortsname ist in keinem der heutigen zu erkennen; doch ist die lage des ortes gesichert, da er in dem register zwischen Driever und Geidun, d. i. Ihrhove, ein anderes mal mit Frithunathasthorp bei Ihrhove genant wird. Er lag also, wie das ebenfals verschwundene Frithunathasthorp, bei Ihrhove, und zwar an der stelle des heutigen Tjüchen. In diesem Badunathashem hiess noch im 10. und 11. jahrhundert eine lokalität Tiuding und hiernach ein stück der feldmark Tiuding tiochi (Crecelius 25). Da „Tiuding" kein friesisches patronymikon sein kann — denn „Tiud" ist weder ein friesischer name noch der teil eines solchen —, kann das wort nur als Tiu-ding „Tiu-gericht" erklärt werden. Dieser friesische flurname besagt also dasselbe wie der dänische ortsname Tyrsting und der jütische gauname Tysthing oder Tyrsting. Schon Finn Magnussen hat (Lex. mythol. 759) dieses Tyrsting richtig als „Tyris forum" erklärt.

Wurde aber in Badunathashem ein Tiu-thing gehalten, befand sich also daselbst auch ein heiligtum des Tius, so war Badunathas-hem

das heim des Tius selbst, d. i. Badunât „der kampfgenoss“ ist Tius selbst. In „Badunât“ wird man demnach den namen zu sehen haben, den Tius als kriegsgott der Chauken und Friesen führte. Er erinnert an den Saxnôt „schwertgenoss“ der Sachsen, den Saxneát der Angelsachsen. Da „Badunât“ name eines heidnischen gottes war, wird es erklärlich, dass der so oft genante, sehr ansehnliche ort Badunathashem nicht mehr zu finden ist. Die christlichen priester werden ihn umgetauft haben. „Badunât“ bezeichnete die kriegerische seite des Tius, wie „Things“ die gerichtliche. Offenbar erschöpfen die gerichtlichen funktionen nicht die friedliche tätigkeit Tius; es kann also „Things“ nicht als der volle gegensatz von Badunât angesehen werden. Dem „Badunât“ entspricht genau genommen nur ein „Frithunât.“ Nun lag neben Badunathashem ein ort Frithunathasthorp; es wohnten hier also wirklich Badunât und Frithunât neben einander. Drängt sich da nicht die vermutung auf, dass Tius hier zwei heiligtümer neben einander hatte und er in dem einen als kriegsgott „Badunât“, in dem andern als friedensgott „Frithunât“ verehrt wurde? Frithunathasthorp lässt sich heute ebensowenig finden wie Badunathashem; es mag in christlicher zeit ebenfals umgetauft worden sein, weil Frithunât der name eines heidnischen gottes war.

Das Tiu-thing in Badunathashem steht nicht vereinzelt. Nach dem nächstältesten Werdener register besass das kloster einkünfte in einem friesischen orte Tiudingi „am Tiu-gericht“ (Crecelius 12 und 16). Diese ansiedelung am Tiugericht liegt im Hunsegau, und zwar im heutigen orte Leens in der Marne; sie besteht aus zwei wierden, die noch in diesem jahrhundert „Tiunster wierden“ und „Tiunster-warve“ genant wurden, jetzt aber als „Leensterwierde“ zusammengefasst werden[1]. Sie gehören zu Leens, dem alten „forum Lidense“, der alten haupt- und gerichtsstätte der Marne (v. Richthofen II, 844), wo das liudthing dieser landschaft gehalten wurde. Jenes register nent wol Tiudingi, nicht aber Lidenge, weil eben Tiudingi und Lidenge einen und denselben ort bezeichnen. Hier liegt also die identität von liudthing und Tiu-thing zu tage.

Da Tius den Friesen hauptgott, der *almagin ês* oder *ês* κατ' ἐξοχήν war, bezeichneten sie das Tiu-thing auch als Ês-thing. Diesen namen trug z. b. die gerichtsstätte des Middogsterlandes, welche noch im 14. jahrhundert „Êsdingum“ und „Êsding“, heute Eesinge

1) Vgl. van der Aa, Aardrijkskundig Woordenboek der Nederlande unter „Leensterwierde.“

(v. Richthofen II, 796) heisst, sodass als ursprüngliche friesische namenform Ès-thingi „am Èsthing“ anzusetzen ist. Ein Èsthing wurde auch beim dorfe Eisinghusen im Emsigerlande gehalten. Der ort heisst noch im 15. jahrhundert „Èsing-husum“ (v. Richthofen II, 1164). Dass dies aus „Èsthing-husum“ „bei den häusern des Èsthing“ entstanden ist folgt auch daraus, dass der ort im ältesten Werdener register noch den namen Tius-hem (Crecelius 12) führt, dort also ein Tiusheiligtum stand, an dem ein Tiu- oder Èsthing gehalten wurde. In christlicher zeit wurde der name „Tiushem“ durch den weniger heidnisch klingenden „Èsthing-husum“ verdrängt.

Bei der alten heiligen gerichtsstätte Bafflo liegt ein örtchen Saxum, ein zweites Saxum liegt bei dem Ès-thing des Middogsterlandes und ein drittes Saxum befand sich neben der jezt vom Dollart überfluteten reiderländischen gerichtsstätte Bedding-hem (v. Richthofen II, 1191). Im westerlauwerschen und ostemsischen Friesland gibt es keinen derartigen ortsnamen. Jener name „Saxum“ heisst in der ältesten form Saxinghem (Crecelius 12, 14, 18; Dronke, Tradd. Fuld. s. 48). Dadurch ist es ausgeschlossen, bei dem ortsnamen an den volksnamen der Sachsen zu denken. Mir scheint nun auch dieser Saxing, der sein heim an friesischen gerichtsstätten hat, Tius zu sein, und ich halte den friesischen Saxing somit für einen und denselben gott wie den sächsischen Saxnôt, den angelsächsischen Saxneát. Tius als steinschwert- oder steinbeilträger war ja dem heidnischen Friesen eine geläufige vorstellung, wie die schöne sage vom ursprunge des friesischen rechtes beweist. Ihre älteste fassung, die westerlauwersche, lässt den Tius als Ès mit goldenem beil (fries. axe = got. aquizi) auf der schulter auftreten (v. Richthofen II, 462). Er hiess daher den Mittelfriesen Axing und seine wohnstätte Axene-hove, Axing-hove oder Axingi, heute Aaxens im Westergau südlich von Bolsward (v. Richthofen II, 430).

Auffallender weise finden sich im östlichsten Friesland keine gerichtsstätten, deren namen mit „Fimile“, „Bede“ oder „Tius“ zusammengesezt wären. Hier trugen die gerichtsstätten ganz andere bezeichnungen. Lehrreich sind hierfür die namen dreier neben einander liegenden gerichtsstätten des Brokmerlandes: Barstede, Bangstede und Òchtelbuhr, oder, wie sie im 15. jahrhundert heissen (v. Richthofen II, 1170, 1207, 1208), Berstede, Bangkstede und Òchtleburen. Berstede ist aus *bere* „klage, vorgericht“, Bankstede aus *bank, benk* „bank“ und *stede* „stätte“ componiert. Dass diese „bankstätte“ und „klagestätte“ gerichtsstätten waren, folgt aus § 178 des Brokmer briefes: *thisse benethe* (mordklage) *skel ma dua uper bere and uper benke*

(v. Richthofen, Fries. rechtsqu. 176, 27). Bangstede hat hiernach seinen namen offenbar von der gerichtsbank. Das wort *bere, bare* „klage“, von dem Berstede seinen namen führt, hängt nicht, wie von Richthofen (Altfries. wörterb. 618) glaubte, mit ahd. *bar, paròn* zusammen, sondern gehört zum altn. *berja*, ags. *berjan* „schlagen, kämpfen“ (Fick, Vergleich. wb. der indogerm. sprachen I³, 695), und dadurch ist erwiesen, dass das friesische *bere, bare* ursprünglich den rechtsstreit, „Bere“ oder „Berstede“ die streitgerichts- oder bedthings-stätte bezeichnete, während wir dann in Bangstede die entsprechende fimelthingstätte zu sehen haben.

Der ort Ôchtle-buren lag, wie sein name besagt, an einem Ôcht-hain. Da ein ostfriesisches Ôcht des 15. jahrhunderts auf ein älteres Âcht zurückweist, und da die gerichtsversamlung des ganzen Brokmerlandes, also das Brokmer liud-thing *mene àcht* heisst, ist dieser Âcht-hain neben der bed- und fimelthingstätte der Brokmer zu beachten. Dass wir es hier nicht unmittelbar mit *àcht* „gerichtsversamlung“, sondern mit einem eigennamen Âcht, Ôcht zu tun haben, lehrt der name des dorfes Ôchtersum[1] (bei Esens im Harlingerlande). Der ort heisst noch 1426 Ôchtsem (v. Richthofen II, 1214), d. i. Ôchtes-hem „Heim des Âcht“ (Ôcht). Derselbe Âcht begegnet in Mittelfriesland: in der nähe von Almenum liegt Âchlum, in älterer namensform Âchtelum (v. Richthofen II, 590), aus welchem das bekante weistum von 1559 stamt (v. Richthofen, Fries. rechtsqu. 506). Ein zweites Âchtelum, heute Echtelen oder Echten (v. Richthofen II, 725), liegt im mittelfriesischen Lemsterland.

Wer ist nun dieser Âcht oder Âchte, dem die Friesen bei den gerichtsstätten haine heiligten? Der name ist von *àht* „verfolgung“ gebildet und gehört mit dem ags. Ôht-here und dem bekanten Actumerus (Tac. ann. 11, 16) = ahd. Âhtumêr „durch die verfolgung des feindes berühmt“ zusammen (vgl. Kluge, Etym. wörterb. unter *acht* und Paul und Braune, Beiträge 11 s. 2). Âchte bedeutet also „der verfolger.“ Ich glaube nun, dass Âchte ein beiname des Tius war, der ihn als verfolger im kriege und im gericht bezeichnen solte, und dass sich diese identität von Âchte und Tius genau beweisen lässt. Wenn nämlich Âchte ein beiname des Tius war, wie Saxing, Axing, Badunât, Frithunât, Things, Forsite, so hätten die Chauken ihre vornehmste insel Forsetisland, wie Helgoland im 7.

1) „Ochte*r*sum“ entstand aus „Ochtesum“ durch die ostfriesische epenthese des *r*, durch welche in derselben gegend „Ditsum“ zu „Di*r*tsum“, „Oldesum“ zu „Olde*r*sum“, „Grimesum“ zu „Grime*r*sum“, „Loppesum“ zu „Loppe*r*sum“ wurde.

und 8. jahrhundert noch heisst, auch nach dem Âchte, also „Âchtland“, „Âchtinsel“ nennen können. Da insel altfr. *avia* heisst, hätte eine „Âchtinsel“ friesisch als „Âchtavia“ bezeichnet werden müssen; und so hat die insel wirklich zu Plinius zeit noch geheissen. Denn er nennt (IV, 27) als „insulae nobilissimae“ an der chaukischen küste von west nach ost „Burcana“ (Borkum), „Austeravia“ (Astereinde, v. Richthofen II, 1230) und „Actavia.“ „Actavia“ ist aber, wie schon Müllenhoff (Ztschr. f. d. a. 9, 224) gezeigt hat, die römische schreibung für germanisches „Achtavia.“ Somit ist das Actavia des Plinius das spätere Forsetisland, das heutige Helgoland.

Dadurch ist nun erwiesen, dass in „Forsite“ ein jüngerer beiname des Tius vorliegt als in „Âchte.“ Dazu stimt, dass sich „Âchte“ als epitheton ebenso gut für den kriegsgott wie für den gerichtsgott eignet, während „Forsite“ und „Things“ nur für den gerichtsgott passt. Man wird sich also wol die beinamen, welche Tius bei Friesen und Chauken führte, in folgender reihenfolge entstanden zu denken haben: Als gott des krieges und des öffentlichen lebens, wie es sich in den volks- und gerichtsversamlungen abspielte, erhielt Tius den beinamen Âchte (persecutor). Sein sinbild war das steinschwert (*sax*) oder das beil (*axe*), und darum heisst er von alters her der schwertträger (Saxing) oder beilträger (Axing). Indem er sich dann zum kriegs- und friedensgott differenzierte, entstanden die beinamen Badunât „kampfgenoss“ und Frithunât „friedensgenoss.“ Aus den functionen des Frithunât hob dann erst das friesische Things, das chaukische Forsite die wichtigste, schutz und leitung der gerichtsversamlung, besonders hervor. Dass aber Âchtavia in „Forsetisland“ umgetauft wurde, beweist ebenso wie das „Things“ jener votivaltäre von Borcovicium, dass den Ingävonen ihr hauptgott Tius schon in sehr früher zeit in erster linie gerichtsgott war.

Für die rechtsaltertümer ist durch unsere untersuchung festgestelt, dass es zur heidnischen zeit bei Friesen und Chauken drei thingarten gegeben hat, von denen jede unter dem walten einer besonderen gottheit („velut deo imperante“ Tac. Germ. 7) und, wie ich an anderer stelle zeigen werde, an ihrer besonderen stätte abgehalten wurde, und zwar:

1) das liud-thing oder die mene âcht unter dem schutz und der leitung des Tius selbst, daher auch Tiu-thing oder Ês-thing genant; es war identisch mit dem liudwarf (conventus populi), der volksversamlung. An der liudthingstätte befand sich das dem Tius geweihte hauptheiligtum des liud.

2) das baduthing (bedthing) „streitgericht“, gehalten auf der berstede „streitstätte“ am heiligtum der alaisiage Badwine oder Bede „der kämpferin (pugnatrix)“, die über dieser thingart waltet.

3) das fimelthing, beschüzt und geleitet von der alaisiage Fimiline „der rächerin (ultrix)“, deren heiligtum sich auf der gerichtsstätte befindet.

Der dreizahl der gerichtsgottheiten entspricht die dreizahl der gerichte und die dreizahl der gerichtsstätten.

BRESLAU, DEN 20. FEBR. 1889. HUGO JAEKEL.

ZU NOTKERS RHETORIK.

Auf die nachricht Traubes von dem vorhandensein einer fortsetzung der rhetorik (Ztschr. f. d. altert. XXXII, s. 388) wante ich mich an die königliche bibliothek zu Brüssel und erhielt ausser der unten folgenden, diplomatisch genauen abschrift des in betracht kommenden stückes (nur die compendien sind aufgelöst, die mangelhafte interpunktion aber beibehalten) folgende nachrichten über die handschrift, welche die angaben Traubes a. a. o. ergänzen. Ich verweise dazu auf die beschreibung der handschrift im ersten bande meiner Notkerausgabe s. XII fgg.

Der binio, blatt 74—76, dessen leztes blatt weggeschnitten ist, enthält auf blatt 75 ein bruchstück eines briefes des grammatikers Paulinus von Aquileja und einen (volständigen?) brief ebendesselben. Blatt 76 ist liniiert und zum schreiben hergerichtet, aber völlig unbeschrieben. Auf blatt 77 und den folgenden stehen dann briefe des Sidonius Apollinaris. Nur auf blatt 74 befindet sich der schluss von Notkers rhetorik, und zwar knüpft derselbe an das von s. 65^{v}b auf s. LXXXIX meiner ausgabe abgedruckte an. Der lezte satz lautet daselbst (unter aufnahme von Traubes berichtigungen) wie folgt:

Patronomicum est quod a propriis nominibus patrum tantummodo deriuatur (sed *unterstrichen*) Secundum grecam formam id est grecam terminationem ut eacides quod significat ęaci filius vel nepos Apparet ex hac diffinitione omnia patronomica ad aliquid — —

Hier sezt das unten folgende stück ein. Die schrift des blattes 74 ist sehr klein. Besonders ist der untere teil der kolumne 74^{r}, a durch betasten sehr verdorben. Die schrift ist auch sonst oft schwer lesbar, daher konte trotz aller mühe an einigen stellen der zusammenhang nicht mit sicherheit festgestelt werden.

[G 74ʳ, a] dici. Namque sicut filius patris est filius. et nepos est aui nepos. ita catides *(sic)* quod utrumque significat necessario ad utrumque refertur Oportet autem oppositum ei nomen quod communiter patrem et auum significat genus esse sicut et omne patronomicum (*cod.:* pat'nomicum) communem intellectum habens filií et nepotis genus est.

POSSESS

Possessiua. diuersas habent terminationes que numerandę sunt Sunt enim plus quam XXᵗⁱ in acus ut cipriacus (*cod. add.* ī) ager .i. cipriorum ager In icus ut ecclesiasticus seruus .i. ęcclesię seruus In icus ut libycus (*cod.* lẏbycus) ager .i. ager eorum qui in libia sunt Has terminationes a grecis suscepimus in us puram desinunt possessiua tam greca quam latina In eus breui .e. ut cesareus miles. miles cesaris In eus producta .e. (*cod.* ē) ut achilleus armiger. armiger. achillis in ius .i. (*cod.* idē) correpta ut marcius ensis ensis martis In ius .i. producta ut chius ager. uel chium uinum .i. ager uel uinum eorum qui in chio sunt insula In ous o producta ut eous nuncius. nuntius eois (*cod.* eo℞, *vgl.* uinum eorum *auf voriger zeile*) et fit simile diriuatiuum primitiuo In eus ut hilâus comes comes hileę In oeus ut eubêus habitus habitus eorum qui incolunt euboeam insulam In iuus ut furtiuus equus furis equus In rius ut pretorius exercitus exercitus pretoris Proprię latinorum sunt In anus ut humanus ritus ritus hominum In enus ut alienus mos aliorum mos In inus (*cod.* ius) .i. longa in femininus (*cod.* ī femin9) cultus cultus feminarum In ius i. breui ut pristinus qui est priorum uel priscorum uel qui est prioris temporis In unus ut tribunus qui magister tribus est In lnus ut populnus non de arbore sed qui populi est In rnus ut paternus qui patris In is ut hostilis qui hostium (*cod.* hostilium) est In er ut equester qui equitum est Ergo possessiue significationis (*cod.* significatiois) nomina ad aliquid dici prius (*cod.* pritis) dictum est. (*cod.* ?) quae autem sola forma possessiua dicuntur in diuersis sunt significationibus Sunt enim quedam gentilia ut romanus ciuis (*cod.* cui9) de quibus dictum est supra alia sunt (*hier ist getilgt:* propria ut iulianus quintilianus de his quoque dictum) patronomicorum loco posita. ut emilianus scipio uel ocdauianus cesar ut dictum est supra alia sunt propria ut iulianus quintilianus de his quoque dictum est Alia sunt agnomina ut affricanus. persicus getulicus creticus et hęc propria sunt Alia sunt materiam significantia ut ferreus a ferro factus. similiter aureus (*das erste* u *übergeschr.*) argenteus factus marmoreus. ligneus. querneus. oleaginus. faginus Ergo quia ferreus et marmoreus. inde fit non quis. uel qualis sit demonstrant ideo substantię qualitati et quantitati huius modi sunt dissimilia Uidentur autem

aliquid esse et relatiuę dici ad ablatiuos primitiuorum sicut et possessiua ad genitiuos primitiuorum. Inuicem enim se construunt (*oder* constituunt?) atque tollunt Si est de ferro. est ferreus et si est ferreus. est de ferro Et forte melius est ad septimum casum ea referri ut sicut sensu sensatum est ita ferro uel marmore fit ferreum (*das zweite* e *mit häkchen übergeschr.*) uel marmoreum Et differunt quia ferro uel de ferro materiam ferreus autem uel ferrea ferreum materialem rem significat Si quis autem huius modi relationem quasi ab aristotile non inuentam recusat suscipere meminerit ipsum diffiniendo dicere relatiua esse. que modo libet predicantur ad aliud Uel si non aquieuerit meliorem rationem reddat ut sequamur eum A disciplinis uero dicta ut socraticus platonius. e. socratis sectator uel platonis. uel a professionibus ut mechanicus. medicus grammaticus .i. harum arcium studiosi qualitatem plane et scientiam significant Similiter ab officiis dicta ut mercenarius tabellarius .i. qui tabulas patrum imaginibus depictas. nobilibus romę antetulit Item cerarius. hostiarius. argentarius erarius uel a dignitatibus ut questorius. prefectorius. i. dignus questura. prefectura. pretura. qualitatis sunt. Alia dicta ab his in (in *fehlt*) quibus sunt ut plantarium quod est in planta. mensorium quod est in mensa. motorium quod est in motu. palmarium quod est in palma diuersorum generum species sunt Nam plantarium calciamentum est uelud simpliciter dicam aliquod genus indumenti dialecticе autem dicere aliqua species indumenti mensorium species est uelamenti (*von* mensorium *ab mit* ·.· *am rande nachgetragen, ob von anderer hand?*) Mensorium species est instrumenti ut est illud quo terrentur aues in uineis Palmarium quod est in palma hoc est in laude Ut uictoria (*cod.* metoria) Corporale namque palmarium quod in palma est ut baculus et sceptrum species gestaminum est Incorporale autem palmarium (*cod.* palmarum) quod in laude est qualitatem significat quia palmarium (cod. palmarum) quasi laudabile esse intelligitur et eiusdem cathegorię est Nam ut liuius scribit in X° libro ab urbe condita (*Liv. X, 47*) quando triumphatum est a sabinis Lustrum romę conditum est a lucio cornelio aruina consule et eodem anno ob res bene gestas uictores coronati spectabant ludos sibi editos. et tum (*cod.* tū) primum translato egregio more palmę datę sunt in manibus eorum Inde ortum est ut a gestamine palmę ipsa manus gerens siue uictoria (*darnach* tū .ē. *durch punkte getilgt*) palma dicatur et quod triumphale est. uel quod in laude est palmarium (*cod.* palmarum) dicatur Alia significant de quibus sunt ut frumentaria lex de frumento. agraria de agris nummaria de nummis Lex ergo secundum ciceronem species iustitię est

eius iterum species sunt plautina cornelia et cetерę de auctoribus eorum uocitatę (*cod.* incitatę) quarum partes sunt frumentaria agraria nummaria et qualitates sunt Alia dicta ex his quę continent ut uinaria cella que habet uinum. armarium in quo sunt arma posita Sic molarium. (*cod.* mâlariū) auiarium uiridarium (*cod.* uiridiarum) rosarium Ergo cella uel officina substantię sunt et species edificii Cella item habet species armarium et uinarium (*cod.* uinariā) Officina uero species habet molendinum. pistrinum (*cod.* pristinum) refectorium et talia Septum namque ea pars terrę dicta est que sepe circumdata est unde et dicitur. ut sunt horti (h *mit häkchen vor* orti *vorgeschrieben*) et uinee propterea partes sunt terrę horti quibus nomen est molarium auiarium uiridiarium rosarium ubi herbę. et flores et aues nutriuntur et substantiam significant Alia sunt a temporibus ut diurnus nocturnus. hesternus. hibernus Alia sunt a locis ut externus internus Igitur de temporalibus et localibus diligenter uidendum *[G 74ʳ, b]* est cui predicamento (*verwischt*) asscribenda sint Et sciendum quod sicut (sicut? *übergeschr.*) unius cathegorię sunt magnus et magnitudo sapiens et sapientia .i. quanta et quantitas. qualia et qualitates ita unius cathegorię a presciano nominantur esse ipse locus et ipsum tempus atque ea quę ab his dicuntur localia et temporalia ut a loco internus externus a tempore (*cod.* tempe) hodiernus hesternus matutinus uespertinus Hoc apparet in prioribus ubi ille de loco exemplum dare non potuit et localia posuit ut longinquus propinquus sicut et bini et terni numerum simpliciter non significant sed numeralia sunt. i. substantię numeratę ut bini homines gemini (*cod.* gemni) fratres terni lapides Discretio tamen est in his quę localia ille confuse vocat. Nam aduerbia sursvm deorsum supra infra. intra extra (extra *am rande mit* ·: *nachgetragen; von anderer hand?*) ubi significant sed et locum ipsvm uidentur significare unde supernus et infernus internus et externus quę inde tracta (*das erste* t *undeutlich*) sunt forsitan duarum sunt cathegoriarum quantitatis et ubi. Vrbanus autem et oppidanus et rusticanus et palatinus et capitolinus et querlinus (*cod.* q'lin9; = esquilinus?) que similiter a locis dicta ipse docuit non quantitatis sunt sed ubi significant (*cod.* significam9) Nam in opido (*sic*) ubi tantvm significat Oppidanus autem. id est qui in oppido habitat ubi et personam (*cod.* persona) scilicet in loco et locatum in loco significat Et si hoc ratione constabit (*cod.* 9tabit) quia nihil temere firmandum est nomina ad sex cathegorias extenduntur Et si hesternus. hodiernus et similia temporum. nomina aliquis forte plus poterit ad quando trahere quam ad quantitatem. VIIᵗᵉᵐ sunt cathegorię in quibus nomina inueniuntur Sed de his dubitare non est utile ut aristoti-

les ait Alia a dignitatibus siue officiis ut tribunus antesignanus Antea quoque de hac significatione dictum est. a prisciano sed non in hac terminatione Romulus exercitvm suum in tres partes diuisit et quos eis prefecit a tribus partibus tribunos uocitauit Postea quoque tribuni in ciuitate usque ad nouenarium numerum creuerunt et creati sunt non solum militum sed et plebis tribuni et grece chiliarchi (*das zweite* h *übergeschr.*) dicuntur eo quod mille presunt (*cod.* p̄sīt) Ergo dignitatis que sunt (*cod. fragezeichen*) ad aliquid pleraque sunt dicta ut rex regni sui rex est. et regnum regis est regnum Dux quoque comitum dux est et comites ducis sunt comites et quęstor questu quęstor est quęstus uero questoris quęstus est (*cod.* ∻) et prepositus subpositis prepositus est. et subpositi prepositis subpositi sunt. et prefectus suffectis prefectus est. suffecti autem prefecto suffecti sunt quamuis in usu habemus suffectos successores dicere Si autem uolumus prefecto oppositum dare prefecturam suam. ut prefectura prefecti sit prefectura et prefectus prefecture suę prefectus sit oportet intelligere quia suffecti prefecto ipsi sunt eius prefectura Eodem modo consul dictator pretor presidens (*cod.* p̄sens) presul tribunus. ad consulatum dictaturam preturam presidatum presulatvm tribunatum relatiuę atque reciprocę dicuntur Antesignanus est qui uexillum portat ante exercitum et qui sequuntur (*cod.* sequntur) eum signisequi sunt et inuicem conuertuntur Alia a generibus ut masculinus femininus Si quid simile (*cod.* sim̄e) mascule et feminę masculinum et femininum dicimus possessiue dicimus siue de exterioribus ut masculinus et femininus amictus siue de interioribus ut masculinus et femininus color uel masculinum genus (genus *übergeschr., von anderer hand?*) et femininum Si cui uidetur de solis exterioribus possessionem dici sciat ad similitudinem exteriorum interiora predicari et sicut femininum dicitur opus opus feminę ita quoque femininum genus genus feminę uel feminarum dicitur et ut supra dictum est. ad aliquid dicitur Si quis autem interrogat qualem animum habet ille et respondetur femininum feminę similem intelligimus et qualitatis est. Sic semper ex significatione predicamentum intellegitur Alia sunt ex mutis animalibus ut passerinus anserinus coruinus ceruinus An ista possessive non dicuntur quia nesciunt possidere muta animalia? Non utique minus de illis quam de rationabilibus possessiua fit predicatio quid est enim coruina uox uox. corui Si uero dicitur ceruina pellis manente (*lies* manet in?) ceruo (*dazu mit verweisungszeichen am unteren rande der seite, von anderer hand? steht:* congruę uidetur intellegi (*cod.* intelgi) pellis cerui quod non manet in (*cod.* non manenit mante, *das lezte wort durch strich darunter getilgt*) ceruo) de exuuiis hoc dicitur secundum

prioris temporis consuetudinem hoc dicitur Alia sunt a persona (? *dic abschrift liest* femina) ut libertinus egenus possessiue dicitur libertinus. i. filius liberti egenus qualitatem significat ut qualis est? egenus est. Alia a materia ex qua constant ut humanus terrenus de humo et de terra factus Hęc ad substantiam et quantitatem et ad alias cathegorias nullam habent similitudinem nisi ad qualitatem et ad aliquid Si enim interrogauero (*cod.* interragauero) qualis est forte non est incongruum dicere humanus est quod aliquando intellegitur misericors est Si materiam requiro nunquam dico qualis est sed potius unde factus est aduerbialiter interrogo et respondetur de humo de terra quia non est inuentum nomen interrogatiuum materię cui reddatur marmoreus lapidevs propterea nec qualitatis sunt ista quantum conici datur Sunt ergo relatiue et ad aliquid dicta ut ostendimus supra Comparatiua superlatiua diminutiua planissime ad aliquid predicantur et sunt species eius Nam potentibus potentior est · et potentium potentissimus est ita ad positiuum uterque respondet gradus comparatiuus et superlatiuus quia quamuis potentibus minus tamen potentibus potentior dicitur. eodem modo regulus ad regem paruus rex ad magnum regem comparatiue dicitur Denominatiua uero et uerbalia et omnia similiter nomina omnesque dictiones quantum ad generalissima genera decem tantum significationes habere .... (dictum est?) Quantum autem ad genera eorum subalterna et species et indiuidua et partes generum et partes specierum et indiuiduorum innumerabiles et incomparabiles esse quis dubitet? Intellegitur enim quando dicitur caput .... esse generis *[G 74 c, a]* quia animal genus et totum quiddam est et quando dicitur caput hominis intellegitur pars totius indiuidui quod non solum intellegitur sicut genus et species sed occulis cernitur Ergo denominatiuorum et uerbalium uarias significationes prescianus in diuersis terminationibus ostendere conatus est primo per uocales deinde per consonantes In ia quedam desinunt ut duritia iustitia sapientia que quia qualitates sunt quales faciunt durum iustvm sapientem Sed durus naturalem potentiam iustus. et sapiens habitum designant In a consonante antecedente. ut a cantu cantilena Dicimus tamen cantum ipsum inuentum carmen quod scientia tenetur et a docente discitur cantacio et cantilena ipsius est cantus depromptio et cantatio cantorem facit. cantilena tali deficit nomine Sic et lux et lumen dum idem significent a luce fit lucidus a lumine non est inuentum quale nomen Nam et uirtus manifeste est qualitas et ex ea quale nomen est dissimili uoce studiosus Contra autem inuenti sunt quales sine qualitatis nomine ut palestricator qui dicitur non exercicio (*cod.* exercicicio) sed corporis habitu. Nec in cathegoriis ipse docet aristo-

tiles In e ut cubo cubile sedeo sedile Cubile edificii (*cod.* edificies, es *unterpunktiert*, i *übergeschr.*) species est aliquando autem pars domus est Sedile autem domesticę (*cod.* domesthcę) supellectilis species et ideo substantiam significant Cubile edificium et sedile domesticam suppellectilem quam substantialia habent In i ut frugi nihili id est abstinens et uilis quę adiectiua sunt Si autem a frux nominatiuo (*cod.* nomina natiuo) datiuus est frugi quis dubitat substantiam esse. fruges et speciem germinis? Et nichili a nominatiuo (*cod.* noīao) nichilum qui compositus est a non et hilum negatiuum esse illius simplicis nominis. hilum. quod olim in usu erat aliquantulum significans substantię Omnia autem negatiua quantitatis sunt et partes orationis ut nemo nullus nusquam numquam nequaquam et similia In u ut tono (*cod.* ono) tonitru Quid est tonitru? nisi terribilis sonitus discurrentis uenti in nubibus et conantis erumpere Ergo (r *überg.*) tonitru nomen est de sono uocis factum sicut et eius primitiuum (*cod.* primitiū) uerbum tono Et sic uox est aer ictus tonitru similiter est aer ictus. aer namque substantia est vox quoque et tonitru quid sunt aliud? partes enim sunt ipsius elementi. In al ut a ceruice ceruical a tribuno tribunal Ceruical torus capitale culcita fulcimenta sunt. fulcimentum autem sicut uestimentum et indumentum et operimentum substantiam significant quamuis et ad aliquid dicuntur (*am rande von derselben hand:* probatio) Cuius est enim opperimentum uestimentum indumentum nisi opertę uestitę indutę rei? Item quo indutus opertus uestitus nisi indumento operimento uestimento dicitur? tribunal uero et solium et cathedram et subsellium et tripodas communi nomine sedem dicimus Sedes autem et mensę et lecti et candelabra (*cod.* candelēbra mit übergeschr. a) et eiusmodi quibus utimur in domo utensilia communiter dicuntur De his quoque suppellectilem dicimus quia nemo dubitat substantias esse In il ut uigilo uigil. pugilus pugil Vigil est cui inest naturalis (*cod.* natᶦalis) seu exercitata uigilantia.' aliter vnde ad duas qualitatis species pertinere uidetur habitum et naturalem potentiam similiter et pugil.' unde et hec naturalis potentię qualitas dicitur Pugil uero aliquando exercitio aliquando quoque naturali (*cod.* natᶦrali) potentia dicitur et ideo ad duas species qualitatis suscipitur In ul ut exulo exul presulo presul Exul extra solum est et ubi significat Presul dignitatis nomen est. significat enim magister uel episcopus quę quia ad aliquid sunt dicta presul (ad *fehlt*) aliquid dicitur ut superius commemoratum est In am ut nequis nequam Hoc adiectiuum est In um ut oliua oliuetum rosa rosetum. tendo tentorium sto stabulum. presideo presidium Orti sunt rosetum et oliuetum. i. partes (te *übergeschr.*) terrę in quibus multitudo rosarum et oliuarum

inueniuntur. Tentorium uero tegimentum est sicut et tugurium! Vestimenta (*darüber steht* đ *als zeichen für eine randbemerkung, diese steht unten mit demselben zeichen:* (Domus quoque et cetera habitacula nonne sunt tegumenta? *von anderer hand?*) quoque et (in *durch strich darunter getilgt*) operimenta et indumenta quid sunt nisi tegumenta? Tegumenta uero defensacula sunt Defensacula uero siue sint opificialia ut murus et propugnaculum siue naturalia ut montes et siluę corporalia sint Non minus tamen et ad aliquid sunt dicta tegumenta. et defensacula sicut operimenta et indumenta. Stabulum edificium est dictum est prius presidium munitus locus. uel exercitus derelictus in prouincia ut presidendo et armis eam muniendo tutam eam ab hostibus faciat ut romana presidia per totum pene orbem disposita quondam fuerant ad comprimendos statim primos motus prouinciarum. ne crescendo maiora damna rei p. (*d. i.* publicae) inferrent Si tamen est presidium est et subsidium (ad auferenda *durch strich darunter getilgt*) et ad aliquid sunt Differunt autem quia presidium est ad cauenda mala subsidium ad auferenda uel leuanda mala Item presidium contra futura mala auxilium et subsidium contra presentia mala ita ut auxilium sit ab alienis uel extraneis subsidium uero quod postea superuenit In ar ut lacus lacunar. calx calcar cedo cesar Si lacunar locus (lacus?) et receptaculum aquarum dicitur de terra utique hoc dicitur. ipsa enim locus est et receptaculum aquarum Ergo lacunar est pars terre pars totius indiuidui elementi Quando autem lucernam aut laquear significat similiter corpus est Calcar uero instrumentum est equestre ut et lupar et strigiles Illigatur namque calcaneo ad stimulandos equos Instrumenta autem siue domestica siue rustica siue naualia siue equestria siue bellica corporalia sunt Cesar aliquando proprium aliquando appellatiuum semper substantiam significat In er ut eques equester macies macer Equester est possessiuum macer adiectiuum In or ut senatus senator amo amator Senator nomen est dignitatis et quale significat Quę uero dignitatem simul et officium significant (cant *undeutlich*) ut dictator magis ad aliquid sunt Amator plane affectionem quę est prima species qualitatis et passionem que est tertia species significat In ur ut sano uel saturo satur murmuro murmur Satur qualis est murmur qualitas est secundum quam quales dicimur. id est murmuratores (tores *über unterpunktiertem* tiones *übergeschr.*) In us (*lies* as) ut primus primas optimus optimas. ciuis ciuitas probus probitas arpinum arpinas primas et optimas *[G 74ᵛ, b]* nomina dignitatum sunt idem honorabilis et electus de quibus quales dicimur, ciuitas substantia est ut oppida et urbes. et municipia. et omnes structurę probitas

qualitatis est arpinas patrium (*cod.* patriu) est. es correptā pes pedes equus eques teges. pedites et equites et sagittarii et uelites (*cod.* uelitres) nomina sunt militum non propria sed specialia et ab actu quales dicuntur Es productā pauper pauperies acer acies sepio sepes struo strues sterno strages pauperies qualitas est qualem facit pauperem Acies acutę rei acies dicitur non minus tamen et qualem facit acutum Sepes septę rei sepes est relatiuę enim predicatur Eodem modo strues et strages. structe et strate rei dicuntur et eiusdem sunt predicamenti In is ędes edilis rex regalis. amo amabilis penetro penetrabilis athene atheniensis sicilia siciliensis Edilis nomen officii et dignitatis est Rome namque edium curam qui gerebat edilis dictus est Edilitate uero edilis est edilitas autem edilis est Et quia edilitas qualem quoque facit edilem duplex fit edilis. predicatio qualitatiua atque reciproca Regalis possessiuum est amabilis naturalem potentiam ostendit quia amabilis ille est qui alios potenter trahit ad amorem sui penetrabilis naturalem impotentiam ostendit quia facile penetratur. Atheniensis patrium est siciliensis gentile De his dictum est Os ut (*cod.* et) lepidus (*cod.* lepus) lepos custodio custos lepos est eloquentia et qualitas facit enim lepidum Custos qualis est et ad aliquid facit enim custodia custodem utraque tamen custos et custodia custoditę rei reciproce dicuntur Vs diuersis consonantibus ante positis saxvm saxosus spuma spumosus uito uitabundus Et a participiis uersus saltus quando quarte sunt declinationis Et ab aduerbiis supra uel super superus ab infra inferus extra externus hodie hodiernus Saxosus et spumosus id est plenus saxis et plenus spuma qualia sunt sicut et formosus vitabundus quod intellegitur similis uitanti comparatiue dicitur et ut similis simili similis est ita et uitabundus uitabundo est Supervs et inferus externus hodiernus localia et temporalia ante sunt dicta In x fur furax capio capax audeo audax uerto uertex furax capax audax qualia sunt Uertex uero partem corporis significat In duas consonantes picenum picens quod gentile est tiburtum tiburs. quod patrium est prius dictum est His addidi que in questionem uenerunt Montes quid sunt nisi eminentes terre? Et ualles nisi humiles terrę? et campi nisi plane terrę? et specus et putei et fosse et similia. nisi cauate terrę? Et illę terrę partes terrę sunt Foramen autem quia ad plura uadit forate (*vor* forate *ist* i *durch punkt darunter getilgt*) rei est. Longitudo latitudo et altitudo et magnitudo et amplitudo et sublimitas et profundum et similia quantitates sunt. faciunt enim longum latum altum magnum amplum sublimem profundum Et he quantitates infinite sunt et comparatiue dicuntur Et sicut longus ad breuem dicitur. ita et longitudo ad breuitatem comparatiue

dicitur et in ceteris eodem modo (*cod.* mo) Spacium quoque et intersticium et interuallum. et intercapedo et rima et hiatus et similia ad aliquid sunt et pene unum sunt Quid est spacium uel unde dictum est? A patendo (t *über unterpunktiertem* n) enim dictum est et omnis res panda uel patula spacio patet.' nihil est spacium nisi quod est in medio pande et patule rei Vnde etiam quod in medio temporum est per similitudinem spacium dicitur Ergo spacium protractio loci uel temporis id est medietas locorum uel temporum infinita Sic et interuallum quod est inter uallos Quomodo enim antiquitus castra (*cod.* castro) fiebant fossa circum ducta est cuius egesta humus interius missa aggerem (*vorher* aggregē *unterstrichen*) fecit super quem agerem (sic) ualli id est sudes fingebantur per circuitum ut essent quasi murus intrinsecus positus et non timerent hostium incursionem et que intra illos uallos distantia uidebatur interuallum dictum est Talis est rima et hiatus Rima uero quasi a ramo dicta est unde et uerbum dicitur. dirimo quasi duos ramos facio Quando enim que coniuncta erant. aut continua dirimunt se rima est et hiatus Ergo rima et hiatus medietas dirimentium se. Intersticium spacium interstans intercapedo (*das zweite* e *über unterpunktiertem* i) locus capiens medietatem duorum corporum Nam in his omnibus nihil nisi medietatem inuenio aut locorum aut temporum et ideo ad aliquid sunt Spacium ut dictum est pande rei uel patule rei spacium est et ipsa res panda uel patula id est qua patet spacio patet Rima diremtorum est et dirempta rima. dirempta sunt Hiatus hiantium est et hiantia hiatu hiant Intersticium circumstantium et circumstantia intersticium circumstant Intercapedo interceptorum est et intercepta intercapedine intercepta sunt Quid autem est distantia? separatio alterius ab altero et ad aliquid est Sicut enim separatio est separatę rei sic et distantia distantis rei et distans res distantia distat Item quid est uia? forte uia est quantitas. quia uidetur esse linea que ducit de loco ad locum Nam et latitudo que uidetur in uia circa illam lineam est et ipsa non habet latitudinem sed longitudinem sine latitudine Inuisibilis etiam est uia enim que uidetur non est ipsa linea sed contricio et superficiei demolicio ex uestigiorum impressione facta Item quid est facies? Species et forma in corpore et ideo qualitas Quid est uultus? instabilitas et commutatio que cernitur in (*cod.* ut) facie Ergo facies ad formam uultus ad effectionem pertinet quę species sunt qualitatis.: Hęc cum scripta uides scriptorem qui pote rides. Sic quod non potui rusticus ut nolui. Ac tu comple re. sed me decet utique flere.

ALTONA. P. PIPER.

ÜBER DEN BILDUNGSGANG DER GRAL- UND PARZIVAL-DICHTUNG IN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND.

So lange die schätze der französischen bibliotheken in betreff der hier einschlagenden litteratur in Deutschland noch unbekant oder nur dem namen nach und nach unzulänglichen notizen bekant waren, mochten die versuche zulässig und berechtigt erscheinen, auf grund der mysteriösen angaben Wolframs von Eschenbach über die quellen seines gedichts: über Flegetanis, der in den sternen vom gral las, über das arabische manuscript von Toledo und die chronik von Anjou, welcher sein vordichter, Guiot von Provenze gefolgt sei, nach dem urquell der tiefsinnigen sage vom gral in Spanien zu suchen und nach Görres beispiel in Hindostan und Indien, oder in der Kaaba zu Mekka die erste wurzel dieser sage zu entdecken. Seitdem aber der inhalt der hierhergehörigen litteraturwerke uns deutlicher teils in mehr oder minder ausführlichen auszügen, teils in volständigem abdruck vorliegt, ist die aufgabe: sich nicht mehr in kühne probleme, phantastische hypothesen und gewagte, wenn auch geistreiche kombinationen zu verlieren, sondern lediglich die betreffenden schriftwerke nach ihrem inhalt als zeugen zu vernehmen und so den gang und fortschritt der sage stufenweise zu verfolgen. Auf diesem wege sind daher Zarncke (Paul u. Braune, Beiträge usw. III, Halle 1876, s. 304) und Birch-Hirschfeld (Die sage vom gral, Leipzig, Vogel, 1877) zu dem resultat gelangt, dass eigentlich von einer sage, d. h. einer im volksmund und volksglauben fortlebenden und je nach den zeiten etwa gewandelten tradition nicht die rede sein könne, sondern nur von einer dichtung, welche aber zugleich das algemeinste interesse erregte, und die verschiedensten dichter anspornte, deren inhalt weiter zu führen und ihn im geschmacke der zeit auszubauen. Und als diesen ersten dichter müssen wir Robert de Boron erkennen, der selbst versichert, dass noch kein sterblicher vor ihm über den gral geschrieben habe, was auch durch die bisher aufgedeckte litteratur des abendlandes bestätigt wird. Und da auch in der überdichtung der Historia regum Britanniae des Gotfried von Monmouth durch Wace, der unmöglich nach seiner art der behandlung dieses werks den gral hätte übergehen können, wenn er spuren davon darin oder anderswoher entdeckt hätte, nichts vom gral zu finden ist, so ist als feststehend anzunehmen, dass etwa bis zum jahre 1150 oder 1160, da er schrieb, Borons werk: „le petit Graal“ der dichterische stamm und anfangspunkt der gralgeschich-

ten ist, aus dem vorzugsweise Crestiens „Conte du Graal“, und in überraschender mannigfaltigkeit und in kurzen fristen dessen fortsetzungen und die weiteren gralromane emporschossen.

Wesentliche beiträge zur deutlicheren überschau der tätigkeit der französischen dichter liefert das unten bezeichnete verdienstvolle werk Schorbachs[1]. Die umfangreiche fortsetzung, welche im 14. jahrhundert die elsässischen dichter Claus Wisse und Philipp Colin dem meisterwerk Wolframs von Eschenbach einfügten, wird hier zum ersten male veröffentlicht. „Gehört auch das ergänzungswerk (bemerkt der herausgeber) in die verfalzeit der ritterlichen poesie, so beansprucht es doch als ein nicht unwesentliches glied in der kette der dichtungen von Artus tafelrunde und dem grale und als wertvolle quelle für die geschichte des elsässischen dialekts im mittelalter ein besonderes interesse.“ — Über diesen lezteren punkt hat sich der herausgeber s. XLII einen besonderen ausführlichen aufsatz, der sich auch auf die dichterische tätigkeit und befähigung von Wisse und Colin erstrecken wird, zur mitteilung in den „Strassburger studien“ vorbehalten, der daher abzuwarten ist, und die philologische betrachtung des werkes in dieser anzeige ausschliesst. Dagegen trägt die wörtliche übersetzung der französischen dichtung so manches licht in jenes noch immer nicht vollständig aufgeklärte litteraturgebiet, dass es sich lohnt, dieser „heiterung“, wie Colin sagen würde, sofort gründlicher nachzugehen, und vielleicht zu weiteren speziellen forschungen neue wege zu bahnen, oder wenigstens anregung dazu zu geben. Als ein besonderer glücksfall ist es anzusehen, dass wir in dem prächtigen Donaueschinger codex, den der herausgeber ausführlich beschreibt, und dem schon Victor v. Scheffel, als er der Donaueschinger bibliothek vorstand, eine beachtungswerte schilderung (Hdschr. altdeutscher dichtungen der fürstlichen Fürstenbergschen hofbibliothek zu Donaueschingen. Stuttgart, 1859. 8. S. 15—18) widmete, die von Barak in seinem verzeichnis der handschriften dieser bibliothek (Tübingen, 1865, 8. S. 88—93) weiter verwertet ward, die originalhandschrift der dichterischen übersetzer der französischen fortsetzungen von Crestiens Conte du Graal besitzen, wie sie aus dem scriptorio derselben hervorgieng. Die darin hinzugefügten persönlichen bemerkungen geben ein deutliches bild von der ent-

1) Parcifal von Claus Wisse und Philipp Colin (1331—1336). Ergänzung der dichtung Wolframs v. Eschenbach. Zum ersten male herausgegeben von Karl Schorbach. Strassburg, Trübner; London, Trübner & Co. 1888. (Zugleich fünfter band der Elsässischen litteraturdenkmäler usw. von E. Martin und E. Schmidt.)

stehung derartiger werke, das als spezielles beispiel auch für andere ähnliche fälle wird gelten dürfen.

Ulrich von Rappoltstein, aus dem mächtigen und zahlreichen oberelsassischen adelsgeschlecht der Rappoltsteiner, beauftragte einen in seinem gewerbe zurückgekommenen goldschmied Philipp Colin, und einen gleichfals einer goldschmiedsfamilie angehörigen Claus Wisse, mit der poetischen übersetzung der fortsetzungen des romans Conte du Graal des Crestien de Troies aus dem französischen ins deutsche, und stelte ihnen dazu zwei schreiber, namens Henselin und von Onheim zur disposition, welche ihre arbeit auch beide in ihrer erkenbar verschiedenen handschrift zu stande brachten. Da damals im Elsass die deutsche sprache noch die herschende war, und sie französisch nicht verstanden, wurde ihnen als dolmetscher ein jude, Samson Pine zur hülfe gegeben,

Sp. 854, 28: *der het sine zit ouch wol bewant,*
an dirre oventure.
er tet unz die stüre:
waz wir zuo rimen hant bereit,
do het er unz daz tüchsch geseit
von den oventuren allen gar.
ich wünsche, daz er wol gevar
als ein jude noch sinre e.
er enbegerte anders nüt me.

Er scheint also hausoffiziant des herrn Ulrich (etwa sein finanzier) gewesen zu sein, und deshalb ohne besonderen lohn geholfen zu haben. Dies bestärkt die auch vom herausgeber geteilte vermutung, dass die dichtung auch an dessen wohnsitz, auf dem Gross-Rappoltsteiner schloss gefertigt worden, jezt S. Ulrichsburg, „dessen mächtige ruinen noch heute auf das freundliche städtchen Rappoltsweiler herabblicken, und ein wahrzeichen sind für das an naturschönheiten so reiche elsässische land.“ — Fünf jahre, von 1331 bis 1336, ist daran gearbeitet, wie aus beischriften der schreiber ersichtlich, und Colin berechnet die kosten in seinem schlussbriefe an den herrn Ulrich auf 200 pfund, die er jedoch nicht zu hoch achtet, da ein ritterlicher minner eine solche summe wol in kurzer stunde *an eime orse verstichet.*

Sp. 854, 44: *nu bin ich sicher unde wer*
unser kost si angeleit baz.
an alle frowen zühe ich daz

und an rehte minnere,
die von disen bildere
werdent rehter minne ermant;

und wenn auch das in der dichtung gepriesene minneleben unserer zeit nicht mehr entspricht und zur nachahmung verlockt, so wirkt jener kostenaufwand doch, dass wir nach mehr denn fünf jahrhunderten unsern dank und preis für das geschaffene werk dem edlen musenholden Rappoltsteiner nachrufen können, dessen gemahlin, die tochter des grafen Götze v. Fürstenberg, im hinblick auf Wolframs gedicht den namen Herzelaude (französiert Loveline) führte, und deren 1359 gebornes töchterchen ebenfals Herzelaude getauft ward. „Eine merkwürdige urkundlich nicht verfolgbare fügung ist es, dass diese kostbare Parcifalhandschrift wider in den besitz des erlauchten hauses Fürstenberg, dem Herzelaude angehörte, kam und uns erhalten blieb, und den beweis liefert, wie in beiden häusern Fürstenberg und Rappoltstein die liebe zur deutschen litteratur, und besonders zu Wolframs tiefsinnigem epos heimisch war."

Die sonstigen notizen über die bei dem werke beteiligten personen und familien sind mühsam und mit grösstem fleiss gesammelt, und dürften vorläufig als erschöpft gelten. Nach den von beiden dichtern abgelegten proben eigener selbständiger dichtung erscheint Colin der gewantere in seinem schlussbriefe, dem Wisse in dem sogenanten *anevang* oder *prologus* nachsteht. Im algemeinen fliessen die deutschen verse einfach und ungezwungen dahin (mitunter allerdings in kollision mit dem versmass und gestört durch zu häufige flickreime: *wüssent das — ieso — die riht — zehandenan*); sie scheinen sehr treu dem französischen text zu folgen. Eine begleitung derselben durch eigne bemerkungen und innere teilnahme der übersetzer an den erzählten begebenheiten, was Wolframs erzählungsweise so reizend macht und sie mit frischem leben durchdringt, ist nicht zu spüren und tritt ihre persönlichkeit nirgend hervor; daher ist auch nicht anzunehmen, dass sie selbst noch dichterische zusätze gemacht haben. Wo der ton sich höher hebt, ist das gewiss auch im französischen text der fall. In der schreibung der orts- und personennamen sind die schreiber nachlässig und ungenau. Bis jezt ist nur ermittelt, dass von den bekanten französischen Parzival- und gralgedichten keins dem Colin als vorlage gedient hat, dass daher dessen original noch zu entdecken bleibt. An stelle von Crestiens gedicht, an welches dessen fortsetzer sich anschlossen, nahmen die übersetzer, offenbar auf befehl des grafen Ulrich, Wolframs dichtung, musten sie jedoch durch mannigfache

abstriche, zusätze und änderungen gewissermassen neu redigieren, um die abweichungen und widersprüche nach möglichkeit zu beseitigen, die sich aus den fortsetzungen ergaben, was ihnen jedoch nicht volständig gelang. Dass diese redaktion gleichwol mit grosser aufmerksamkeit auch bis ins kleine des textes gieng, zeigt die verbesserung des fehlreimes Wolframs P. 46, 1, 2. *Razalig* — *wip* durch einschiebung zweier zeilen:

> *gant har, min herre Razalig,*
> *trettent an der selden stig.*
> *ir süllent küssen min wip*
> *die mir liep ist als der lip.*

Sämtliche zusätze und änderungen an Wolframs texte hat der herausgeber sorgfältig s. XLVI bis LVI verzeichnet. Aus der vergleichung mit Lachmanns kritischer ausgabe des Parzival ist ersichtlich, dass ihnen eine gute handschrift zu gebote stand, die sie sehr sauber kopierten. Der französische codex scheint auch die im 13. jahrhundert dem werke Crestiens vorgesezte, auch im Pariser druck von 1530 widerholte und nur im Monsser manuscript handschriftlich erhaltene „Elucidation usw.“ enthalten zu haben, deren erste 474 zeilen (Potvin, II, s. 1—17) dem Wisse das material zu seinem 504 verse langen *Prodromus* oder *Anefang* gaben mit der überschrift:

> „*So hebet hie an der prologus von Parcifal, der us welschem zuo tüschem ist gemaht, unde vohet hie sine kintheit an*“,

der hinter unserm P. 112, 11, 12 eingeschoben ward, nachdem nach P. 112, 10 die rote überschrift gemacht wurde:

> „*Hie ist künig Gamuretes buoch us, der Parcifales vatter was.*“

Da Colin bemerkt, dass Wisse schon ein jahr vor ihm an der handschrift gearbeitet, und dieser am schluss des vierten buches unsers Parzival (L. 223, 30) in 18 versen eine bitte um lohn seiner arbeit an diesem buche einschiebt, so scheint Wisse zu dieser zeit ausgeschieden zu sein und Collin das werk allein fortgeführt zu haben. Da Collin am schluss seines briefes an Ulrich auch die bitte um lohn ausspricht, so ist nicht anzunehmen, dass auch die erstere von ihm sei.

Ein zweites exemplar der übersetzung von Wisse und Colin bildet die von H. v. d. Hagen (Briefe in die heimat, II, 304) in der Casanatischen bibliothek zu Rom i. j. 1816 entdeckte handschrift, aus welcher A. v. Keller in seiner Romvart (Mannheim, 1844) anfang und ende und die kapitelüberschriften mitteilte, und die auch Schorbach

teilweise verglichen, und als eine abschrift der Donaueschinger handschrift erkant hat, worin aber durch die abschreiber der oberelsasser dialekt sehr verwischt ist. Von besonderem wert war es jedoch, dass aus ihr die durch das fehlen zweier blätter in lezterer handschrift entstandene lücke ergänzt werden konte. Am schluss des vierzehnten buches unsers Parzival folgt in der originalhandschrift eine von Henselins genossen rot geschriebene prosanotiz, welche den übergang des Wolframschen textes zur fortsetzung durch unsere übersetzer vermitteln soll (s. XIII), deren lezter teil lautet: *„Nu gesvigen wir künig Artuses hie und sagent von hern Gawane, wie der zuom ersten mole zuome grole kam, und ist ouch daz von welsche zuo tüzsche braht, des sin me ist danne der tüzsche Parzefal, der nu lange getihtet ist, und alles daz hie nach geschriben stat, das ist ouch Parzefal und ist von welsche zuo tüzsche braht und volletihtet und zuo ende braht. Dis geschach do men zalte von gocz gebürte drizehundert jor und drissig jor in deme sehsten jore“;* wodurch das alter der handschrift unzweifelhaft festgestelt wird. Nach von Kellers bemerkung ist diese beischrift als überschrift und titel des casanatischen codex rot geschrieben, wörtlich widerholt, und da der text begint: *„hie im zorn von dannen schiet Gawan“*, so ist zu entnehmen, dass in diesem codex Wisses Prodromus nicht mitenthalten war. — Das vom herausgeber angefügte namenregister ist ein höchst wilkommener und dankbar anzuerkennender leitfaden durch die irgänge dieser aventürenwildnis. Der text ist in zwei spalten von einigen vierzig versen auf jeder oktavseite gedruckt, daher nach spaltenzahl zu citieren ist.

So viel über das deutsche manuscript. Bevor ich aber auf dem oben bezeichneten wege weiter gehe zur betrachtung des zum grunde liegenden französischen codex, befinde ich mich in derselben notlage, wie Scholl bei seiner ausgabe von Heinrichs von dem Türlin Krone (Stuttgart, litt. verein, 1852, s. XV), wie Rochat bei seiner litterarischen abhandlung über das Berner ms. des Parzival (Zürich, Kiesling, 1855, s. XI) und wie Birch-Hirschfeld in seiner gralsage: zuvor eine übersicht des inhalts des französischen gedichts geben zu müssen, da ohne dessen nähere kentnis seine litterarhistorische bedeutung nicht gewürdigt, und die daraus zu ziehenden folgerungen nicht verständlich werden können. Zugleich wird es gewiss auch vielen wilkommen sein, wenn ihnen dadurch die volständige eigene lesung der 36984 verse der umdichtung wenigstens teilweise erspart werden kann, zumal daran der poetische genuss nicht durchgängig befriedigung finden möchte.

Gedrängte inhaltsangabe.

L. 730, 23: *Gâwân unt die gesellen sîn*
. . . . . *nâmen urloup.*

Spalte 1. Gawan scheidet im zorne von Joflanze, um den blutenden speer zu suchen, *doch wüst er nüt, an welcher stette* (1, 16). Er gelangt zu einer schönen burg auf hohem felsen, wo er ehrenvoll und gastlich von dem kranken auf prächtigem bette gelagerten wirte empfangen wird. Er sezt sich zu ihm, die tafeln werden aufgeschlagen für eine zahlreiche ritterschaft, und eine bahre wird vorgetragen, auf der unter reichen decken ein leichnam liegt, und obenauf ein zerbrochenes schwert, das dem wirte *von siner megin einer durch liebe und früntlich art* gesant war (6, 42). Dann wurde eine goldne patene, der blutende speer und von einer heftig weinenden jungfrau der gral im saale herumgetragen, und nach deren abgang Gawan das schwert mit dem ersuchen vorgelegt, die stücke zusammen zu setzen. Es gelingt ihm jedoch nicht, und auf seine eifrige nachfrage, was dies alles bedeute, erklärt ihm der wirt, er sei noch nicht reif, die geheimnisse dieser dinge zu erfahren.

her Gawan nam der rede war
und horchete so vil an sine wort,
daz er uf der tovelen ort
entslief, daz sage ich sunder lug (7, 44 fg.).

So durchschlief er die ganze nacht, und fand sich am morgen unter einer eiche liegend, ross und waffen neben sich, aber die burg entschwunden. *Mit leide grimmig was sin zorn* (8, 20). Er wafnet sich und reitet weiter.

Sp. 8. *Hie stritet her Gawan mit Dynasdanres.*

Gawan begegnet einer dame mit einem ritter, der, als Gawan sich nent, ihn des mordes seines vaters bezüchtigt. Nach hartem unentschiedenem kampfe verabreden sie dessen fortsetzung am hofe des königs von Kavalun. Dort angekommen, fordert ihn der mächtige kämpe Gynganbertil auf, den ihm früher zugesagten streit sofort mit ihm auszufechten.

Sp. 13. *Hie sprechent zwene Gawan kampfez an zuo Kavalun.*

Der könig von Kavalun beruft einen rat der barone, welcher entscheidet, dass Gawan mit beiden kämpfern zugleich fechten soll. Ein junker benachrichtigt Artus von dem ungerechten spruch, dieser eilt herbei und stiftet versöhnung, indem er dem einen seine nichte Tanate und dem andern deren muhme Clarate zur ehe gibt. Der könig von

Kavalun und andre fürsten geben ihm ihr land zu lehn; nur ein ritter Brun von Mieland weigert sich und scheidet vom hofe.

Sp. 21. *Hie wil künig Artus Brun von Meilan beligen.*

Artus zieht deshalb mit vielen namentlich genanten fürsten und rittern und grosser heeresmacht gegen die feste burg und stadt Mielant, die hart belagert, doch tapfer verteidigt wird. Bei einem glücklichen ausfall zur verproviantierung wird Gawan so schwer verwundet, dass er erst nach 14 wochen wider sein liebes ross Gringalet besteigen kann. Er trent sich vom heere, um andern abenteuern nachzugehn.

Sp. 33. *Hie kumet her Gawan zuo Brandalins swester und würt mit Brandalin vehtende.*

In schöner waldgegend, unter lieblichem vogelgesang hinreitend findet Gawan am dritten tage unter einer eiche ein prächtiges zelt aufgeschlagen, in welchem auf einem ruhebett ein schönes mädchen schläft. Auf seinen gruss, und da er sich als Gawan zu erkennen gibt, bietet sie ihm ihre minne an, und unter freude und lachen *erwarp er gezögenliche der minnen spil* (37, 26).

Sp. 37, 29: *ir megede nam verlor sü sam;*
juncfrowe und liep heisset nu ir nam.

Nachdem er versprochen, sie einzuholen, reitet er weiter. Bald kam ihr vater zu ihr in das zelt, dem sie das ereignis bekent, und der nun wütend Gawan nacheilt, aber im kampfe von Gawan tötlich verwundet wird. Ebenso komt der bruder der entehrten, Bran von Lis, nachgerant, findet den vater tot und ficht mit Gawan, bis beide sich ohnmächtig fühlen und die fortsetzung des kampfes vertagen. Ganz erschöpft kehrt Gawan zu Artus nach Mielant zurück, und heilt zwei monate an seinen wunden. Brandalins schwester Aclervis (*sa seror au cler vis*, ihr wirklicher name ist nach sp. 255, 12 Gylorette) aber genas eines söhnchens. Die stadt Mielant ergab sich endlich: Artus nahm sie in besitz und verteilte das land an seine vasallen. Auch Brun erhielt sein teil.

Sp. 45. *Hie vohet Karados buoch an.*

Als Artus im ersten jahre vor Mielant lag, gab er seine niftel Iseve von Karoes dem könig Karode von Nantes zur ehe. Ein zauberkundiger ritter Elyafres schiebt jedoch dem Karode eine falsche Iseve unter und schläft selber bei der echten, die von ihm ein kind empfieng, das Karadot genant und als Karades sohn an Artus hofe erzogen ward. Bei seiner festlichen schwertleite kam ein ritter und fordert, man solle ihm den kopf abschlagen: er werde übers jahr wider kommen und den gleichen schlag an dem schlagenden erwidern.

Sp. 51. *Hie öget Elyafres sîne zouverie.*

Als alle andern zögern haut Caradot dem Elyafres den kopf ab, den dieser sich doch sogleich wider aufsezt und mit dem versprechen abgeht, übers jahr an Caradot das gleiche zu tun.

Sp. 54. *Hie berindet Karados, daz Elyafres sin vatter was, und wond er doch künig Karade sun sin.*

Nach einem jahre, zu pfingsten kam Elyafres wider zum entsetzen des hofes zu Artus, schlug aber nicht dem Karados den kopf ab, sondern vertraute ihm allein das geheimnis seiner geburt, worüber Karados empört die ehre seiner mutter rächen will. Jener entflieht eilig, und Karados eilt zu seinen eltern nach Nantes und erzählt, was geschehen. Der könig Karode spert erzürnt seine gemahlin in einen festen turm, wo sie jedoch der zauberer heimlich oft zu besuchen weiss, und sie herlich und in freuden leben. Karadot geht nun nach Karlowe zum pfingstfest an Artus hof auf ritterschaft. Dazu erscheint auch Kadors von Kornwale mit seiner schönen schwester Gyngeniers. Unterwegs begegnet ihnen jedoch Alardins vom see, der um die schwester schon lange vergeblich warb, und sie jezt fordert. Im kampf deshalb unterliegt Kadors, doch während Alardins die schwester mit gewalt fortführen will, komt Karados ihr zu hülfe, Alardin muss sich ergeben, und sie führen den verwundeten Kadors mit sich fort.

Sp. 67. *Hie kumt Karados zuo Alardins gezelt,* das zauberisch geschmückt auf einer schönen wiese prangt, und worin junker und mägde fröhlich tanzen und musizieren. Sie werden von Alardins schwester, die *von dem pavelune ward genant,* aufs beste empfangen. Die drei ritter, Kadors, Alardin und Karados schwören sich freundschaft und wollen zu einem feste an Artus hof nach Karliun sich aufmachen.

Sp. 73. *Hie kumment Karados und Alardin und Kadors zuo einem turnei zu künig Artus hof, mit irn swestern beiden.*

Sie rüsten sich prächtig zum turnier, in welchem die könige Ris von Gales und Kadvalan von Irland um die schöne Gyngenor kämpfen wollen, die aber beide verschmäht. Alardin erbietet sich zu ihrem kämpen, und sie gibt ihm einen ärmel ihres kleides, den er als kleinod an seine lanze befestigt. Sie ist Artus niftel, schwester Gawans, tochter des Gramoflan und der Ytonia. Ein harter langer kampf begint, in dem auch Kador die aufmerksamkeit der schönen Yden, Gawans niftel, erregt. Alardin schickt ihn mit einem ersiegten rosse zu Gyngenor, die Ydens neigung zu Kador unterstüzt. Sie gab an Kador eine lanze, und dieser sante ihr auch ein erbeutetes ross. Der

kampf wird immer algemeiner: Ywein, Sagremors, Parzival, Keye, Ywon beteiligen sich. Endlich sind Ris und Kadvalan überwunden, Parzival gibt seine besiegten an die jungfrau von Pavelune. Endlich tritt ruhe ein und Karados macht sich dem Gawan, zu dessen freude, als den sohn Ysewens bekant. Artus gibt seine niftel Gyngenor dem Alardin, die schöne Yden dem Kador, und die von Pavelune einem hochgebornen ritter zur ehe, *des name sol verborgen sin.* Alle ziehen heim, *ich muoz nu ander mere sagen.*

Sp. 109. *Hie het der turnei ein ende, und wil von Karados muoter sagen.*

Die gefangene Ysewe sezte die buhlschaft mit Elyavres fort, der sie mit zauberkünsten, musik und tanz unterhielt. Dem dichter tut es leid, dergleichen über ein weib berichten zu müssen. Endlich gelingt es Karados, den zauberer in dem turme, der Büffoy (*daz heizzet hochfart*) noch im lande genant wird, einzufangen, den könig Karode wütend will schinden lassen, und zum schimpfe mit einer jagdhündin, einer lenne (*scortum*) und einer *fütschen* (ungezähmtes fohlen?) zusammenspert. Auf Karados bitten, und nachdem jener geschworen, nie widerzukehren, wird er jedoch entlassen; als er aber der königin gesagt, wie er gemishandelt worden, fordert sie, rache an Karados zu nehmen; Elyavres weigert sich jedoch, da der ja sein sohn sei. Sie beschliessen, ihm zwar nicht den tod zu geben, aber ein anderes leid zu bereiten.

Sp. 115. *Hie machet Elyavres und Karados muoter, daz Karados mit eime slangen ward bekümbert.*

Elyavres sezt eine schlange in ein kästchen, das Karados öfnen soll, wenn er zu seiner mutter komt. Bei seiner öfnung aber windet die schlange sich so fest um seinen arm, dass keine menschliche kunst sie zu entfernen vermag. Nach langer vergeblicher kur sucht er heimlich entfliehend bei einem einsiedler in dessen kapelle zuflucht. Artus, so wie Kador von Kornaval mit Gyngenier eilen nach Nantes auf die nachricht seines verschwindens, während Karados, geistig ganz niedergebeugt, ein einsiedlergewand angelegt hat, um unerkant zu bleiben. Kador lässt ganz Europa nach ihm durchsuchen, doch lange vergebens. Karados besuchte öfters noch eine andere kapelle zum gottesdienst bei deren mönchen, und hier entdeckt den verlornen endlich Kador zu seiner grossen freude.

Sp. 142. *Hie het Kador Karadossen funden.*

Sp. 150. *Hie erlöset Gyngenier ir liep Karados von dem slangen, der sich umbe sinen arm gewunden het.*

Unter beschwörung und segen der klosterleute wird die schlange getötet, beisst aber vorher der über sie gebeugten Gyngenier eine brustwarze ab. Die schlange hat einen teil des armes verzehrt, deswegen hiess Karadot hinfort Briebras (*kleinarm*). Arm und brust werden bald geheilt, und alle lande freuen sich der widerkehr Karadots und seiner geliebten. Der ungetreuen königin wird verziehen und Artus bereitet die vermählung Karadots mit Gyngenier. Bald stirbt der könig Kador und Artus verleiht dem Karadot dessen reich. Er ward

ein künig her,
biderbe, milte, kurteis;
gotte ze dienende er sich fleis.

Sp. 160. *Hie kumet künig Karados zu Alardin in sine burg.*

Auf einem jagdzuge, der durch ungewitter gestört wird, komt das junge ehepaar zu einer herlich gelegenen burg und wird von Alardin höchst gastlich empfangen. Am andern morgen schenkt dieser ein von seinem schild gebrochenes goldnes plätchen dem Karadot, das an die stelle der von der schlange abgebissnen brustwarze gelegt, diese erszt. Freudig ziehen sie heim; die goldne warze verwächst mit dem fleische, doch verbietet Karadot der Gyngenier, sie irgend wem sehen zu lassen, sondern stets mit einem tuch zu verhüllen. — Da entbietet Artus die beglückten zu einem feste nach Karliun.

Sp. 165. *Diz ist die aventüre vomme horne, so man wasser drin schütte, der wart zuo guten wine.*

Bei dem feste schenkt ein stolzer ritter dem könig Artus ein prächtiges trinkhorn mit gold und elfenbein, doch mit dem bemerken:

wer dar uz trinket sunder won,
het im sin liep untrüwe geton
oder sin elich wip,
der win begüsset sinen lip.

Die königin warnt lebhaft Artus ihren gemahl, den versuch zu machen; doch er wagt es und vergiesst richtig das getränk. Gawan, Ywein, Keie, allen rittern des hofes geschieht das gleiche. Algemeines gelächter! Nur Karadot gelingt es, und deshalb fasst die königin grossen hass gegen Gyngenier: das horn wird *bonet* genant. Nach drei tagen endet das fest. Karadot bleibt am hofe; seine gemahlin sendet er nach hause.

Sp. 169. *Hie hat Karados buoch ein ende, und wil sagen von künig Artus, wie er hern Gyflet erlösen wil, der gevangen lange uf kastel Orgelus lag.*

Auf einem pfingstfest zu Karnant bemerkt Artus mit zorn und unmut, dass Gyflet, ein tapferer tafelrunder, fehle, der beim feldzuge,

den die ritter auf eigne hand ohne seine führung getan, gefangen und von ihnen im stich gelassen sei. Mit funfzehn auserwählten bricht er auf, denselben zu befreien. Auf einer wiese rastend, wird Keie auf nahrung ausgeschickt, der zu einer burg gewiesen wird, wo er in der küche einen zwerg, einen pfau bratend, findet, den er verlangt, jener doch verweigert und deshalb geschlagen wird. Da tritt ein statlicher ritter hinzu.

Sp. 182. *Hie wart Kein geslagen mit eime gebrotenen pfowen.*

Erzürnt schlägt der ritter mit dem bratspiess samt pfau auf Kein los, und andre knechte jagen ihn zur burg hinaus. Auf diesen bericht an Artus begibt sich Gawan in die burg, und der herr derselben nimt alle gastlich in herberge. Es ist Ydiers der schöne. Artus lehnt dessen angebotene begleitung ab. Weiter gelangen sie zu einem hause und kirchhofe, wo an 100 klausner sassen und speisten; dabei ist ein wunderschöner garten, dessen geheimnis der dichter hier noch verschweigen will. Nach zwei tagen reiten sie weiter und kommen zu einer stadt und burg, die herlich geschmückt war. Im saale des schlosses finden sie voll gedeckte tafeln, aber niemand empfängt sie. Gleichwol nehmen sie platz daran.

Sp. 191. *Hie kam kunig Artus zuo Lis von ungeschiht, hern Brandelins burg.*

Plötzlich springt Gawan auf, wapnet sich und sezt sich wider, indem er durch eine tür in einer kammer den schild des Bran de Lis bemerkt und erkent, wo er sich befindet. Er erzählt das abenteuer sp. 33, und als endlich Bran de Lis selbst erscheint, bereiten sie sich, den damals verabredeten kampf auszufechten.

Sp. 211. *Hie vaht mit einander her Gawan unde her Bran von Lis.*

Beide kämpfen mit äusserster wut. Da wirft sich Brans schwester mit ihrem und Gawans fünfjährigen söhnchen zwischen die auf den tod erschöpften, und Artus bringt die verzeihung und versöhnung zu stande.

Sp. 222. *Hie kumet künig Artus für kastel Orgalus.*

Bran zieht mit Artus gen Orgalus und lagert sich vor der burg. Es wird in einzelkämpfen gestritten. Der burgherr (er heisst *der reiche soldenier*) wird endlich von Gawan besiegt und gibt den gefangenen Gyflet (sp. 169) frei.

Sp. 250. *Hie vert künig Artus wider hein von kastel Orgaluz, und het sinen willen vollendet gar.*

Heimgekehrt finden sie in der burg Lis grossen jammer, da der kleine sohn Gawans, als er vor der stadt spielte, war gestohlen wor-

den. Bei dem kloster Ormias schlagen sie ein lager auf, und gehen in verschiedenen haufen nach dem knaben auf die suche. Gawans lieb Gyrolette, die mutter des kindes, und sein gefolge will vier wochen dort ihrer rückkehr harren. Da reitet ohne gruss ein ritter vorbei, den sie will kennen lernen. Gawan gelingt es, den sich weigernden in güte zu ihr zu führen, nachdem ihn Keye hatte dazu zwingen wollen, doch abgestochen wurde.

Sp. 259. *Hie würt ein ritter erschossen in Gawans geleite.*

Bevor sie zum lager gelangen, tötet ein gabelot den ritter, der sterbend Gawanen bittet, seine rüstung anzulegen, und auf seinem rosse fortzureiten: das wisse den weg dahin, wohin er die kunde des geschehenen bringen soll. Demnach reitet Gawan so gerüstet in der nacht bei grausigem unwetter durch den wald, und als er in einer kapelle ruhe und schutz sucht, fährt durch ein fenster hinter dem altare eine schreckliche schwarze hand, löscht die brennenden kerzen aus und eine grauenvoll klagende stimme lässt sich hören.

es waz dez groles heimlichkeit.
im geschiht we unde leit
dem, der do von sagen wil,
unz es sin sol uf daz zil.

Gawan eilt erschreckt weiter und überlässt die zügel dem rosse.

Sp. 264. *Hie kumet her Gawan zuo dem grol zuo dem anderen mole.*

Das ross trägt Gawanen in einen herlichen baumgarten und zu gebäuden, deren bewohner ihn als ihren gebieter, den erschossnen ritter, begrüssen, da er dessen ross und rüstung führt. Als bei seiner umkleidung sie ihren irtum erkennen, ziehen sich alle zurück. Stutzig darüber geht Gawan in den grossen saal. Da steht eine bahre mit der prächtig geschmückten leiche eines ritters, von brennenden kerzen umgeben. Auf der leiche lag ein zerbrochenes schwert. Ein pfaffe komt mit einem silbernen kreuze, und eine grosse schaar domherren, die sich um die bahre aufstellen und vigilie singen. Nach ihrem abgange blieb noch viel volks zurück im saale. Darauf ward eine tafel gedeckt und ein statlicher mann mit scepter und krone trat ein, und nahm mit Gawan an derselben platz. Das gleiche tat die ritterschaft. Der gral

fuor snellelich har und dar
für die tische alle gar

und versah alle reichlich mit speise und trank. Als die tafel aufgehoben war und sich alle entfernt hatten, bemerkt Gawan am ende der

tafel einen in silbernem gefäss aufgestelten speer, von dessen spitze blut in das gefäss floss, aus dem es einen weiteren abfluss in ein goldnes gefäss hatte. Da kam der herr wider mit dem zerbrochnen schwerte und forderte ihn auf, es zusammen zu setzen, was ihm jedoch nicht gelang. Es gehörte dem vorher erschossnen ritter. Da sagt der herr: er sei der rechte nicht, der dazu berufen, und solle wider kommen, wenn er beweisen könne, dass er der tapferste ritter der welt sei. Auf Gawans frage nach dem allen, was er gesehen und was geschehen, erklärt ihm der herr: mit dem speere habe Longinus Christi seite durchstochen, doch als er die geschichte des schwertes begint, schläft Gawan fest ein. Wie beim ersten besuch findet er sich am morgen auf dem anger unter einer eiche, die burg verschwunden, ross und waffen neben sich, und mit dem vorsatz, ferner durch rittertaten sich des grals würdig zu machen, reitet er weiter. Der dichter sagt: er müsse die materie kurz fassen, und daher dürfe er nicht erzählen, wer den sohn Gawans stahl, ihn erzog und zum ritter machte; es geschah

von der megede wunnesam
die in zuo gesinde nam.

Sp. 276. *Hie seit er von hern Gawans sun und wie in sin vatter vant, her Gawan.*

Diese jungfrau reitet eines tages fern zu einem an einer furt belegenen schön eingerichteten zelt, auf dem wege dahin sticht der junge, starke, doch in der waffenführung noch unerfahrne kämpe nach einander zwei ritter nieder. Da er noch keinen toten gesehen, und die toten ihm nicht rede stehn, sagt er: so schlaft denn! und lässt sie liegen. Als Gawan darauf die furt durchreitet, ficht er auch diesen an, der indess seine kraft wie sein ungeschick erkent und nach dem namen fragt. Freudig erkennen sie sich, und Gawan stelt sich der jungfrau zur verfügung. Der französische verfasser scheint diese weiter erzählte episode von anders woher hier eingefügt zu haben, denn die übersetzer sagen sp. 284, 15:

nu han ich üch geton bekant
wie her Gawan sinen sun vant
und ouch die juncfrowe sin,

und weiter wird sp. 287, 3 widerholt:

hie het daz mer ein ende gar
von hern Gawans sun bitz har

nachdem noch erzählt worden, wie Gawan jene beide nach Brittannien führt, wo Artus zwei monate zu Karlaun still gelegen, und sie mit freuden empfangen werden. Im freudengewimmel stiehlt ein fremder

ritter Gawans ross und waffen. Dem Ywon wird Gawans sohn in fernere zucht gegeben.

Sp. 287. *Hie vahet die aventür an vomme swan, der den toten ritter brohte uffen dem mer in eime schiffe zuo Glomorgan.*

In schwüler gewitternacht nach regen, blitz und donner geht Artus in eine laube am meere; da zieht an silberner kette ein schwan ein hell erleuchtetes schiff heran, worin ein schöner prächtig geschmückter ritter liegt, dessen brust jedoch von einer lanze durchbohrt ist. Er lässt den leichnam in die laube bringen und findet in der tasche des ritters einen brief, worin er las: „dieser tote war auch ein könig, der vor seinem ende könig Artus bat, dass er seinen leichnam in seinem palaste ausstelle, bis ein ritter ihm den speerschaft aus der brust ziehe, der aber mit demselben eisen seinen mörder erstechen müsse. Geschieht dies nicht innerhalb jahresfrist, so möge man ihn begraben. Bis dahin werde er nicht verwesen. Geschiehts, so werde man am hofe erfahren, wer er war, und wie er ungerecht getötet worden.“ Unter grossem geschrei und flügelschlag schwamm der schwan mit dem schiflein davon. Wegen der unbestimtheit des briefes kann sich kein ritter entschliessen, den stahl aus der brust zu ziehen, und so blieb der tote im saal aufgestelt stehen.

Sp. 294. *Hie seit er, wie Gaheries geschendet wart in dem garten.*

Gaheries war ausgeritten, seinen bruder Gawan zu suchen, und gelangt zu einer prächtigen burg. Da sich niemand blicken lässt, reitet er in den saal und weiter in eine kammer mit drei herlichen betten. Hier bindet er sein pferd an, legt die waffen ab und geht weiter in eine zweite kammer mit zwei betten und in eine dritte mit einem bette, alle in pracht hergerichtet. Zulezt blickt er in einen park, in welchem zwei zelte stehen. Da keine tür dahin führt, springt er durch ein grosses fenster hinein und findet in dem einen zelt eine jungfrau, die einen wunden ritter pflegt, der in dem bette in den armen eines junkers ruht. Zornig befiehlt der wunde ritter, den dreisten eindringling wegzuschaffen. Ein bewafneter zwergritter greift ihn an; Gaheries legt die ihm nachgetragenen waffen an, doch wird er arg niedergeschlagen und muss unter harten beschimpfungen und bittersten spotreden die burg verlassen. An Artus hof gekommen klagt er sein leid, zieht den sperschaft aus der brust des toten ritters, befestigt das eisen an seiner starken lanze, und wolbewafnet kehrt er zu der burg zurück, um die ihm angetane schmach zu rächen; ihn empfängt ein bewafneter

zwerg, in der grösse, als ob ein affe auf einem jagdhund ritte, den er aber tötet.

Sp. 308. *Hie richet Gaheries sin laster.*

Im zorn über den getöteten zwerg wafnet sich der wunde ritter, wird aber im kampfe niedergestochen. Da komt die jungfrau erfreut, dass der durch den schwan zu Artus gebrachte tote ritter durch dasselbe eisen gerächt sei, das ihrem geliebten den tod gab. Beide lassen die toten liegen und reiten hinweg, bis sie am abend in einer schön im meere auf einer insel gelegenen burg gastliche aufnahme finden. Gaheries wird schlafend in das schiff des schwans gebracht und die jungfrau fährt damit nach Glamorgan, wo Gaheries mit grosser freude begrüsst wird. Die jungfrau erbittet nun von Artus die leiche des jezt gerächten königs Brangemor, um ihn seiner mutter Brangebart wider zuzuführen. Sein vater Gingamors jagte ein schwein, das aber eine fee war, die nach ihrer verwandlung er zur ehe nahm, und die ihm den sohn Brangemor gebar. Artus lässt sie mit seinem segen ziehn.

Sp. 314. *Hie nimet die oventür ein ende vomme swan, der den toten ritter brohte uffe dem mer in eime schiffe zuo Glomorgan, und wil nu sagen von Parzifale und kumet zuo der bürge zuo dem horne, und ist die erste oventür, die er begie in dem welschen buoche, daz ze tüsche broht ist.* [Berner ms. ed. Rochat, Perceval li Galois. Zürich, Kiessling. 1855. § 1 u. 2.]

nu seit uns dis mere kürzlich,
daz des selben tages fuegete sich,
uf eine mittewuche ez geriet,
daz Parzifal sich do schiet
von künig Artuse zuo Joflanz,
do er gestreit mit Gawan und Gramolanz.
ouch sag ich üch, daz er zehant
reit durch manig frömede lant.
dar zuo vant er ouch zwor,
daz sollent ir wüssen fürwor,
manig oventür swer,
die nüt sint geschriben her.

Viele tage ritt er durch fremdes land, bis er zu einer festen burg gelangte, an deren tore ein elfenbeinernes horn hing. Da sich niemand sehen lässt, so bläst er das horn dreimal so gewaltig, dass die burg erdröhnt. Endlich komt der burgherr, könig von Nurasch und Irland, reich gewapnet mit gefolge und volk heraus, rent Parzival scharf an, wird aber geworfen und ergibt sich, als er Parzivals namen

hört, der für den besten ritter der welt gilt. Und dieser schickt ihn zu Artus. — Parzival hört von einer wunderbaren säule auf „dem leidigen berge (*mons dolorosus*), an welcher nur der beste ritter sein pferd anbinden kann, und wendet sich dahin. Als Artus vernimt, dass Parzival nicht eher zurückkehren werde, als bis er die blutende lanze gefunden habe, bricht er mit dem hofe auf, ihn zu suchen.

Sp. 322. *Hie kumet Parzifal zuo der jungfrouwen, die daz schofzovelgestein hette, daz von im selber spilte.* [Bern. ms. § 3.]

Parzival gelangt zu der stelle, wo er einst den reichen fischer am see fischend fand, und gedenkt, wie er von dort zur gralburg gekommen. Weiter sieht er eine herliche burg jenseit eines breiten wassers, und eine schöne magd ist bereit, in einem kleinen schiffe ihn überzusetzen. Doch arbeitendes volk jenseit warnt ihn, da sie ihn ertränken wolle, und bringt ihn selbst sicher an das andre ufer. Er geht in die burg, bindet sein pferd im hofe an, legt schild und lanze ab, und betritt einen prächtigen saal, worin ein reich geschmücktes bette aufgeschlagen steht. Da öfnet sich die tür einer schönen gewölbten kemenate; darin auf einem tisch ein wundervolles schachbrett:

[Bern. ms. § 4. R. Boron, nach Birch-Hirschfelds auszuge: „die sage vom gral“, Leipzig, Vogel 1877 s. 173.]

er tut einen zug, es wird unsichtbar dagegengespielt, Parzival verliert stets die partien, und zornig darüber will er das schachbrett in den teich unter dem fenster werfen: da warnt ihn aussen ein schönes mädchen, zu dem, als sie in den saal komt, Parzival in minne entbrent; doch wehrt sie ihn ab mit dem versprechen, ihm minnelohn zu gewähren, wenn er den weissen hirsch jage und ihr dessen kopf bringe; ihren kleinen bracken wolle sie ihm dazu mitgeben. — Nachdem er den hirsch erlegt und ihm den kopf abgeschnitten, komt eine jungfrau geritten, die den kleinen bracken einfängt und ihn nicht eher herausgeben will, als bis er mit dem ritter im grabgewölbe werde gefochten haben.

Sp. 330. [Bern. ms. § 5. — R. Boron s. 173.] *Hie vihtet Parzifal mit dem rittere, der imme gewelbe beslossen was.*

Das gewölbe war eine massive klause, und seit fünf jahren hat der ritter seiner geliebten gelobt, dasselbe nicht eher zu verlassen, als bis der kämpe gekommen, der ihn besiege. Seine geliebte ernährt und besucht ihn darin. Auf Parzivals aufforderung komt er auf einem rosse schwarz gerüstet heraus, doch während des kampfes beider komt ein fremder ritter vorbei, der bracken und hirschkopf stiehlt und damit davon reitet. Der schwarze ritter fühlt sich besiegt und flüchtet in

das gewölbe, wohin ihm Parzival nicht folgen kann, und dieser eilt nun dem räuber nach, indem er sich von der jungfrau trent, die ihm den namen sowol des schwarzen ritters als des brackendiebes zu nennen verweigert.

Sp. 338. *Hie kumet Parzifal in eine burg, do er einen löwen sluog, und vaht mit dem herren.* [Bern. ms. § 6.]

Parzival komt zu dem schloss Brunemuns, ohne jedoch seine bewohner zu erblicken. Er geht durch den saal in den garten, wo am brunnen unter schönen bäumen ein zelt steht, worin eine jungfrau am bette des ritters Abrioris von Brunemuns sizt. Vor dem zelt fält ihn ein löwe an, den er tötet. Zornig springt der ritter auf, wapnet sich, muss sich nach scharfem kampf ergeben und sich mit der jungfrau zu Artus begeben, der ihn erfreut zum tafelrundritter ernent.

Sp. 350. *Hie vindet Parzifal einen toten ritter, der waz erslagen.* [Bern. ms. § 7. R. Boron s. 172.]

Der ritter heisst Odinas [im Berner ms. Odinians]. Parzival tröstet seine klagende geliebte und reitet weiter.

Sp. 351. *Hie kumet Parzifal zuo eime risen, und würt mit im vehtende.* [Bern. ms. § 8.]

In einem schönen festen schlosse betritt Parzival den saal, doch keine seele lässt sich sehn. Eine wolbesezte tafel steht da, und während er sich daran stärkt, tritt eine bleiche, abgehärmte jungfrau in ärmlicher kleidung herein, die der riese schon zwei und ein halbes jahr gefangen hält, da sie seinem willen sich nicht ergeben will. Sie fleht ihn zu fliehen, denn, komme der riese, so sei er des todes. In der tat erscheint er, schlägt mit der keule Parzivals ross tot, wird aber von Parzival getötet. Nach guter nacht rüstet sich dieser neu, nimt ein schönes schwarzes streitross, das der riese vor zwei monaten einem ritter abgenommen und im keller geborgen hatte, und reitet seines weges, indem er die jungfrau als herrin der burg zurücklässt.

Sp. 359. *Hie wirt Parcifal vehtende mit eime ritter, der huote eines wassers, daz nieman drinne trahte.* [Bern. ms. § 9. — Vgl. auch R. Boron, B.-Hirschf. s. 174 mit einigen abweichungen.]

Parzival komt an eine furt und sieht jenseit des wassers ein schönes zelt aufgeschlagen, bei welchem ein silberner schild, eine weisse lanze und ein weisses pferd steht. Als er sein ross in der furt getränkt, rüstet sich beim zelt der „weisse ritter“ zum kampf, wird aber besiegt und muss sich Artus gefangen geben. Während gastlicher übernachtung erzählt ihm der weisse ritter, er sei der hüter der minnefurt (*gué amoureux*). Zehn mädchen von zwanzig jahren wohnten hier

unter den bäumen; da kam mancher held und wohnte wol 6 monat bei den mädchen, und wenn andre ritter kamen, die in der furt ihre rosse getränkt hatten, wurden sie erschlagen, die siegenden aber wurden brüderlich aufgenommen. Als die mägde scheiden solten, schrieben sie mit goldnen buchstaben in den marmorstein beim zelt: wenn ein ritter sieben jahre die furt hüte, so werde er den höchsten preis bejagen. — Dies habe er unternommen, doch folge er nun seinem befehle. Auch er wird von Artus freudig in die tafelrunde aufgenommen.

Sp. 364. *Hie würt Parzifal vehtende mit hern Gawans sun, den er hette von hern Brandelins swester, der hies der schöne unerkante.* [Bern. ms. § 10.]

Zwei wochen reitet Parzival durch dichten, von wild aller art reich belebten wald, vergebens herberge suchend. Endlich trift er eine einsam auf einem marmorblock sitzende jungfrau im walde, die so schön wie eine göttin ihn fast gereizt hätte, sie um ihre minne zu bitten. Da komt ein ritter, der ihm verbietet, bei der jungfrau zu verweilen.

[Bern. ms. § 11.] Nach scharfem anrennen nent Parzival seinen namen; da gibt der ritter sich als „den schönen unbekanten“, Gawans sohn, zu erkennen, und höchst erfreut reiten alle drei zu einem wolangesessenen fischer, der sie aufnimt und festlich bewirtet. Er hiess Elyadus, sein vater Elydus; der war herr des landes. Seine frau ward vor zwei jahren begraben. Am andern morgen reiten sie weiter, das paar zu Artus nach Lunders und Kantorbille, Parzival auf eignem wege.

Sp. 371. *Hie kunt Parzifal zuo dem andern mole zuo sinem wibe Kundewiramurs ze Belrepere.* [Bern. ms. § 12. Das ms. hat die französischen namen Augingeren, Clamadieu und Blancheflors.]

Parzival komt in eine schöngebaute, stark bevölkerte und befestigte stadt mit zwanzig klöstern und vielen kirchen und türmen; er reitet in das schloss und wird von einer jungfrau mit prächtigem gefolge empfangen. Sie findet, dass der gast die gröste ähnlichkeit mit dem besieger des Kingrun und Klamide habe. Er gibt sich zu erkennen. Grosse freude überall. Das volk drängt auf die vermählung beider. Sie besucht Parzival heimlich in der nacht (nachahmung vom besuch bei Chrestiens), sie wechseln tausend küsse, doch das beilager wird nicht volzogen. Vergebens ist alles bitten, dass Parzival länger als zwei tage verweile. Tüchtig und schön ausgerüstet, auf rotem schilde einen silbernen löwen führend, reitet er unter dem versprechen baldiger

widerkehr und mit dem schwur, nirgend in einer herberge länger als eine nacht zu weilen, wider ins weite, bis er den hirschkopf und bracken widergefunden und die geheimnisse des grals erforscht habe.

Sp. 386. *Hie würt rehtende Parzifal mit eime rittere, der hies der schöne Böse.* [Bern. ms. § 13. R. Boron s. 174. Er hiess li Beaus Mavais.]

In dichtem walde begegnet ihm auf schönem zelter in seidnen kleidern nach kornwälscher tracht ein wunderhässliches weib (ähnlich der Kundrie beschrieben), welchem ein statlicher ritter folgt. Parzival muss über den anblick lachen, worauf der ritter ihn anrent, aber besiegt, sich ergeben und an Artus hof gehen muss. Er wird der schöne Böse genant, sohn des grafen von Galphage (*fix al conte de Glavoie*); sie heisst Rosete.

Sp. 386, 33: *Sü was glich einre tüvelin.*

Zu Kavelun werden beide mit ehren empfangen, nachdem Kaye für seinen spott hinter den sattel geworfen ward. Später wurde die frau immer mehr schön und weidlich, dass sie algemeine bewunderung erregte;

Sp. 394, 7: *inenweis ob sü von feinen kam.*

Sp. 394. *Hie kumet Parzifal zuo siner muoter wonunge und bevindet, daz er eine swester het.* [Bern. ms. § 14. — R. Boron s. 173.]

Parzival muss im walde ohne herberge übernachten; dann sieht er den baum, unter welchem ihm einst ein ritter beschied, dass Artus ihn zum ritter machen könne. Er erkent seine heimat, das mütterliche haus und wird auch von einem alten knechte wider erkant. Eine jungfrau, seine schwester, teilt ihm mit, wie seine mutter im schmerz über seine ausfahrt gestorben. Rührend ist die widererkennung der geschwister geschildert. Parzival will den hier in der nähe wohnenden einsiedler sehn, um ihm zu beichten.

Sp. 399. *Hie würt Parzefal rehtende mit eime ritter, der im sine swester wolte nemen.* [Bern. ms. § 15. — R. Boron s. 173. 174.]

Parzival, treflich gerüstet, reitet mit der schwester ab. Bald begegnet ihnen ein ritter, der seine schwester rauben will, doch wird er im kampf niedergestochen und Parzival führt dessen ross mit sich.

Sp. 400, 29: *iewederre hette eins löwen muot*
und worent kec sam zwei wilde swin.

Der eremit, der Parzival nicht wider erkent, führt die geschwister in die kapelle zum grabe ihrer mutter. Parzival erzählt tief bewegt

seine abenteuer. Der einsiedler tadelt, dass er den ritter getötet, dessen ross er mit sich führt. Sie werden in der klause gut geherbergt und verpflegt. Ein engel bringt ihnen die speisen. Parzival bittet dringend um aufklärung über den gral und blutenden speer. Nach langer erbaulicher predigt reiten die geschwister nach hause. Am andern morgen bricht Parzival unter wehklagen der schwester wider auf, den gral zu suchen.

Sp. 409. *Hie kunt Parzifal zuo der megede burg.* [Bern. ms. § 16.]

Drei tage durch wüsten wald, ohne herberge zu finden, irrend, komt er endlich zu einer herlichen burg, deren tor, als er eingeritten, sich schliesst. Kein mensch lässt sich sehen. Vor dem saale steht auf vier vergoldeten säulen eine tafel mit angekettetem hammer. Dreimal schlägt er darauf, dass die burg erdröhnt. Da zeigt sich ein mädchen, das ihm jedoch auf seine bitte um herberge nicht rede steht. Widerum schlägt er an die tafel, dass man es zwei meilen weit hören kann, und angstvoll komt nun ein andres mädchen, das ihn der herrin zu melden verspricht: denn würde er zum dritten male auf die tafel schlagen, so müste die burg in trümmer stürzen. Im glänzenden saale, von hundert schönen jungfrauen umgeben, empfängt ihn die herrin; da schwand ihm sein zorn und sein hunger, und er fühlte sich wie im paradiese. Burg und schloss werden nur von jungfrauen edler geschlechter bewohnt, und sind von ihnen ohne die hülfe von maurern und steinmetzen erbaut. Fahrende ritter werden zur herberge aufgenommen; wer das haus menschenleer findet, sich ängstigt, dass sich das tor hinter ihm geschlossen und nicht auf die tafel schlägt, der findet morgens das tor offen und kann fortreiten. Wer aber mutig dreimal auf die tafel geschlagen, der wird köstlich bewirtet und erhält eine prächtige schlafstätte. So gieng Parzival, nachdem er seine abenteuer den damen erzählt hat, zur ruhe. Doch am andern morgen bei schon hochstehender sonne erwachend, findet er sich unter einer eiche, wapnung und ross neben sich, die burg verschwunden, nirgend menschenspur; verwundert spricht er:

Sp. 422, 24 *Ich wene uf mine jungeste vart*
Daz sü gefenet sint alle gar.

Sp. 422. *Hie kunt Parzifal, da er sin hirzhoubet wider vindet und daz breckelin, daz er lange gesuochet hette, und würt mit eime ritter drumbe vehtende, der hies Garsalas.* [Bern. ms. § 17. — R. Boron s. 176.]

Nach langem waldritt komt Parzival zu einem schönen grossen plan, auf dem ein mächtiger baum steht, unter dessen schatten wol tausend ritter platz hätten, und daneben ein grosses prächtiges zelt, nebst zwei kleinen. In einem derselben steht ein herlich geschmücktes bette und eine jungfrau begrüsst ihn mit der verkündigung seines nahen verderbens. Am baume hängt der kopf des erlegten zwölfenders, doch fehlt das bräcklein. Da wird unter hörnerschall ein todmüder hirsch von dem hündchen herangetrieben, und ein folgender ritter tötet den hirsch. Parzival fordert von ihm hirschkopf und bracken, und da er beides weigert, kämpfen sie; jener wird besiegt und verpflichtet, sich mit seiner dame an Artus hofe zu gestellen. Der ritter heisst Garsalas, sohn des herzogs von Genelogen land, sein lieb Trischans die *clore*. Parzival will von ihm das nähere über die burg und die jungfrau, die ihm den bracken gegeben, erfahren; jener weiss das nicht; dann fragt er nach dem schwarzen ritter im grabgewölbe. Der ritter erzählt ihm dessen geschichte (so gleichfals in Bern. ms. § 17 mit dem zusatz: „hier endet seine geschichte, die ich euch wort für wort treu erzählt habe.") Parzival übernachtet gut bewirtet und reitet vergnügt mit hirschkopf und bracken beladen morgens ab. Garsalas und seine geliebte werden von Artus zu Karleun mit ehren empfangen.

Sp. 439. *Hie kunt Parcifal zuo der juncfrowen, die im irn mul lech, der in fuorte über die glesine brugge, und solte in wisen zuo dem grole, und der selben naht sach er in in dem walde von ungeschihte und daz ers nüt enwüste.* [Bern. ms. § 18.]

Parzival betet inbrünstig zu gott, dass er das schloss mit dem schachbrett und die dame, die ihm das bräckelin übergeben, wider finde. Nach einiger zeit komt ihm ein schön mit reitzeug geschmücktes, blendend weisses maultier entgegen gelaufen, dem eine schöne festlich geputzte dame folgt. Diese besteigt es, und obwol sie es abwehren will, reiten beide bis in die nacht hinein mitsammen weiter. Da eilt sie voraus und Parzival ruft sie vergebens zurück. Plötzlich erhelt sich die nacht durch kerzen mit hellem schein, bald aber folgt ein ungewitter mit strömendem regen. Der held muss im walde übernachten, doch andern tages um mittag findet er die dame, die ihn verlassen, unter einem baume rastend und sie erklärt ihm, dass sie ihrem geliebten Bruns (im Bern. ms. heisst er *Bruns sans pitie*) gelobt, bis zu seiner widerkehr in keiner geselschaft eines mannes zu sein. Die nächtliche erhellung des waldes habe der gral hervorgebracht, während der hier nahe wohnende fischerkönig sich der nacht im freien erfreute. Er will mehr vom gral und dem blutenden speer wissen, doch erwidert

sie, dass darüber nur ein bewährter priester sprechen könne. Weiter reitend kommen beide in ein tal, wo eine jungfrau sie im zelt unter bäumen gastfreundlich bewirtet; er erzählt ihr seine fahrt um den hirschkopf und bracken, und auf sein begehr, zum gralkönig zu gelangen, gibt sie ihm ihr weisses maultier nebst einem ring, durch den er es werde richtig lenken können, und das ihn auf der gläsernen brücke sicher über ein grosses wasser führen werde; doch soll er ihr maultier und ring widerbringen. So reitet er auf dem maultier mit seinem ross, hirschkopf und bracken ab, übernachtet im walde und gelangt glücklich über die gläserne brücke.

Sp. 456. *Hie kunt Parzifal zuo eime rittere, der hies Brios, der in wisete über die hohe brucke, do nieman möhte über komen, und gieng nuwant halber ins wasser, unde seite im ouch von dem grossen turneig, der sich sammente vor der bürge Orgelus.* [Bern. ms. § 19.]

Er begegnet dem edlen ritter Brios von dem gebogenen walde, auch „von den inseln" genant, im schönen jagdkleide mit einem horn von elfenbein und habicht. Auf wechselseitigen frommen morgengruss ersucht ihn Brios, zunächst bei ihm sich zu erfrischen, führt ihn ins schloss zu frau und tochter, welche leztere einen grossen eindruck auf Parzival macht, doch von minne noch nichts wissen will. Nach erzählung seines hirschkopf-abenteuers nimt er den vorschlag an, an dem turnier teilzunehmen, das Artus jenseits des flusses beim schlosse Orgelus ausgeschrieben hat. Doch muss er dabei eine zauberbrücke passieren, die nur bis in die hälfte des wassers reicht, und über die ihm eine lange geschichte erzählt wird. Andern tags machen beide ritter sich auf, Parzival unter zurücklassung des hirschkopfs und brackens, und in vortreflicher rüstung. Brios bleibt zurück, als Parzival die brücke betritt, doch sobald er an deren ende in der mitte des breiten brausenden stromes angelangt ist, löst sie sich behend vom lande los und schwingt sich über die andre hälfte des wassers zum jenseitigen ufer, das Parzival sicher betritt. Damit ist erwiesen, dass Parzival der beste ritter der welt ist. — Artus mit allen tafelrundern ist bereits bei der burg Orgelus versammelt und ordnet die parteien. Als gegenpart steht könig Auguses mit den Irländern, und diesen schloss sich Parzival an, da er gegen die tafelrunder unerkant kämpfen wolte. Der vorschnell eifrige Keie wird zuerst abgestochen und muss den hohn des hofes erfahren. Nach vielen siegreichen kämpfen kehrt Parzival über die brücke in gleicher weise, wie er gekommen, zu Brios zurück, der ihn erwartet und beide übernachten in der behausung des neffen Brios, eines einsiedlers. Am andern tage widerholt sich der gleiche waffen-

tanz, und Artus misvergnügt schickt Gawan aus, zu erkunden, wer der stets sieghafte ritter sei. Umsonst. Abends zieht sich der held wider zurück, übernachtet bei Brios und zieht mit hirschkopf, bracken und weissem maultier seines weges weiter.

Sp. 485. *Hie kummet Parzifal zuo eime sarke, do ein ritter inne lag, und der ritter betroug in darin mit sinre bosheit.* [Bern. ms. § 20.]

Bald fand er im walde unter einem baume ein kreuz, darunter einen marmorsarg. Eine stimme rief unter dem stein um hülfe. Als Parzival den stein aufhob, sprang ein statlicher ritter heraus, der den helden in den sarg und über diesen den stein warf.

Sp. 486. *Hie wurt Parzefal erlöset uz dem sarke.* [Bern. ms. § 20.]

Der tückische ritter versucht, auf dem ross und auf dem maultier davon zu reiten, doch beide sind nicht von der stelle zu bringen. Er vermutet zauberei, lässt Parzival aus dem sarge und springt selbst wider hinein und ruft nur noch: am ende des jahres werde Parzival erfahren, wer er sei. Dieser reitet ab und findet bald im walde eine schön gezierte jungfrau, die den ring und das maultier als das ihrige ihm abfordert, und fragt, ob er beim gral gewesen und seine wunder gesehn habe? was er verneint, dagegen seine abenteuer erzählt. Er gibt ihr ring und maultier, womit sie wegreitet, er übernachtet im walde und betet recht inbrünstig zu gott, dass er ihn doch endlich zum fischerkönig oder zur mägdeburg führe. Da antwortet ihm hoch aus dem baume eine stimme: das bräcklein werde ihn führen! Bellend läuft es voran, er eilt freudig ihm nach.

Sp. 492. *Hie kunt Parzifal wider zuo der jungfrowen, do er das riche schofzovel-gesteine und bret vant und die im lech irn bracken.* [Bern. ms. § 21.]

Das bräckelein führt den helden in eine ansehnliche burg; im saale steht ein prächtiges bett, auf dem das schachbrett liegt. Eine schöngeschmückte jungfrau, der das hündchen freudig entgegenspringt, begrüsst ihn freundlich; er überreicht ihr den hirschkopf, erzählt seine abenteuer, bittet nun aber um erfüllung ihres gelübdes, das sie ihm bei der ausfahrt gegeben: gewährung der minne. Mit vielen küssen fält sie ihm um den hals und erklärt ihm ihre hingebung. Sie setzen sich auf das bette neben das schachbrett, über welches sie auf seine bitte ihm auskunft gibt: einst war hier eine wunderschöne zauberkundige magd; diese fand die fee Morgane auf einer wiese mit einem ritter schach spielend; als sie näher trat, bot ihr Morgane ihr schachbret an zum

geschenk; es war zu *Lunders uf der Tarmise* gemacht. Als gegengeschenk gab sie Morgane dieses schachbrett, das von selbst spielte, wenn ein ehrbarer mann oder solches weib oder jungfrau das gegenspiel übernahm. Als sie an könig Brandigans hofe war, kam auch Morgane dahin, nahm sie auf zwölf jahre mit sich, und schenkte ihr das schachbrett zurück, wonächst sie vor acht jahren sich diese schöne burg erbaut habe. — Ritter und damen versammeln sich zu festlicher abendtafel, dann wird Parzival schön im saal gebettet und nachts kam die burgherrin zu ihm und löste ihr gelöbnis. Andern tags reitet Parzival wider auf die gralsuche mit dem versprechen, wider zu kommen. Sie begleitet ihn bis an ein wasser, wo ein schiff an einer eiche unter schloss lag. Sie schliesst es auf, und das schiflein bringt ross und reiter hinüber und kehrt dann von selbst zurück. Er verfolgt die ihm gewiesene strasse zum fischerkönig.

Sp. 506. *Hie vindet Parzifal einen ritter, der an den fuezzen hieng an einem boume, den er erloste, der Bagumades hies.* [Bern. ms. § 22.]

Keie hatte ihn so grausam behandelt und mit drei rittern angefallen, als sie vom leidigen berge kamen, wo sie vergeblich versucht hatten, ihre rosse an die marmorsäule zu binden, was nur dem besten ritter der welt gelingen kann. Bagumades, nun befreit, reitet zu Artus, um Keie zur rechenschaft zu fordern, Parzival zur säule auf dem *mons doloureux,* um zu versuchen, ob er der beste ritter sei.

Sp. 513. *Hie kummet Bagumades zuo künig Artus und würt vehtende mit Keygin.*

Artus und die königin schlichten den kampf, in dem Keye zu unterliegen droht, in güte, und da Bagumades den gruss von Parzival gebracht, machen alle tafelrunder sich auf, ihn zu suchen, Gawan, Ywon, Lanselot usw. Der dichter will jedoch nur von Gawan erzählen. — Hier bricht das Berner ms. ab und schliesst sich erst sp. 582 wider an. — Gawan übernachtet bei einem einsiedler im walde, dann komt er bald zu einer burg, vor der an einem baume bei einem brunnen ein silberner schild hing, dessen wappen ein schwarzer klimmender löwe ist.

(Schluss folgt.)

EIN QUODLIBET.

Die handschrift cgm 270 der kgl. hof- und staatsbibliothek in München aus dem 15. jh. (catalogus V 1, s. 31), in welcher auch die 17 gedichte Heinrich Kaufringers aufbewahrt sind, enthält bl. 73[a] bis 76[a] nachfolgendes quodlibet („ditz haist ain geplerr“, v. 161), *das sich durch eine fülle eingestreuter sprichwörter und sprichwörtlicher redensarten auszeichnet. Die anmerkungen geben die lesarten aus cgm 379; in dieser hs. steht das gedicht bl. 36[b] bis 39[b].*

bl. 73[a] Ain ander guot spruch.

Wer on guot wil witzig sein
Vnd on schiff fert über rein
Der möcht ertrincken wol
Durch des reiches stet on zol
5 Niemant thar gefarrn
Was die chargen mügend ersparen
Das wirt den milten zuo tail
bl. 73[b] Auß past macht man sail
Oder guote raffen reff
10 Gipt ainer seinem chneht ain treff
Vmb schuold er sol nit zürnen
Für die feind sol man türnen
Die zün die da geachtert sind
Mit ruoten sol man slahen chind
15 Die vmb wöllent zannen
In müllen fint man wannen
In dem wein hauß die maüß
Ze chirchen vnd zuo straß
Sicht man schöne frawen
20 In welden muoß man hawen
Holtz das man da prennen wil
Wer wolfail hin gipt vnd lange zil
Der verkauft wol was er haut
Er mag sein aber verderben drat
25 Von spils uegen der gewin ist clain

Überschrift fehlt in cgm 379. 1 an *so stets.* 5 niema. gefaren. 6 karge. 7 ze *so stets.* 9 gütu haffenref. 10 sin. 12 viend. 14 rautten. slaschen. 15 vmb red wellen. 17 maß. 18 kirche *vgl. zu* 6. 19 Sich sich. 22 hin ge tzil. 23 hat.

Zwen glich hert stain
Malend seltten slechtes mel
Wer haut ain guot bockfel
Der ist zwair stiffel gewiß
30 Wer rich ist man spricht er ist gewis
Niemant waiß ob das ist
Auff die acker furt man mist
Der si gern getunget haüt
Der pader ainen siechen laüt
35 Zum linggen arm zuo dem miltz
Wer haut zwen schuoch mit filtz
Die sint den winter warm
Die frawen spinent garn
bl. 74[a] Aine pessers dann die ander
40 Tüch fürt man auß flandern
Wer das chaüffet der muoß phenning han
Wer übel vnd guot chan uerstan
Tuot er vnrecht man sol jn strauffen
Wer schreit on not waüffen
45 Der pringt die leüt zuo samen
Wenne man sicht schöne samen
So chumpt gern ain guot jar
Ich waiß wol wer nit hat har
Der ist sicher chal
50 Wer chorn hab der mal
Die weil die päch sind groß
Weren meiniu pfant loß
So wölt ich frölich sein
Ich waiß wol das der wein
55 Macht vngeraten leüt
Zuo fasnacht sicht man prüt
Mer dann durch das jar lanck
Von lieb schaiden ist ain swerer ganck
Also gat das jar da hin
60 Wer vast zert on gewin
Dem wirt die täsche ler
Ich waiß wol es ist swerr

26 gleych. 30 sprich. 34 bader. 35 langen. auff dem m. 40 furet. gen flander. 41 koft. 43 solt. 48 hat hat. 53 wolt. frolich. 55 lüt. 59 get.

Das niemant erheben mag noch chan
Wer des winters one ban
65 Vber weld muoß reitten
Der sol des tags erbaitten
Leüg ich so wil ich swigen
bl. 74[b] Wer beginnet seigen
Dem ist ettwas prosten
70 Wer badet one chosten
Der schempt sich uil
Wer vor dem pern uischen wil
Der mag sein arbait verliessen
Wer pöß gelt nit chan chiessen
75 Der verdruißet seiner zeit
Wer py ainer frawen leit
Vnd jr nicht gelieben mag
Der wölt gern es wär tag
Liegens sol sich niemant gewenen
80 Siechtag tuot wee den zen
Auch ich die leut hör sagen
Wer vnrechts vil müß haben
Ich wen es tue jm wee
Czuo sumer pluomen vnd kle
85 Sicht man auff den haiden
Wem sein lieb wirt laiden
Des liebung ist gar enzwai
Laichnuß ist manger lay
Dar vmb ist mir geschechen laid
90 Wer zuo dem augsten wenig schneit
Der tarff dest minder träschen
Frawen mussent wäschen
Das lauß wir aber sleiffen
Chül morgen pringent reiffen
95 Schne choment nach chalten winden
Der baupst mag enpinden

63 noch chan *fehlt.* 66 erbiten. 67 Lieg. 68 sigen. 70 *fehlt ganz.* 75 verdrwßet. 76 bey. 77 geminnen; *in cgm 270 steht* gelieben *von jüngerer hand in rasur, vgl. über dieses in cgm 270 geübte verfahren Heinrich Kaufringer hg. von Euling. s. II.* 79 Liegents. wennen. 81 Als ich. her. 82 müß vertragen. 83 tu. 86 Der sein. 88 menger. 89 mir *fehlt.* 90 ögsten. 93 slyffen. 95 kompt.

Den sundern wil er haben rw
bl. 75[a] Wann der mon ist new
So mag sich das wetter uerstossen
100 Chuglen vnd possen
Macht vngeraüten leüt
Wer hacket oder reüt
Dem wirt sein prot saür
Ain wolff vnd ain pawr
105 Werdent ain ander selten hold
Das da gleist ist nit alles gold
Wenn es ist auch mess
Ain schmid in seiner ess
Sol haben guten chol
110 New pesm cheren wol
Paß dann si werdent alt
Altu wip sind chalt
Dar zu pringet si jr alter
Ich wen wenn ain malter
115 Mer dann ain pfünt gelten sol
Es sey armen leüten nit wol
Pöß öffen werdent riechen
Gern lapt man die siechen
Wie gern sung ain man
120 Ir wissend wol wer lützel chan
Der haut gesungen schier
Ich waiß wol dry vnd vier
Ist siben hewr als fert
Wer pfenning hat der ist wert
125 Disser welt lauff nieman
Ains mals gesagen chan
bl. 75[b] Vnd wie ieder sei gemuot
Der pfaff aischt nicht das guot
Die weil das öppffer mag wern
130 Ich waiß wol er wölt gern
Das es lange wert
Er mag fallen hiur als fert
Wer hoch wil steigen

98 man. nuw. 100 Kichlen. 101 Mach. 105 an ainander. 106 als. 107 och. 109 guten *fehlt.* 110 pesen. 112 weip. 116 nit *fehlt.* 119 Wy gernen so mag ain man. 122 oder vier. 123 vart. 130 welt. 131 wart.

Hern sol man naigen
135 So si piettend jrn gruoß
Thören essent gern muoß
Vmb alle sach ist mir nit chund
Doch waiß ich wol den alten hund
Ist pöß leren die pand
140 On pfening vnd on pfand
Niemant zuo dem wein sol gan
Der sich chumers wöl erlaun
Am süntag söl wir feirren
Pfaffen vnd geyrren
145 Sind der leüt schaden fro
Gern print das stro
So es nahent leit py dem fewr
Jr wissent wol das hewr
Die mäntel gand für die röck
150 Gaiß vnd auch pöck
Tragent lützel guotter wollen
Wem der sack nit wil follen
Der sol jn halb verpinden
Garn sol man winden
155 Oder es wird sicher verworren
So die schwin beginnen kerren
bl. 76[a] Dar zuo tribt si des hungers not
Wer hewr stirbt der ist tod
Vnd ist sin piß jar vbrig worden
160 Es ist ain herter orden
Ditz haist ain geplerr
Vnd chompt der uogel jn das flerr
Er wirt uilleicht geuangen
Wer zuo jungst chompt gegangen
165 Der haüt versaümpt den ersten trunk
Alt leüt sint nicht jungk
Doch haüt ain gans ainen langen kragen
Ich möcht zu vil sagen
Da uon sprich ich ain wort
170 Churtz red war ist ain hort

134 geneigen. 142 erlan. 143 vyren — gyren. 147 bey dem fürr. 149 gend. 155 sicher *fehlt*. 156 swein. 162 lerr. 167 ain.

Wer pald lauff dem ist gaüch
Her auff da trunk ain prediger nach.

171 löff. 172 Hör.

EINE LÜGENDICHTUNG.

Dem verzeichnis mhd. lügenstücke bei Müller-Fraureuth, die deutschen lügendichtungen s. 12. 13 füge ich hinzu „Spruch das alles in der Pelt gut gehet“ *vom Schnepperer aus der hs. des germanischen museums zu Nürnberg nr. 5339[a], vgl. Anzeiger f. kunde d. d. vorz. 1859, 9—12. Bei Goedeke I, 329 fehlt das stück, trotzdem es von Wendeler in seinen studien über Hans Rosenplüt erwähnt war. Die angeführte überschrift rührt von jüngerer hand her.*

bl. 410[b] Ich söllt von hübscher abenteür
Sagen darzu dorft ich wol steür
Ob ich zusamen ein gedicht
Kunt bringen aus gar hofelicher geschicht
5 Ein schweiczer spiß ein helnparten
Die tanczten jn einem hopffengarten
Eins storchs pein vnd eins hasenfuß
Die pfiffen auf zum tancz gar suß
Die würffel furten den reyen clug
10 Dapei was heinczlein meyers pflug
Der sas in einer alten taschen
Vnd schmidet ser an einer flaschen
Was grosser kunst er daraus dreit
Die flasch was drei messig weit
15 Er schopfft gancz vnd gar darein
Das mer die tunaw vnd den rein
In aller welt wassers zuran
Ein muck verschlant ein starcken man
Ein feür in wasser nie erlasch
20 Der pfarrer seinen meßner trasch
Der paursman sictzt wol vnd eben
bl. 411[a] Der darft kein güllt noch zehent geben
Ich sach den dittrich von Bern den recken
Rennen scharpf auf einen heüschrecken
25 Ich wil eüch neüe mer hie sagen

Die schweiczer hatt er all erschlagen
Der edel fürst von osterreich
Siczt in dem schweiczer land gleich
Vnd hat gewunnen mit dem schwert
30 Als er vor lang hat begert
Ich sag eüch das fursten vnd herren
Der Juden schecz nit mer begern
Sie haben gemacht gut frid vnd gleit
Vnd haben vertriben weit vnd preit
35 Die rauber gancz aus jrem land
Das vnrecht thut den fürsten and
Es sein alle straß gar fridlich worden
Vnd yderman hellt recht sein orden
Eeprecher vnd meinayd schweren
40 Das vindt man auch nu nymermer
Die wellt ist worden schlecht
Richter vnd schopffen die sprechen recht
bl. 411[b] Vnd vrteilt yderman nach seinem synn
So ist gerechtikeit erschinn
45 In allen landen weit vnd preit
Hat man die vnrecht aufgegeit
Die prister hälten sich wirdigkleich
Sie schlagen gancz aus alle reich
Es wil einer nit mer haben dann ein pfründt
50 Sie haben sich alle mit got versunt
Hoffart vnkeüsch geitikeit ser
Das sicht man nymant treiben mer
Man most sich aller symonei
Alle wasser vnd weld sein worden frei
55 Wann fursten vnd herren thun als wol
Vnd nemen nit steür noch zol
Der pfenning ist worden vnwert
Das nymant mer vnrechts begert
Die welt die fleißt sich aller tugent
60 Vnd guter ding jn aller Jugent
Die Jungen die haben die alten lip
Darumb ich in gros lob hie gib

26 fgg. *über die satire in der lügendichtung vgl. Müller-Fraureuth s. 22 fgg.*
39. 40 schwerer Die? 49 *vgl. Germania 33 (1888) s. 164.*

Die kindt volgen vater vnd muter schon
bl. 412[a] Nymandt dem andern arges gon
65 Nymant tregt mer neid vnd has
Geen dem andern ich sag euch das
Die Juden wöllen sich gancz bekern
Vnd nymmt keiner kein wucher mer
Sie sein all getauft zu der cristenheit
70 Jr sund ist in worden leit
Des habens alle ein guten willen
Ein muck ving mit einem grillen
Starcker wolff drei on wer
Ein schwarczer storch pädt sich ser
75 In einem sperckennest gros
Ein plinter zu dem zil schos
Ein zwifalter aus clugen wiczen
Sang mit einem stigliczen
Vmb hundert elen egerigs tuchß
80 Ein henn die laß mit einem fuchß
Hie vor das sag ich eüch für war
Ich was gar nahent hundert Jar
Ein gewaltiger pabst in schottenlant
Ich gabs mit willen auf zuhant
bl. 412[b] 85 Do hett ich alles das ich wöllt
An dem weg do lag das silber vnd das golt
Gleich sam die grossen quaderstein
Das was mir alles gar gemein
Do stund ein prunn der was guldin
90 Daraus flos der aller peßt wein
Ein reiche kuch stund auch dapei
Vnd die was yderman frei
Da gieng ich auch ein als ich solt
Vnd aßß vnd tranck do was ich wolt
95 Ich schlug es aus vnd wolts nit han
Da sprach zu mir frau vnd man
Ich wer nicht weis das ichs ausschlug
Solch herren leben gar gefug
Ich sag ein grossen mülstein
100 Da fligen in luften gemein

85 fgg. *vgl. Müller-Fraureuth s. 14 fgg.*

Ich sag einen paumen der trug
Die allerpesten semel gut vnd clug
Der do in einem weyer hing
Der lauter da mit milich ging
105 Darein viln die semel herab
bl. 413[a] Ein loffel man yderman gab
Zu essen genug semel vnd milch
Ein weber macht guten zwilich
Aus einer alten decken schon
110 Ich sag den turn zu babilon
In eines kramers korb verspert
Ein aff mach hübsch gefert
Auf einer lauten hofenleich
Vor Römischen keisern reich
115 Da kund er alle seitenspill
Ein toter Jud der gerbet vil
Schweiner fell zu einem pelcz
Ich sag aus einer mucken schmelcz
Das peßt schmalcz wol drey zentner
120 Des molers pensel trug gar schwer
An einem schneckenkorb gros
Ein frosch zu einem storchnest schos
Es vellt neür vmb zwu ackerleng
Er hetts sust troffen sein weit sein eng
125 Mit einem alten videlbogen
Ob ymant sprech ich hett gelogen
bl. 413[b] Ich hab nit brif noch sigel dapei
Wie es das ewangelio sei
Damit ich die kunst bewer
130 Das ist nit war vnd ist kein mer
Sagt vns der schnepperer.

126 fgg. *vgl. Fsp. 1138.*

HILDESHEIM. K. EULING.

ZUM PASSIONAL.

1. Dresdner bruchstücke aus dem passional K.

Ausser den beiden von O. Meltzer (Germ. 18, 355 fg.) und E. Wörner (Ztschr. f. d. ph. 8, 63 fg.) veröffentlichten bruchstücken des Passionals besizt die kgl. bibliothek zu Dresden noch zwei andere, die wie das Wörnersche bruchstück dem dritten von Köpke (Quedlinburg und Leipzig 1852) herausgegebenen buche des Passionals (Passional K.) angehören. Über diese beiden noch nicht veröffentlichten bruchstücke, auf welche mich mein freund kustos dr. H. A. Lier aufmerksam machte, soll im folgenden berichtet werden.

1) Zwei pergamentstreifen, welche zusammen ein wagerecht durchschnittenes doppelblatt darstellen, das ehemals den inneren teil eines quaternio gebildet hat und dessen seiten 207 mill. hoch und 173 mill. breit sind. Dr. H. A. Lier fand diese pergamentstreifen im inneren rücken eines aus der Ölser privatbibliothek des verstorbenen herzogs von Braunschweig stammenden und von da in den besitz der Dresdner kgl. bibliothek übergegangenen buches (Helius Eobanus Hessus, Heroidum Christianarum epistolae. Lipizk per Melchiorem Lotter. 1514. 4⁰). Die 232 verszeilen, welche das bruchstück enthält und welche bei Köpke den versen 139, 29—141, 68 entsprechen, sind so verteilt, dass sich auf jeder der 4 seiten 2 spalten zu je 29 versen befinden. Das erste blatt ist am seitenrande verschnitten, sodass von bl. 1^a sp. 2 die versausgänge und von bl. 1^b sp. 1 die versanfänge fehlen. Es fehlen sonach die ausgänge der verse Köpke 139, 58—86 und die anfänge der verse Köpke 139, 87—140, 19. Die schriftzüge sind zwar nicht gerade schön und regelmässig, zeichnen sich aber durch deutlichkeit aus. Andere als die bekanten abkürzungen sind nicht verwendet. Die abschnitte sind durch grosse bunte initialen bezeichnet; so begint 139, 47 mit einem blauen N, 140, 33 mit einem roten P und 140, 89 mit einem blauen D. An einzelnen stellen hat die schrift durch kleine löcher, noch mehr durch falzung des pergaments und aufgestrichenen leim gelitten.

In dem folgenden variantenverzeichnis, bei welchem ich auf die rein orthographischen unterschiede keine rücksicht genommen habe, bezeichnen die worte vor dem strich die lesarten des Köpkeschen textes, die hinter dem strich die unseres bruchstücks.

139, 29. an im ungemutec genuc | *er was vnmvtic gnvk* 31. *im* | *ein* 33. *korbe* | *knehte* 34. *ein brot* | *daz brot* 36. *gewest ein ſtein*

ſo ſcharf | geweſen ein ſtein scharf 37. geſen | geſehen 38 geſehen | geſchehn 41. hie | da 51. ſuln | ſvllen 55. ſit | ſint 61. alda | da 62. im | do 69. zu | vor 72. die ſolde alle | da ſolte er alle 78. die an | die ſie an 79. hufen | w.... 80. ufen | hvfe 96. heten gerne | ...rne heten

140. 2. kleinen | armen 9. in die ſchale | die ſchal 10. zu tale | ze tal 11. ſelbe ſchale | ...e lage 12. ſelben male | ...e wage 18. gutlich | ....lichen 26. ouch verſumeſtu daz | ovh ob dv v'ſormeſt daz 27. wirdeſt | wurdeſt 51. ſwaz er mohte haben | ſwaz er het an dē ſtvndē 52. ſint ich han entſaben | ſit ich han enphvndē 64. begin | gewin 71. ſchifbruche | ſchifbrvchik 74. uf dem | vffem 83. armen | arme 84. erbarmen | erbarme 86. beſte | beſtez . truc | an trvk 87. bereit | gereit 88. in barmeherzikeit | in die barmh'zikeit 95. da | hin da

141. 5. man | menſche 10. daz in ſime gebete | daz kleit in ſine gebete 18. leides | leidic 10. ſit veriach | ſint iach 23. tube | krvce 28. zu im alſus | alſus zv im 29. Petre | peter 30. du haſt geweinet | vñ haſt geweint 31. um | vmbe 37. was mir | mir was 38. kalde ir leit | kelte ir not 40. gut | gvter 43. pruveter | prvfte er 48. ſine | ſin 49. an ſulche | vf ſolche 51. vor den handen | vō den hende 53. richer der mac | richer mac 55. treit | v'treit. 32. diz | daz 67. geſterben | erſterben.

2) Ein pergamentdoppelblatt, jezt mit einem papiereinbande versehen. Es trägt die bezeichnung Msc. Dresd. M 177 und die acquis.-nr. 1789* 1243. Dem handschriftenkatalog zufolge ist es ein geschenk von fräulein Louise von Olivier in Dresden. Die blätter sind 238 mill. hoch und 179 mill. breit. Die seiten bieten den text in je 2 spalten mit je 42 verszeilen. Eine ausnahme macht die zweite spalte von bl. 1ᵇ, welche nur 41 verszeilen hat, da ihre lezte zeile unbeschrieben ist. Das ganze fragment enthält somit 235 verszeilen, und diese entsprechen bei Köpke den versen 581, 58—583, 36 und 586, 81—588, 52. Es fehlen dazwischen 336 verszeilen, d. h. ein doppelblatt mit 8 spalten zu je 42 zeilen. Das hier fehlende doppelblatt war demnach das oberste einer lage, deren zweites unser bruchstück darstelt. Die schrift hat mit der des bruchstücks 1 nicht wenig ähnlichkeit, doch ist dieselbe ein wenig kleiner, gedrängter und zum teil eher noch etwas ungleichmässiger als dort. Bunte tinte ist reichlich verwendet. Rote initialen finden sich bei v. 1 des bei Köpke (s. 582) mit 69 *Hie sprichet daz buch von allen selen* überschriebenen kapitels (G) und bei 587, 45 (Z), blaue initialen bei 582, 69, 47 (D) und 588, 9 (U). Die ini-

tialen stehen also (wie dies auch bei bruchst. 1 der fall ist) an denselben stellen, wo die dem Köpkeschen text zu grunde liegende handschrift solche hat. Ausserdem sind vor einzelne verse, aber ohne regelmässige zwischenräume, abwechselnd rote und blaue zierzeichen ( ) gemalt und am ende kürzerer verse hin und wider horizontale rote haarstriche. Die handschrift, welcher unser bruchstück entstamt, hatte ferner unter dem oberen rande der seiten die kapitelüberschriften in roter farbe. Davon sind in unserem bruchstück folgende worte erhalten: auf bl. 1[a] — *heyligen* — — *tac* —; bl. 1[b] — *von* — — *aller* —; bl. 2[a] — *Selen* — — *tac* —; bl. 2[b] — *von* — — *aller* —. Auf bl. 1[a] unten stehen von einer hand des 17. jahrhunderts quer, zum teil über den text worte geschrieben, von denen mir nur folgendes leserlich war: *Anno* 48 ..... *Walpurgis* 1648 ..... *Walpurgis* 48.

Lesarten:

581, 59. obe tifchen die wol azen | ob den tifchen vnd azen 61. da | do 62. genuc | vil genvc 65. zun | ze 67. enheten | heten 69. mochte | mohten 82. vrunde | vrevde 84. von in gewant | an in erwant 85. wand fi getruwe vrunt haben | wan fie gnve vr. h. 88. hie | da 93. wollent | wellen

582, 4. fele | felen 9. zu genaden | zegenade 10. ire | ir 16. man do | man vns 19. und doch niht uf | vnde idoch vf 24. altvetere | alten væter 25. zwelfboten, merterere | zwelfpoten marterære

582, 69, 6. ful wir | fvlt ir 12. Odilio | odilo 13. wit | wite 15. feltzene | feltfenez 16. lit | ligt fchone | fchoner 22. Odilio | odilo 26. fchrient | fchriren 32. ift ir | ir ift 35. behalden | halden 50. kalt | kelde 52. ieglich | iglich 55. fchone | fchonez 58. herzen | ende

583, 1. nicht hie | hie niht 3. anic | ænic 4. undertanic | vndertænic 17. im | in 19. geborget | verborget 25. fchiere | fchire 27. vor | von 30. wirt fchiere | fchire wirt 31 lange | alle 36. im, wol, fwem | im fwem

586, 89. burnende | brennende 92. bifuz | bift dr 93. binz | bin ez 94. gelobete kumen | gelobte zekvmen 97. 98. | 98. 97.

587, 12. bunte were | bvntwere 14. teil ouch alzu fere | teil al zefere 15. an valfche | anvalfch. 20. als des der | als der 31. gewichen | gewifchen 33. fnellekeite | fnellicheit 36. an allen | allen 45. Zum dritten machet | Zein drittem male machet 49. unferme | vnfern 58. rufet | rufen 64. behielt | befchielt 67. traf unz vur den tot | trat vntz vffen tot 75. gruben in die | gruben in in die

80. doch | *do* *86. ſprechet* | *ſprichet* *87. ſelemeſſe* | *ſelenmeſſe* *97. mines* | *mins*

588, 5. 6. | *6. 5* *9. ſo* | *ſus* *10. vil* | *wol vil* *15. in* | *ſie* *18. in brachte* | *brahte in* *20. zu ſtaten* | *wol zeſtaten* *30. ſelben* | *ſelbe* *32. ieglich* | *iglich* *33. wand* | *vnd* *36. wand* | *vnd* *48. ſele* | *ſelen.*

Noch will ich bemerken, dass keines der beiden bruchstücke, welche den schriftzügen nach in das ende des 13. oder den anfang des 14. jahrhunderts zu setzen sind, so viel ich aus den beschreibungen der herausgeber habe ersehen können, einer der bis jezt durch bruchstücke bekant gewordenen handschriften angehört.

DRESDEN. ALFRED NEUMANN.

---

2. Clevisches bruchstück.

Zu der aufzählung der handschriften des Alten passionales bei K. Gödeke: Deutsche dichtung im mittelalter s. 209[1] ist hinzuzufügen, dass sich ein, wahrscheinlich dem 15. jahrhundert angehöriges, bruchstück aus dem zweiten teile des Passionales in dem archiv der pfarkirche zu Cleve befindet. R. Scholten: „Die stadt Cleve“ s. 449 erwähnt dasselbe kurz als „Fragment eines liedes von sente Jacob.“ Es ist ein halber pergamentbogen in 4⁰ gefalten, mit doppelcolumnen jede zu 35 zeilen, im ganzen 280 verse, welche einen teil der legende des apostels Jacobus des älteren behandeln (= K. A. Hahn, Altes passional s. 220 v. 73—223 v. 66). Am kopfe der einzelnen seiten steht mit roten buchstaben „Von Sente Jacob aplo“, ebenfals rot oder blau gemalt sind die einfachen initialen. — Im jahre 1574 hat der bogen, der länge nach gefalten, als umschlag zu einer rechnung über verausgabte almosen gedient, da sich am rande der vermerk findet: „ratio expensae eleemosinae de anno LXXIIII“ und darunter von zweiter hand „usque 1575. H.“ Ausserdem bezeichnen löcher die stelle, wo die rechnung eingeheftet war. — Im text stimt das bruchstück mit dem texte Hahns, die geringen abweichungen betreffen nur die schreibung, in welcher ja Hahn nach seinen eigenen worten (vgl. seine vorrede) nicht immer consequent gewesen ist. *Wande* und *vnde* ist regelmässig *wāt* und *vn;* s. 220 v. 73 liest man *truch;* s. 221 v. 1 und 10 *kunīcgīne;* 14 *alle betalle;* 45 *engil;* 46 *hengil;* 48 *gewäldes;* 56 und 222, 14 *vnmazen;*

1) Dass für grosse partien des passionales die legenda aurea des Jacobus de Voragine die quelle ist, erwähnt Gödeke nicht. Und doch ist die übereinstimmung stellenweise, z. b. in der legende von St. Jacob, eine fast wörtliche.

222, 19 *starc;* 33 *giel;* 41 *heis;* 45 *ungewucher;* 50 *manichveldiche;* 60 *berch;* 85 *getet rf in nach* („*rf*“ ist durchgestrichen); 223, 34 *plœch;* 35 *gelach;* 49 *erkorn;* 51 *sun in ein des do wart* („*do*“ steht über der zeile); 61 *sich do an in versach;* 62 *truchen;* 63 *ruchen;* 64 *starkē tranke.*

Es wäre interessant zu erfahren, ob unser fragment ursprünglich vielleicht zu einer noch existierenden handschrift gehört habe.

CLEVE, 14. JUNI 1888. F. SCHROEDER.

EIN UNBEKANTES OBERDEUTSCHES GLOSSAR ZU LUTHERS BIBELÜBERSETZUNG.

Während das kleine glossar, welches zuerst Adam Petri seinen beiden im märz 1523 erschienenen nachdrucken von Luthers Neuem testament (der eine in 2°, der andere in 8°) beigab, längst die aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, indem es bereits 1859 von R. v. Raumer in Frommanns Deutschen mundarten (VI, 39 fg.) algemein zugänglich gemacht und in neuerer zeit mehrfach ausführlich besprochen worden ist (H. Rückert, Gesch. d. nhd. schriftsprache II, 92—108; Kluge, von Luther bis Lessing, 83—91; Socin, Schriftsprache und dialekte im deutschen, 236—45), ist ein anderes ähnliches, aber viel weniger umfängliches glossar bisher fast völlig unbeachtet geblieben. Allerdings erwähnt Panzer, Entwurf einer gesch. der bibelübersetzung M. Luthers (1783), s. 177, dass der nachdruck, welchen Thoman Wolf in Basel 1523 von dem 1. teile des Alten testaments veranstaltete „die erklärung einiger (für die Schweizer) schweren wörter“ enthalte und Mezger, Gesch. d. deutschen bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten kirche (1876), s. 48 sagt bei besprechung desselben nachdruckes, dem texte folge die erklärung von wörtern, die dem Schweizerleser unverständlich waren. Socin ist diese leztere bemerkung nicht entgangen, er findet sich aber mit ihr durch die frage ab (s. 245, anm.), ob damit vielleicht die randglossen zur erläuterung wichtiger stellen gemeint seien, über welche er s. 246, anm. aus einem Petrischen drucke mitteilungen macht. Es dürfte daher nicht unwilkommen sein, wenn ich aus dem einzigen exemplar des betreffenden druckes, das mir bei meinen bibliographischen vorarbeiten für die herausgabe von Luthers bibelübersetzung zu gesicht gekommen ist (in Stuttgart), das glossar hier wörtlich zum abdruck bringe. Dasselbe ist mit einigen

aus Petris glossar (bez. aus der widerholung desselben in dem Strassburger nachdruck von 1524) stammenden zusätzen ferner enthalten in dem am anfang und ende unvolständigen exemplar eines nachdruckes des ersten teiles des Alten testaments, das sich in Wolfenbüttel befindet (höchst wahrscheinlich die von Panzer a. a. o. s. 180 beschriebene ausgabe. Colmar, Amandus Farkal 1524). Die zusätze bez. abweichungen der lezteren ausgabe sind unten durch kursivschrift kentlich gemacht. Die wörter, welche sich auch bei Petri finden — in Wolfs glossar sind es nur 5 — habe ich mit * bezeichnet und etwaige kleine abweichungen von Petri angemerkt. Auch auf die von Kluge, Von Luther bis Lessing, s. 78 fg. gegebene konkordanz der bibelübersetzungen des 16. jahrhunderts habe ich verwiesen, wo sie sich mit unserem glossar berührt und einige weitere bemerkungen hinzugefügt, wo mir solche wünschenswert schienen oder mir möglich waren. Unsere kentnis der in Alemannien nicht verständlichen worte Luthers erhält durch Wolfs glossar einige nicht unwesentliche bereicherungen, ebenso natürlich auch die liste der durch Luther gemeindeutsch gewordenen wörter, die zulezt Francke, Grundzüge der schriftsprache Luthers (1888), s. 112 aufgestelt hat.

Das glossar steht sowol in der Wolfschen ausgabe wie auch in der wahrscheinlich Farkalschen unmittelbar hinter dem bibeltexte.

Dem Låser.

Nach dem mal nit im teutschen als im Latin alle dinge mit eynnerley wortten genennet werden / haben wyr etliche nach vylerley sprach hie angezeyget / auff das nitt yemandt im låsen vast behindert werde der sölche wortt in seiner sprach nit erkündet hette / geheb dich wol.

A.

	Alle / oder all /	lår / o̊d / verzeret / schwach.
	Arm	forderst vierteyl.
	Auffraffen	von der erden auffsamlen.
	* *Anfurt*	*der schiff anlendung.*

B.

5	Beythuns	wartens zůr zeit irer krankheyt.
	Bersten	zerspringen.
	Brüsten	brust vnd stercke gewynnen.
	Byenen	immen / byen *[byenen].*
	Blachen	sunder hügel / eben velt.
10	* *Bange*	*engstig / angst.*

		C.
	Caninchen	Cünykel.
		D.
	Denckblasen	blasen zůr gedechtnuß.
		E.
	Eckeln	wider willen haben / verschmehen. *[verschmehen fehlt.]*
	Eckel	walgung / wider will.
15	* *Eyffer*	*ernst.*
		F.
	Feyg	verzagt / erschrocken.
	Früelinge	der ersten zeyt.
	Freybock	denn man frey ließ lauffen.
	* Fål	mangel / bresten.
20	Fittichen	örtter an kleydern / flügel.
		G.
	* *Getreyde*	*Korn / frucht.*
	* *Gefeß*	*geschirr.*
	Gered	allerley geschirre vnd haußradt.
	Geschosset	ehern gewunnen.
25	Gemang	gemist / zweyerley.
	Grütz	grieß můß.
	Gedeyen golt	geleüttert / klar / fyn *[fein]* golt.
	Gemeyn	nützbar / lesen vnd zůbereyten.
	* Grentze	ende / dar ein lant keret. *[statt dessen: gegne / vmbkreiß].*
		H.
30	* *Hügel*	*gipffel / bühel.*
	Hayn	ein vynster walt.
	Halliar	Jubel iar.
	Hockericht	der ein hoger hat.
	Hundgelt	das man gebenn sollt / die erste gebůrt. eins hunß zůlösen.
		K.
35	Kebsweyb	keyn eeweib.
	Kolcke	cystern.
	Knotten	bollen.
	Kelter	trott / weinpreß.
	Kiesichtig	steynig / růch von steynen.
40	Kryget	ergreyfft / vahet.

L.

* Lippen — lefftzen.
* Lencken — vmbkeren.

M.

Meylich — gemach.

P.

Paucken — trummen.
45 Pfeben — erdäpffel.
Pobel *[Pubel]* — klein geacht volck.

Q.

Quyd — on / abkomen.

R.

Reget — braucht euch / webt / vnd werbt. *[werbent]*
Rand — end / o̊rtter vmbher.

S.

50 Schulter — achsel.
Stuffen — staffel / steyg.
Schilff — wasser rhůr.
Schicht — seyte.
Schneützen — abbrech /bützer.
55 * Schwelger — schlemmer / füller.

T.

Toben — grymmig / zornig sein.
Turstiglich — mit freyem můt / vnuerzagt.
* To̊pffen — hauen *[haffen.]*
Tappen — füeß wie hende.

V.

60 *Vßgerottet* — *abgesündert.*
Verleumbder — Verdachter.
Vngeheure — vngeschickt.

W.

Wancketen — waren wanckelmütig.
Wase — base.
65 Wansynnig — engstig / nit wissen wo auß.

Z.

* Zige — geyß.
Zehenden — ein måßlin als ob mir *[wir]* sprechen j vyrtzel *[viertzel].*
Züchter — der auß gelübd ein strengs leben füret.

Darauf folgt:

Anzeygung wo dise nach folgende Ebreische vñ auch ettliche andere wŏrtter verteutscht vnd außgelegt werden / nach ordnung des Alphabeths.

d. h. ein register über die in den glossen besprochenen worte, meist nur das zu erklärende wort und die seitenzahl dabei; leztere fehlt jedoch zuweilen, z. b. bei Bethlehem *und es ist dafür die erklärung selbst gegeben:* eynn hauß des brots / alls ob man spreche brothausen.

Anmerkungen.

1. Gemeint ist die bekante, wie es scheint, vor Luther in der litteratur nicht nachweisbare prädikative verwendung von *alle* in der bedeutung „*zu ende gebracht.*" Hier ist offenbar besonders an 4. Mose 14, 33 gedacht: *bis das ewre leibe alle werden in der wüsten,* denn an einer andern stelle des pentateuchs, wo die späteren ausgaben von Luthers übersetzung auch diesen ausdruck aufweisen (1. Mose 15, 16), haben die älteren drucke: *die missetat der Ammoniter ist noch nicht gar hie.*

2. Es ist natürlich nur die besondere bedeutung gemeint, in welcher Luther das wort *arm* 5. Mose 18, 3 gebraucht: *den arm vnd beide backen vnd den wanst [der ochsen und schafe].*

3. 4. Mose 19, 9. Soweit *raffen* vor Luther überhaupt im oberd. vorkomt, scheint die bedeutung *rupfen* und die umgelautete form *reffen* vorzuherschen. Verbreiteter ist oberd. das von derselben wurzel stammende, mit *raffen* gleichbedeutende *raspôn -en* (aus **rafspôn).*

4. 1. Mose 49, 13; 5. Mose 1, 7 = *landungsstelle, hafen.* Auch im Neuen testament mehrfach. Vor Luther nicht nachgewiesen. Die belege, die Gr. wtb. 1, 335 fg. für das spätere vorkommen des wortes gegeben werden, zeigen dasselbe nur bei schriftstellern md. und nd. herkunft, mit einziger ausnahme einer stelle in Seb. Francks weltbuch. Unmittelbar von Luther hat wol Erasmus Alberus das wort; er führt es (Nov. dictionarii genus zij[a]) neben *schifflend* als deutsche entsprechung von *portus, navale, statio* auf. Lezterer beleg fehlt in Gr. wtb.

5. 3. Mose 15, 25. 26: *zur zeit yhrs beythuns,* wofür später: *z. z. jrer absonderung.* Die im glossar gegebene erklärung bezieht sich auf den zusammenhang der stelle, an der vom blutfluss der frauen die rede ist. Das verbum *beitun* belegt Gr. wtb. noch zweimal aus Luthers schriften, es bedeutet: *bei seite tun, abschaffen, entfernen.* Vgl. *beilegen,* das in der bedeutung „*bei seite legen, beseitigen*" ebenfals zuerst bei Luther begegnet. Lexer belegt *bituon bilegen* nur = *hinzutun, -legen.* Vgl. noch 3. Mose 15, 19: *die sol sieben tag bei seit gethan werden (seyn),* und auch 15, 20 haben die älteren ausgaben: *so lange sie beyseit gethan ist,* wofür zulezt: *so lange sie yhre zeit hat.*

6. Vgl. Kluge, s. 78: Luthers *bersten : brechen* Eck u. Zürich. bibel. Man sieht, dass *bresten,* die oberd. form des Lutherschen *bersten,* in der bedeutung *frangi* auch oberd. nicht mehr üblich war. Es würde wol sonst hier, wie nachher 64, auch nur die md. lautform durch die oberd. ersezt worden sein. Stalder belegt *bresten* nur in der bedeutung „*gebrechen*" und „in *kummer leben.*"

7. 4. Mose 23, 24 haben die älteren drucke: *Sihe das volck wird aufstehen wie ein junger lewe vnd wird sich brusten wie ein lewe ...,* wofür später ... *wird*

sich erheben u. e. l. gesezt ist. Die belege, welche Lexer und Gr. wtb. für *brüsten* geben, scheinen zu zeigen, das dass das wort auch in der Schweiz nicht unbekant war. Stalder belegt es in der bedeutung „sich mit aller leibeskraft stemmen.“

8. Es war bei dem plur. *byenen* (5. Mose 1, 44) wol nur die form, welche anstössig erschien, dem verfasser des glossars war neben *imme* nur *bie*, plur. *bien* oder allenfals *bin(e)*, pl. *bine(n)* geläufig. Die von Luther gebrauchte und in die schriftsprache übergegangene form *biene* ist im hinblick auf die, soviel ich sehe bei Luther durchstehende schreibung mit *ie* wol nicht wie Weigand und Kluge annehmen, = mhd. *bine* zu setzen, sondern verhält sich zu *bie* wie nom. **birne : bire*[1]. Der hergang war wol der, dass *bie* pl. *bien*, *bire* pl. *bir(e)n* in die analogie von *kröne* pl. *krön* f. *krönen: stirne* pl. *stirn* f. *stirnen; dirne* pl. *diern* f. *diernen* usw. eintraten und so die sing. *biene birne* erhielten, zu denen die plur. *bien birn* oder (mit der bevorzugung, welche seit dem 15 16. jahrhundert den durch lautliche wandlung nicht getrübten flexionsformen in der schrift zu teil wird) *bienen birnen* lauteten.

9. Vgl. Kluge, s. 78: Luthers *Blachfeld: Flachfeld, flaches, ebenes feld* in den anderen übersetzungen. *Blachen* in bezug auf 5. Mose 4, 49; 11, 30, wo die älteren ausgaben *ynn (auf) dem blachen feld* haben (später: *dem blachfeld*). Ausschliesslich md. (nd.) ist übrigens die form *blach* nicht.[2]

10. Vgl. Petri: *bang : engstig, zwang, gedreng;* Strassb. nachdr. (1524): *angst zwang gedreng.* Kluge, s. 78: Luthers *bang : trang angst betrübt bekümmert* in den anderen übersetzungen.

11. Luthers md. (nd.) form mit *a* ist die oberd. allein geltende mit *(ü) u* gegenübergestelt. Vgl. Hildebrand in Gr. wtb. 5, 161. 1705.

12 bezieht sich auf 3. Mose 23, 24, wo die ersten drucke haben: *solt yhr die heyligen feyr des denckblasens haben.* Später hat Luther dafür: *des blasens zum gedechtnis* gesezt, also ganz entsprechend der in unserm glossar gegebenen erklärung sich ausgedrückt.

13. 14. Vgl. Kluge, s. 78: Luthers *Eckel: greuel, grauen, abscheu, unlust, unwillen, verdruss* in den anderen übersetzungen. Diese fülle von ersatzwörtern, die durch unser glossar noch um einige vermehrt wird, zeigt die völlige fremdheit des Lutherschen wortes im oberdeutschen jener zeit. *Walgung* ist das wort, das Lexer als *walgunge (walgerunge wulgerunge)* = *nausea* aus Diefb. gl. u. nov. gl. belegt.

1) Im grossen und ganzen scheint Luther in seiner orthographie das geschichtliche verhältnis von *ie* und *i* trotz mancher verschiebungen im einzelnen bewahrt zu haben, wenngleich ihm *ie* sicher nur den laut des *i* darstelte. Wenigstens ist wol nirgends bei Luther *ie* fest in einem worte, welchem geschichtlich *i* gebührt. Soviel darf man doch wol aus den zusammenstellungen schliessen, welche G. Michaelis in seinen Beiträgen z. gesch. d. deutschen rechtschreibung (1880), s. 112—118 gegeben hat, während aus den dürftigen angaben, welche Karl Francke in seinen Grundzügen der schriftsprache Luthers (1888), § 10, 1 und § 31 macht, ein auch nur ungefähres bild sich nicht gewinnen lässt. Dass Luthers *biene* (der nom. sg. ist belegt Sir. 11, 3, sonst nur plur. *bienen*) nicht = *bine*, bestätigt wol auch die zusammensetzung *bienschwarm* (z. b. Richt. 14, 8), wo *bien* doch gewiss als gen. plur. von *bie* zu fassen ist, der sich in dieser verbindung erhalten hat, während das selbständige subst. sich zu *biene : bienen* entwickelte. Lexer gibt I, 278 an, die form *biene* finde sich in den predigtmärlein Germ. 3, 414, 16. Eine singularform ist dort aber nicht belegt, vielmehr nur pluralformen und zwar: *binen* 3; *bienen* 7. 12. 16. 17. 27, daneben *binenkorbe* 3, *bienekorb* 8. 11. 16. Hier scheint eine mischung der pluralformen *bien* und *binen* zu *bienen* statgefunden zu haben, es würden also diese elsässischen formen von dem Lutherschen *biene : bienen* zu trennen sein. Auch *birne : birnen* scheint md. ursprungs, Lexer belegt die form *(: stirne)* aus dem Wilhelm v. Österreich des Johann v. Würzburg, also eines dichters md. herkunft. Aus Luthers schriften belegt Dietz nur den plur. *byrn* und das kompos. *birnbaum*.

[2) Über *blach* und *flach* vgl. jezt S. Bugge, Paul-Braune 12, 411 fg. Red.]

15 ebenso in Petris glossar.

16. Das wort *feig* war oberd. wenigstens in der bedeutung „*furchtsam*“ unbekant, in welcher Luther es gebrauchte. Höchstens kante man es so in Baiern (vgl. Lexer unter *veige* und *überveigen;* Schmeller I², 695 6). Im alem. hat sich, soweit das wort überhaupt erhalten blieb (es fehlt bei Frisius u. Maaler), aus der ursprünglichen bedeutung „*dem tode verfallen*“ vielmehr die entgegengesezte bedeutung „*keck, unverschämt*“ entwickelt. Diese ist bei Dasypodius verzeichnet, und auch die übrigen belege für dieselbe, welche Grimms wtb. bietet, sind wesentlich alem., besonders elsässisch. Das Schweiz. idiotikon I, 685 gibt sie auch; das *figheit* mit der nhd. bedeutung, das ebenda angemerkt wird, ist doch klärlich aus der schriftsprache entnommen und in der lautform falsch alemannisiert. Dass aus der bedeutung „*dem tode verfallen*“ sich einerseits die bedeutung „*furchtsam*“, andrerseits „*keck, unverschämt*“ entwickeln konte, wird klar, wenn man die verschiedene wirkung erwägt, welche das bewustsein der bestimmung zum tode auf den einzelnen menschen hervorbringen kann: es kann ihn entweder niederdrücken oder ihn jede rücksicht abwerfen lassen.

17 bezieht sich auf 1. Mose 30, 41. 42: *wenn aber der laufft der frúelinge herde war legte er diese stebe in die rinnen fur die augen der herde, das sie vber den steben empfiengen. Aber in der spetlinger laufft leget er sie nicht hinein. Also wurden die spetlinge des Labans, aber die frúelinge des Jacobs.* Es sind die früh im jahre gebornen lämmer im gegensatz zu den später gebornen gemeint, die in unserem glossar gegebene erklärung also ziemlich ungenügend. Das wort ist wol von Luther gebildet, er hat es sonst noch einmal als synonym von „erstling“, (s. Dietz u. d. w.); in der bedeutung „*frühzeit des jahres*“ findet es sich nur in der Hauspostille, für deren sprache Luther ja nur sehr bedingungsweise verantwortlich ist (Köstlin II², 301). Sonst sagt Luther *lenz.*

18. 3. Mose 16, 8. 10. 26 in den älteren ausgaben, später: *der ledige bock,* d. i. der bock, den am versöhnungstage die juden frei in die wüste laufen liessen.

19. Petri gibt *feil: nachlesigkeit, versümnifs; fåle: missetat, sünde; fal: mangel, gebresten.* Hier liegt wol ein versehen vor. Luther scheint im gebrauch der form *feil* durchaus fest gewesen zu sein, wie komt Petri dazu *fåle* (das nicht wie Socin s. 239 meint, form des plur. zu sein braucht, s. Lexer u. d. wt.) als Luthersche form daneben aufzuführen? Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass *fåle* mit als erklärung für *feil* stehen solte, dass es aber in folge seines anlautenden *f* unter die zu erklärenden wörter geriet. Demnach würden die folgenden *missetat, sünde* ebenfals als synonyma von *feil* zu nehmen sein. Diese passen jedoch nicht wol als solche zu *feil,* sehr gut aber zu dem folgenden *fal,* wenn die erklärung im hinblick auf Rom. 11, 11. 12 gegeben wurde, wo *fal* = *παράπτωμα* (Vulg.: *delictum*) steht. Für die annahme, dass *fåle* als interpretamentum nicht als lemma aufzufassen ist, spricht auch der umstand, dass *vaele vael,* wie die belege bei Lexer u. Gr. wtb. 3, 1419 zeigen, in Oberdeutschland wol bekant war, auch Maaler kent es. Demnach wäre so herzustellen:

feil: nachlesigkeit versümniss fåle mangel gebresten
fal: missetat sünde.

Der verfertiger unseres glossars wolte nun offenbar das im pentateuch mehrfach begegnende *feil* erklären, er fand in dem ihm sicher vorliegenden Petrischen verzeichnis bei *feil* eine für die betreffenden stellen (einen feil haben; an dem (k)ein feil ist) gar nicht passende bedeutung, dagegen eine solche bei *fal,* diese nahm er auf und

sezte vielleicht aus blossem versehen statt *feil* das ihm geläufige *faͤl* als lemma dazu.

20. Die erste der beiden erklärungen geht auf 4. Mose 15, 38; 5. Mose 22, 12; die zweite, die gewöhnliche bedeutung enthaltend, geht auf stellen wie 1. Mose 7, 14. Für das oberd. war die lautform durch das md. *i* der stamsilbe fremdartig.

21. 22 ebenso in Petris gloss. Zu 22 vgl. noch Kluge, s. 79, der die ersetzung von *gefäss* durch *geschirr* aus allen verglichenen übersetzungen nachweist.

23. In der bedeutung, die hier im hinblick auf 2. Mose 27, 3; 35, 13 usw. gegeben wird, ist das überhaupt md. beliebte wort nur aus md. denkm. zu belegen. Die md. lautform liess es in Basel noch fremdartiger erscheinen.

24 meint 2. Mose 9, 31: *denn die gersten hatte geschosset.* Das verbum *schossen* = schosse treiben, keimen usw. scheint md. (und bair. Schmeller II², 479).

25. Gemeint ist zweifellos 3. Mose 19, 19, wo die älteren drucke *mit gemang korn* bieten für das spätere „*mit mancherley samen.*“ *Gemangkorn* ist eine zusammensetzung, die Hildebrand in Gr. wtb. IV, 1, 2, 3164 als thüringisch (besonders aus Erfurt) nachweist. So kann das vorkommen dieses ausdruckes bei Luther, welches Hildebrand entgangen, nicht befremden. Der verfertiger unseres glossars nahm *gemang* für ein adj., während es das a. a. o. von Hildebrand ebenfals mit reichlichen belegen nachgewiesene md. subst. *gemang* = gemenge, mischung ist. Vgl. die gleichfals thüring. zusammensetzungen *gemangfutter, gemangfische.*

26. 3. Mose 23, 14, wo die älteren ausgaben: *kein brot noch kuchen noch grütz* haben statt des späteren: *kein new brot noch sangen noch korn.*

27. 4. Mose 8, 4, wo die erste ausgabe *gedeyen gold* hat, von der zweiten an: *tichte g.* Ebenso ist auch 4. Mose 10, 1 das anfängliche *von gedeyem silber* in der zweiten ausgabe durch *von tichtem s.* ersezt. Das adj. *gedeihe,* welches hier vorliegt (Gr. wtb. 4, 1, 1, 1984. 2021) war örtlich und social (bergmannswort und wol daher Luther geläufig) so beschränkt, dass die unverständlichkeit desselben in Basel nur natürlich ist. Auch die anwendung des seit dem ahd. in adjektivischem gebrauch befindlichen prtc. *gedigen* auf die erze dürfte damals oberd. nicht vorhanden gewesen sein.

28. Die an sich nicht wol verständliche erklärung ist offenbar mit beziehung auf 5. Mose 20, 6 gegeben: *Welcher einen weinberg gepflantzet hat vnd hat jn noch nicht gemein gemacht, der gehe hin vnd bleibe da heime, das er nicht im kriege sterbe vnd ein ander mache jn gemeine.*

29. Die erklärung, die das Wolfsche glossar von *grentze* gibt, ist selbständig, dagegen hat der Colmarer (?) druck die in Petris glossar und den widerholungen desselben befindlichen erklärungsworte. Kluge, s. 79 weist als ersatzworte für *grenze* aus den andern übersetzungen „*gegend*“ und „*landmark*“ nach.

30. Dieselbe erklärung gibt Petri und seine nachfolger. Kluge, s. 79: *bühel* und *hubel.*

31. *hagen* war wol nicht bloss in der md. form *hain* in Oberdeutschland unbekant, sondern hier überhaupt aus der lebendigen sprache geschwunden. Es galt dafür *hag.*

32. Die bekante jedenfals von Luther herrührende bezeichnung des israelitischen jubeljahrs, das durch den hall der posaunen verkündet wurde. Hauptstelle 3. Mose 25, 10. 11.

33. 3. Mose 21, 20.

34. 5. Mose 23, 18.

35. *Kebse* ist dem alem. wol nicht eigentlich fremd, wenigstens lässt es sich amhd. aus alem. dkm. (z. b. aus Notker) belegen. Die verdeutlichende zusammensetzung *kebsweib* ist schon vor Luther vorhanden, scheint aber nach den belegen bei Lexer mehr md. Diese war es also vielleicht, die anstoss gab; möglich auch, dass *kebse* sich überhaupt aus dem gebrauch oder wenigstens aus dem gebrauch der gebildeteren verloren hatte.

36. 3. Mose 11, 26. Ein echt nd. (md.) wort s. Gr. wtb. 5, 1613.

37. 2. Mose 9, 31. Auch hier gab wol einerseits die lautform (oberd. ist *knode*, vgl. *knödel*) anstoss, andrerseits und besonders aber die verwendung des wortes zur bezeichnung der samenkapseln des flachses.

38. Vgl. Kluge, s. 79: Luthers *kelter: trott, torckel* in den andern übersetzungen ausser bei Eck, der *kelter* beibehält. Vgl. auch Kluge, wtb. u. d. w.

39. Vgl. 5. Mose 21, 4: *in einen kiesichten grund.* Dem zusammensteller des glossars ist hier sonderbarer weise die alem. form des adj. in die feder gekommen, vgl. Gr. wtb. 5, 698, c). Nahm er es nur auf wegen des *ie* f. *i*?

40. Oberd. war nur *kriegen* schw. bekant und nur die bedeutungen „sich anstrengen, streiten", nicht aber „erlangen, ergreifen." Das eigentliche alem. kent leztere bedeutung auch heute noch nicht. Gr. wtb. 5, 2235. Seiler, Basler mda. sagt, dass *kriege* = erhalten in Baselstadt neben *bekó* gebraucht werde, in Baselland dagegen fast gar nicht. Es ist also deutlich ein nur durch die schriftsprache teilweise eingebürgertes wort.

41. Ebenso in Petris glossar; vgl. noch Kluge, s. 80: Luthers *lippe: lefze* in den andern übersetzungen.

42. Petris glossar gibt als zweites ersatzwort *vmbwenden.*

43. 1. Mose 33, 14: *ich wil meilich hinnach treiben.* Luther scheint das wort ausser an dieser stelle, wo es in allen ausgaben sich findet, nur noch 2. Mose 23, 30 gebraucht zu haben, wo es in den späteren ausgaben durch „*einzeln nach einander*" ersezt ist. Heyne führt Gr. wtb. 6, 1456 noch zwei belege aus Luther an, wo aber *mehlich* steht. Das wort war also Luther wol nicht eigentlich geläufig, *almehlig* scheint bei Luther gar nicht vorzukommen. Luther gebraucht andere ausdrücke für diesen begriff, z. b. *mit der weile* Weish. 12, 8. Sicher aber war *meylich melich* md. sprachgut.

44. Die belege für *pûke pauke* aus älterer zeit weisen allerdings wol mehr auf Mitteldeutschland und Baiern als auf das verbreitungsgebiet dieses in seinem ursprung dunklen wortes hin.

45. 4. Mose 11, 5. *pfebe(n)* ist weniger md. als vielmehr wesentlich bair., jedenfals von beschränktem verbreitungsgebiet.

46. Das lehnwort war in seiner alten form gewiss auch in Alemannien üblich, wie die mhd. belege zeigen, anstoss gab also wol die form mit *b*, vielleicht auch die herabgedrückte bedeutung. Auch Petris glossar hat *Pubelvolck: heylos vnnütz volck* und Kluge, s. 80 weist nach, dass Eck dafür *Pöfel* oder *gemeines volck,* die anderen den lezteren ausdruck gebrauchen.

47. 1. Mose 24, 8. 41: *des eydes quit.*

48. *regen* scheint zwar md. häufiger als oberd., doch ist es dem lezteren keineswegs fremd. Also handelt es sich hier wol widerum nur um die besondere verwendung dieses verbums in Luthers übersetzung. 1. Mose 8, 17; 9, 7 steht: *reget euch auff erden,* dies erschien dem Alemannen zu blass, zu wenig ausdrückend.

Das „*braucht euch*“ ist natürlich = mhd. *brouchet iuch* d. i. biegt euch, nicht = mhd. *brûchet iuch*.

49. *rand* findet sich in den älteren drucken der 5 bücher Mose, so viel ich sehe, an folgenden stellen: *am rande des wassers* 2. Mose 2, 5; *an eines jglichen teppichs rand* 2. Mose 26, 11; *an jglichen teppich am rand* 2. Mose 36, 17; *vnd hefften sie an die zwo ander ecken des schiltlins an seinen rand* 2. Mose 39, 19. An allen diesen stellen, ausser an der ersten hat Luther später *ort* für *rand* gesezt. In der erklärung unseres glossars ist *örter* natürlich in der bedeutung „endpunkte“ zu nehmen, nicht als loci. — Dass *rand* in seiner nhd. bedeutung damals in Basel unverständlich war, ist begreiflich, dieselbe ist jedenfals md. ursprungs.

50. Unbekantschaft mit dem worte *schulter* ist kaum anzunehmen. Wüste man genau, welche besondere stelle des pentateuchs der verfasser des glossars im auge hatte, so liesse sich vielleicht bestimmen, woran derselbe anstoss nahm. Das wort ist sehr oft gebraucht zur bezeichnung des vorderbugs der opfertiere (2. Mose 9, 22; 3. Mose 7, 32 u. ö.; auch in der zusammensetzung *hebeschulder* 2. Mose 9, 27; 3. Mose 10, 14 u. ö.), ausserdem, so viel ich sehe, von der menschlichen schulter nur 2. Mose 28, 12: *auf seinen beiden schuldern tragen;* 5. Mose 33, 12: *vnd wird zwischen seinen schuldern wohnen.* Wie weit Luther selbst *schulder* und *achsel* unterscheidet oder synonym gebraucht, vermag ich nicht festzustellen. Dietz (u. *achsel*) behauptet, dass Luther beide im algemeinen als gleichbedeutend verwende. Das scheint z. b. 2. Mose 28, 7. 12. 23 zu bestätigen, wo in den späteren ausgaben *achsel* und *schulter* gleichbedeutend gebraucht scheinen. Dass aber Luther doch einen unterschied kante, wenn er ihm auch, wie uns heutigen, nicht immer zweifellos klar vorschwebte, zeigt die auch von Dietz beigebrachte stelle Hiob 31, 22: *so falle meine schulder von der achseln.*

51. 2. Mose 20, 26: *auff stuffen.* Vgl. Kluge, s. 87, der für Luthers *stufe : staffel (stapfel)* in den anderen übersetzungen nachweist. Das fem. *stufe* dürfte wol md. sein. Ein fem. *stuofa* wird für das ahd. angesezt (Weigand, Schade, Kluge); auf grund von *slégon stuofa : gradus scalarum* in Notkers Boethius (Piper I, 10, 31), wo aber *stuofa* ebensowol als n. plur. von *stuof* m. genommen werden kann (plur. erfordert der zusammenhang). Ferner führt Graff 6, 658 an *steora uel österstuopha* als bezeichnung einer ostfränkischen abgabe. Auch hier ist plur. von *stuof* wol denkbar, andernfals hat man hier einen md. beleg für das fem. Für mhd. *stuofe* gibt Lexer 3 belege, davon ist einer md. (Frauenlob), die beiden andern in der Kolmarer liederhandschrift sind nicht beweisend: *die mich ane ruofen | in riuwe stuofen | die wil ich* Bartsch 6, 327; *ûz der sünden stuof (: geschuof)* 7, 15.

52 mehrfach in den 5 büchern Mose. Vgl. auch *schilfmer.* Das wort scheint allerdings oberd. nicht grade häufig zu sein, wenn auch nicht ganz zu fehlen.

53. *schicht* komt, so viel ich sehe, nur 3. Mose 24, 6 vor: *vnd solt sie legen je sechs auff eine schicht auff den feinen tisch fur dem Herrn*, vgl. ausserdem 1. Mose 6, 16: *Das vnterteyl soltu zweischichtig vnd dreyschichtig machen* in den älteren drucken, wofür später: *Vnd sol drey boden haben, einen unten, den andern in der mitte, den dritten in der hõhe.* — Vgl. Kluge, s. 80: *in schichten : in rotten* Eck (geht auf Mc. 6, 40; Lc. 9, 14). — Das merkwürdige wort, das Luther wol aus der bergmannssprache geläufig war, ist vor ihm, wie die belege bei Lexer lehren, wesentlich nur im md. verbreitet.

54. 4. Mose 4, 9: *den leuchter des liechts vnd seine lampen mit seinen schneutzen vnd nepffen.* *Abbrech(e)* = lichtschere ist auch sonst in glossaren

nachweisbar (s. Lexer) und noch heute in der Schweiz gebraucht; *bützer* = putzer. *putzen* scheint wesentlich oberd.

55. Vgl. bei Petri: *schwelgerei: überfluss in essen vnd trincken.* Diese sonst auch oberd. vorkommenden bildungen waren also in Basel unbekant.

56. Da *toben* in Alemannien gewiss nicht unbekant war, kann sich diese bemerkung nur auf eine besondere verwendung des wortes beziehen. Es wird wol 2. Mose 15, 14 gemeint sein. *Da das die völker höreten, tobeten sie, angst kam die philister an* lautet dieser vers in den ältesten ausgaben, später hat Luther für *tobeten: erbebeten* gesezt. Die erklärung *grymmig, zornig sein* ist wol nach der vulgata gemacht, wo der vers lautet: *Ascenderunt populi et irati sunt; dolores obtinuerunt habitatores Philisthiim.*

57. 1. Mose 34, 25. *turst* nebst seinen ableitungen scheint hauptsächlich bair. und md. verbreitet gewesen zu sein, wogegen *geturst* usw. auch alem. vorkommen, *getursteclîche* z. b. bei Nic. v. Basel und Closener.

58. Petri hat *töpferen: erden geschir;* Kluge, s. 81 erwähnt die vertretung des Lutherschen *topf, töpfer* durch *hafen, hafner* in den anderen übersetzungen.

59. 3. Mose 11, 27: *alles was auf tappen gehet* (*quae incedunt quadrupedia* Vulg.). Das seltene wort von Lexer nur als *tâpe* belegt.

60. Petri hat *ausgerottet: von der rott abgesündert, außgerüt,* die Strassburger und Nürnberger ausgaben lassen das leztere wort fehlen, der Kolmarer glossenverfertiger liess auch *von der rott* weg und so kam die etwas wunderliche widergabe des „*ausgerottet*“ durch *abgesündert* zu stande. Die Petrische etymologie zeigt, dass das md. *rotten* als nebenform von *rüten* nicht empfunden wurde.

61. *verleumden -er* ist in der tat md. Das subst. *verdachter* scheint sonst nicht belegt.

62. 3. Mose 21, 18: *er sey blind, lahm, mit einer scheußlichen nasen, mit vngehewrem gelid* (später: *m. e. seltzamen nasen, m. vngewönlichem g.*); 3. Mose 22, 23: *ein ochsen oder schaf, das vngehewre gelid oder kein schwantz hat* (später: *d. ungewonlich g. oder wandelbar gelid hat*). Fremd erschien dem verfasser des glossars vielleicht nicht sowol das wort selbst als die verwendung in der blassen bedeutung *deformis.*

63. 2. Mose 20, 18 heisst es in den älteren drucken: *vnd alles volck sahe den donner und blix ... vnd furcht sich vnd wancketen,* wofür später: *vnd alles volck ... Da sie aber solches sahen flohen sie.* Der verfasser des glossars hielt das ihm gewiss bekante wort *wanken* wol nur nicht für passend an dieser stelle, (der einzigen, an der es sich findet), vielleicht im hinblick auf das *pavore concussi* der Vulgata.

64. 3. Mose 18, 14. Luther hat die md. form *wase* in allen ausgaben festgehalten.

65. Während das subst. *wansin* 5. Mose 28, 28 in allen ausgaben steht, ist *wansinnig* 5. Mose 28, 34 später von Luther durch *vnsinnig* ersezt worden. Vor Luther ist *wansinn -ig* nicht nachweisbar. Weigand gibt als ältesten ort des vorkommens sogar das Nov. dict. genus des Erasm. Alberus an.

66. Vgl. bei Petri *ziegenfell: geyßfell, kitzenfel;* Kluge, s. 82 Luthers *ziegenbock: geißbock* bei Eck und in der Züricherbibel.

67. Es scheint in den 5 büchern Mose allerdings nur diese form *zehenden* (a. sg.; n. a. pl.) vorzukommen, daher hier angesezt. Die erklärung soll nicht den

begriff von *zehente* geben, sondern denselben durch eine ähnliche bildung der heimischen sprache nahe bringen. Dass dies nötig erschien, ist allerdings auffällig.

68. Mit *zuchter* hat Luther in den älteren ausgaben den *nazir* widergegeben 4. Mose 6, 13. 18. 19. 20. 21, später hat er dafür *verlobter* eingesezt. An diesen stellen haben die älteren ausgaben auch *zucht* statt des späteren *gelübd*.

Zu *brothausen* vgl. die von Dietz I, 349[a] angeführte übersetzung Luthers: *brothaus*; hier ist dies sehr hübsch in einen deutschen ortsnamen umgewandelt.

Bemerkenswert ist, dass in den erklärungen dieses glossars (ebenso wie auch in dem des Petrischen) der vokalismus der gemeinsprache herscht, ausgenommen *fyn* 27.

GREIFSWALD. P. PIETSCH.

UM STÄDTE WERBEN UND VERWANTES IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG DES 16. UND 17. JAHRHUNDERTS, NEBST PARALLELEN AUS DEM 18. UND 19.

I.

Reinhold Köhler, der um die samlung und vergleichung von verwanten zügen in sage und dichtung hochverdiente gelehrte, hat wol zuerst eine grössere anzahl von stellen, welche die eigentümliche betrachtung einer stadt als braut des sie begehrenden zum ausdruck bringen, zusammengetragen und nach gewissen unterscheidenden gesichtspunkten rubriziert[1]. Er hat auch diese eigentümliche gattung halbdramatischer gelegenheitspoesie in ihrer verschiedenartigen bedeutung soweit gekennzeichnet, dass für einige nachträge auf seine ausführungen verwiesen sein mag.

Zunächst berichtige und ergänze ich seine mitteilung über ein gedicht, das ihm nicht selbst zugänglich war. Es führt folgenden genau kopierten titel[2]: „Bulschafft der sich representierenden Eidtgenössischen Dam, welche ein. Hochloblichen Eidtgenoschaft ihre Herzensgedanken in treuen eröffnet, mit Vermelden, dass sie Ihr verlobte tragende Jungfrauschaft gegen allen ihren aussländischen Buhlen rein behalten, sich

1) Archiv für litteraturgeschichte I (1870), s. 228—251. Vor ihm gaben hinweise Soltau, 100 deutsche histor. volkslieder (1836) s. 509 und Hildebrand in seiner daran angeschlossenen 2. samlung von 100 liedern (1856) s. 93 und 372; einen weiteren beleg veröffentlichte J. M. Wagner, Archiv f. d. geschichte deutscher sprache und dichtung I (1873) s. 160, im anschlusse an Köhler.

2) Derselbe beruht ebenso wie die sonstigen angaben auf dem (1886) im antiquarischen katalog nr. LX von H. Georg in Basel unter nr. 336 verzeichneten exemplar, von welchem ich seinerzeit einsicht nehmen liess: über den gegenwärtigen verbleib desselben ist mir nichts bekant. Köhler a. a. o. s. 240 stüzt sich auf Weller, Annalen I, 189 nr. 1020.

in Ehestand nit einlassen, sondern by ihrem bis dahin tragenden Kranz ihr Leib, Ehr, Gut und Blut aufsetzen, darbey leben und sterben wolle. Kan nebet diesen aussgesetzten Melodeyen, nach gesungen werden in folgenden. Es ist das Heil uns kommen her.... Auch in der Melodey d. Buhlschaft zu Brysach, zu 4 Stimmen aussgesetzt. Wie gut es gemeint mit dem Vatterland.... Alles nach dieser Landen Redensart. In Verlegung Caspar Wurmanns, von Wisendangen, Im Jar 1676." In duodezformat enthält das gedicht 7 blätter mit der zueignungsschrift, 1 leeres blatt und 56 seiten text. In lezteren sind noten in vierstimmigem satz eingedruckt. Ich gebe hier den anfang der anrede:

Ich bin die Dam der Eidtgnoschaft,
Ich muss mich präsentiren,
Ich trag noch rein mein Jungfrauschaft,
Das thut mein Kranz schön zieren.
Eidtgnoss halt steiff zu meinen Kranz,
Der blühet schön und ist noch ganz,
Kein blum lass ich drauss zehren.

Zu bemerken ist noch, dass die in dem titel angezogene „Breysacher buhlschaft" das landläufigste dieser um die mitte des 17. jahrhunderts zahlreichen lieder gewesen zu sein scheint, wie aus der längeren reihe von fassungen, die Köhler s. 237 fgg. bespricht, und obigem hinweis entnommen werden darf.

Zwei personifikationen der Schweiz, welche auf einem ähnlichen allegorischen gedanken beruhen, bieten die dichtungen zweier nach lebenszeit, anschauungsweise und künstlerischem vermögen grundverschiedenen schriftsteller. Während nun aber Pamphilus Gengenbach in seinem nach Goedeke[1] schon um 1514 geschriebenen dramolet „Der alt Eydgnoss" das sinbildlich durch einen alten Schweizer vorgestelte land von seiten verschiedener auswärtiger mächte umwerben lässt, hat Johann Caspar Weissenbach in seinem 1673 zu Zug gedruckten volksschauspiel in versen „Eydgenossisches Contrafeth Auff- vnnd Abnemmender Jungfrawen Helvetiae, von gesammter Burgerschafft löbl. Stadt Zug durch öffentliche Exhibition den 14. vnd 15. Sept. Anno 1672 vorgestellt. — Der Ander Theil, Das ist Abnemmende Helvetia"[2] wirk-

1) Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von Karl Goedeke (Hannover 1856) s. 543 fgg. Abdruck des gedichts ebenda s. 12 fgg. Vielleicht hat sich gerade auf Schweizer boden die eigentliche idee der eigenartigen anschauung in dem von Rochholtz, Alemannisches kinderlied und kinderspiel aus der Schweiz (Leipz. 1857) s. 410 fg. besprochenen fangspiel „Das thürmlein" erhalten, wie ich lezteres ausdeuten möchte.

2) „Zu Zug gedruckt Bey Jacob Ammon Im Jahr 1673."

lich sein vaterland als von feinden bedrängte jungfrau auf die bühne gebracht. Der gang der handlung hält zwar diese symbolisierung aufrecht, bietet aber für unser thema nichts bemerkenswertes, so dass ich auf die analyse des litterarhistorikers, der wol zuerst näher auf dieses stück eingieng, W. Menzels[1] verweisen kann.

Ein deutlicheres beispiel aus dem reformationszeitalter liefert erst ein glücklicher fund, welchen Rudolf Genée vor einigen jahren machte. Dieser berichtete über denselben, einen meistergesang von Hans Sachs, im Correspondenten von und für Berlin (decbr. 1885) wie folgt:

„Das gedicht, welches ganz zweifellos von Hans Sachsens eigener hand geschrieben ist, steht auf sechs ungewöhnlich hohen, aber schmalen folioseiten und enthält dreihundert verse. Die überschrift lautet:

> „Klagspruch der Stat Nürnberg ob der Unpillichen Schweren pelegerung Markgraff Albrechts Anno 1552."

Datiert ist die handschrift vom 16. juni 1552, also wenige tage vor dem friedensschluss, welcher jener grausamen belagerung endlich ein ende machte. Das gedicht ist ein gespräch, welches zwischen Nürnberg (als „fräulein" bezeichnet) und dem dichter gehalten wird, und das „fräulein" schliesst es mit der hofnung, dass gott endlich die stadt erlösen möge —

> „Dass ich wider zunehm und wachs,
> Das wünscht von Nürenberg Hans Sachs."

Ich füge noch hinzu, dass in des dichters eigenhändig geschriebenem generalregister, welches sich in Zwickau befindet, ein gedicht unter dem titel „Klagspruch der stadt Nürnberg" verzeichnet steht, und zwar mit hinweis auf das siebente spruchbuch. Dieses siebente von den 18 handschriftlichen spruchbüchern des dichters ist aber, wie noch andere, bis jezt nicht ans licht gekommen, und auch dieses gedicht sowie alle auf den markgrafen bezüglichen wurden nicht in den druck gegeben. Die nun aufgefundene aparte handschrift des gedichts ist von Hans Sachs einem freunde am 3. februar 1553 verehrt worden, wie einige zeilen auf der lezten seite, leider ohne unterschrift, uns benachrichtigen."

In den weiteren sätzen dieser vom 18. dezember 1885 datierten mitteilung spricht Genée nur noch von dem schicksale des manuscripts soweit dasselbe nachweisbar[2], berührt aber die zugehörigkeit des gedich-

1) Geschichte der deutschen dichtung (Stuttg. 1859) II, s. 416.

2) 1836 gelangte es mit vielen anderen aus dem besitze des preussischen generalpostmeisters von Nagler in die Berliner kgl. bibliothek.

tes zu einer ganzen klasse von inhaltsverwanten mit keinem worte, so dass ihm dieselbe unbekant zu sein scheint. Und doch hat gerade dieses eine hervorragende bedeutung als deutliches zeugnis dafür, dass schon um die mitte des 16. jahrhunderts dieser von Schack[1] in spanischen romanzen vor 1550 nachgewiesene und auf orientalische vorbilder[2] zurückgeführte stoff auch in Deutschland gäng und gäbe war. Denn nach verschiedenen ausdrücken, welche in dieser zeit bei der schilderung entsprechender situationen gebraucht werden, ist der rückschluss gestattet. Man betrachte dazu folgende beliebig gewählte beispiele:

In einem 1542 anonym gedruckten[3] „Lustig Gespräch der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des grossen Scharrhansen Herzogen Heinrichs von Braunschweig“ heisst es vers 72 fgg.:

> Die zwo erlich stet Braunschweig und Goslar
> Solten fur im stehen grosse gefar.
> Die wolt er der massen treiben und zwingen,
> Dass sie im müsten seins gefallens ein liedlin singen.
> Es würde im niemant dürfen weren,
> Er wolt sich auch an ir mit verwanten nicht keren.

Ganz genau entspricht diesen worten eine stelle in einem inhaltlich eng damit zusammengehörigen „Bekentniss und Clag Herzog Heinrichs von Braunschweig des Jüngern“[4] v. 155 fgg.:

> An den beiden steten im reich
> Goslar und Braunschweig zugleich,
> Die selben auf das hertst bedrengt.
> Aber das mich am sersten krenkt:
> Ich hab sie nicht können zwingen wie ich gewolt,
> Wie saur ich mich dagegen gestalt.

1) Poesie und kunst der Araber in Spanien und Sicilien (1865) II, s. 117.

2) Eines derselben, bei Mirchondi Historia Seldschuckidarum ed. Vullers 16, wo es von einem fürsten, der seine residenz verlässt, heisst: „er heftete der gattin des reiches eine dreifache ehescheidung an den saum ihres schleiers“, besizt bei Homer (Od. 13, 388; Il. 16, 100) eine merkwürdige parallele in dem „*Τροίης ἱερὰ κρήδεμνα* („stirnband“) *λύειν.*“ Vgl. L. Döderlein, Homerisches glossarium nr. 739, Ameis und Düntzer zu v. 388, auch hymn. Cerer. 151 *κρήδεμνα πόληος* (ebenso Hesiod *ἀσπὶς Ἡρ.* 105). Fr. Kummer, Tarquin (Lpz. 1888) IV, 2 (s. 101): „Ich brach der zinnen jungfräulichen kranz.“

3) Schade, Satiren und pasquille aus der reformationszeit I, s. 54 u. 217.

4) Schade a. a. o. s. 68 und 220.

5) Schade a. a. o. s. 77 und 222.

Eine dritte stelle aus derselben situation, in „Bruder Veits Landsknechts im Lager vor Wolfenbüttel treuliche Warnung“ [5] v. 25 fg.:

Dadurch er der armen stete Goslar und Braunschweig
Vermeint mechtig und ir herr zu sein zu gleich

berührt sich eng mit v. 45 in „Ein new Lied vom Türcken usw., Nürnberg durch Christoff Gutknecht“ (1529?) [1], wo dem Wien belagernden „Türk“ zugerufen wird: „der stat soltu nicht gweltig sein.“ Man übersehe nicht den doppelsinn des „mechtig (gweltig) sein“, was hier wol ähnliches bedeutet als unser „vergewaltigen“ und des „herr sein“ = „vermählt, gatte sein.“ [2] Schliesslich erwähne ich noch einige stellen aus dem berühmten landsknechtliede von der „Pavier schlacht.“ [3]. Es heisst da v. 4 „von dem könig aus Frankreich“:

Mailant das wolt er zwingen

und v. 9 fg.: Er zug fur ein stat, die heisst Mailant,
die selbig tet er zwingen,

wozu man die oben angeführte kongruente wendung bezüglich Goslars vergleiche. Ganz deutlich ist die anthropomorphische auffassung in v. 70 desselben liedes, wo erzählt ist, dass das belagerungsheer verstärkt worden:

Pauia tet sich des freuen.

Dem lezteren ausdrucke begegnen wir in einem anderen zeitgenössischen liede wieder, dem 1552 von Frankfurt aus verbreiteten fliegenden blatte „Von der belagerung der stadt Frankfurt“, welches Arnim und Brentano — wahrscheinlich aus „Der Weit-berühmten usw. Handels-Stadt Frankfurt am Main Chronica. Durch A. A. v. Lersner. 1706“ s. 388 — in „Des knaben wunderhorn II, 336“ aufgenommen haben. Ich setze die dritte strophe daraus ganz hierher, da die bezügliche anschauung durch dieselbe durchgeht:

Stadt Frankfurt an dem Maine!
Dein lob ist weit und breit,
Treu, ehr und glauben reine,
Mannliche redlichkeit
Hast du mit deinem blute

1) Abgedruckt bei Körner, Historische volkslieder aus dem 16. und 17. jahrhundert (Stuttg. 1840) s. 150.

2) Über mhd. *gewalt* für „die rechte eines ehegemahls oder begünstigten liebhabers“ vgl. Uhl, Unechtes bei Neifen (Paderb. 1888) s. 31.

3) Abgedruckt bei Soltau, Einhundert historische volkslieder² (Leipz. 1845) s. 287 fg.

Erhalten ritterlich.
Vertrau dem herrn du gute,
Er hilft unschuldgem blute.
Dess sollst du freuen dich.

Man erkent, dass hier das verhältnis der belagerten festung zu ihren bedrängern ganz ähnlich wie in den bisher beigebrachten belegen gedacht ist. Verwante betrachtungsweise kehrt in mannigfacher modelung im reformationszeitalter wider. Man vergleiche z. b. das von H. Fischer, German. 23, 57 fg. mitgeteilte „historische lied des XVI. jahrhunderts“, wo u. a. folgende verse vorkommen:

Venedig, sych dich eben für
Dein hochmůt würt gestilt, glaub mir
Dein geyt, vñ üppig eytel eer
Mag nit vertragen bliben mer.

Weiterhin heisst es von der trotzigen stadt, die gewissermassen unter dem bilde einer spröden kokette erscheint:

Bapst, keyser darzů achtest klein,
In eygnem gwalt vertrőst allein.
Venedig, sych dich eben für.
Dañ dir die straff ligt vor der thür,
Durch keyser Maximilian.

Man möchte gewiss auch anderwärts in der litteratur des 16. jahrhunderts noch beispiele auftreiben können. Aber mir komt es nur darauf an, aus der volksmässigen anwendung dieser metonymie ihre gebräuchlichkeit in der in frage stehenden periode zu erweisen, zum wenigsten, dass sie gleichsam in der luft lag, wenn auch nicht viele belege von der handgreiflichkeit des Sachsischen vorliegen.

Jedoch stehen neben diesen zeugnissen für die gemeinverständliche anschauung des „um städte werben“ eine reihe von verschiedenartigen wendungen, welche denselben grundgedanken in weniger ausgeprägter form widerzugeben versuchen. Auch hier gebührt einer stelle des Hans Sachs zeitlich die führung. Ich meine die allegorische deutung der „4 fräulein“, welche Nürnbergs kraft und stärke sinbildlich verkörpern sollen, in dem als ein kabinetsstück sinniger und poesieumflossener didaktik bekanten lobspruch der stadt Nürnberg[1]. Vom hauche edelster vaterlandsliebe verklärt, ersteht hier ein farbenbuntes gemälde der phantasie, welches in dem alten gedanken fusst, dass der glanz einer in ihrer macht- und glanzfülle allen anfechtungen siegreich

1) Gedichte, buch I, t. 4, bl. 404. Vgl. v. 265 fgg., 285 fgg., 289, 300 fgg. usw.

gewachsenen stadt der frischen und reinen blüte unberührter jungfräulichkeit vergleichbar sei. Weisheit, gerechtigkeit, wahrheit und stärke sind die „4 fräulein“, deren gleichsam unverlezte keuschheit Nürnbergs schutz und schirm bedeutet.

Man fühlt sich unwilkürlich an die vollere ausgestaltung dieses gedankens erinnert, wie wir ihn in andern nummern dieses stofkreises finden, so in dem „Halt dich Magdeburg“ betitelten „Flugblatt aus der reformationszeit“, welches Arnim und Brentano in „Des knaben wunderhorn“ (1. ausg. II, 102) zum abdruck brachten. Ich führe als charakteristisch nur strophe 5—7 an:

So will ich nicht verzagen,
Ich armes mägdelein,
Christum will ich es klagen,
Der wird mein schutzherr sein.

Magdeburg bin ich genennet,
Ganz frei und wohl bekannt,
Ich trau auf Christ vom himmel,
Mir hilft seine gewaltige hand.

Die mittel will ich brauchen,
Die mich mein bräutgam lehrt,
Vor diesem beschornen haufen
Bin ich noch unversehrt.[1]

Die sprechende stadt weist also die umwerbungen ihrer feinde schroff zurück, indem sie sich gewissermassen auf ein verlöbnis mit Christus beruft. Hierdurch ist aber nicht bloss die reichhaltige anzahl der von Köhler zusammengestelten lieder dieser art, welche sich auf Magdeburg beziehen, um eins vermehrt[2], sondern zugleich erwiesen, dass die belagerung der stadt durch Tilly vom jahre 1629 keineswegs die erste ist, welche zu einem solchen gedichte angeregt hat. Es verdient hierbei noch angemerkt zu werden, dass das in „Des knaben wunderhorn“ unmittelbar folgende gedicht „Die Magdeburger fehde“[3], welches

1) Allerdings ist in dieser hochdeutschen fassung manches etwas entstelt; man vergleiche die niederdeutsche bei Uhland I, 554 und v. Liliencron IV, 515.

2) „Tilly nach der schlacht bei Breitenfeld“, ein auf urkundliches material gestüzter aufsatz (Schnorrs v. Carolsfeld?) im Arch. f. lit.-gesch. VI, 53—85 bietet viele fälle für Magdeburg, aber ohne das typische des werbens zu streifen.

3) Quelle ist „Cyriacus Spangenbergs Chronik von Aschersleben. Eisleben 1572. Petri.“ Das gedicht steht Des knaben wunderhorn II[1], 106.

noch ins dritte viertel des 16. jahrhunderts gehört, zwar diese anschauung nicht gerade heraus ausspricht, aber doch in mannigfachen anklängen die anlehnung an das vorhergenante gedicht aufweist[1]; in strophe 11 und 12 bricht die personifizierung der stadt, allerdings unter einem etwas andersartigen bilde, ganz deutlich durch. Auch bleibe nicht unerwähnt, dass die von Köhler a. a. o. s. 231 mehrfach belegte auffassung der werbung als einer aufforderung zum tanz sich in der ganzen gattung öfters widerholt; ich erinnere an die geschickte einflechtung dieses motivs in einem neueren aber nicht minder volksmässigen beispiel, „Die befreiung Wiens“[2] strophe 17:

Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu tanz und wein.

Köhler a. a. o. s. 231 (und anm.) wies schon auf diesen zug hin.

Wie verbreitet jene übertragung aus dem sozialen leben auf die städtebelagerung schon im 16. jahrhundert gewesen sein muss, erhelt aus der anzahl verschiedener fassungen des „Halt dich Magdeburg“, die heute noch nachweisbar sind. Die geläufigste ist freilich wol erst um die mitte des 17. jahrhunderts, anscheinend infolge der belagerung von 1629—31, endgiltig fixiert worden. So liegt sie uns im Venus-gärtlein (Hamburg 1659) s. 55—57 vor, und bei Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche volkslieder I, 1, 553 ist aus einem mundartlichen liederbuche eine wortgetreue plattdeutsche übersetzung derselben mitgeteilt. Aber wir kennen auch eine in einzelheiten stark abweichende niederschrift als fliegendes blatt, welche, enthalten in „Zwey schöne lieder, das erste der christlichen stadt Magdeburgk zu ehren gestellt, durch P. L. Im thon Es wolt ein jeger jagen 1551“, reichlich hundert jahre früher abgeschlossen war. Ähnlich wie oben bei Hans Sachs, ist hier von „drei jungfräulein“ die rede, welche auf dem Magdeburger stadttore für drei fremde fürsten „rautenkränzelein“ winden. Auf derselben linie bewegen sich die verschiedenen synonymen ausdrücke in der „Magdeburger fehde.“ Neben andern gedenke ich nur der worte in der 11. strophe:

Magdeburg, du bist ein wilder arn,
Dein flügel sind unverhauen

als einer geharnischten abwehr an die belagernden fürsten, welche auf einem sehr nahestehenden vergleiche ruht.

1) Z. b. das bezeichnende „es kommen (viel) fremde gäste“ in den ersten strophen.

2) Aus dem sog. Festkalender z. b. bei Echtermeyer, Auswahl deutscher gedichte, 29. aufl., s. 87 fg.

In anziehender weise ist zugleich in „Halt dich Magdeburg“ das alte gleichnis, dass Christus der kirche verlobter, der gläubigen und frommen geliebter sei, für die beziehung der gottheit zu der glaubensmutigen stadt verwertet. Die hymnenlitteratur und kirchliche liederdichtung der nachreformatorischen jahrhunderte weist eine ganze reihe von stellen auf, welche Christus als bräutigam der stadt Jerusalem[1] bezeichnen und zwar, was für uns das massgebende ist, als friedlichen eroberer im sinne der religiösen legende oder als schlachtgewaltigen kriegsfürsten im altgermanischen stile des Heliand. Bloss einige proben mögen die vielseitige ausbeutung dieses halbmystischen phantasiebildes, welches die ältere christliche dogmatik in ihrem drange nach sinlicher greifbarkeit des göttlichen geschaffen hatte, mehr andeuten als sicher beweisen.

Zunächst ein beispiel noch aus dem 16. jahrhundert. Rambachs Anthologie christlicher gesänge II, 218, auch Schuppii Schriften s. 277 verzeichnen das im modernen protestantischen kirchengesang wider in aufnahme gekommene lied „Von den klugen jungfrauen“ aus „Frewden spiegel dess ewigen lebens. Durch Philippum Nicolai. Frankfurt 1599.“ In betracht komt strophe 1:

Wachet auf, ruft uns die stimme[2]
Der wächter sehr hoch auf der zinne,
Wach auf, du stadt Jerusalem,
Mitternacht heisst diese stunde,
Sie rufen uns mit hellem munde:
„Wolan, der bräutigam komt,
Steht auf, die lampen nehmt!
Halleluja!
Macht euch bereit
Zu der hochzeit,
Ihr müsset ihm entgegen gehn!“

Nur um für die spätere zeit die fortdauer dieser belebenden darstellungsweise zu belegen, ziehe ich die betreffenden zeilen aus einem seltsamen hymnus aus, der als „Anmutiger blumenkrieg aus dem gar-

1) Wackernagel, Poetik, rhetorik und stilistik s. 398 bespricht als typisches „beispiel allegorischer personifikation“ Hesekiel 16, „wo Jerusalem als weib erscheint und die ganze geschichte der stadt und des volkes in der lebensgeschichte dieses einen weibes anschaulich concentriert wird.“

2) Klopstock liefert eine nach seiner gewohnten erneuerungsart (siehe Muncker, F. G. Klopstock, Stuttg. 1888, s. 307 und 311 fg.) vorgenommene umarbeitung „Die geistliche auferstehung“: Sämtl. werke 1823, III s. 89.

ten der gemeinde gottes, ans licht gegeben im jahre 1712" in Des knaben wunderhorn [1]III, 206 fgg. neu gedruckt ist.

In nr. 3, die den untertitel „Triumph des erwählten volkes" führt, lautet str. 1:

Auf triumph, es komt die stunde,
Da sich Zion, die geliebte, die betrübte hocherfreut,
Babel aber geht zu grunde,
Dass sie kläglich über jammer über angst und kummer schreit.

Str. 2:

Diese dirne hat beflecket
Ihr geschenktes, schön geschmücktes jungfräuliches ehrenkleid
Und mit schmach und hohn bedecket,
Die dem lamme auf die hochzeit ist zum weibe zubereit.

Str. 3:

Stolze dirne, nicht verweile,
Die da auf den vielen, vielen, vielen grossen wassern sizt
Und mit angeln und am seile
Ganze völker zu sich ziehet und in schnöder brunst erhizt.[1]

Str. 5:

Auf dem lande, in den städten
Hat die dirne mit dem becher alle heiden toll gemacht,
Sie stolzieren in den ketten,
Haben sie als schicksalsgöttin, sich als götzen hoch gemacht.

Str. 11:

O wie gross ist deine wonne,
Schönstes Zion, es ist kommen dein erwünschtes hochzeitsfest,
Da sich Jesus, deine sonne
Der dich krönet, deinen bräutigam, deinen könig nennen lässt.

Endlich str. 12, einen volkommenen abschluss bietend:

Nach der hochzeit wird die nymphe[2]
Aus dem hause ihrer mutter in des vaters haus geführt,
Die mit ewigem triumphe
In der krone ihrer hochzeit, ewig, ewig triumphiert.

Das merkwürdige stück lässt trotz der vielfachen dunkelheiten im einzelausdruck, die durch die verzwickte interpunktion, in der es hier gemäss dem original belassen ist, noch gesteigert werden, dieselbe

1) Nach der Offenbarung Johann. 17, 1: die grosse hure Babylon.

2) Mit hinblick auf νύμφη „die neuvermählte" (Homer Il. 3, 130 u. ö.)? Ähnlich „braut" für „junge frau" (vgl. Hildebrandslied v. 21).

gegenüberstellung wie in den vorgeführten „weltlichen" fällen durchscheinen, ja man möchte fast sagen, es sezt die bekantschaft mit diesen und ihre üblichkeit voraus. Das geht auch aus einigen parallelen in nr. 20 desselben cyklus, dessen nr. 3 wir soeben in bruchstücken kennen lernten, hervor. Dieselbe, „Hochzeit" betitelt[1], nähert sich mit einigen anklängen namentlich dem liede „von den klugen jungfrauen." Ich hebe heraus aus str. 1:

Es hat sich aufgemachet
Der bräutigam mit pracht.

und stelle daneben aus str. 2:

Die wächter Zions schreien,
Der bräutigam ist nah.

Str. 3 bringt sodann die völlig dazu stimmenden verse:

Die tür ist aufgeschlossen[2]
Die hochzeit ist bereit,
Auf, auf ihr reichsgenossen,
Der bräutgam ist nicht weit.

Auch die 6. strophe gehört hierher:

Begegnet ihm auf erden,
Ihr, die ihr Zion liebt,
Mit freudigen geberden
Und seid nicht mehr betrübt!
Es sind die freudenstunden
Gekommen und der braut
Wird, weil sie überwunden,
Die krone nun vertraut.

Wie scharf das gegenüber des siegreichen eroberers und der bezwungenen bräutlichen stadt zu fassen ist, zeigen die beiden ersten zeilen der nächsten strophe ganz deutlich:

Hier sind die siegespalmen,
Hier ist das weisse kleid

und nachdem dieser gegensatz noch mit reichen farben ausgemalt ist, bringt die 8. strophe den würdig ausklingenden schluss:

Hier ist die stadt der freuden,
Jerusalem der ort.

1) Des knaben wunderhorn [1]III, 229 u. ö.

2) Ganz realistisch zu denken, wie Christus nach den evangelien in Jerusalem einzieht.

Wo die erlösten weiden,
Hier ist die sichre pfort,
Hier sind die goldnen gassen,
Hier ist das hochzeitmahl,
Hier soll sich niederlassen
Die braut im rosental.

Endlich waltet auch in dem die eigentümliche dichtung abschliessenden „triumph der erwählten seele“ derselbe gedanke vor, indem „der siegesfürst aus der schlacht komt“, des „höllischen tyrannen raubschloss ganz zerstört“, so dass — wenn man die mystisch verklausulierten worte so auslegen darf — „seine teur erlöste braut“ nun unbehelligt ist.

Um einige verwante züge aus neueren kirchenliedern gleich hier anzufügen, sei Gellerts abgeblasstes

Dein könig, Zion, komt zu dir

(str. 5 des liedes „Dies ist der tag, den gott gemacht“), Friedrich Sachses, des Altenburger hofpredigers

Dein könig komt zu dir.
. . . .
Du stadt des felsengrundes,
Noch bist du seine stadt.
Mach ihm die tore weit!

(Str. 1 und 2 des liedes „Thu auf die heil'gen pforten“) und etwa noch Fr. Rückerts friedvolles adventslied:

Dein könig komt in stiller grösse
Sanftmütig, ohne kriegsgetöse,
Empfang ihn froh, Jerusalem

genant, um die versicherung, dass die ausgedehnte pflege dieser anschauung durch die kirchliche liederdichtung schon allein aus den Lutherischen gesangbüchern viele beispiele herausgreifen liess, durchaus glaubhaft zu machen.

Kehren wir zu der chronologischen reihenfolge der besprochenen beispiele zurück, so finden wir als erstes im 17. jahrhundert unter den bislang nicht berücksichtigten das lied auf die schlacht bei Leipzig, welches auf flugblättern in mehrfach stark variierter fassung überliefert ist. Eine längere, noch von 1631 datiert, steht in Des knaben wunderhorn ¹II, 93, bei Talvj, Versuch einer geschichtlichen charakteristik der volkslieder germanischer nationen (1840) s. 442 und sonst öfters abgedruckt, eine andere unter gleicher überschrift findet sich knapp

zusammengeschnitten in Des knaben wunderhorn an jenes angeschlossen oder in erweiterter gestalt als „Der päpstischen armee unter dess alten corporals general graffen von Tylli commando zugk vnd flucht 1631“ auf einem flugblatt, welches z. b. in der Meusebachschen sammlung enthalten war, auch verschiedentlich veröffentlicht worden ist[1].

Wenn man annimt (wogegen kaum ein erheblicher einwand möglich ist), dass der eingang, wenn nicht ein grösserer abschnitt dieses gedichts in der erstgenanten bearbeitung der stadt Leipzig in den mund gelegt ist, so darf z. b. die 1. strophe ohne weiteres als beleg für die fiktion eines liebesverhältnisses zwischen Leipzig und Gustav Adolf gelten. Sie lautet nämlich:

Ich hab den Schweden mit augen gesehn
Er tut mir wol gefallen;
Geliebt mir in dem herzen mein
Vor andern königen allen.

Gegen den schluss bekommen die kaiserlichen feldherrn den beliebten moralischen rippenstoss. Während sonst meist Tillys charakter und geschick die zielscheibe der protestantischen pamphletisten bildet, ist es hier neben diesem auf den wilden reitergeneral Holk abgesehen. Charakteristisch ist namentlich die apostrophe der flüchtigen „Krabaten“ und „welschen brüder“ str. 11:

„Ade, Leipzig, behalt dein mahlzeit,
Zu dir komm ich nicht wider“,

und zwar ist dieser gefühlsausbruch aus der vorangehenden strophe zu erklären, wo Holks krankheit durch vergiftetes confekt, das er von der stadt Leipzig erhalten, erzeugt sei. Diese merkwürdige motivierung ist aber in den gedichten jener zeit eine sehr gebräuchliche, wenn schimpflicher abzug eines belagerers geschildert werden soll.[2] Beispielsweise sei hingewiesen auf R. Köhler, Archiv für litteraturgeschichte I, 245 (auch 241 und 243), besonders auf Freih. v. Ditfurth, 52 ungedruckte balladen des 16., 17., 18. jahrhunderts (Stuttg. 1874) s. 174 (aus dem jahre 1704) sowie Freih. v. Ditfurth, 110 volks- und gesellschaftslieder des 16., 17., 18. jahrhunderts (Stuttg. 1875) s. 37 (schlacht bei Patras 1687) und s. 97 (belagerung der vestung Rottenberg 1744.

1) Z. b. in der von L. Erk besorgten neuausgabe von Des knaben wunderhorn: L. A.s von Arnim sämtl. werke N. A. 1857. XII, 93 fgg.

2) Die erklärung bieten die verse „Ihr red war usw.“ bei Opel und Cohn, Der dreissigjährige krieg (1862) s. 258.

Gleichfals in jene zeit fält die entstehung des gelegenheitsgedichtes „Wallenstein vor Nürnberg“[1], in dem am ende

„Die burger schrien und sungen überlaut:
„Gelt, Wallenstein, du hast die braut?
Geh, putz dein goschen drauss!““

Nach dem inhalte zu folgern, muss wenigstens ein und demselben jahre der spotdialog „Tilly und der lange Fritz“[2] angehören, wo dem Tilly als grund seiner erbärmlichen lage entgegengeschleudert wird:

„Weil hast die magd geschändet,
Ins elend auch gesendet“,

also Magdeburgs grausame zerstörung.

Über das interessanteste gedicht des 17. jahrhunderts, welches unser thema behandelt, ist man bis jezt noch nicht ins klare gekommen. Es ist widerum auf die belagerung Magdeburgs bezüglich und zwar die von Tilly 1631 mit erfolg durchgeführte. Unter den vielen nummern, die sich diesen dankbaren stoff zum vorwurf gewählt haben, stelt es Köhler s. 249 an lezte stelle. Aus seiner angabe (s. 250), dass dasselbe gedicht in deutscher übertragung — das original ist lateinisch abgefasst — nach einem druck von 1632 bei Opel und Cohn, Der dreissigjährige krieg (Halle 1862) s. 220 fgg. mitgeteilt ist, ergibt sich seine identität mit einem neuerdings von Witkowski[3] eingehend besprochenen gedichte Werders. Ich teile dessen ausführungen nebst den bei ihm herausgehobenen proben mit, indem ich noch seine notiz in der bibliographie der Werderschen schriften vorausschicke, dass dasselbe stück[4] „mit moderner orthographie“ an der angegebenen stelle Opel-Cohns zu finden sei:

„Weit weniger als die nachbildung der bussspalmen ist Werder ein „Trawerlied vber die klägliche zerstörung der löblichen vnd vhralten stadt Magdeburg“ gelungen, welches denselben angehängt ist. Das lied schildert die überwältigung einer jungfrau (das wappen Magdeburgs) durch einen alten wüstling. Unter anderm finden sich darin folgende, fast komische verse:

1) Ditfurth, 52 balladən usw. s. 172.

2) Ebd. s. 168; dieses wie das vorige nach handschriftlicher überlieferung (s. XII).

3) Diederich von dem Werder. Ein beitrag zur deutschen litteraturgeschichte des 17. jahrhunderts (Leipzig 1887) s. 124 fg.

4) Exemplare desselben, 1632 in Leipzig bei Elias Rehefeld gedruckt, finden sich nach Witkowski in Dresden und Göttingen.

Der himmel selbst erschrickt. Gottloser bulen knecht,
Es weren ja für dich die drey höll huren[1] recht,
Ihr bräutigam zu seyn. Mit solchem brand vnd morden
Ist auch des Plutons weib selbst nicht geraubet worden.
Du ALTER KAHLKOPF, du verdientest, dass das schiff
Charontis mit dir stracks in seinen abgrund lieff.

Die allegorie von der jungfrau und dem alten liebhaber ist noch weiter geführt: dann redet der dichter die gefallenen an:

Ihr bürger aber all', ihr männer, vnd ihr frawen,
Ihr kinder, knäbelein, ihr jüngling und jungfrawen,
Du kecke kriegesschaar: Vnd du o edler Heldt,
Der du ihr warest gleich als hertzog fürgestellt,
Glantz aller Tapferkeit[2], vnd sonne des verstandes
Ruht ruhet in der asch' hier ewres vaterlandes
Ja ruhet süss vnd sanfft, kein todt ist ewer todt[3]:
Ein leben ist er euch, ein leben auch in gott,
Ein leben voller ehr, ein leben voller leben:
Ihr vberwunden habt: ihr werdet euch erheben,
Hoch vber das gestirn, es wird nach unsrer zeit
Auch werden ewer lob vnsterblich aussgebreit.

Zum schluss ermahnt der dichter die überlebenden, auszuharren und den mut nicht sinken zu lassen. Das ganze „trauerlied" ist des besungenen gegenstandes nicht würdig; denn von dem furchtbaren schmerz, der die ganze protestantische welt nach dem falle Magdeburgs bewegte, ist sehr wenig darin zu spüren. Dasselbe bild von der geschändeten jungfrau benuzte Opitz zu einem epigramm, welches zuerst bei Neumeister[4] abgedruckt ist und ebenso wie Werders gedicht beweist,

1) Ich glaube, dass hierbei der stille gegensatz vorschwebt, welchen das oben besprochene flugblatt „Halt dich, Magdeburg" so ausprägt (str. 16):

Zu Magdeburg auf dem thore,
Da sitzen drei jungfräulein,
Die machen alle morgen
Drei rautenkränzelein.

Bestimt sind dieselben nach den folgenden versen für „herzog Hansen", graf Albrecht von Mansfeld und einen noch unbekanten retter. Die „höllhuren" sind Babylon, Jerusalem, Ephraim.

2) Gemeint ist, was W. nicht angemerkt hat, der von Gustav Adolf entsante kommandant der stadt, oberst Dietrich Falkenberg.

3) Diese und die folgende wendung erinnern an ähnliche antike im stile der bekanten Tyrtäos nachgebildeten verse des Horaz.

4) Specimen dissertationis Historico-Criticae de Poëtis Germanicis hujus saeculi praecipuis (2. aufl.) 1708 s. 76 fg. Vgl. Strehlke, M. Opitz s. 105 und 182.

wie wenig die poesie damals den gefühlen über wirklich erschütternde ereignisse ausdruck zu geben vermochte."

Soweit Witkowski, dessen darstellung ich in extenso gegeben habe, weil es mir notwendig schien, bei der berichtigung des tatbestandes den sachkundigsten sprechen zu lassen. Man gelangt aber erst zur sichern feststellung, wenn man seine notizen mit denen Köhlers verschmilzt. Dieses ergebnis, dass jenes lateinische gedicht bei Köhler s. 249 fg. und das Werdersche zusammenzufassen sind, blieb bei Witkowski jedenfals nur deshalb aus, weil ihm leider die bemerkungen seines vorgängers entgangen zu sein scheinen. Dies geht auch überdies aus seiner nichtberücksichtigung von Köhlers auslassung über das Opitzische gedicht (s. 247) hervor.

Da es sich, um die genetische entwicklung zu veranschaulichen, entschieden empfiehlt, einfach die chronologische reihenfolge inne zu halten, so schliesse ich jezt einen hinweis auf die wol nicht unbeträchtliche litteratur an, welche den fall Strassburgs betrift und meist noch ins jahr 1681 oder die unmittelbar folgenden fält. Ich halte mich dabei an die knappen worte Scherers[1], die allerdings nicht in hinblick auf eine litterarhistorische verwendung niedergeschrieben, die sache algemein betrachten. „Die populäre litteratur hatte sich des gegenstandes, wie selten in jenen zeiten geschah, mit eifer bemächtigt. Das volkslied erhebt sich in allen möglichen klageweisen, schon vor der katastrophe in warnungen, nachher in bitterem unmut. Aber auch an satiren gegen Strassburg fehlt es nicht, aus denen man ersieht, dass die meinung sehr rasch verbreitet wurde, es sei verrat im spiel gewesen, und die Strassburger müsten nun ihre untreue am reiche büssen. Ein „lezter reichs-abschied von der mutter, dem römischen reich, an die enterbte tochter, nun französischen stadt Strassburg" geisselt die treulosigkeit der grenzstadt, welche ihr unglück selbst verschuldet hätte. Sehr beachtenswert ist, dass selbst Leibnitz in den zahlreichen lateinischen und deutschen gedichten, zu denen ihn das ereignis gestimt hatte, einer gleichen auffassung vorzugsweise raum gibt:

„Pfuy Strassburg, schäme dich ....
.. musst mit vielen scherzen
Verspotten lassen dich zu deiner pein und last."

Alle genanten stimmungselemente fliessen in der herben abfertigung an die alte reichsstadt zusammen, welche noch ins jahr 1681

1) Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses II, 130 fg. S. 258 heisst es zum jahre 1870: „Alle stadien einer regelrechten belagerung solte die unglückliche „stadt, die siebenhundertjährige jungfräuliche festung erdulden."

fält und von Ditfurth[1] aus „Cod. germ. s. 136—137“ der staatsbibliothek zu München herausgegeben ist. Strophe 8 darin gibt den kern des gedankens:

> Ein jungfrau warest du,
> Hast g'habt den edlen namen;
> Pfui, pfui! jezt musst dich schamen!
> Scham dich, truck d' augen zu,
> Und ruf: o weh, o weh!
> Hab d' jungfrauschaft verloren,
> Bin Absalon geboren —
> Die untreu nun versteh!

Für diese scharfe strafpredigt an die — wie (oben s. 344 fg.) Babylon — zur dirne erniedrigte stadt empfangen wir in der übernächsten strophe folgende erklärung, welche das gleichnis in das richtige licht rückt:

> Dir war das prädikat,
> Dass vor viel hundert jahren,
> In schweren kriegsgefahren,
> Kein feind dich zwungen hat.

In den übrigen teilen des 20 strophen langen gedichtes treten fast alle die wendungen auf, die wir in den bisher mitgeteilten schilderungen derselben situation beobachten. Str. 6 flicht den anscheinend stereotyp gebrauchten ausruf: „Pfui, Strassburg, schäme dich“ ein und die schlusszeilen der 3. und 4. strophe:

> Das Teutschland lacht von herzen
> Zu deinen grossen schmerzen,
> Hast selbst g'macht dir pein

beziehentlich:

> Das reich dich gar nicht kennet,
> Lacht nur zu deinem spott

erinnern so auffällig an Leibnitzs obige verse, dass ein abhängigkeitsverhältnis auf einer seite wol in frage gezogen werden könte, sei es nun nur dunkele oder unbewuste reminiscenz beim kunstdichter oder zustutzung für den geschmack des gemeinen mannes durch den volksmund. Zugegeben sei, dass die gebrauchten ausdrücke bei der gang und gäbe gewordenen vergleichsart beiden nicht zu fern lagen[2].

1) 110 volks- und geselschaftslieder usw. (Stuttg. 1875) s. 29—35.

2) Von bemerkenswerten anklängen seien noch erwähnt: aus str. 1: „Aber du find'st kein mann, Der jezt, da du musst leiden, Mit dir sich schwarz will kleiden“ vgl. mit den oben s. 346 besprochenen versen „Hier ist das weisse kleid“ (dort hat die werbung einen glücklichen ausgang genommen); die worte der zweiten strophe

Ich hatte Strassburg hier in den vordergrund gestelt, obwol einige andere geschichtliche lieder dieser zeit auf ereignisse sich beziehen, welche mehrere jahre älter sind. Aber sein fall ist der bekanteste, deshalb volkstümlichste und daher auch vielbesungenste stoff aus den gleichzeitigen gedichten unserer gattung.

Bloss im vorbeigehen erwähne ich das bei Ditfurth a. a. o. s. 18 mitgeteilte „Gespräch zwischen England und Ruyter (1667).“ Dasselbe ist als ganzes mit den oben s. 337 behandelten personifikationen der Schweiz und den weiterhin zu erwähnenden Deutschlands in parallele zu setzen; im einzelnen gehören etwa v. 29 fg.

„Holland hat mich stark turbieret,
Ist mein meister worden sehr“

und gleichfals ein ausruf Englands — v. 16 —

Dürft mich legen bald ins grab

hierher.

An den lezteren eigentümlichen gedanken erinnert der eingang des von Ditfurth s. 24 „Belagerung Rheinfelds“ (1678) überschriebenen liedes:

Liebste gräfin an dem Rhin,
Allarm, allarm! es steht dahin,
Dass ihr vielleicht seyd bald ein leicht,[1]
Noch darzu schandlich begraben.

In str. 2 wird dem general Stahremberg das lob zuerteilt, dass er bei zeiten „diese gräfin treulich z' schützen“ bereit gewesen:

„Die nicht redlich, durch die büxen
Liess wie d' finken bürsen[2] fort —
Schöne lehr, jezt liegt er dort!“

Wenn in str. 10 die bedrängte festung aber ausruft:

Meine burger, treue kinder,
Meiner feinde überwinder,
Halt's ferner treu, steht mir fest bei!
Nicht wie Freiburg tut mich lassen,
Drum ganz Teutschland tut sie hassen ....

„Der dir den g'walt genommen“ erläutern nebst den voraufgehenden „Hast lang genug getruzt“ die oben s. 341 abgedruckten verse auf Venedig in ebenso wilkommener weise wie die folgenden „(Der dir) die federn wol gestuzt usw.“ die auf Magdeburg: „Dein flügel sind unverhauen.“

1) S. Grimm, Deutsches wörterbuch VI, 612.

2) Die bei Grimm, Deutsches wörterbuch II, 549 fg. und 555 fg. gegebenen begrifsentwicklungen passend?

so weist sie damit auf die vorgänge hin, welche die oben s. 337 erwähnte Freiburger bulschaft behandelt.

Inhaltlich gehört in diesen zusammenhang die „Schlacht bei Malplaquet“ (Ditfurth a. a. o. s. 61), wennschon ins 18. jahrhundert (1709) fallend, wo die 5. strophe anhebt:

„Eugenius geht izt nach Mons,
So ihn erwählet zum gespons.“

Aus dem 18. jahrhundert hatte Köhler das lied auf die belagerung von Lille (1708) aus „Des knaben wunderhorn“ II, 100, die berühmte umdichtung desselben auf die von Belgrad und eine „Unterredung zwischen dem könige und der stadt Breslau und den Oestreichern, so bey der lezten übergabe den 19. dec. 1758 geschehen“ in den bereich seiner betrachtung gezogen. Was ich als ergänzung dazu bieten kann, ist folgendes. Zunächst eine anscheinend veralgemeinerte personifizierung, der ich zu meinem bedauern nicht weiter nachspüren konte, weil mir meine quelle, eine recht ungenaue notiz H. Pröhles, bloss geringen anhalt bot und mir auch erkundigungen nicht die gewünschte kentnis zutrugen. Es heisst bei Pröhle[1]: „Die bürgerliche politische volksdichtung aus der zeit des siebenjährigen krieges tritt nicht selten in der form der poetischen prosa auf. ..... Mit ausgezeichnetem humor finden wir die kämpfe zwischen Friedrich und Maria Theresia als dorfgeschichte aus dem dorfe Grossenhagen dargestelt. Deutschland wird als krankes frauenzimmer abgemalt (!), dem eine reihe von uneinigen ärzten an verschiedenen stellen zur ader lässt.“

Ganz bestimte nachrichten gab Köhler schon über das Breslauer werbegedicht. Zur ergänzung bringe ich über dasselbe noch die äusserungen K. Janickes[2], der auch ein andres stück, gleichfals dem siebenjährigen kriege angehörig, bespricht, welches einer an die von Köhler berührten gedichte des 17. jahrhunderts anklingenden stimmung ausdruck verleiht. „Das beruht auf alter überlieferung, die eroberung einer stadt mit dem werben um eine jungfrau darzustellen. So klagt die stadt Breslau dem könig:

O preussischer kriegheld, was thust du denn gedenken,
Dass du mich in die Lieb wilst ganz und gar versenken,
Für eine jungfrau rein galt ich so lange zeit,
Es hat mich niemals noch ein heldenmut erbeut.

1) Friedrich der Grosse und die deutsche litteratur (Berlin 1872) s. 49 fg.
2) Das deutsche kriegslied. Eine litterarhistorische studie (Berlin 1871) s. 37.

Nicht immer bringt freien glück: schlimm ists, wenn ein mächtiger nebenbuhler den schon sicher geglaubten besitz der geliebten uns wider entwindet. Darum seufzt der marschall von Contades:

Ha ha ha! Ich armer mann,
Ach, was soll ich fangen an?
Hab eine jungfrau mir genommen,
Bin mit ihr ins unglück kommen —
Ha ha ha! Ich armer mann,
Ach, was soll ich fangen an?

Minden, diese stolze magd,
Nach der ich so lang getracht',
Die hat dieser Ferdinande
Abgejagt mir ganz mechante —
Ha ha ha! Ich armer mann,
Ach, was soll ich fangen an?"

Aus dem ende des jahrhunderts gibt es ein verwantes, mir aber nicht ganz zugänglich gewesenes „Lied auf die belagerung von Landau (sept. 1793), das mehrfach reminiscenzen aus älteren liedern verrät"[1]. Die mir bekanten zwei strophen enthalten freilich nichts dementsprechendes.

Der zeitlichen reihenfolge gemäss habe ich jezt auf die dramatische verwertung der umkehrung unseres gedankens aufmerksam zu machen, welche Schiller in Maria Stuart 2. aufzug 1. auftritt unternommen hat. „Die französische brautwerbung" bei der königin Elisabet wird daselbst in einem sinbildlichen kriegsspiel geschildert, bei welchem 12 ritter derselben „die keusche festung der schönheit" gegen den ansturm des verlangens, repräsentiert durch die cavaliere des herzogs von Anjou, siegreich verteidigen. Düntzers kommentar[2] entnehme ich, dass verschiedene englische historiker hier Schiller eine volkommen ausgebildete vorlage bieten konten, von zeitgenossen jener aufführung z. b. William Cambden im 1. teile seiner „Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elizabetha" (1615) sowie der von diesem direkt inspirierte de Thou (Thuanus), „historiarum sui temporis CXXV." Auch Floegel berichtet in seiner stofreichen „Geschichte des grotesk-komischen"[3] nach augenzeugen ähnliche einzelheiten über die festlichkeiten

1) Janicke a. a. o. s. 43.

2) Schillers Maria Stuart. Erläutert. (2. aufl. 1878) s. 136 fg. Düntzers hinweis s. 137 note 2, dass hier die umkehrung des verhältnisses vorliege, war mir bei den oben gegebenen ausführungen unbekant.

3) In der neuen bearbeitung von Ebeling (4. aufl. Leipz. 1887) s. 272 und 266.

am damaligen britischen hofe, die „einen seltsamen mythologischen anstrich" trugen. Während wir nun zwar in Deutschland für dieselbe zeit die darstellung einer belagerung unter der allegorie einer brautwerbung nachzuweisen imstande sind, scheint es als ob wir auf englischem[1] und dem dieses geistig so vielfach befruchtenden französischen gebiete poetischer formelbildung jene anschauung wenigstens bis zur mitte des 15. jahrhunderts zurückverfolgen können. Indem ich die zahlreichen ähnlichen aufführungen bei gelegenheit von hochzeiten und anderen durch ausgedehnte beiziehung der repräsentativen künste veredelten festen[2] übergehe, führe ich nur den mir bekanten ältesten fall unserer symbolisierung an. Er findet sich bei Enguerrand de Monstrelet, Chroniques[3] III, 101, wo die erzählung folgendes mitteilt. Als Ludwig XI. von Frankreich 1463 in Tournay einzog, kam über dem tor auf einer maschine die schönste jungfrau der stadt herunter und während sie sich vor dem könige verneigte, lüftete sie ihr gewand am busen, sodass ein daselbst liegendes künstliches herz sichtbar wurde. Dasselbe spaltete sich und liess eine grosse lilie aus gold emporsteigen, welche das mädchen mit den worten überreichte: „Sire, so wie ich eine jungfrau bin, so auch diese stadt; denn noch nie ist sie erobert worden, und nie hat sie sich gegen die könige von Frankreich empört: es trägt nämlich jeder einwohner unserer stadt eine lilie im herzen." Dass hier derselbe grundgedanke vorschwebt, liegt auf der hand; dass er sich schon in den alten darstellungen des mitgeteilten vorganges findet, beweist die behandlung in der weitläufigen „Histoire de Lovys XI. roy de France: et des choses memorables advenves de son regne, depuis l'an 1460 jusques à 1483. Escritte par vn greffier de l'hostel de ville de Paris. 1620." Meines erachtens liegt dieselbe anschauung auch der repräsentation nackter jungfrauen beim einzuge Ludwigs XI.

1) Verwanten grundzug zeigt z. b. Das schloss der beharlichkeit, eine moralität aus dem ausgehenden 15. jahrhundert (vgl. Collier, History of engl. dram. poetry II, 278).

2) Einige besonders frappante beispiele seien genant. „Bei der vermählung der Isabella von Baiern mit könig Karl VI. sah man ein zwischenspiel, das die eroberung von Troja darstelte" (Floegel-Ebeling a. a. o. s. 268), bei der Heinrichs IV. mit Margaretha von Valois hatte man vor den Tuilerien 2 schlösser (paradies und hölle) gebaut, welche eine partei von rittern unter dem könige von Navarra und eine unter dem herzog von Anjou gegen einander schützen musten. Nachdem der erste den lezteren besiegt, erfolgte das signal zur Pariser bluthochzeit (Recreations historiques I, 261—274). Vgl. auch Christine de Pizan Vie de Charles V., III ch. 41 (s. Koch, Leben und werke der Chr. d. P., Goslar 1885, s. 61 fg.).

3) Avec notes biographiques par Buchon. Paris 1836.

in Paris 1461 zu grunde, von welcher F. Liebrecht Germania 33, 249 spricht.

Aber auch auf deutschem boden ist diese umkehrung fürs 16. jahrhundert gesichert, wennschon leider die beiden lieder, welche ich dafür anführen will, nicht bestimt datierbar sind. Doch scheinen sie mir beide im 16. jahrhundert entstanden, im 17. modifiziert und umgedichtet zu sein. In der vorliegenden gestalt ist jedenfals die „belagerung“ älter, welche v. Ditfurth, 52 ungedruckte balladen des 16., 17. und 18. jahrhunderts (Stuttg. 1874) s. 14 fgg. mit der quellennotiz (s. IX) „Altes geschr. liederbuch aus der gegend von Würzburg“ gedruckt hat. Der sehr geschickt gebaute — wie alle stücke dieses stofkreises strophisch gegliederte — dialog lässt sich erst wie ein einfacher liebeszank an, als plötzlich, doch innerlich keineswegs unvermittelt (genau beim mittelsten verse!) das mädchen ihre scharfe replik mit den worten:

Dass ein erbarmen möcht!
G'schwind kommen, eing'nommen
Die veste ohn' reste:
Das wäre mir fein doll!

kurz abschneidet. Der so in seiner hofnung auf friedliche übergabe getäuschte liebhaber geht jedoch ohne bangen darauf ein und erwidert:

So muss es denn belägert seyn,
Wie klärlich ihr es also wolt:
Konstabler, stucken gross und klein
Ruckt her nun mit gewalt —
  Ruckt her nun, ruckt her nun,
Ruckt her nun mit gewalt!
Lasst summen die Bommen[1],
Stuck knallen und schallen,
Bresch muss geschossen seyn!

Den ausgang der belagerung erzählen die beiden übrigen strophen mit den reden des paares recht nett:

„„Ach weh! ich steh in grosser not,
Es stürmet auf mich alzusehr,
All meine schanzen seyn zum spott,
Der feind bedrangt mich schwer —
  Bedrangt mich, bedrangt mich,
Der feind bedrangt mich schwer.

1) Bomme, f. tympanum, nd. bunge: Grimm, D. wb. II, 236.

Werd müssen schwer büssen,
Oder schlagen schamaden,
Die vestung geben her.‟‟

„Was seh ich drüben auf dem turm?
Ein weisses fähndlein weht aldort.
Victori schreit! Braucht's mehr kein sturm,
Man öfnet schon die pfort —
  Man öfnet, man öfnet,
Man öfnet schon die pfort.
O schönste, angenehmste,
Hie lieget besieget
Eur knecht von einem wort!

Die zweite nummer, welche in betracht komt, ist ein „galantes dreissigjähriges kriegslied‟ in Des knaben wunderhorn [1]II, 344, leider auch in der von L. Erk besorgten neuausgabe desselben[1] ohne quellenangabe gelassen und nicht einmal ungefähr datiert.

Die ersten beiden strophen lauten wie folgt:

Amor, erheb dich edler held!
Begebe dich mit mir ins feld,
Frisch auf!
Mein liebchen ist gerüst!
Als ob sie mit mir streiten müsst,
Sie hat nichts guts im sinn.

Jezt zieh ich wider die ins feld
Die mir die liebst ist in der Welt,
Frisch auf!
Gott weiss, ich bin bereit
Mit ihr zu leben ohne streit,
Wenn sie nur selber wolt.

Deutlichsten ausdruck gewint das bild aber erst in der 4. strophe in den worten:

Ihr leib von gott war schön bereit
Die festung ist, darum ich streit,
Frisch auf!
Ihr zarte brüstelein

1) L. Achims von Arnim sämtliche werke. Neue ausg. 1857, 12, 359.

Zwei mächtige basteien sein[1],
Worauf sie sich verlässt.

Die folgenden strophen führen die bewafnung der geliebten im einzelnen aus, doch in einem stile, welcher die niederschrift des gedichts geraume zeit vor dem aufkommen der widerlichen manier der jüngeren Schlesier zur gewissheit macht. Dabei ist diese kleinmalerei nicht übertrieben realistisch, hält sich namentlich — in jener periode besonders anerkennenswert — von offenen oder verhülten obscönitäten fern und entbehrt doch nicht eines gewissen schalkhaften humors.

Str. 5: Ihr fähnlein ist der übermut,
Damit sie mich verachten tut.
Frisch auf!
Ihr zarter roter mund
Ist spiess und schwert, so mich verwundt,
Ja öfters bis in tod.

Str. 6: Trabanten, fussknecht, reiterei
Sind ungnad, falschheit, tyrannei.
Frisch auf!
Ihr klare äugelein,
Die sind zwei feuerkügelein,
Damit sie mich verblendt.

Str. 7: So gott mir gönnet glück und preis,
Dass ich das fähnlein niederreiss,
Frisch auf!
Ich hoff' damit zu sieg'n
Herzlieb, du musst doch unterlieg'n
Und geben mir den preis.

Str. 9: Denn nimmer hast du die gewalt,
Dass sich dein list gen mir erhalt,
Frisch auf!
Geliebt dir frömmigkeit,
Kunst, tugend, ehr, so wird der streit
Durch mich gewonnen sein.

Zum lezten male tritt das bild in der vorlezten, 11. strophe, hervor, wo der liebhaber warnend ruft:

1) Dieser vergleich, vielleicht durch eine falsche deutung von „brustwehr" entstanden, findet sich auch sonst; vgl. Köhler a. a. o. s. 236 str. 8 bastionen. Vgl. *παρειά* als schifswand.

Ein wenig denke nach, mein schatz,
Eh du komst auf den musterplatz,
O weh!

Kehren wir nach dieser längeren abschweifung, zu welcher uns die herangezogene Schillersche scene veranlassung bot, zu der zeitlichen ordnung der zeugnisse zurück.

Von den vier grossen liedmeistern unter der dichterschaar der freiheitskriege fiel Th. Körner viel zu früh unter feindlichen kugeln, um schon die belagerung zu erobernder städte ins auge fassen zu können, während E. M. Arndt sich bald seiner knorrigen leidenschaft, bald seinem angeborenen hausbackenen und volksmässig trivialen tone mit der neigung zu einer gewissen algemeinheit und sprichwortähnlichen redeweise überliess. Daher finden sich nur bei Schenkendorf und bei Rückert belege für das „um städte werben.“ Von den erzeugnissen des ersteren komt für die algemeinere fassung des gedankens besonders das weihelied „Seiner herrin“ (1814) in betracht, wo er sein herz „in liebesglut und andacht“ für sein „heiliges“, sein „deutsches reich“ entbrennen lässt[1]. Bei gegebener gelegenheit arbeitet seine phantasie auf dem boden der oben für das Strassburg des 17. jahrhunderts vorgeführten anschauung, z. b. wenn er in seinem von echt patriotischer begeisterung getragenen gedichte „Die deutschen städte“ strophe 32 das verlorene Strassburg mit folgenden worten apostrophiert:

Dann wollen wir erlösen
Die schwester fromm und fein
Aus der gewalt der bösen,
Die starke burg am Rhein.

Meist aber nimt das grosse gesamtvaterland — wie ja auch im 16. jahrhundert öfters — die stelle ein, welche sonst der einzelnen stadt angewiesen ist[2]. Nachdem der dichter gefragt hat, wie lange „Der stuhl Karls des Grossen“ noch leer stehen solle, ruft er aus:

Ach, die sehnsucht wird so laut!
Wolt ihr keinen kaiser küren?

1) Vgl. F. J. Scherer, Die kaiseridee des deutschen volkes in liedern seiner dichter seit dem jahre 1806: jahresbericht des Laurentianum Arnsberg 1879 s. XVII.

2) Eine verwante stimmung atmen die verse:

Wer dich nur schauet, muss entbrennen
In liebesglut und andacht gleich;
So lass mich deinen namen nennen,
Mein heiliges, mein deutsches reich!

Eine übertragung aufs religiöse gebiet bietet sein weihnachtslied „Brich an du“ str. 2.

Komt kein ritter heimzuführen
Deutschland die verlass'ne braut?[1]

Schenkendorfs genosse und mitstreiter, Friedrich Rückert, hat diese verse richtig als besonders charakteristich für die tendenz seiner lyrik in die knappen zeilen seines nachrufs verwoben, wo es heisst:

Das ist der Schenkendorf, der Max,
Der sang von reich und kaiser,
Der liess die sehnsucht rufen laut,
Dass Deutschland ihn, die verlass'ne braut,[1]
Nent ihren kaiserherold.

Auf Rückerts eigenes gedicht „Brauttanz der stadt Paris" hat schon Köhler s. 250 als auf das einzige ihm bekante dieser art aus dem 19. jahrhundert hingewiesen. Zur ergänzung seiner angaben setze ich die bezeichnendste stelle nebst dem bei Köhler übergangenen fundort her:

Wir mit hunderttausend lanzen
Wollen dir den brauttanz tanzen.
Rückert, Gedichte, auswahl von 1841 s. 153.

Unsere weiteren nachträge betreffen poetische äusserungen einer zeit, welche erst nach Köhlers veröffentlichung liegt, nämlich des deutsch-französischen krieges[2]. Für unsere samlung quilt in der reichen liederpoesie dieses grossen jahres ein so unerschöpflicher born, dass ich mich auf eine auswahl des bemerkenswertesten beschränken muss.

Ein stilvolles poem W. Jensens eröfne den reigen um deswillen, weil es dieselbe allegorie zu grunde legt, die wir oben bei Rückert kennen lernten. In diesem, welches in der von Franz Lipperheide herausgegebenen und verlegten samlung „Lieder zu schutz und trutz" lieferung 11 s. 65 abgedruckt ist, stehen die scharfen worte:

Wenn nun der eisenring sich schliesst rund um die zweimillionenstadt,
Lutetia, du lautes kind Lätitias, wen klagst du an?

. . . .

Die lüge, die am busen du genährt, der du halleluja
An tausend von altären sangst — sie klage an Lutetia!

1) Gedichte, Stuttg. und Tüb. 1815, s. 184.

2) Vgl. Obermann, Die kriegsdichtuug der jahre 1870 und 1871. Progr. Zeitz 1884, s. 5 fg., 17 fg., 21 fg.; zu den ähnlichen regungen vor 1870 s. Koch, Die sage vom kaiser Friedrich, Progr. Grimma 1880, s. 18—31.

Und klage an den hohlen prunk, den deiner eitelkeit du dankst,
Und klage an der wollust trunk, den du zur tiefsten hefe trankst,
Die feilheit, die dein mark entnervt, die sich zum götzenbild ersah
Die trinität: gold, macht und rang — sie klage an, Lutetia!

Widerum haftete das nationale interesse an Strassburg[1], widerum mischte sich ein schmerzliches gefühl in den anruf, aber diesmal leitete die klage doch ein anderer ton. A. a. o. 10, s. 15 heisst es:

Vergiss der tage, da um burg und wall
Des siegers schaaren, dich bedrängend, lagen;
Vergiss — und wär's auch schwer — der wunden all',
Die, ach, der sieger schmerzlich dir geschlagen,
Da er, den Wälschen das geraubte gut
Entreissend, um dich warb mit seinem blut.

Im wesentlichen fesselt aber die widerherstellung des reiches der alten kaiserherlichkeit die sänger und so bewegt sich die bewusste personifikation meist in demselben kreise wie bei Schenkendorf. Wilhelm Jensens gedankenreichtum fand in der alten prophezeiung

„Es wird ein kaiser
Auf's neu' um Germania frei'n,
Wenn zum leztenmale die Türken
Ihre rosse tränken im Rhein!"

das dankbare motiv zu folgender in seiner weise derb pointierten ausführung[2]:

Gen osten mit schwirrender geissel
Treibt die völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine fersen,
Da heften die Turkos sich an.
So winket erfüllung dem worte —
Schon blitzen die schwerter zum streich,
Zum werben schon reitet der kaiser!
Steig auf, du heiliges reich!

und ebenso wird in die neubelebte volkssage vom alten kaiser Barbarossa im Kyffhäuser zurückgegriffen, wenn ein dichter[3] denselben seine dienerschaft anrufen lässt:

1) Ein sachkundiger, Janicke (Das deutsche kriegslied usw.) s. 96, sagt: „Ihr, der alten reichsstadt mit ihrem ehrwürdigen münster und grossen historischen erinnerungen, wante sich die dichtung mit ausgesuchter vorliebe zu."

2) Lieder aus dem jahre 1870 (Berlin, Lipperheide 1871) s. 12. Über den zu grunde liegenden volksglauben s. Koch a. a. O. s. 17 anm. 39.

3) Die angezogene stelle ist mir nur aus Janicke s. 104 bekant.

Auf, zwerge, legt mir den purpur um,
Und helft meinen bart mir stutzen,
Zu Deutschlands hochzeitsfeier muss
Der greise kaiser sich putzen. —

Damit ist denn endgiltig die frage beantwortet worden, welche Emanuel Geibel[1] ausgerufen hatte:

Deutschland, die schön geschmückte braut,
Schon schläft sie leis' und leiser.
Wann weckst du sie mit trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein kaiser?

Wie tief aber dieser sinnige vergleich in das bewustsein des deutschen dichtergemütes eingedrungen war, mögen zwei proben beweisen, welche ich Uhland und Scheffel, diesen beiden berufensten vertretern der neueren volkstümlichen kunstdichtung, entnehme. In dem von A. von Keller, Uhland als dramatiker (1877) herausgegebenen fragment Konradin ruft (s. 325) der titelheld, welcher ausgezogen ist, um sein väterliches erbe widerzuerobern, und eben an der seeküste vor Neapel gelandet:

Apulscher boden, freudig sei gegrüsst!
O erde, die du dem gelandeten
Noch unterm fusse wankst, ich fasse dich
Inbrünstig wie der bräutigam die braut.

Auch Scheffel fand keinen passenderen ausdruck für das innige verhältnis, welches ihn zeit seines lebens mit der alten musenstadt am Neckar verband als den sinbildlichen vergleich mit der heiligsten verbindung zweier menschen, wenn er in dem bekanten studentenliede Alt Heidelberg du feine[2] str. 3 und 4 natur und herz in diesem hochgefühle zusammenstimmen lässt:

Und komt aus lindem süden
Der frühling übers land,
So webt er dir aus blüten
Ein schimmernd brautgewand.

1) Heroldsrufe[2] (1871) s. 44 und hieraus Gesammelte werke (1883) II, 12 (als „Lied des Alten im Bart"), mit verschiedenen abweichungen bei Enslin, Die liederpoesie des deutsch-französischen kriegs (Berl. 1871) s. 146. Über Geibels verhältnis zu diesem gedanken s. Strodtmann, Dichterprofile I, 85 fgg. Vgl. Koch a. a. O. s. 28 anm. 73.

2) Der trompeter von Säkkingen (4. und folgende auflagen) s. 39.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins herz gleich einer braut,
Es klingt wie junges lieben
Dein name mir so traut.

Dass aber das alte gleichnis bis mitten in unsere tage hinein fortlebt, beweisen die — freilich weder inhaltlich noch formell achtunggebietenden — verse, mit denen das „Neue Münchener tagblatt“ vom 30. september 1888 sein „Wilkommen kaiser Wilhelm II.“ darbrachte. Ich hebe hier nur die verse hervor, mit denen „Monachia“ aufgerufen wurde, sich zum einzuge des friedlichen eroberers würdig vorzubereiten:

Wie die braut sollst du dich schmücken,
Den ersehnten zu empfangen,
Und dein schöner leib soll herlich
Wie im diamantkleid prangen.

Mit dieser versöhnlichen verwendung des vielgebrauchten gedankens schliesse ich meine unter den händen unerwartet angeschwollene nachlese zu R. Köhlers reichhaltigen mitteilungen. Wenn ich es unterliess, eine volkommen sachgemässe anordnung zu versuchen, so hat dies seine ursache einmal in der nicht überall möglichen durchführbarkeit einer solchen; andrerseits brachte mich von einer kurz umrissenen entwickelungsgeschichte des stoffes die hofnung ab, dass durch die hier gegebene anregung andere über ausgiebigere hilfsmittel verfügende zum sammeln von belegen dieser für die litteratur- und kulturgeschichte wie für die poetik interessanten ausdrucksweise, welche fast auf allen stufen volkstümlichen und künstlerischen dichtungsstils nachweisbar ist, veranlasst werden mögen. Der der deutschen lyrik eigentümliche zug sinlicher vermenschlichung lebloser gegenstände prägt sich hier besonders deutlich aus.

LEIPZIG. LUDWIG FRÄNKEL.

LITTERATUR.

Edda Snorra Sturlusonar. Tomus tertius. Sumptibus legati arnamagnæani. Havniae 1880—87 CXIX, 870 ss. 8. Accedunt tabulae lithographicae quinque. 10 kr. = 11,28 m.

Die grosse arnamagnäische ausgabe der Snorra-Edda liegt jezt vollendet vor. Vom dritten bande, der die arbeit abschliessen solte, erschien die erste hälfte im jahre 1880 kurz nach Jón Sigurðssons tode, der in den lezten jahren seines lebens

dem werke sich nicht in dem masse widmen konte, dass er es noch hätte zu einem ihn befriedigenden abschluss bringen können. Finnur Jónsson hat das werk im geiste seiner vorgänger und mit Sigurdssons vorarbeiten in lobenswert conservativer weise vollendet. Wol haben sich seit dem erscheinen des ersten bandes die ansichten über die Edda, namentlich über die handschriften und deren wert, volständig verschoben, allein die älteren bände waren auf den alten anschauungen aufgebaut, beim texte war der cod. reg. zu grunde gelegt und in diesem sinne muste auch der schluss abgefasst sein; es galt einen alten bau zu vollenden, nicht aber diesen zu modernisieren. Deshalb muste F. Jónsson von seinem standpunkte aus von den neueren untersuchungen abstand nehmen.

Als in der mitte der vierziger jahre die arnamagnäische commission den beschluss fasste, die Snorra-Edda herauszugeben, übertrug sie die arbeit Jón Sigurdsson und Sveinbjörn Egilsson; jenem fiel die aufgabe zu, das handschriftliche material zu sammeln und zu ordnen, diesem, eine lateinische übersetzung anzufertigen und einen kommentar zu den skaldenstrophen herzustellen. Es waren noch nicht einmal alle membranen fragmente bekant, als Sigurđsson an seine aufgabe gieng, denn in derselben versamlung, in der über den fertigen ersten band des werkes berichtet wird, wird zum ersten male das neugefundene fragment 1 e,β fol. erwähnt, das doch für die Eddakritik so wichtig ist (Ant. Tidsk. 1846/48 s. 131. 105). Eine untersuchung über das handschriftenverhältnis, wie wir sie heutzutage verlangen, war der ausgabe nicht vorangegangen: man legte den ältesten und relativ volständigsten codex derselben zu grunde. Auf dieser basis solte das ganze werk in zwei starken oktavbänden erscheinen: der erste solte die eigentliche Edda nach dem cod. reg. mit lateinischer übersetzung und kritischem apparate, der zweite die grammatischen abhandlungen, abdruck der Ups. handschrift, das fragment AM. 748. 4°, den commentar der vísur und was sonst noch im engsten zusammenhang mit der Edda steht, enthalten. Schon 1848 konte der erste band erscheinen. Einige jahre später, im februar 1851, war auch der zweite ziemlich vollendet, der im folgenden jahre erschien. Unterdessen hatte sich herausgestelt, dass das angehäufte material noch einen dritten erheische (Ant. Tidskr. 1849/51 s. 101): er solte den Egilssonschen kommentar, register und einleitung bringen und in 2—3 jahren vollendet sein (a. a. o. s. 217). Die aufnahme des Skáldatal verlangte jedoch eingehende untersuchungen über die einzelnen dichter, andere interessen der arnamagnäanischen commission traten in den vordergrund. J. Sigurđsson, auf dessen schultern jezt die arbeit allein lag, war auf anderen gebieten in anspruch genommen, und so verschob sich denn die vollendung von jahr zu jahr, und als Sigurđsson im dezember 1879 starb, war das Skáldatal erst zum kleinsten teil (bis Hallfređ) in der ausführung vollendet und gedruckt. Dieser teil wurde als halbband mit fünf vorzüglichen facsimilia 1880 von der arnamagn. commission herausgegeben. In den folgenden jahren hat die Eddaforschung gewaltige fortschritte gemacht: der vernachlässigte Upsalaer codex ist als hausbuch der Snorrischen familie anerkant und dadurch das ganze handschriftenverhältnis umgekehrt worden, Háttatal ist in neuerer besserer gestalt erschienen, Guđmundr Þorláksson hat in sorgfältig gewissenhafter, Guđbrandr Vigfússon in leichtfertig genialer weise der skaldendichtung eine geschichte geschaffen. Soweit es angieng hat nun Finnur Jónsson mit benutzung der neueren arbeiten diesen faden zu ende gesponnen: er hat das Skáldatal vollendet, eine genaue beschreibung und zusammenstellung der handschriften als präfatio gegeben und durch den index generalis die benutzung der Snorra Edda ungleich gegen früher erleichtert. Es ist schwer, einen alten, ja

veralteten bau nach der vorschrift anerkanter meister zu vollenden; stets wird einsichtslose kritik, die nicht auf dem gegebenen weiter zu denken vermag, an dem schlussstein zu mäkeln haben.

Der inhalt des jüngst vollendeten 3. bandes ist mannigfaltig: in der einleitenden aufzählung der handschriften der Sn. Edda enthält er einen beitrag zur tätigkeit isländischer gelehrsamkeit namentlich im 17. jahrhundert, durch die belebung des toten Skaldatal einen wichtigen und bedeutenden beitrag zur norwegisch-isländischen litteraturgeschichte, in dem Index generalis ein nicht zu unterschätzendes hilfsmittel bei mythologischen und kulturhistorischen arbeiten, in der auflösung der skaldenstrophen hilfsmittel zum verständnis einer reihe schwieriger skaldenstellen. Schon oft war ich genötigt, das buch zur hand zu nehmen und um rat zu fragen, und ich gestehe unumwunden zu, dass ich es fast nur mit dem gefühle des dankes gegen die verfasser aus den händen gelegt habe. Dass ich in vielen punkten anderer ansicht bin, kann diesen dank nicht schmälern: das ganze werk ist der boden, auf dem allein alle neueren arbeiten über die Sn. Edda entstehen konten.

Um die bedeutung und den wert der Snorra Edda zu verstehen, ist es nötig, sich in die zeit zu versetzen, in welcher das werk entstanden ist. Es darf wol keinem zweifel mehr unterliegen, dass dasselbe zu Snorris zeit und zum grössten teil von diesem selbst aufgezeichnet, dass also seine entstehungszeit die erste hälfte des 13. jahrhunderts ist. Der ganze norden war christlich; die alte skaldendichtung war im 12. jahrhundert in verfall geraten und in den gedichten der bedeutendsten dichter wie des Bjarni Kolbeinsson weht schon ein anderer zug. Schon hatte man begonnen in den nafnaþulur dem gedächtnisse unter die arme zu greifen, um das verständnis für die alten weisen aufzufrischen, denn dieses fieng immer mehr an zu sinken und die lebendigen kenningar der alten skalden waren zum nicht geringen teil unverständliche phrase geworden, wie sich überhaupt ein almähliches schwinden der alten kenningar aus dem kreise heidnischer mythen und nordischer germanischer heldensage wahrnehmen lässt. In solcher zeit trat Snorri auf, herangebildet auf dem gehöfte zu Oddi in der historischen schule des alten Sæmund, von haus aus eine konservative natur, ein kritisch genialer geist, der den verfall der alten dichtung und seine ursachen wol erkante. Schon in früher jugend befasste er sich mit dichterischen versuchen, mehr nachahmend, als frei schaffend, doch über alles nachdenkend, alles erwägend. Da mag ihm dann manches aus alter göttervorstellung und sage dunkel gewesen sein, und so kam er dazu alles zu sammeln, was er zum verständnis der alten dichtung auftreiben konte, um dadurch den zeitgenossen wider verständnis für die oft gebrauchten leeren worte und weisen zu verschaffen; er fühlte, dass nur auf diese weise eine neubelebung der dichtkunst möglich sei, und so entstand der entwurf seines handbuches für skalden, seine Edda, d. h. poetik, wie schon P. E. Müller (Über die ächtheit der Asenlehre s. 70) u. a. und in jüngster zeit vor allen K. Gislason (Aarb. 1884 s. 143 fgg.) das wort richtig gedeutet haben. Snorri mag dasselbe zunächst für seine umgebung bestimt haben, der er ja jederzeit geistiger ratgeber und beistand war. Und dass seine saat nicht auf unfruchtbaren boden fiel, zeigt vor allem sein viel schaffender neffe Sturla Þórđarson, dessen dichterische vielseitigkeit sich ebensowenig ohne Snorris theoretische werke begreifen lässt wie Goethes frühzeit ohne kentnis der sturm- und drangperiode. Sturlas gedichte sind der praktische erfolg von Snorris Edda. Diese tatsache erkanten die zeitgenossen ungleich klarer als heute unsere gelehrten die bedeutung der Edda verstehen. Deshalb arbeitete man sie zu einem systematischen handbuche um, das

nach dem subjektiven ermessen der einzelnen bearbeiter von der vorlage wegliess oder neues, ergänzendes hinzufügte. So haben wir eigentlich fast so viel Edden, wie wir handschriften haben. Nur legte man nicht Snorris entwurf zu grunde, sondern das von einem seiner schüler ausgearbeitete werk. Dieses blieb lange zeit auf Island der kanon der dichter, wie die kenningar Eddu regla, Eddu listar u. dgl. (Cpb. I, XXVI fg.) zeigen. Zwischen dem Snorrischen original und dem überarbeiteten texte ist aber ein bedeutender unterschied. Auch nicht annähernd besass der verfasser des lezteren den kritischen scharfen geist Snorris. Das werk erhielt zwar äusserlich rundung, aber innerlich wurde es verwässert, auseinandergerissen, an vielen stellen misverstanden. Durch aufdeckung dieser tatsache allein ist es möglich, die geschichte der Edda und ihre überlieferung zu verstehen. Zum glück genügen die erhaltenen handschriften, dass wir die ganze entwicklung klar verfolgen können. Snorris entwurf ist uns ja wenn auch in einer flüchtigen, oft sinlosen abschrift erhalten; es ist dies die Ups. handschrift der Delag. samlung nr. 11, die mit ausnahme des erweiterten skaldatals sich blatt für blatt auf Snorri zurückführen lässt. Die überarbeitungen, wie sie namentlich im cod. Worm. (AM. 242 fg.) und cod. reg. (2367. 4°) erhalten sind, haben nur secundären wert, die nicht selten Snorris klarer denkungsweise mythologischen und sachlichen unsinn unterschieben, den wir freilich selbst in gelehrten arbeiten noch heutzutage nicht selten als lauteres gold altgermanischen götterglaubens aufgetischt finden. Diese tatsachen in der geschichte der Eddaüberlieferung sind nun, wie schon in Rasks ausgabe, auch in der arnamagn. geradezu auf den kopf gestelt: man gab die jüngere überarbeitung als ursprüngliche Edda heraus und druckte nur, mehr des materials als des wertes wegen, das eigentliche werk als ein verdorbenes und verschnittenes litteral ab. An diesem von Egilsson und Sigurđsson vorgeschriebenen wenn auch falschen wege liess sich nichts ändern. Dagegen war zu erwarten, dass F. Jónsson vielleicht am schluss seiner einleitung betrefs der handschriften entweder über das neuerwiesene redaktionsverhältnis der Edden kurz berichtete oder dies widerlegte und die alte auffassung als die richtige erhärtete. Von keiner seite hat sich bis heute gegen die von Müllenhoff und mir verteidigte ansicht widerspruch erhoben; ja sie darf wol jezt von allen als tatsache angesehen werden, die in eddischen dingen urteil und kentnisse besitzen. Statt dessen lässt sich F. Jónsson auf das verhältnis der handschriften und redaktionen unter einander überhaupt nicht ein; er berichtet über die geschichte der einzelnen handschriften, gibt nach bekanten mustern ein verzeichnis, wie die einzelnen laute in jedem codex, namentlich im reg., widergegeben werden und fügt dazu ein algemeines urteil über die handschrift, aus dem wir gerade soviel erfahren, wie wir schon nach erscheinen des zweiten bandes wusten. So heisst es über den cod. reg., über dessen geschichte wir manchen neuen und schönen aufschluss erhalten (s. XLV): „Quamquam codex variis ex causis reprehendi potest, tamen pretiosissimus et summa reverentia dignus“; es folgt darauf, wie er allein den Grottasǫngr, die Jómsvikingadrápa des Bjarni Kolbeinsson, das Málsháttakvæđi und noch vieles andere enthalte. Die Jomsvikingadrápa und das Málsháttakvæđi sind anhängsel, die mit der Edda überhaupt nichts zu tun haben; vom Grottasǫngr hat die dem reg. verwante aber entschieden bessere handschrift AM. 748. 4°[1] nur die erste vísa; das ganze gedicht ist also nur vom schreiber des reg. aufge-

1) In der ausgabe als AM. I. e β. fol. bezeichnet, das nach der neuordnung der arnamagn. mss. auf den richtigen platz gekommen ist (Kålund, Katalog over den arnam. håndskrs. I. h. s. 5).

nommen worden; die zusätze, die aber sonst der reg. hat, wie der ganze abschnitt aus der Nibelungensage u. dgl., erweisen sich bei nur oberflächlicher prüfung bald als späterer zuwachs. So spricht vom eddischen standpunkte aus die fülle seines inhalts nicht für, sondern gegen die güte der handschrift. — Reiner und ursprünglicher, wenn auch jünger, steht in dieser beziehung der cod. Worm. da. Über diese handschrift fält F. Jónsson überhaupt kein urteil, obgleich dieselbe von einer reihe nordischer gelehrten als die beste bezeichnet wird (vgl. u. a. Vigfússon Sturl. I, LXXXI. Cpb. I, XLIV). Es wäre demnach nicht nur dieses, sondern auch ein verzeichnis der stellen erwünscht gewesen, die in der handschrift vom cod. reg. abweichen, sich aber nicht in der ed. AM. finden. Es mag ein solches hier folgen; wenn ich dabei auch rein graphische abweichungen mit verzeichne, so sollen diese zur charakterisierung der schreibweise des cod. dienen. Ich lege dabei die ed. AM. zu grunde.

AM. 4_3: *frrđrlegha;* — 10_9 *randlegha.* — 14_7 *hofs.* — 16^1 *hugh.* — 16^2 *dagh.* — 20^5 *manndom leghr*m. — 24_4 *dralđis.* — 26_1 fehlt „*gođr ok.*“ — 28^4 *sem ur h.* — 30^4 *i noreg ok sriþiođ i danmork ok saxland.* — 34^1 *i mot;* — 34^4 f. *srá;* — 36^{12} *huat;* — 42^5 *fylldis;* — 46^1 *þa rox rndir rinstri hendi;* — 46^{11} *steinana;* — 48_1 steht *rpp* im cod.; — 50^5 *gafu stađ;* — 50_6 *krin|lott;* — 52_7 *mennernir;* — 54^2 *er kollođ er;* — 54^4 *a iorđr;* — *þi, hađa, þađa* fast stets im cod.; dsgl. hat *mikill* in den synkopierten formen *ck*, im dat. sg. und pl. *mycklu, mycklum;* — 78^{12} *er himinbiorg heita;* — 82^{10} *rorđinn;* — 82^{11} f. *ek;* — 82^{16} *rindlio* (d. i. *Vindlioni* oder *Vindlion*); — 84_5 *heriann;* — 86^8 *alfođr;* — 86_1 *af þeim atbrrđ* (so hat die handschrift wie auch das von ihr abgeschriebene fragm. AM. 756 zeigt): — 88^2 hat im cod. *til sinar* gestanden, wie auch AM. 756 hat; — 92^6 *of giorfa sali;* — 98^{11} *í mrnn hans;* — 106^9 *þreskolldr;* — 110_7 *þa* segir; — 112^1 hat W ursprünglich *skrlo rer mega; mega* ist zwar durchstrichen, aber erst von späterer hand. Daher steht es in AM. 756; — 112^{5-6} *þa leggi æinn ydar;* — 112_4 *i munninn;* — 116^3 *allfǫđr* (nicht *allfôđr*, was in W gar nicht vorkomt); — 116^{12} und 130^{14} *dyra;* — 118^{15} *talđar* (hätte der schreiber *taldar* schreiben wollen, so hätte er *talldar* geschrieben; auch 120^9 hat die handschrift *talđar* wie U und r); — 122^4 *þa segir freyr;* — 124_7 *mannfiǫlđinn;* 130_5 *mannfiolđi;* — 124_6 *at ai ma;* — 124_4 *at aptni;* — 128^8 *alfođr;* — 130^7 *þa* segir *har;* — 130^{15} *friorrm trygrm;* — 136_9 *smiđat sem rant rar;* — 136_4 *gallt hann þa;* — 138^9 *loft*, wie überhaupt fast stets für *pt : ft* steht; so *gafti, eftra* 142_6 u. dgl.; — 140^{12} *sakir;* — 140^{15} *rammr;* — 142^2 *ef þer krnnet;* — 142_{11} *son bonda;* — 142_9 *dralđis;* — 142_5 *talđi;* — 146^5 *raknar sa mađr stođ rpp skiott;* — 146^{10} *i braut;* — 146_9 *lagđa a bak ser, gekk fyr rm daginn ok steeg helld storr;* — 148^1 *larsar;* — 148^{10} *đrnar;* — 148^{15} *tiđt;* — 148_2 *rm ranganu;* — 148_1 *frylar;* — 150_7 *framan til miđs dags;* — 150_2 *milliom spalanna;* — 152^2 *þri næst komr;* — 152^{15} *moti l.;* ebenso 154^7; — 154_2 *þræyta vm drykkjv;* — 156^1 *ok* sva; — 156^4 *þikki;* — 156^{14} *æi;* — 156_7 *erendit;* — 156_7 *stikill;* — 156_4 *en hinr fyrra simni;* — 158^6 f. *má hann;* — 158^8 *fengit;* — 160_{10} *ok bađ;* — 160_5 *þegar er dagađi;* — 162^1 *brott;* — 162^2 *hrernreg;* — 162^5 *rsæmđ;* — 162^{12} *þr hofđir;* — 162_1 f. *ok;* — 162_1 *þialra* (wie meist); — 164_{10} *uorđit;* — 166_1 *liđsemđ;* — 168^9 *þorr brott;* — 168^{12} *til siofar;* — 172^3 *þa* segir *haar;* — 172^5 *dræymđi;* — 174^9 *at til visan;* — 180^{12} *erendi sin;* — 180^{14} *hon* segir sva; — 182^4 *i lagsliki;* — 182^{10} *Enn kastađi;* — 182^{14} *skilđi;* — 182_7 *niđr millrm steina;* — 184_4 f. *þá;* — 184_2 *landskiapta;* — 186^9 *sakir;* — 186^{15} *holđrm;* —

188^{13} *ok er hinn nedri kioptr a iordr en hinn efri rid himin;* — 190^{14} *fenriself* (so auch AM. 756); — 192_{8} *ed alldna tre;* — 194^{3} begint in W mit *Hrymr* wie bei kapitelanfängen eine neue zeile, gerade so wie in 756 und auch in r. Desgleichen lässt der cod. für die initiale freien raum. Auch die folgenden visuranfänge sind in W und 756 durch majuskel hervorgehoben, was sonst in der handschrift nicht der fall ist: — 198_{6} *þa svarar þridi;* — 208^{8} *Iþrun* (nur hier und 258_{2} *þ* im inlaut in der hs.); — 208_{6} *ok annat sinn;* — 210^{4} *bqgrna;* — 210^{8} *griot;* — 212^{4} *a þing;* — 212^{4} *pinslom;* — 212^{5} *hræddr;* — 212^{13}, 212_{5} *æsir;* — 212_{9} *vm borgina,* — 218_{3} *Bragi* segir; — 220_{8} *bǫlverkr;* — 220_{3} *at þeir skvlv freista;* — 222^{4} f. *i;* — 222^{9} kann ich auch in W nur *lia* lesen; — 222_{6} f. *þá;* — 224^{5} *ordfiolda;* — 224^{10} *hofvtskaalldin;* — 226^{9} *of ragnarqkk;* — 226^{15} *hofdi en drefna;* — 226_{4} *Akilles;* — 226_{1} *at þa arkrþorr;* — 228^{2} *við ragnarqkk;* — 228_{10} *gvdanna;* — von 228^{8} *ektore þa* ... bis 228_{7} ... *hann drap konunginn* ist von einem anderen schreiber geschrieben, der durchweg die langen vokale durch accent bezeichnet; — 228^{10} *ála;* — 228_{8} *várgr;* — 228_{8} *þyrmdi;* — 228_{4} *brott;* — 232^{10} *hangagvðs;* — 234_{10} *vm k.;* — 234_{1} f. *enn;* — 238_{8} *m̄ms,* was 756 als *míns* gelesen hat; — 240^{9} *fræyiu* d. i. *freyju;* — 240_{7} *gvð;* — 244^{1} *þæfðan* ist nach der schreibweise des cod. *þefðan* (vgl. AM. 757), nicht *þafðan;* — 246_{3} *vm kræd;* — 248_{9} *Eisar vagr* (nicht *vaagr!*); — 248_{5} f. *sem hann kvað;* — 250^{3} *os;* — 250_{3} *geð fiarðar;* — 252^{2} f. *svá* und *kvað;* — 252^{10} f. *nú;* — 252^{11} f. *segir;* — 254^{5} *vmgerð;* — 254^{13} *hvasslegvm;* — 258^{6} *nioz;* — 258^{13} nur *: ok enn;* — 258_{2} *stæyptir starkeþi;* — 262^{5} *gvðvrn;* — 262^{9} *her gete þess er skaði;* — 262_{11} *of gieddan hefr;* — 262_{8} *hann er k.;* — 262_{2} *gvllinbvrsta;* — 264_{8} *eða vord guða;* — 266^{11} *ok bana ok dolg;* — 266^{12} *gvðanna;* — 266^{12} *tofta;* — 268^{6} *iqrmvngandz;* — 268^{8} *geirraðar;* — 268^{11} *gvdanna;* — 268_{6} *faarbarta mqg váari;* — 270_{2} *fræir;* — 272^{7} *þa* segir *hrvgnir;* — 272_{8} *hlæypði;* — 272_{4} *von af þor er vrvgnir leti;* — 272_{2} *a griotvna go'rða;* — 274^{9} *vm qxl;* — 276^{1} sva *at fætr* hans *lagr a halsi hans;* — 276_{10} W hat: *enn æigi syni sinvm;* — 276_{6} *brott;* — 278^{1} *ok giorði stiórnv af;* — 284^{9} *vert þat;* — 284^{13} *flarg æitt sinn;* — 284^{14} *sakir;* — 284^{15} *vm glvgg;* — 284^{16} *leit moti;* — 284_{6} *hefði farid;* — 284_{4} *fætnir;* — 286^{11} f. *er;* — 286^{14} *þa ox hon sva at vppi brart a oxl honvm. þa qvad hann þetta;* — 288^{7} *ok sat þorr þar;* — 288_{7} *þa lætr;* — 288_{6} *endilangri hqll;* — 288_{3} *geirrvðr;* — 298^{10} *iuq;* — 298_{7} *framgengr;* — 300^{2} *brasolir;* — 302^{3} *vndir;* — 304_{5} *hversr;* — 304_{1} f. *hinn;* — 306^{1} *galla* ist im cod. ganz unsicher. Nach *g* befindet sich im pergamente ein loch; die endung aber ist mehr *ia* als *la;* — 308^{7} *fiallgylðar;* — 308^{8} *fetmeila;* — 310^{7} *drępi;* — 310_{10} *loddi;* — 310_{6} *fróðgum* ist ganz unsicher: die abkürzung nach *f* kann *ro* sein, doch scheint nach dieser ein *g* gestanden zu haben; für *ð* ist kein raum da. Zwischen *g* (?) und *r̄* ist über den buchstaben ein loch; — 310_{2} *of roni;* — 312^{4} *færa;* — 312_{8} *varv* (wie 756); — 312_{1}—314_{6} fehlt ursprünglich in W und 756; es befindet sich in beiden codd. ein freier raum, den in W der schreiber der 2. papiereinlage (Sven Jonas?) nach cod. r. beschrieben hat. Diese strophen auch im variantenapparate mit W zu bezeichnen ist unstathaft; — 314_{3} *Hversv* (wie 756); — 318^{6} sva *sem bragi* qvað; — 320^{8} *misgort;* — 320_{12} *ok golf;* — 320_{11} *sior dyranna;* — 320_{5}, 322_{10} *hallfroðr;* — 324^{1} *hversv;* — 324^{8} *sva sem Refr* qvað; — 326^{6} *kiapta;* — 326_{6} *snegrvnd;* — 328_{8} *fyr longr;* — 330^{1} kann ich auch in W nur *hrind* lesen; das *d* hat zwar oben einen schnörkel, aber dieser ist schwerlich die abkürzung von *ir*; leztere geht stets von der rechten seite nach links; jener *d*-schwanz, den die handschrift oft hat,

geht nach rechts: — 330^{3}. $332^{1.4}$. 334^{2} u. öft. *hrersr;* — 330_{8} kann ich nur lesen *rm hans rin*, so hat auch ganz deutlich 756: — 334^{11} *hað*ˢ (d. i. *er*), wie auch 756: *hud er:* — 340^{1} *fyrir dyrum:* — 340^{1} *lund:* — 340^{11} *larfæggiar* (so auch 756): — 342^{7} *þar* til *enn smiðrinn:* — 342_{4}. 344^{11} *alldregi;* — 344_{9} *fyrir hrimþussum ok dæmdr at* (so auch 756): — 344_{6} *Tak þr:* — 346^{11} *rll skiols:* — 346^{13} *sem fyrr var sagt:* — 346^{15} f. nicht *margr*, sondern *of;* — 348_{4} W hat *Nytt*, nicht *Nýtt;* *y* ist aber in der handschrift *y*, nicht *ý*;[1] — 392_{9} *hæyrda ek;* — 396^{7} f. *stórir* wie in U; — 396_{7} *Tokr þa ok elldinn;* — 396_{6} f. *þeim;* — 398^{7} *at hringnem:* — 398^{9} *ok þa reik:* — 398^{11} *skildrz;* — 400^{5} *sa er helgi er nefndr;* — 400^{9} *hann var fadir;* — 400^{12} *fyr srold;* — 402^{13} *þingskaalem;* — 404^{10} *iofer* (so auch 756): — 410^{1} *rið allzkyns:* — 410_{1} *rm miaðar rist;* — 412^{8} *framm;* — 412^{13} f. *er:* — 414_{1} *sæng:* — 416^{8} *ein raðinn:* — 418^{14} *hyrtrnnem* (so auch 756): — 420_{8} *A fornem skilldi:* — 420_{1} *drifr ok rotr;* — 424^{6} *hieggrz;* — 424^{7} W *bregpnirdir*, das zweite *r* ist über der zeile, aber es befindet sich unten ein strich, welcher andeutet, dass das *r* nur eingeschrieben, nicht aber kürzung für *ar* sein soll. Als leztere hat es freilich schon der schreiber von AM. 756 aufgefasst; — 424_{3} *ok aðr* var *ritad;* — 424_{2} *sa er fræir* (so auch 756): — 426^{9} *rm rnga;* — 430^{13} *Spiot er orm kalladr;* — 432^{3} *rið strengia;* — 432^{11} *el eða rapn hiaðninga ellir eða renler;* — 432_{8} *ok dottir hans brott tekinn:* — 432_{3} *þar* var *fyr heðinn með sitt lið;* — 434^{2} *Hogni svaraði strt* (so auch 756); d. i. *stutt;* — 434^{5} f. *þeir:* — 434_{6} *Sra ok:* — 436^{12} *bati þrrdr:* — 436_{8} hat W ursprünglich *at*; dies ist aber unterpunktiert und *of* darüber geschrieben: — 438^{5} nach *reið*ar hat W noch *m.*; — 438_{2} *Her er ok bæði:* — 440^{3} *Hrersr skal skip kenna;* — 440^{11} *ofriðr:* — 442^{10} *slod sior;* — 442^{13} *reðr liði* (die note in AM. ist unklar): — 446^{11} *Hrern reg* skal *kenna krist:* — 446_{5} *rammr;* — 448^{9} *crrci;* — 450^{9} *girkia;* — 450_{7} *mannanna:* — 452^{6} var *ritat:* — 452^{9} *landsæki;* — 452^{9} *rorð landz folks;* — 454_{4} *folkstiora:* — 456^{12} *harlldar;* — 456^{16} *hafa með ser til fylgdar;* — 456_{9} *i danmork;* — 456_{7} *konungi:* — 458^{3} *opt;* — 460^{9} *sę;* — 462_{5} *ok enn qvað hann rm þorfinn iarl;* — — 606_{9} *þat er;* — 606_{1} *orða fiolða;* — 608^{1} *fylla ok fegra mál:* — 608^{3} *þat err:* — 608^{4} *dragaz framm:* — 608^{6} *i qðrr orði ok hinr fiorða sem her er:* — 608^{11} *hrass;* — 608_{10} *her err allar;* — 610^{1} *mrnat;* — 610^{6} *ok hinr fiorða:* — 610^{11} *ordit:* — 610^{14} *detthent ok drnhent ok með nqkkrrrm;* — 610_{11} *fyrsta ok:* — 610_{9} *ór anarri;* — 610_{2} f. *leyfi er þat*, — 610_{1} *ok liðhendingar. Siarnda at hafra:* — 612^{2} *riij.* (ū) *at neyta;* — 612^{7} *Tivnda ef risr;* — 612^{8} f. *srá;* — 612^{11} *eða sia eða sá;* — 612^{12} *at er e.* (d. i. *eða*) *enn at ma hafra:* — 612_{8} *ringiord:* — 612_{2} *i eyrendi;* — 614^{1} *hendinga;* — 614^{1} *ymsrm;* — 614^{2} *XVI mælt;* — 614^{6} *fra;* — 614^{12} *tra maal:* — 616^{5} *ór;* — 616_{6} *rindræfrs;* — 618^{4} f. *en;* — 618^{13} *ok hid þridia:* — 618_{5} *hefr;* — 618_{1} *rennityr;* — 620^{4} *i hinr siðazta:* — 620^{5} f. *háttrenn*, ebenso vor den folgenden vísur; — 622^{7} *I þeim hatti.* — 622^{7} *þar orð er olikazt;* — 622^{10} *ok err her af þvi sem orð:* — 622_{2} *rerr sækir olikt er at sækia ok reria:* — 624^{2} f. *ok srá;* — 624^{2} *iorð er land;* — 624^{3} *ef saa ferr;* — 624^{5} *saa flytr áá bravt;* — 624^{6} *þat err lios ord:* — 624^{10} *sáá dreifir srndr er skilr en sáá fylkir er safnar;* — 624^{11} f. *þat;* — 624^{12} f. *ok enn* (vgl. U): — 624^{14} f. *i;* — 624^{15} f. *þat;* — 624_{8} *rasir hin helldr;* — 624_{8} *hid VIII risrord:* — 624_{7} f. *mælt;* — 624_{3} f. *þá;* — 624_{2} *siks glod er gull: sækir gellz er madr;* — 624_{1} *haf;* — 626^{2}

1) Die varianten der eingefügten papierblätter sind nicht angegeben.

þat er mađr (wie U); — 626^{3} *raakat;* — 626^{8} (f. *ok*) *þar err trenn i hrerir risrorđi;* — 626_{3} (f. *ok*) *slitnar drl ritni;* — 626_{1} *take;* — 626_{1} *I setta orđi er* sva (wie U); — 628^{4} *at kalla at blođ;* — 628^{5} f. *eđa;* — 626^{6} f. *Ok;* — 626^{7} f. *at;* — 628^{10} *framdr;* — 628_{4} *dœla;* — 628_{1} f. *srá;* — 630^{1} f. *er srá;* — 630^{9} *framm;* — 630^{14} *i hveriv orđi;* — 632_{3} *ok hinv fiorđa;* — 632_{1} *ok er ein samstafi i milli ok lrkaz;* — 634^{4} *i hinr fyrsta;* — 634^{6} *ok orđa lengd;* — 634^{11} *sáá er helldr fyr;* — 634_{3} *firđrm;* — 636^{6} *Frss;* — 636_{10} *śrdin bleika;* — 636_{8} *em;* — 636_{6} *sœmd;* — 636_{3} (f. *rpp*) *anat risrord;* — 638^{3} f. *nú;* — 638^{6} *rid lagit;* — 638^{9} *regrakkr;* — 638^{14} *styria;* — 638_{5} *i millrm þeira;* — 640^{6} *gefr;* — 640_{2} *i ǫđrr ok fiorđa r.;* — 642_{4} *rm skrla;* — 642_{1} *rnnimn;* — 644^{5} *ok standa;* — 644^{8} *baađar;* — 646^{1} *rasta* (wie U); — 646^{5} *i ǫđrv ok IIII. v. o. ok arkit;* — 646^{11} *sem framarzt;* — 646^{14} *ęx en bar;* — 646_{7} *skialfhenda međ ađalhendingrm hiđ þriđia r. o. i hrarrm helmingi;* — 648^{4} *framdiz;* — 648^{10} *her err þrennar ađalhendingar;* — 648^{10} *fenu;* — 648^{11} *samstafa* (vgl. U); — 648_{3} *her er;* — 650_{4} *her skiptir hœtti;* — 650_{2} *hliođfyllingvm* (wie U); — 652^{10} *drottkredins;* — 654_{8} *sǫkkrm* (wie U); — 654_{6} *grottr;* — 654_{4} *kann fróđa;* — 656^{2} *i frllaallhending;* — 656^{4} *þat er œigi rett;* — 656_{10} *uel er ort;* — 656_{9} *krœđi se ort eptir* (f. *ok*) *er þa;* — 656_{5} *klœngr;* — 656_{3} *fǫ́r;* — 658^{8} *þt̄* d. i. *þott;* — 658^{11} *til henđing ar;* — 658_{8} *rellbroti* (wie U); — 660_{10} f. *sem;* — 660_{6-5} *auđi auđs i grlli;* — 662^{13} *her er i hinr .iiij. risr orđi;* — 664^{11} *her erv ǫll risr orđ styfd. þessir hœttir greindir i þria stađi;* — 664^{13} *annarr;* — 664^{14} *ok er þat haatafǫll;* — 664_{6} *geisa;* — 666_{8} *forn skaaldin hafra;* — 666_{6} *srmt at haattafǫllrm;* — 666_{4} *Srá* bis *hœtti* f. im cod.; — 668^{2} zwischen *hritan* und *þrym* ist ein freier raum von c. 20 cm; — 668^{3} *í sœfis* (wie U); — 668^{5} *allda rinr* (wie U); — 668^{6} *iarls megin* (wie U); — 668^{7} *haatleysa;* — 668^{11} u. öft. *drottkrœđt;* — 670^{5} *gaf margan dag rargi;* — 670^{10} *haattleysa;* — 670^{11} *ok riđhenđrr;* — 672^{8} *skiallda;* — 672_{5} *Nv erv þeir hœttir;* — 672_{4} *kimlabǫnd;* — 674^{4} *glyggi;* — 674_{10} *fǫr;* — 674_{5} *veg vm;* — 674_{1} *hreggi leggi;* — 676^{7} *vndgagls;* — 676^{8} *ẏngva;* — 676^{11} *driftvm;* — 676_{10} *Enn or ǫđrv ok hinv fiorđa máá taka;* — 676_{2} *stǫkkvi;* — 678^{7} *her err .iiij. samstǫfur i r. o. enn hendingar ok stafa skipti sem i hrynhendr* (alles andere fehlt); — 678_{13} *rǫđnrm;* — 678_{1} *liđ;* — 680^{1} *eyddi srerdrm* (so vermag ich nur im cod. zu lesen; erst eine jüngere hand scheint etwas verbessert zu haben); — 680^{3} f. *hverju;* — 680^{8} f. *hinv;* — 680^{9} f. *þat;* — 680_{2} *orta ok;* — 680_{1} *alframaz rissag;* — 682^{6} *oss er þat frami;* — 682^{8} *Nr err her;* — 682^{12} f. *til;* — 682_{9} f. *er;* — 684^{3} *ok iiij;* — 684^{4} f. *svá;* — 684^{4} *sem i drottkvœđvm hœtti;* — 684^{5} *err .iiij. samstǫfvr rettar;* — 684^{8} f. *ein;* — 684^{14} *fiolmn* (was nur *fjǫlmenn* sein kann); — 684_{7} *anat ok hiđ iiij. v. o.;* — 684_{5} *hofvtstafinn;* — 684_{2} *rm mœti;* — 686^{7} *her er skothending i fyrsta;* — 686^{8} f. *hœtti;* — 686^{9} *tǫglagi* (vgl. *tǫgmœlt*); — 686^{12} f. *env;* — 688^{5} *her er i fyrsta;* — 688^{5} f. *svá;* — 688^{6} *ok hiđ fiorđa;* — 688^{7} *endaz;* — 690^{6} *ok tœr;* — 690_{8} *bœđ harđr;* — 690_{5} f. *hœtti;* — 692^{8} *i hinr fyrsta ok þriđia r. o. þo at r. se;* — 692^{9} f. *enr;* — 692^{10} *ok stẏfđ en fyrri;* — 694^{9} *lyptaz kna ofliđi;* — 694^{13} *ri samstǫfur ok œigi rangt þoat;* — 694_{1} *blaregg;* — 696^{3} *i* risv orđi *hrerir ok ii ađalhending;* — 696^{5} *hnefstar;* — 696^{8} *űtstrandir* (d. i. *úút*.. wie bei *áá*;) — 696^{10} *hranngarđi;* — 696_{6} *rrnhendir err kallađir;* — 698_{6} *enn ǫnnrr hinn siđarra helming;* —

Wir sehen aus diesem verzeichnis, dass namentlich Háttatal bei angabe der lesarten von W in der AM. ausgabe schlecht weggekommen ist. Viele dieser lesarten hat natürlich schon Möbius in seiner ausgabe dieses teiles der Edda zur gel-

tung gebracht. Im anschluss an dieses verzeichnis sei eine andere unrichtige angabe wie der herausgeber der ed. AM. so auch Finnur Jónssons berichtigt. Ich hatte schon mehrfach gelegenheit, auf das engste verhältnis zwischen W und den fragmenten AM. 756. 4° hinzuweisen. Das räumt auch F. Jónsson ein; gleichwol reisst es ihn zu der bemerkung hin (s. LXXX): „sed persaepe lectiones secundum id aut corrigi aut corroborari possunt.“ Das ist nicht richtig, denn AM. 756 ist weiter nichts als eine ganz flüchtige abschrift von W. Wer diese zwei handschriften neben einander verglichen hat, kann keinen augenblick daran zweifeln. Ich überzeugte s. z. prof. Gislason durch einige schlagende beispiele und glaubte, dass infolge seiner bemerkung (Njála II, s. 287 (255)) die sache als abgetan anzusehen sei; da dies **nicht der fall ist, sehe ich mich genötigt hier den beweis anzutreten.**

Zunächst stimmen in der ganzen einteilung die fragmente mit dem cod. W überein: wo diese hs. einen neuen abschnitt begint, begint ihn auch 756; nicht in einem punkte weicht lezteres ab. Dazu einiges andere. AM. I. 64^{10} scheint der schreiber von W erst aus versehen *skegia* geschrieben zu haben, hat aber dann selbst das *g* in *p* verbessert; 756 las *g* und gab es infolgedessen als *skeggia* wider. — 68^{5} trent 756 YG *drasils*; in W endigt nach YG die zeile, daher der irtum. — 72^{5} steht in W ziemlich hoch hinter *bifrost* ein fragezeichen; dies sah 756 als abkürzung an und gab es deshalb mit *bifraustum* wider. — 86_{8} schreibt W *beratyr*, was der schreiber von 756 als *beratyr* las. — 88^{17} geben beide handschriften die vierzig auf ganz gleiche weise wider $_{x}^{1}$. — 90^{4} macht 756 nach W denselben schreibfehler *bergrisa* f. *bergrisar*. — 98 findet sich ganz aussergewöhnlich vor cap. 26 ein freier raum von c. 15 mm; derselbe findet sich auch in 756. — 102^{2} schreiben beide handschriften *még nir em em* (doppelt). — 110_{9} ist in W in *digrleiks* das erste *i* einem *a* sehr ähnlich, daher die verlesung *daleiks*. — 112^{1} hat W von haus aus *skylo ver mega*, erst der schreiber der randnote hat *mega* rot durchstrichen, daher findet es sich 756. — 192_{4} haben beide handschriften *ed alldna tre.* — 198^{2} die verschreibung *uñar* (f. *i mar*) in 756 kann nur auf W zurückgehen, da hier das *i* ganz mit *m* in *mar* verbunden ist[1]; der strich über *i*, der mehr horizontal als schräg geht, wurde vom schreiber von 756 für abkürzungsstrich über den ersten beiden grundstrichen angesehen. — 202_{5} findet sich in W zweimal *ringnis*, erst spätere hand hat das einemal durchstrichen. Daher ist das wort in 756 doppelt. Dasselbe gilt 204_{7} von den worten *sker hann þa at hann stendur uti a slettum velli*, deren widerholung in W auch erst später durchstrichen ist. Auch 320_{4} *Rad — sidan* zeigt denselben fall. — 238_{6} schreiben beide handschriften für *bǫlva: bolfa.* — Der schluss der Haustlǫng (312_{1}—314_{6}) fehlt in W; er ist erst vom schreiber der zweiten papiereinlage später nachgetragen. Ursprünglich hat die handschrift fünf zeilen freien raum. Auch 756 geht nicht weiter als W und lässt ebenfals einen freien raum von c. 4 zeilen, der im hinblick auf die schreibweise der handschrift dem von W entspricht. — 324 findet sich in W nach *baragiar skalld* ein freier raum von 50—60 mm; in 756 findet sich eine zeile unbeschrieben. Diese beispiele mögen zeigen, dass der schreiber von 756 den cod. W auf ganz liederliche weise, ohne ihn zu verstehen, abgeschrieben hat; für die Eddakritik ist das fragment volständig

1) Es bedürfte einmal der untersuchung, wie weit die präpos. durch anschluss an das folgende subst. oder pronom. ihren charakter als selbständiges wort verloren hat. Sicher zeigen die alten handschriften im nordischen unzählige beispiele, wo praep. und nomen zusammengeschrieben sind. Dabei scheinen ursprünglich lange praepos. infolge des wort- oder satzaccentes auch ihre länge verloren zu haben.

wertlos. Dagegen stimme ich mit Finnur Jónsson betrefs des abfassungsortes überein: alles weist darauf hin, dass der cod. 756 im norden entstanden ist, vielleicht auf veranlassung des gesetzsprechers Jón Sigmundarson, in dessen händen sich im ausgang des 15. jahrhunderts der cod. W befand.

Über den umfang, den einst der cod. W gehabt hat, herscht noch unklarheit. Bekantlich fehlt demselben ursprünglich die ganze episode aus der Nibelungensage und die erzählung von könig Frodi, ferner der ganze schluss der Skaldskaparmál von den Úkend heiti an (I, 464), der anfang des Háttatal und der schluss desselben. Diese abschnitte sind durch papierblätter, deren inhalt teils dem cod. reg. teils dem cod. Svarf. entnommen ist, ergänzt. Dass die episoden aus der heldensage ursprünglich nicht im cod. gestanden haben, darf wol als sicher gelten. Aber auch der zweite teil der Skaldskaparmál hat zweifelsohne nicht in der handschrift gestanden: Bl. 35 schliesst mit den beispielen der kenningar; es beginnen mit bl. 36 die grammatischen abhandlungen, die 19 bl. füllen. Alsdann folgt die papiereinlage des Svein Jónsson; nach dieser der erhaltene teil des Háttatal. Dieser fült 6 pergamentblätter: der fehlende schluss ist ungefähr gleichen anfangs wie der fehlende anfang. Demnach scheint Háttatal ursprünglich auf einer lage von 8 bl. gestanden zu haben, von der das erste und lezte blatt verloren gegangen ist.

Blicken wir nun aber auf cod. U, wo der zweite gramm. traktat unmittelbar vor Háttatal steht, so wird es wahrscheinlich, dass die traktate auch in W ursprünglich vor Háttatal gestanden haben, und dass nur durch Svein Jónsson durch den einschub der papierblätter diese trennung erfolgt ist. Eine andere frage ist, ob die *úkend heiti* vielleicht von haus aus vor den traktaten gestanden haben; diese aber wird sich nicht entscheiden lassen. Solche und ähnliche dinge, welche für die textkritik nicht unwichtig sind, lassen sich aus den bemerkungen über W (namentlich den s. XLVII fgg.) nicht recht erkennen. Es sei daher hier noch kurz über die einteilung von W gesprochen und einiges, was ich bei F. Jónsson vermisse.

Der schön und deutlich geschriebene codex enthält 32 zeilen auf der seite. Grosse initialen führen die hauptabschnitte ein. Bei kleinen abschnitten findet sich für die initiale ein kleinerer rechteckiger freier raum. Die eingestreuten strophen heben sich nicht von der prosa hervor. Schliesst ein teil eines wortes die zeile, so deutet ein querstrich (—) an, dass das wort noch nicht zu ende ist. — Der codex besteht aus lagen zu je 8 bl. Die erste seite ist unbeschrieben; unten stehen die worte:

Olai Wormii
Dono Arngrimi jonae
Islandi.

Der obere teil der bl. 19—22, 27—30, 34—36 ist sehr zerfressen. Es folgen:

Praefatio — bl. 4^b_{19}.
Gylfaginning 4^b_{20}—20^a_{31}.
Bragarœđur 20^b_1—22^b_6.
Eptirmál 22^b_7—22^b_{30}.
Skaldskm. 22^b_{31}—35^b_{32}.

Von bl. 27^b sind nur 4 zeilen beschrieben; sie enthalten den schluss der Þorsdrápa des Eilifr Guđrúnarson. Der übrige teil der seite ist unbeschrieben. Zwischen bl. 30 und 31 finden sich 6 papierblätter, die die episode aus der heldensage nach dem cod. Sparf. enthalten. Vom lezten blatte sind nur $3^1/_2$ zeilen beschrieben. Ein †, das sich auf der ersten zeile derselben und pergamentbl. 31^a_{20} findet, deutet an,

dass die blätter hierher gehören. Die ganze episode fehlt also von haus aus der handschrift.

Die gramm. abhandlungen I und II $36^a{}_1 - 41^b{}_7$. Diese schliessen sich unmittelbar an das vorhergehende an. Erst die dritte abhandlung leitet eine grosse, schönverzierte initiale ein. Dadurch gibt der schreiber zu erkennen, dass hier ein neuer hauptabschnitt beginnt, der ursprünglich nicht zum werke gehört. Ausserdem ist vor dem zweiten traktate ein unbeschriebener raum von 6 zeilen.

Grammat. abhandlungen III und IV $41^b{}_8 - 54^a{}_{22}$. Bl. 54^b ist ursprünglich unbeschrieben; eine junge hand hat Marienlieder und andere gedichte frommen inhaltes darauf aufgezeichnet. Es folgen 9 papierblätter mit der überschrift: *de synonymis simplicibus*.

Sie enthalten die ókend heiti, die fornnqfn und den anfang vom Háttatal und sind eine abschrift aus dem cod. reg. Alsdann folgt im cod. eine lage von 6 bl., die höchst wahrscheinlich aber einst 8 bl. enthielt. Das erste und lezte, anfang und schluss, sind verloren gegangen. Diese lage hat wol einzig und allein Háttatal enthalten. Zwei papierblätter schliessen sich hier an, von denen das erste den schluss des Háttatal nach cod. Svarf. enthält, während das zweite unbeschrieben ist. Das folgende pergamentblatt enthält die Rigsmál: das gedicht beginnt mit grosser schöner initiale, der schluss fehlt bekantlich. Fünf weitere leere papierblätter deuten den umfang des fehlenden an; sie sind vom schreiber der episode aus der Niflungensage eingefügt, wie der wasserdruck zeigt. Zum schlusse folgen noch zwei pergamentblätter (abgedruckt Sn. E. II, 495 fgg.), die wol das 3. und 6. blatt einer lage ausgemacht haben. Die lezte seite, ursprünglich unbeschrieben, enthält von junger hand lobgedichte auf die jungfrau Maria.

Doch ich verlasse die einleitenden bemerkungen über die handschriften, um noch kurz bei dem hauptinhalte des 3. bandes zu verweilen, bei dem commentar zum Skáldatal. Es ist noch kein jahrzehnt vergangen, wo man sich die berichte über leben und gedichte der einzelnen skalden in den quellen mühselig zusammensuchen muste. Selbst Keysers litteraturgeschichte gab wenig, N. M. Petersens so gut wie gar nichts. Heute besitzen wir nicht weniger als drei werke, aus denen wir zur genüge belehrung über die skalden und ihre werke schöpfen können. Guðbr. Vigfússon gibt im Cpb. vor den gedichten eines jeden skalden einen lebensabriss des dichters, geistreich, mit vielen kühnen, wenn auch oft unhaltbaren einfällen, die um so schwerer controlierbar sind, als nirgend die quellen angegeben sind, aus denen er die positiven tatsachen geschöpft hat. Infolgedessen ist das werk zu wissenschaftlichen zwecken unbrauchbar. — Für das Samfund t. udg. af g. n. lit. gab ferner Guðmundr Þorláksson sein buch: „Udsigt over de norsk-islandske skjalde fra 9. til 14. århundrede“ heraus; es gibt in kurzen ansprechenden biographien, denen nirgends die quellen fehlen, einen überblick über die gesamte skaldendichtung und ist für viele skalden unser einziger gewissenhafter wegweiser. Während aber diese schrift eine grössere zahl von skalden behandelt, vertieft sich der commentar zum Skáldatal ungleich mehr in das leben und wirken der einzelnen dichter. Das alte Skáldatal, das in handschriften der beiden hauptwerke Snorris, der Heimskringla und Edda, erhalten war, hatte die dichter vorgeschrieben, deren lebenslauf aufzunehmen war: das grosse gebiet war zeitlich und örtlich beschränkt, örtlich, indem nur dichter aufnahme fanden, die an nordischen königshöfen geweilt hatten, zeitlich, indem es in der erweiterten gestalt der Upsalaer handschrift mit der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts abschliesst. Ich

trage kein bedenken, das alte Skáldatal ohne seine späteren zusätze Snorri in seinem ganzen umfange zuzuschreiben. Möglich, dass es ihm eine kritische vorarbeit zu seinem grossen geschichtswerke war. Lassen sich doch fast alle skalden, die hier aufgezählt sind, in Snorris hauptwerken, der Edda und Heimskringla, widerfinden, ja selbst in kleineren zügen zeigt das Skáldatal mit diesen übereinstimmung: Snorri kante die sagengestalt Starkads (Heimskr. 20. 22), er kent Ragnar lodbrók als dichter (Sn. E. I, 666), er weiss, wie könig Eystein seinen hund Saur über die einwohner von Þrándheim sezte (Heimskr. 90. 391); was das Skáldatal von Þjodólf (nr. 40) sagt, deckt sich fast wörtlich mit dem eingange der Heimskringla (s. 1), ebenso das, was es von Eyvinds Háleygjatal berichtet (nr. 158. Hskr. 1 [10]). Wie aber Snorris Skáldatal spätere zusätze erhielt, so scheint dieser selbst ein bereits aufgezeichnetes Skáldatal benuzt zu haben, das sich wol in Saemunds besitz befunden haben mag. Ich schliesse dies aus der reihe der skalden, von denen wir weiter nichts erfahren, als dass sie diesen oder jenen fürsten besungen haben. Hätte Snorri aus der lebendigen tradition geschöpft, so würde er gewiss auch von ihnen strophen erfahren haben, die ihm dann quelle seiner historischen werke geworden wären. Auf alle fälle besteht zwischen dem Skáldatal und Snorris werken ein innerer zusammenhang, und zur kritik dieser jenes zu benutzen und umgekehrt wäre eine dankbare und gewiss lohnende aufgabe.

Ich weiss nicht, wem die fruchtbare idee gehört, den toten namen des alten Skáldatals lebensvolle biographien der einzelnen dichter zuzufügen, ob Sigurðsson oder Egilsson. Jedenfalls verdient sie volle anerkennung und die vollendete tatsache ist der schönste grundstein zu einem corpus scaldicum. Die zusammenstellungen über die dichter sind rein philologischer natur. Ihre verfasser geben das tatsächliche aus den quellen und bauen mit diesem einen soliden lebensabriss der einzelnen dichter auf. Widersprechende nachrichten werden kritisch beleuchtet und das für und wider einfach aber klar dargelegt. Dabei war freilich die arbeit des bearbeiters des lezten teiles eine umfassendere und weitgehendere als bei der bearbeitung des ersten halbbandes. Als dieser bearbeitet wurde, fand man noch nichts ähnliches vor, man hatte also keine falschen ansichten zu bekämpfen, sondern einfach aufzubauen. Der bearbeiter des zweiten halbbandes hatte dagegen bereits Guðm. Þorlákssons Udsigt und das Cpb. in händen, mit deren verfassern er sich öfters auseinandersetzen muste. Und zweifelsohne hat er dies mit ebensoviel geschick als scharfsinn getan und dadurch manchen eingenisteten fehler beseitigt. Dagegen hätte für die geschichte der skaldendichtung, für eine schilderung ihres almählichen aufsteigens und ihres verfals noch mehr getan werden können. Die philologische gründlichkeit hätte mit dem feinen beobachtungssinn eines V. Rydberg gepaart werden müssen, und wir sind überzeugt, dass dadurch die skaldendichtung erst auf die stufe gehoben worden wäre, auf die sie gehört. Von den drei höhenpunkten eines Egil, Sighvat, Sturla Þórðarson lässt sich das weite feld schön und klar überblicken. So sehr es auch anzieht, an einzelnen gestalten die arbeitsweise der verfasser zu zeigen, so muss ich mich doch mit besprechung nur einiger stellen begnügen.

Über die sagengestalten Starkaðs und könig Ragnars herschen heutzutage andere und zweifelsohne richtigere ansichten. Nachdem bereits S. Grundtvig Starkað als eine poetische erscheinung, als das heldenideal der nordischen wikingerzeit aufgedeckt hatte (Udsigt s. 67 fgg.), ist von Müllenhoff bis ins kleinste ein bild dieser alten heldendichtung entworfen worden (DAK. V, 301 fgg.). Auch Ragnars dichtung und vor allem die Krákumál wird man nach G. Storms überzeugendem nachweis als

ein spätes erzeugnis aus dem ende des 13. jahrhunderts ansehen (Ragnar loðbrók usw. s. 117). Anders steht es mit Bragi Boddason, den die einen für eine historische gestalt ansehen, andere dagegen in das bereich der sage bringen. Für lezteres lässt sich aber nicht die geringste stütze bringen, denn was E. Jessen (Über die Eddalieder s. 21) dafür verbringt, ist volständig haltlos und zur genüge von G. Storm (Hist. Tidrkr. III, s. 72 fgg.) widerlegt worden. Bragis name[1] sowol als auch die genealogie, die wir aus der Landn. und Egilssaga entnehmen können, haben durchaus nichts unglaubwürdiges, und während die sagengestalten eines Ragnar, Starkaðr u. a. über den ganzen norden verbreitet sind, beschränken sich unsere quellen über Bragi auf die wenigen norwegisch-isländischen werke.

Etwas anderes ist es, wie Bugge annimt (Ztschr. f. d. ph. VII, 389), dass die person wol historisch, die unter seinem namen überlieferten gedichte dagegen späteren ursprungs sind. Die frage hart bis heute noch der lösung. Jedenfals spricht das geschichtliche über Bragi, das uns die quellen an die hand geben, nicht dagegen. Es darf jezt als ausgemacht gelten, dass die sagengestalt des Ragnar loðbrók in dem könige Reginfridus der Lorscher annalen, der 814 nach kurzer herschaft fiel, ihren historischen hintergrund hat. Von Bragi stamte in dritter linie der herse Arinbjǫrn, der nach der Egilssaga (c. 41) etwas älter als Egil war, also ungefähr 900 geboren sein muss. Rechnet man das durchschnitsalter der mutter und grossmutter 35 jahre, so kommen wir auf das jahr 830, in dem Ástríð, Bragis tochter, geboren sein muste. Das weihgeschenk, das ihm Ragnar spendet, zeigt Bragi als rüstigen, tatendurstigen mann. Es spricht also nichts dagegen, wenn wir sein leben zwischen die jahre 780—850 legen. Vigfússons verschiebung (835—900 Cpb. II, 2) ist ganz unbegründet.

Das todesjahr von Gunnlaugr ormstunga (s. 323) habe ich in meiner ausgabe um ein jahr verschoben (auf 1009, s. XX). Hierzu sei noch bemerkt, dass der algemein herschenden ansicht, *á sumar* bedeute nur „in diesem sommer", Laxd. s. 104, 17 widerspricht, was auch die herausgeber ganz richtig mit *in proxima aestate* widergeben. — Unter nr. 23 werden Gizur svarti und Gizur gullbrá als eine person aufgefasst. Schon der alte Einarson trente sie und Möbius und Þorláksson sind ihm gefolgt. Auch Finnur Jónsson sucht die wenig erwiesene identifizierung wider aufzuheben (s. 541). Zeitlich liesse sich ja gegen dieselbe nichts einwenden: Hjalti Skeggjason komt 1017 mit Gizur svarti am hofe des schwedenkönigs Ólaf zusammen (Hskr. s. 273). Gizur gullbrá aber fält in der schlacht bei Stiklastaðir (1030. Hskr. 491). Dagegen werden die beiden personen überall in den quellen auseinandergehalten: jenen finden wir nur im gefolge des Schwedenkönigs, diesen bei Olaf dem heiligen. Und wenn es selbst Ottar dem schwarzen nur durch vermitlung seines oheims Sighvat gelang, gnade bei Olaf zu erlangen, so ist es wenig wahrscheinlich, dass Gizur svarti, der doch am Schwedenhofe in gleichem verhältnisse zu Olaf dem heiligen gestanden hatte, wie Ottar, eine solche rolle gespielt haben würde, wie Gizur gullbrá in der tat gespielt hat (Hskr. s. 475). Dazu widerspricht meines erachtens

1) Einen anderen skalden Bragi Hallsson lernen wir als dichter unter könig Sverrir und seinem sohne Hákon kennen (Skt. nr. 132. 138); ein weiterer Bragi Hallsson erlag der grossen epidemie in Norwegen 1392 (Isl. annal. s. a.). Der name scheint überhaupt norwegisch, nicht isländisch gewesen zu sein und deshalb möchte ich den jüngeren skalden Bragi (s. 652) auch für einen Norweger halten. Als vater des alten Bragi nent das Skt. Boddi. Dies für Bondi zu erklären (s. 307 anm. 7) ist aber unstathaft, da die assimulation nd > dd im norwegischen nicht vorkomt.

auch der name. Gizur des schwarzen beiname kann doch wol nur auf die schwarze farbe seiner haare gehen. Er mag denselben in der umgebung von Hjalti, vielleicht von diesem selbst, erhalten haben zum unterschiede von Hjaltis schwiegervater Gizur dem weissen. Für den beinamen des jüngeren Gizur stelt man die eigentliche form des Gullbrárskald auf und nimt an, dass er ihn nach einem gedichte erhalten hätte, das er auf ein mädchen mit goldblonden augenbrauen gedichtet habe (s. 334). Allein dem widerspricht die überlieferung. Die Hskr. schreibt nur *gullbrá* (475[15]. 491[21]). Ebenso das Skaldatal, wo ohne grund unter 62 Guldbrárskald hergestelt ist: A hat *gullbrá*, B ist an der entscheidenden stelle zerfressen. Die grosse Olafssaga (1853) schreibt ebenfals nur *gullbrá* (206_{13}. 217_{3}). In der Flb. findet sich immer *gullbrárfostri* (Flb. II, 226. 340. 353. 355), nur einmal *gullbrárskáld* (II, 315). In der OH. s. der FMS. findet sich *gullbrá* (Thomsk. V, s. 56. AM. 325, s. 80. cod. Holm. 2, s. 80); FMS. V, 203 haben wir *gullbrárfostri*, s. 80 haben es fast ebenfals alle handschriften, nur AM. 325 hat *gullbrárskáld*. Entscheidend ist die stelle FMS. V, 56, wo sicher zu lesen ist: *gullbrá, fóstri Hofgarđa-Refs*, wie die Thomassk. hat. Hier liegt der schlüssel: Gizur war der pflegevater Hofgarđa-Refs. Die überlieferung erhärtet *gullbrá* als einzig echten beinamen. Hierzu trat noch *fóstri Hofgarđa-Refs;* aus misverständnis aber zog man *fóstri* zu *gullbrá*, liess *Hofgarđa-Refs* bei seite und so entstand *gullbrárfostri*, das erst in den jüngsten quellen in *gullbrárskáld* umgeändert wurde. Demnach hiess Gizur selbst „goldbraue“, ein name, den er nur von der helblonden farbe seiner augenbrauen gehabt haben kann: diese aber schliessen schwarzes haupthaar aus. — Dagegen muss man Jón Sigurđsson recht geben, wenn er den Hallbjǫrn hali (s. 373), den das Skt. auf Knút Eiriksson († 1195) und Sverrir († 1202) lobgedichte verfassen lässt, von Hallbjǫrn hali, der auf Þorleif jarlaskald († 994) dichtete, trent. Þorláksson will beide identifizieren (s. 145). Wol erfahren wir, dass der leztere lobgedichte auf fürsten gedichtet habe (Ftb. I, 215), allein dies muss in der zeit kurz nach Þorleifs tode gewesen sein. Nachdem die Flb. von lezterem berichtet hat, fährt sie fort: *Sa madr bio þa a þingvelli er þorkell het* usw. Dies *þá* kann nur auf die zeit gehen, wo Þorleif starb. Und nach der episode von Hallbjǫrn fährt unmittelbar anschliessend dieselbe quelle fort: *En fra brædrum þorleifs er þat at segia* . . (Ftb. I, 214/15). Der erzählung würde das ganze verständnis geraubt werden, wolten wir sie zeitlich um eineinhalb jahrhundert verschieben. — So liessen sich auch zum ersten teile des vorliegenden bandes noch eine reihe bemerkungen machen, die der einzelforschung noch bedürfen. Dasselbe gilt auch von der arbeit Finnur Jónssons. Ein vorzug lezterer ist, dass er namentlich auf die composition der grösseren gedichte eingeht und von manchem eine kurze, klare inhaltsangabe gibt. Eine ganze reihe nicht genügend oder gar nicht erwiesener behauptungen, namentlich Vigfússons und Þorlákssons, weist er mit gutem recht zurück. Gegen lezteren scheint er in einigen punkten freilich zu weit zu gehen. Man wird sich zweifelsohne auf F. Jónssons seite stellen, wenn er z. b. jene für unsere heldensage so wichtige vísa

Geisli stendr til grundar

(FMS. V, 234. Ftb. III, 244) dem Þorfinn munr zuschreibt, während Þormóđ Kolbrúnarskáld kein anrecht auf sie hat. Dagegen kann ich nicht billigen, wenn F. Jónsson (s. 545) mit Jón Sigurđsson (s. 209) die beiden halbstrophen der Sn. E.

Opt kemr (so!) *jarđar leiptra* (Sn. E. I, 232)

und *þær eigu vér veigar* (Sn. E. I, 240)

als zwei eine vísa bildende halbstrophen ansieht. Gewiss wird niemand leugnen, dass in einem gedichte *alhent* gestattet ist. Dass aber in einer vísa die erste hälfte ganz regelmässiges *dróttkvætt*, die zweite aber durchweg *alhent* haben kann, ist zum mindesten wenig wahrscheinlich.

Neben dem litterarhistorischen werte des vorliegenden teiles möchte ich aber auch noch den philologischen hervorheben. Nicht wenige skaldenstellen haben F. Jónsson zu textkritischen bemerkungen veranlasst und so erscheinen ziemlich viele in neuem lichte. Es lockt, auch von dieser seite auf das werk noch einzugehen, doch ich werde bald anderen orts dazu gelegenheit finden.

Ich scheide von dem vorliegenden bande der Edda mit der überzeugung, dass er, wie schon der erste teil auch in seiner ganzen gestalt die grundlage zu einer neuen aera der skaldendichtung wird: was wir im Cpb. für alle dichter erwartet hatten, das besitzen wir im vorliegenden werke von einem grossen teile derselben. Vertiefung in die einzelnen teile des ganzen, das sei der dank, den wir in erster linie dem verstorbenen Jón Sigurđsson, aber zum nicht geringen teile auch Finnur Jónsson schuldig sind.

LEIPZIG, IM SEPT. 1888. E. MOGK.

Ludwig Wirth. Die oster- und passionsspiele bis zum XVI. jahrhundert. Beiträge zur geschichte des deutschen dramas. Halle a. S., Max Niemeyer. 1889. VIII u. 351 s. 8. 10 m.

Die wahrnehmung, dass seit einer reihe von jahren sich für die ältere geschichte des deutschen dramas eine erhebliche teilnahme gezeigt hat, muss jeden litteraturfreund mit freude erfüllen. War doch seit Hoffmann von Fallersleben und Mone lange zeit die kentnis dieses wichtigen litteraturzweiges auf einige bedeutendere geistliche spiele des mittelalters beschränkt und fast jeder versuch einer geschichtlichen entwicklung des geistlichen dramas ruhte auf den forschungen jener beiden führer. Inzwischen waren wider einige spiele durch den druck teils volständig, teils bruchstückweise bekant geworden, aber zu einer streng philologischen behandlung der dramen kam es noch nicht. Erst nachdem Schönbach und Milchsack eine kritisch gesichtete, auf der vergleichung der einzelnen stücke unter einander beruhende untersuchung über die Marienklagen einerseits und über die lateinischen osterfeiern anderseits mit überzeugender sicherheit angestelt hatten, nachdem ferner Milchsack in seiner ausgabe des Egerer und Heidelberger passionsspieles das verwantschaftliche verhältnis derselben zu älteren spielen mit lobenswerter sorgfalt erschlossen hatte, konte der aufbau einer geschichte des mittelalterlichen dramas geplant werden. Die herausgabe der Erlauer spiele durch Kummer, sowie Wackernells untersuchung über die ältesten Tiroler passionsspiele haben sodann ein neues lehrreiches material an das licht gezogen und neuerdings hat Lange die untersuchung über die lateinischen osterfeiern in einer geradezu überraschenden weise gefördert. Denn während Milchsack nur 28 osterfeiern kante, fand Lange nicht weniger als 224, wovon auf Deutschland 159 kommen.

Auf ein so wolgeordnetes und vorbereitetes material gestützt hat es L. Wirth unternommen, die entstehung und entwicklung der oster- und passionsspiele bis zum auftreten des gelehrtendramas darzulegen. Es ist dies in einer weise geschehen, welche unsere gerechte bewunderung herausfordert, da der verfasser zeigt, dass er

den kaum übersehbaren stoff nicht nur völlig beherscht, sondern auch streng wissenschaftlich zu gliedern und zu verarbeiten versteht. Unter diesen umständen und bei seiner vortreflichen kentnis der andern mittelalterlichen dichtungen ist es ihm gelungen, ein grundlegendes werk zu schaffen, das uns den reichtum der dramatischen poesie des mittelalters erschliesst und die stellung erkennen lässt, welche das geistliche spiel in der deutschen litteratur einzunehmen berufen war.

Nachdem der verfasser in der einleitung die osterfeiern kurz besprochen hat, führt er die einzelnen auftritte auf, welche die beiden gruppen, in die die osterspiele nach anlage und inhalt zerfallen, darbieten. Für die erste gruppe werden 7, für die zweite ebenfals 7 auftritte festgestelt, deren entstehung und schritweise weiterentwicklung sorgfältig nachgewiesen werden. Es folgt dann eine eingehende betrachtung der anlage der passionsspiele und ähnlicher spiele, wobei eine auf Tischendorfs Synopsis evangelica (5. aufl. Leipzig 1884) ruhende chronologische reihenfolge der scenen — es sind deren 49 — aufgestelt wird, welche eine genaue übersicht über ihre verwertung in den verschiedenen spielen gewährt. Es lässt sich erkennen, dass die umfangreichsten spiele, nämlich das Heidelberger spiel, die Frankfurter dirigierrolle und das Alsfelder spiel, fast den ganzen biblischen stoff bearbeiten. Nimt man dazu die präfigurationen des Heidelberger passionsspieles, welche der verfasser zu erwähnen keinen anlass hatte, so wird man zugeben müssen, dass dieses spiel inhaltlich den ersten platz in der litteratur des geistlichen dramas verdient.

An die betrachtung der anlage der passionsspiele schliesst der verfasser bemerkungen über die entstehung derselben. Sodann folgt eine sehr lehrreiche untersuchung über die grundlage und die quellen der osterspiele. Der verfasser verfährt hinsichtlich der ersten gruppe so, dass er die am häufigsten vorkommenden versikel zusammenstelt, um erkennen zu lassen, dass die übereinstimmung der geistlichen spiele auf der benutzung derselben schriftlichen vorlagen und quellen, nicht auf mündlicher tradition beruht und dass die dichterische tätigkeit der verfasser eine sehr verschiedenartige gewesen ist, indem sie ihre quellen entweder wörtlich benutzen oder umarbeiten und überarbeiten. Als ergebnis wird festgestelt, dass die zahlreichen hymnen und klagegesänge aus den Marien- und Magdalenenklagen herübergenommen sind, dass dagegen für den übrigen text zahlreiche ostergesänge, ferner Walter von Rheinaus Marienleben, für einzelne stellen auch Martina, passional und erlösung gedient haben. Als grundlage für die erste gruppe kann der Trierer ludus gelten, daneben haben aber auch viele fassungen des Innsbrucker und Wiener osterspieles weite verbreitung gefunden (s. 69). Auch auf die zweite gruppe der nach inhalt, sprache und charakter von der ersten bedeutend abweichenden osterspiele dehnt der verfasser seine untersuchungen aus und gelangt zu dem ergebnis, dass das Innsbrucker und das Wiener osterspiel als typus und grundlage derselben zu betrachten sind. Die quelle für den 3. und 6. auftritt sind geistliche dichtungen wie Urstende, Martina, passional u. a., für den lezteren auch die erlösung. Die übrigen scenen sind teils geistlichen, teils weltlichen dichtungen entnommen. Interessant sind besonders die nachweise von der übereinstimmung mit manchen fastnachtspielen, zumal mit dem Neithartspiele, so dass man eine wechselseitige beeinflussung der fastnachtspiele und der geistlichen spiele anzunehmen berechtigt ist.

Der verfasser zeigt in diesem abschnitte eine grosse vertrautheit mit den schätzen der poetischen litteratur des mittelalters, wie man auch das sorgfältige studium der 18 spiele rühmen muss, das er in dem folgenden abschnitt zu erkennen gibt. Hier bespricht er das verhältnis der von ihm berücksichtigten 18 spiele zu

einander und gibt ihre besonderen quellen an, wobei eine sorgfältige charakteristik jedes einzelnen spieles gegeben wird. Für die ältesten spiele wird mit recht ein verloren gegangenes spiel als gemeinsame quelle angenommen. Dem verfasser erscheint das Redentiner osterspiel „wegen der frischen, volkstümlichen, humoristisch-satirischen darstellung, der niederdeutschen lokalfärbung, der gelungenen charakteristik der hauptpersonen, der ebenso eigentümlichen wie glücklichen erweiterung mancher scenen" als das beste aller osterspiele. Von der einwirkung der Magdalenenscenen des Benediktbeurer passionsspieles auf die anlage anderer spiele sind auch wir überzeugt, aber wir hätten gewünscht, dass der verfasser statt des Hoffmannschen textes den der Carmina burana in der Oesterleyschen ausgabe zu grunde gelegt hätte. Ebenso wichtig für die entwicklung der geistlichen spiele erscheint uns das Wiener passionsspiel. Was die Frankfurter dirigierrolle betrift, so darf ihre entstehung ohne bedenken um das jahr 1350 angesezt werden, da der kanonikus Baldemar von Peterweil, der 1382 als verstorben erwähnt wird und von dessen charakteristischer handschrift zahlreiche manuscripte im archiv zu Frankfurt vorhanden sind, an ihr verbesserungen vorgenommen und an den rand bemerkungen geschrieben hat, und zwar nach dem duktus dieser bemerkungen zu schliessen, in seiner früheren lebenszeit. Mancherlei für die geschichte des mittelalterlichen dramas wichtigen ergebnisse wird die in aussicht stehende veröffentlichung des Frankfurter passionsspieles von 1492, das sich handschriftlich im stadtarchiv zu Frankfurt befindet, zu tage fördern. Es ist, wie mir herr dr. Froning schreibt, eine kopie von der hand des gerichtschreibers Johannes Cremer. „Aus der übereinstimmung der versanfänge lässt sich in vielen fällen schliessen, dass das jüngere spiel auf dem älteren beruht; nur ist das jüngere unendlich viel dramatischer und hat viele wenig dramatische episoden des älteren gestrichen; auch fehlen die im älteren spiele so häufigen, aber doch sehr undramatischen chöre in dem jüngeren fast ganz."

Dem fünften abschnitte fügt der verfasser eine graphische darstellung des abhängigkeitsverhältnisses der sämtlichen spiele bei, aus welcher hervorgeht, dass die osterspiele sich vom Rhein (Trierer ludus) durch Mitteldeutschland verbreiten. Von hier geht ein zweig nach Österreich (Innsbruck, Wien, Sterzing), ein anderer durch Böhmen ebenfals dahin, sogar bis nach Ungarn (Erlau), ein anderer nach dem norden (Wolfenbüttel, Redentin). Die passionsspiele gehen von Süddeutschland (Benediktbeuren) und der Schweiz (St. Gallen) aus, verbreiten sich dann nach Österreich (Wien, Sterzing, Erlau) und Mitteldeutschland (Donaueschingen, Frankfurter dirigierrolle, Friedberg, Alsfeld), wo sie mit den osterspielen zusammentreffen.

Der sechste abschnitt beschäftigt sich mit dem stil der geistlichen spiele. Es wird zunächst wahrscheinlich gemacht, dass die weltlichen elemente, welche die geistlichen spiele enthalten, durch die spielleute, die clerici vagantes und ähnliche leute in dieselbe gelangt sind. Leztere waren teilweise schauspieler von beruf, sie wurden zuerst von den geistlichen als mitspieler zugelassen; als jedoch die weltlichen elemente hinzutraten, wurden die spiele aus der kirche verbant, die geistlichen musten auf die mitwirkung verzichten und das aus der kirche vertriebene drama geriet nun ausschliesslich in die hände der spielleute. Im einzelnen weist nun der verfasser an den sprachlichen, stilistischen und sonstigen eigentümlichkeiten der verschiedenen spiele den einfluss der spielmannsdichtung nach, so zunächst in allen scenen, in denen Pilatus und seine ritter auftreten, in den krämerscenen, in den teufelsspielen und in den Maria-Magdalenenscenen. Der nachweis wird in einer

überaus sorgfältigen untersuchung über die quellen, aus denen die dichter der osterspiele und der fastnachtspiele geschöpft haben, und über die art der benutzung der vorlagen durch die verfasser der verschiedenen spiele geführt. Diese untersuchung erstreckt sich auch auf die passionsspiele, welche grossenteils auf grundlagen der epischen dichtung beruhen. Mit einer bewundernswerten sicherheit, einer folge überaus gründlicher komparativer studien, kann der verfasser die tatsache feststellen, dass sich das Benediktbeurer und das Wiener passionsspiel als produkte der spielmannspoesie erweisen und dass die verfasser der grossen passionsspiele ihre vorlage in sehr vielen fällen wörtlich abgeschrieben haben. Derartiger hochwichtiger ergebnisse hatten die bisherigen forschungen über die entwicklungsgeschichte der dramatischen poesie des mittelalters sich noch nicht zu erfreuen, und wir können dem verfasser nicht dankbar genug sein, dass er sich der grossen mühe unterzogen hat, ein werk zu schaffen, dessen zustandekommen nur durch die anwendung des ernstesten und gewissenhaftesten fleisses möglich war.

Als „anhang“ (s. 235—343) bringt der verfasser die belege zu den geistlichen spielen, durch welche das verhältnis der einzelnen spiele zu einander klar gelegt wird. Der verfasser begint hier mit der markierten scheidung zwischen oster- und passionsspielen (A. osterspiele), ohne dieselbe bei den mit dem Benediktbeurer spiel (s. 278) beginnenden passionsspielen durch den vermerk: B. passionsspiele kentlich zu machen. Auch dieser abschnitt, der das scenarium jedes der 18 spiele nebst den nachweisen der übereinstimmungen mit dem scenarium anderer spiele enthält, lässt uns auf jeder seite den hohen wert des Wirthschen buches erkennen.

In dem am schlusse befindlichen litteraturnachweis vermissen wir Fronings wertvolle kleine schrift Zur geschichte und beurteilung der geistlichen spiele (Frankfurt a. M. 1884), Milchsacks recension der Kummerschen ausgabe der Erlauer spiele (Litteraturblatt f. germ. u. rom. philologie 4, 171—174), Scherers besprechung der Milchsackschen Oster- und passionsspiele (Deutsche litteraturzeitung 1881, 50), ferner die erwähnung des Lambacher passionsspieles (Progr. Kremsmünster 1883). Die berichtigungen, die der verfasser auf s. 350 und 351 verzeichnet, lassen sich noch um das doppelte vermehren; es sind meist druckfehler, die sich jeder leser selbst verbessern kann. Doch möchte ich folgende wichtigere hier anführen. Es ist zu lesen: s. 123 z. 8 v. u. von vorn, s. 139 z. 10 Mone II, s. 146 z. 17 brauchbarer, s. 147 ostensiones und intendant, s. 161 Herodias, s. 191 und 193 Einbecker sündenfall (unter wegfall des kommas), s. 204 und 205 Wackernagel st. Grimm, s. 212 z. 11 jenes gedichtes konte ich nicht habhaft werden, s. 235 Hoffmann st. Mone, s. 238 Pasche, s. 305 mane nobiscum, s. 345 Pfeiffer, s. 346 unter Krolewiz: Lisch st. Sich, s. 350: zu s. 53 z. 3 oben st. unten.

WILHELMSHAVEN. HUGO HOLSTEIN.

Friedrich Nicolais kleyner feyner almanach 1777 und 1778. Erster und zweiter jahrgang. Herausgegeben von **Georg Ellinger.** Berlin, gebrüder Paetel. 1888. XXXVI, 64 und XII, 86 s. 8. 6 m. — Auch u. d. t.: Berliner neudrucke. Herausgegeben von prof. dr. Ludwig Geiger, prof. dr. B. A. Wagner und dr. Georg Ellinger, 1. und 2. band.

Das neue unternehmen, das hier glücklich und passend durch Ellingers erneuerung der Nicolaischen volksliedersamlung eröfnet wird, soll vergriffene ältere

werke aus dem litteraturleben der mark Brandenburg, wie N. Peuckers gedichte, Schmidt von Werneuchen u. a. algemein zugänglich machen.

Die beiden zierlichen bändchen des „kleynen feynen almanachs vol schönerr echterr liblicherr volckslieder“, welche von den zahlreichen seither aufgetretenen samlern auf diesem gebiete fleissig ausgenuzt wurden, sind bereits so selten, dass man nur mit grosser mühe eines exemplars habhaft werden kann, und so wird der vorliegende abdruck vielen freunden der volkspoesie eine wilkommene gabe sein, zumal da der herausgeber den text sorgfältig revidiert und mit einer gut orientierenden einleitung versehen hat.

Seitdem Herder in den Fragmenten über die neuere deutsche litteratur und in den Blättern von deutscher art und kunst die junge dichtergeneration auf die widerbelebung des deutschen volksliedes hingewiesen und den wunsch ausgesprochen hatte, es möge ein deutscher Percy aufstehen, welcher die verstreuten reste desselben im Elsass, in der Schweiz, in Franken, Tirol und Schwaben samle, waren manche dieser mahnung gefolgt. Besonders aber widerholte Bürger im Deutschen museum 1776 mit dringlichkeit Herders klagen über die gelehrte verbildung seiner zeit und verlangte, dass die dichter sich in ihren balladen das volkslied zum muster nehmen und ihre wirkung nicht auf wenige gebildete, sondern auf das ganze volk berechnen solten. Diese forderungen und der etwas überschwängliche ton in Bürgers aufsatze gaben dem Berliner kunstrichter Nicolai den plan ein, in der maske eines deutschen Percy aufzutreten und die widerbelebung der volkspoesie mit denselben parodistischen mitteln lächerlich zu machen, die er kurz zuvor (1775) in den Freuden des jungen Werthers gegen Goethe verwant hatte. Auf Herder brauchte er keine rücksicht mehr zu nehmen, da seine verbindung mit ihm gelöst war. Längst wol hatte er mit dem nüchternen beobachtungstalente und dem sammelfleisse, welcher seine Beschreibung einer reise durch Deutschland oder seine Beschreibung von Berlin und Potsdam kenzeichnet, auf fliegende blätter und alte liederbüchlein geachtet, aber darin nur curiosa erblickt, denen kein moralischer nutzen und keine förderung der dichtkunst innewohne. „Wenn man solche volkslieder im original ansieht“, schrieb er an Gebler, „so erkent man deutlich die torheit derjenigen, welche der welt weissmachen wollen, als ob aus den schrecklichsten hechelträgerliedern der wahre zauber der dichtkunst oder gar der geist der nationen ausfindig gemacht werden könne.“ Von seinen bekanten, wie Lessing und Justus Möser, erbat er sich beiträge und äusserte sich dem ersteren gegenüber auch offenherzig genug über die von ihm befolgte methode: mit heimlichem vergnügen habe er einige schöne stücke zuerst ans licht gebracht, aber wissentlich einige recht plumpe darunter gesezt, damit man anschauend sehe, dass wahrhaftig nicht alle volkslieder des abschreibens wert sind. Ein zweites mittel der parodie ist die absichtlich verzerrte und überladene schreibweise, mit welcher er die lästigen konsonantenhäufungen des 16. jahrhunderts überbietet. Auch gieng er mit seinen vorlagen oft recht eigenmächtig um. Deutlicher noch zieht er in der vorrede, welche er einem handwerksgenossen des verachteten meistersängers Hans Sachs, dem schuster Daniel Seuberlich tzu Ritzmück an der Elbe, in den mund legt, gegen die originalgenies zu felde; aber seine parodie des Bürgerschen aufsatzes geht plötzlich in einen ungeschickten direkten angriff vom moralisierenden standpunkte aus über. Der erfolg des unternehmens war kaum der von Nicolai erhofte. Seine freunde begnügten sich mit einigen ausweichenden komplimenten oder sprachen ihre misbilligung über die satire, in welcher trefliches und geringes in gleicher weise verurteilt wurde, aus: so Merck, Boie, Lessing. Bürger

beschränkte sich darauf, in einigen strophen des gedichts Europa 1777 mehrere äusserungen der vorrede zurückzuweisen (vgl. Strodtmann, Briefe von und an Bürger 1, 381 fg.). Zwei anonym gebliebene autoren veranstalteten, wie Ellinger zuerst nachweist, einen ironisch gemeinten nachdruck des Almanachs und eine nachahmung: „Ausbund schöner weltlicher lieder für bauers- und handwerksleute“, Reutlingen, o. j. Herder endlich nante den Almanach Nicolais eine schüssel voll schlamm, aufgetragen, damit die nation ja nicht zu etwas besserem lust bekomme, und unternahm es 1778, in seinen „Volksliedern“ das gold aus dem schatze der deutschen volkspoesie zu heben und dem publikum aufzuzeigen.

Schon Lessing vermisste ein verzeichnis der von Nicolai benuzten drucke und handschriften; Ellinger hat in einem anhange (2, 61—80) einen solchen quellennachweis für die meisten der 64 lieder geliefert. Danach sind 20 nummern aus den drei teilen der Bergkreyen (Goedeke, Grundriss² 2, 28. 40 fg.) entlehnt, andre entnahm der samler fliegenden blättern des 18. jahrhunderts und den ihm von Möser und Steinbart zugesanten aufzeichnungen aus dem volksmunde; zwei stücke des zweiten bandes sind dichtungen Simon Dachs, welche in Heinrich Alberts Arien stehen. Zu dem 2, 82 mitgeteilten „Vierlander baurliedlein“: „O moder, o moder, min kücken is dod“ sind die nachweise bei H. Frischbier, Preussische volksreime und volksspiele (1867) s. 18 fg. zu vergleichen. In dem 1669 angelegten liederbuche des Leipziger studenten Christian Clodius (Berliner mscr. germ. oct. 231 s. 4) steht eine andere fassung nebst melodie:

Hey mutter, der finck ist todt.
Hätt ihr den fincken zu trincken gegeben,
So were der fincke geblieben am leben.

Der sorgfalt des herausgebers entspricht die hübsche ausstattung, welche die verlagshandlung dem werkchen hat angedeihen lassen. Der hohe preis wird freilich der verbreitung im wege stehen. Dass die seitenzahlen des originaldrucks nicht angegeben sind und das von Chodowiecki gestochene titelbildchen nicht widerholt ist, wird man leicht verschmerzen; bedauerlich aber ist das fehlen der teilweise von Reichardt komponierten melodien, um so mehr, als weder auf Erks (Die deutschen volkslieder 2, heft 3 s. 14) bemerkungen über dieselben noch auf spätere abdrücke in Kretzschmers und Zuccalmaglios samlung, in Erks Deutschem liederschatz u. a. hingewiesen wird.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Eine lausavísa des Hrómundr halti,

die in der Landnáma (Ísl. sögur I², 162) und in der Flateyjarbók (I, 413) verderbt überliefert ist, lässt sich folgendermassen herstellen:

Né *þ*ví **d**ógri **d***auþ*i
dr*aug* flatvallar b*aug*a
— buumsk viþ **I***lm*ar **j***alm*i! —
á*þ*r né gær vas r*áþ*inn.

R*œk*i 'k lítt, þót **l***eik*i
l*it*vǫndr Heþins f*it*jar
(**á**þr vas v*it*aþr **ý***t*um
a*ld*r) viþ rauþa skj*ǫld*u.

1 Varat mér i dag dauđi *codd. edd.* 2 draugr *codd. edd.* (*eine hs. der* Landnáma drougar). 3 álmar jalmi *eine hs. der* Ldn. 4 vas] of *codd. edd.* 6 litvorđr *einige hss. der* Ldn. uitiar Flb. 7 oss var ađr (áđr var oss Flb.) of markađr *codd. edd.*; ýtum var áđr of vitađr *Jón Þorkelsson.*

Zur ersten zeile, die in den hss. *hendingalaus* ist, vgl. Skirnismǫ́l 13^3: *einu dǫgri vǫrumk aldr of skapaþr.* Z. 7 hat in den hss. ebenfals keinen silbenreim. Die von Jón Þorkelsson vorgeschlagene conjectur enthält zwei metrische fehler, die durch die von mir vorgenommene umstellung entfernt sind. Ob die conjectur das richtige trift, ist natürlich ganz unsicher: die verderbnis liesse sich allenfals auf dem wege der mündlichen tradition, schwerlich auf dem der schriftlichen erklären. H. G.

Zu zeitschr. XXII, 93.

Zu dem aufsatze: Eine quelle des Simplicissimus (oben s. 93 fgg.) macht mich herr dr. F. Bobertag darauf aufmerksam, dass er bereits in seiner Geschichte des romans (IIa, 27. 64 fgg. 93) über die benutzung des Gusman von Alferache durch Grimmelshausen gehandelt hat. H. G.

NACHRICHTEN.

Der verein für Hamburgische geschichte bestimt einen preis von 1000 mark für den besten bis zum 1. mai 1892 im manuscript eingereichten beitrag zur kentnis des anteils Hamburgs an der entwickelung der deutschen litteratur während der ersten hälte des 18. jahrhunderts. Nähere auskunft erteilt der erste vorsteher des vereins, dr. Th. Schrader, Hamburg, Eilbeck, Hinter der Landwehr 6/7.

Die XL. versamlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 2. bis zum 5. oktober 1889 in Görlitz abgehalten werden. Die vorbereitenden geschäfte für die germanisch-romanische section haben professor dr. O. Erdmann und professor dr. Gaspary in Breslau übernommen.

Professor dr. Fr. Vogt in Kiel wurde als nachfolger K. Weinholds an die universität Breslau berufen.

An der universität Leipzig habilitierte sich dr. W. Streitberg für germanische philologie.

Am 28. april d. j. verstarb zu Gotha hofrat prof. dr. Karl Regel (geb. 21. mai 1817). Die zeitschrift betrauert in dem dahingeschiedenen, der das druckfertige manuscript einer ausgabe des Wilhelm von Österreich von Johann von Würzburg hinterlässt, einen ihrer ältesten mitarbeiter.

Am 5. juli starb zu Berlin der litterarhistoriker Wendelin freiherr von Maltzahn (geb. 10. mai 1815).

S. 128, z. 1 v. u. lies statt 68: nahezu 62.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZWEI VERSVERSETZUNGEN IM BEOWULF.

901—915. Zu anfang dieses abschnittes wird ebenso unvermutet von Sigmund zu Heremod übergegangen, wie mit seinem schlusse ganz unerwartet wider auf Beowulf, von dem vor Sigmund die rede war, zurückgesprungen wird. Ferner bleibt das syntaktische verhältnis zwischen 901 und den vorhergehenden versen durchaus unklar. Diese, die sich auf Sigmund beziehen, lauten nämlich:

898 *Sē wæs wreccena wíde mǣrost*
ofer werþeóde wigendra hleó
ellendǣdum: he þæs āron ðāh.

Dann folgt unser abschnitt:

901 *Siððan Heremôdes hild sweðrode,*
earfoð ond ellen usw.

Man hat diese schwierigkeiten zu heben gesucht, indem man *heremod* appellativ nahm. Dies ist zuerst von Rieger in seinem lesebuche (s. 64 und s. 281) geschehen und im anschluss an ihn von Holtzmann (Germania VIII, 491 fg.) weiter begründet worden. Unabhängig von beiden hat diesen gedanken neuerdings Heinzel in Steinmeyers Anzeiger X, 228 (vgl. jezt auch ebenda XV, 160 fg.) erfasst[1]. Und er erscheint im ersten moment wirklich verlockend. Denn nun würde sich auch unser abschnitt auf Sigmund beziehen und *siððan* schlösse sich aufs schönste an das vorhergehende, da es den bericht über ein späteres unglückliches abenteuer Sigmunds einleiten würde, nachdem vorher von einem früheren glücklichen dieses helden erzählt war. Ja es scheint, als ob auch der alte schreiber, der das von Cosijn (Beitr. VIII, 568) richtig widerhergestelte *āron ðāh* in *ǣr ondāh* wandelte, auf die seite dieser auffassung träte. Wenigstens erhelte von hier aus der zweck dieser änderung, die gewiss nicht unabsichtlich geschah, wie der so entstandene gegensatz *ǣr* — *siððan* zu beweisen scheint. Gleichwol kommen wir auf diesem wege nicht weit. Denn schon mit den folgenden weiter unten (s. 387) citierten versen geraten wir in die brüche. Sie lassen sich auf keinen andern als auf Heremod beziehen.

1) Auch Körner, Kölbings Engl. studien I, 494 erwägt einen ähnlichen gedanken.

Heinzel freilich weiss sie für seine annahme zu retten, indem er sie als algemeine betrachtung ansieht. Aber widerspricht dem nicht allein *ǽđel Sigmundes* 913? Dass *heremôd* sonst nirgends als adjektiv vorkomt, sondern immer nur als name auftritt, davon darf man füglich absehen. Aber sehr entschieden muss darauf hingewiesen werden, dass das wort auch im Beowulf als name erscheint und zwar an einer stelle, die unverkenbare anklänge an unsere hat. Hiermit bleibt denn auch an dieser der name zweifellos gesichert, und jeder erklärungsversuch, der die appellative bedeutung des wortes zu grunde legt, ist ein für allemal zurückzuweisen.

Es erhebt sich also nunmehr die frage, wie die unebenheiten, die in syntaktischer beziehung wie im gedankengang durch das auftreten Heremods entstehen, zu erklären sind. Bevor wir aber hierüber zu einer entscheidung kommen können, müssen wir unsern abschnitt, gesondert von seiner umgebung, in seinem zusammenhang in sich, betrachten. Dieser versuch ist schon oft unternommen worden, eingehender von: Holtzmann, Germania VIII, 491 fg.; Müllenhoff, Zeitschrift für deutsch. altert. XIV, 202, Beovulf, s. 50 fg. (119 fg.); Köhler, Zeitschr. f. d. phil. II, 315 fgg.; Hornburg, Die composition des Beowulf, s. 22 fg.; Dederich, Historische und geographische studien zum ags. Beowulfliede, s. 207 fgg.; Körner, Kölbings Englische studien I, 492 fgg.; Möller, Das altenglische volksepos in der ursprünglichen strophischen form, 100 fgg.; Heinzel, Anzeiger f. d. alt. u. litt. X, 228. XV, 160 fg.; Bugge, Beiträge XII, 39 fgg. Ich vermag keinem der bisherigen forscher in jedem punkte beizutreten. Die verse 902[b] fgg.:

hê mid Eotenum wearđ
on feónda ȝeweald forđ forlâcen,
snûde forsended

fasse ich übereinstimmend mit Bugge, indem ich ebenfals von *mid Eotenum* zunächst absehe: „Heremod wurde durch verrat in die gewalt der teufel gegeben, schnell zur hölle entsendet.“ Ähnlich hatte schon Heinzel, Anzeiger X, 228 diese worte erklärt. Dann folgt (mit Bugges interpunktion):

904 *hine sorhwylmas*
lemede tô lanȝe, hê his leódum wearđ,
eallum æþelinȝum tô aldorceare.

Bugge behauptet, dass der erste dieser beiden sätze sich auf das tun und treiben Heremods in diesem leben bezogen und einen synonymen gedanken zum zweiten satz enthalten haben müsse. Zu diesem zweck

schlägt er vor *hine sorhwylmas* in *sorhwylma hrine* zu ändern und übersezt dann: „durch den griff der verzehrenden sorge lähmte Heremod (das volk) zu lange (als dass es länger geduldet werden konte).“ Die ausdrucksweise für diesen gedanken wird niemand glücklich finden; auch vom syntaktischen standpunkte erschiene sie auffällig. Ich sehe nicht ein, warum man den satz, den Bugge mit so kühner conjektur bedenkt, nicht auf das leben im jenseits beziehen soll. Nachdem erzählt ist, dass Heremod in die hölle verdamt ist, wird nun von den qualen gesprochen, die er dort erleidet. Dasselbe geschieht ja auch in der andern Heremodstelle und *hine sorhwylmas lemede* (oder mit Müllenhoff *lemedon*) *tô lanȝe* in diesem sinne würde hier dem entsprechen, was dort mit *dreámleás ȝebâd .. leódbealo lonȝsum* (1720) ausgedrückt ist. *sorhwylm* zur bezeichnung von höllenpein findet sich auch Gûdlâc 1046.

In diesem zusammenhang erhalten denn die nun folgenden verse 907—913, die schon sehr verschiedenen vermutungen raum gegeben haben, ein neues licht:

Swylce oft bemearn œrran mœlum,
swîđferhþes sîđ snotor ceorl moniȝ,
sêþe him bealwa tô bôte ȝelŷfde,
910 *þœt þœt đeódnes bearn ȝeþeón scolde,*
fœderœþelum onfôn, folc ȝehealdan,
hord ond hleóburh, hœleþa rîce,
êđel Scyldinga.

Bugge, der am ausführlichsten über diese stelle handelt, übersezt: „so betrauerte oft in früheren zeiten des kühnen gang (*sîđ*) manch weiser mann, der bei ihm abhilfe des übels hofte, (der es hofte,) dass des königs sohn gedeihen solte, empfangen des vaters adel und das volk verteidigen, den hort und die schirmburg, der helden reich, den erbsitz der Schildinge.“ Bugge will aus diesen versen einen gegensatz zum vorhergehenden teile herauslesen, insofern als mit *œrran mœlum* von früheren zeiten aus dem leben Heremods gesprochen werde, während vorher von späteren die rede gewesen sei. Die verse sollen besagen, dass Heremod nicht blos in späterer zeit, sondern bereits in seiner jugend seinem volk anlass zur klage wurde. Und zwar dadurch, dass er eine kriegsfahrt in die fremde unternahm, anstatt zu hause seine herscherpflicht zu üben und seinem bedrängten volk erhofte rettung zu gewähren. Hiergegen nun ist einzuwenden, dass dieser gegensatz doch äusserst matt und nicht geeignet ist, das an dieser stelle so unerwartete zurückgreifen auf ein jugendabenteuer Heremods zu recht-

fertigen. Ferner aber würde auf das abenteuer mit ganz unverständlicher kürze bezug genommen sein. Eine solche aber wäre hier um so weniger angebracht, als man aus der andern Heremodstelle entnehmen zu müssen glaubt, dass Heremod in seinen jungen jahren eher die hofnungen seines volkes geweckt als getäuscht habe; vgl. besonders 1716 fgg., wo gesagt wird, dass er schliesslich traurig enden muste:

deáhþe hine mihtiȝ ȝod mæȝenes wynnum,
eafeþum stêpte, ofer ealle men
forđ ȝefremede.

Ich halte für Bugges grundfehler seine auffassung von *sîđ*. Und dieses wort scheint mir auch von allen übrigen forschern misverstanden oder ungenügend erklärt zu sein: Simrock, Grein, Köhler geben es mit „loos, geschick" wider, was nur als notbehelf erscheinen kann. *sîđ* heisst hier „gang." Aber es ist an dieser stelle nicht mehr plötzlich von einem neuen gang aus Heremods leben die rede, sondern es wird offenbar sein im ganzen vorhergehenden teil behandelter gang ins jenseits, sein heimgang, sein tod mit jenem worte bezeichnet. Aber wie konte der tod eines so verhassten herschers „manchem weisen mann" gegenstand des jammers sein? Das beantworten 909 fgg. Mit recht behauptet Körner, Engl. stud. I, 493, dass die verse 910 fgg. sich auf jemanden beziehen müsten, der die herschaft noch nicht angetreten habe; also nicht auf Heremod selber gehen könten, von dem 1719 fg. mit den worten *nallas beáȝas ȝeaf Denum æfter dôme* die ausübung des königtums klar berichtet wird. Demnach bleibt nichts übrig, als unter *deódnes bearn* 910 den zur nachfolge bestimten sohn Heremods, den er in der heimat zurücklässt, zu verstehen. Und aus unsern versen dürfen wir also entnehmen, dass in folge von Heremods plötzlichem tode feinde in sein land fielen, seinen unmündigen sohn des thrones beraubten und so der alten dynastie ein ende machten. Hierzu nun stimt treflich, dass Heremod in den angelsächsischen königslisten als leztes glied genant wird; vgl. Müllenhoff, Beovulf, s. 5 und 50 fg. Die feinde aber, die nach Heremods tod in sein land einfielen, werden dieselben gewesen sein, die er eben bekriegt hatte und bei denen er um seine kampfestüchtigkeit gekommen war, d. h. besiegt wurde und fiel. Hierfür nun passt kein anderes volk besser als ein benachbartes. Und daher ist mir nicht mehr zweifelhaft, dass unter den *eotenas* 902 nicht mit Bugge „riesen", sondern vielmehr das volk der Jüten zu verstehen ist. Nach alledem übersetzen wir die verse 907—913 nun folgendermassen: „Ebenso beklagte oft in vergangenen zeiten den hingang des kraftmutigen manch weiser mann, der sich durch ihn geschüzt

geglaubt hatte vor den übeln (die nach seinem tode eintraten), erwartet hatte, dass dieses königs sohn gedeihen solte, empfangen die väterliche würde, herschen über das volk, den hort und die schirmburg, der helden reich, den erbsitz der Schildinge."

Es blieb bisher der satz unberücksichtigt, an den sich die eben übersezten verse anschliessen:

905 *hê his leódum wearđ*
eallum æþelingum tô aldorceare.

Wir sind erst jezt in der lage, diesen worten ihre richtige beziehung zu geben. Ich mache vor *hê* 905 eine starke interpunktion und übersetze dann: „Er ward seinem volke, allen edelingen zum herzenskummer, nämlich d u r c h s e i n l e b e n: Ebenso beklagte andrerseits s e i n e n t o d manch weiser mann" usw. Die verse 913ᵇ—915 endlich bedürfen in bezug auf ihren zusammenhang keiner weiteren besprechung.

Ist somit der abschnitt in sich zur befriedigung erörtert, so dürfen wir nunmehr sein verhältnis zu den umgebenden versen betrachten. Hier nun ist durch den glücklichen gedanken ten Brinks[1], dass 901 direkt mit 861 zu verbinden sei, ein neuer ausgangspunkt gegeben. Mir ist nicht im mindesten zweifelhaft, dass ten Brink mit dieser verbindung den ursprünglichen zusammenhang richtig widerhergestelt hat. Denn nun finden sich, wie es der schluss unsres abschnitts verlangt, Beowulf und Heremod unmittelbar nebeneinandergestelt. Und beide zugleich im vortreflichsten gegensatz: Beowulf, der herbeieilt, um den Dänen in ihrer bedrängnis beizustehen; Heremod, der wegzieht und sie so in bedrängnis zurücklässt. Endlich schliessen sich auch syntaktisch unsre verse in ihrer neuen stellung aufs beste an: „Beowulf war der beste kriegsmann auf erden, seit Heremod seinen kampfesruhm eingebüsst hatte." Jezt aber erhebt sich die frage, auf welche weise ist unser abschnitt von seinem alten platz getrent? Wie haben wir es zu erklären, dass zwischen die verse 861 und 901 der passus 862—900 getreten ist? Ten Brink benuzt hier seine variantentheorie. Er nimt an, dass in diesem zweiten Müllenhoffschen liede, in dem wir uns befinden, von einem ordner zwei versionen contaminiert seien, eine volständige C, die den grundstock abgegeben habe, und eine unvolständige D, die daneben benuzt sei. Dieser leztern version entstamme der passus 862—900. 901 sei von 861 getrent, indem der ordner das D-stück dazwischen geschoben habe. Ten Brink weist in seinen vorbemerkungen (s. 4 fg.) auf diese stelle besonders hin, weil

1) Beowulf, Quellen und forschungen 62 (Strassburg 1888), s. 60.

hier die verhältnisse so augenfällig lägen, dass sich die richtigkeit seines verfahrens für jedermann ergeben müsse. Ich will an diesem platze nicht algemeine stellung zu ten Brinks variantentheorie nehmen. Aber ich glaube, dass er keine günstige stelle ausgewählt hat, um zweifelnde zu bekehren. Denn was müssen wir nun annehmen? Der ordner reisst ein satzgefüge mittenauseinander, trent ohne weiteres einen nebensatz von seinem hauptsatz, um einen zusammenhängenden complex von 39 versen dazwischenzuschieben: unbekümmert, in welches syntaktische verhältnis nun der losgelöste nebensatz gerät; unbekümmert, wie es nun um die beziehung der pronomina im abgetrenten teil steht; unbekümmert endlich um alle gedankensprünge, die entstehen! Ist das wirklich so selbstverständlich? Ist es vor allem selbstverständlich von einem mann, der doch gelegentlich durch kleine änderungen seine arbeit zu verdecken bemüht ist, der im ganzen wolbedacht und recht geschickt verfährt, nicht selten so raffiniert, dass es in der reihe gelehrter, scharfsinniger, gewissenhafter forscher erst ten Brinks bedurfte, um die fremde hand herauszuerkennen? Demgegenüber möchte ich nun ein mittel vorschlagen, dem man wenigstens die einfachheit nicht absprechen wird. Ich nehme nur eine kleine umstellung vor, indem ich die verse 900—915 heraushebe und nach 861 einsetze, also folgenden text aufstelle:

Ðǽr wæs Beówulfes
mǽrdo mǽned: moniȝ oft ȝecwæđ,
þætte sûđ ne norđ be sǽm twéonum
ofer eormenȝrund òþer nǽniȝ
under sweȝles beȝonȝ sèlra nǽre,
861 *rondhæbbendra rîces wyrđra,*
901 *siđđan Heremòdes hild swedrode,*
earfođ ond ellen. Hè mid Eotenum wearđ
on feónda ȝeweald forđ forlàcen,
snûde forsended: hine sorhwylmas
905 *lemedon tò lanȝe. Hè his leódum wearđ*
eallum æþelinȝum tó aldorceare:
swylce oft bemearn ǽrran mǽlum
swiđferhþes sìđ snotor ceorl moniȝ,
sèþe him bealwa tò bòte ȝelýfde,
910 *þæt þæt đeódnes bearn ȝeþeón scolde,*
fæderæþelum onfòn, folc ȝehealdan,
hord ond hleóburh, hæleþa rîce,
èđel Scyldinȝa. Hè þǽr eallum wearđ,

mǣʒ Hiʒelâces manna cynne,
915 *freóndum ʒefæʒra: hine fyren onwôd.*
862 *Ne hié hûru winedrihten wiht ne lôʒon,*
ʒlædne Hrôđʒâr, ac þæt wæs ʒôd cyninʒ.
Hwîlum heaþorôfe hleápan lêton,
865 *on ʒeflit faran fealwe mearas*
đǣr him foldweʒas fæʒere þûhton,
cystum cûđe; hwîlum cyninʒes þeʒn,
ʒuma ʒilphlæden, ʒidda ʒemyndiʒ,
sê đe ealfela ealdʒeseʒena
870 *worn ʒemunde, word ôþer fand*
sôđe ʒebunden: secʒ eft onʒan
sîđ Beówulfes snyttrum styrian
ond on spêd wrecan spel ʒerâde,
wordum wrixlan, welhwylc ʒecwæđ,
875 *þæt hê fram Siʒemunde secʒan hŷrde*
ellendǣdum, uncûþes fela,
Wælsinʒes ʒewin, wîde sîđas,
þâra þe ʒumena bearn ʒearwe newiston,
fǣhđe ond fyrena, bûton Fitela mid hine,
880 *þonne hê swulces hwæt secʒan wolde*
eám his nefan, swa hié â wǣron
æt nîđa ʒehwâm nŷdʒesteallan.
Hæfdon ealfela eotena cynnes
sweordum ʒesǣʒed. Siʒemunde ʒespronʒ
885 *æfter deáđ-dæʒe dôm unlŷtel,*
syþđan wîʒes heard wyrm âcwealde,
hordes hyrde: hê under hârne stân,
æþelinges bearn âna ʒenêđde
frêcne dǣde: ne was him Fitela mid;
890 *hwæþre him ʒesǣlde, đæt þæt swurd þurhwôd*
wrætlicne wyrm, þæt hit on wealle ætstôd,
dryhtlîc îren: draca morđre swealt.
Hæfde âʒlǣca elne ʒeʒongen,
þæt hê beáhhordes brûcan môste
895 *selfes dôme; sǣbât ʒehlôd,*
bær on bearm scipes beorhte frætwa
Wælses eafera: wyrm hâte mealt.
Sê wæs wreccena wîde mǣrost
ofer werþeóde, wîʒendra hleó

900 *ellendǣdum: hē þæs āron ðāh.*
916 *Hwīlum flītende fealwe strǣte*
mearum mǣton.

In der obigen ordnung treten also an drei stellen neue verbindungen ein: zwischen 861 und 901, zwischen 915 und 862 und zwischen 900 und 916. Dass 901 an 861 den besten und einzigen anschluss findet, ist schon besprochen. 862 fg. aber gewinnen in ihrer jetzigen stellung eine ganz eigene bedeutung. Denn nachdem Beowulf eben auf kosten eines vergangenen Dänenkönigs gelobt ist, erscheint das kompliment für den gegenwärtigen herscher als nicht übel berechnet. 916 endlich folgt auf 900 ebenso gut wie auf 915. Sehen wir uns nun den grossen zusammenhang an! Auch hier fügt sich alles nach schönstem wunsch. Auf Beowulfs treflichkeit fält von zwei verschiedenen punkten aus licht: einmal, indem er sich im gegensatz zu einem besonders berüchtigten helden — Heremod — befindet; und darauf, indem er in gleiche stellung mit einem besonders berühmten helden — Sigmund — tritt!

Die richtigkeit unsrer ordnung erhält nun aber noch aus einer stelle, an deren erklärung man sich bisher vergeblich versucht hat, wilkommene bestätigung. Es handelt sich um die verse, mit denen zum zweiten lobe Beowulfs übergeleitet wird, 870 fgg.

word ōþer fand
sōðe ʒebunden: secʒ eft onʒan
sīð Bēowulfes snyttrum styrian.

Was sollen wir in der überlieferten ordnung mit dem wort *ōþer* 870 anfangen, das hier ebenso unverständlich erscheint, wie das dann folgende *eft*? Heyne bemerkt im glossar unter *findan:* „er fand andre worte, d. h. er ging zu einer andern erzählung über.“ In seinem texte war vorher gesagt, dass Beowulf gepriesen wurde und hier wird wider gesagt, dass Beowulf gepriesen wurde. Wie kann man da von einer „andern“ erzählung reden? Man hat sich denn auch fast algemein durch änderung des textes hier zu helfen gesucht. So Rieger, Ztschr. f. d. phil. III, 390. Er übersezt *word ōþer fand sōðe ʒebunden* „ein wort fand das andre, richtig gebunden“, und ändert, diesen satz in parenthese stellend, das folgende *secʒ* in *secʒan*. Bugge, Ztschr. f. d. phil. IV, 203 schliesst sich ihm an. Grein ändert *word ōþer* in *wordhleōþer* und ihm folgt u. a. Holder in seiner ausgabe. Bei ten Brink fält der anstoss weg, indem er 870[b]—874[a] als eine interpolation innerhalb der version D ansieht. In unserm zusammenhang nun bedürfen wir keiner änderung noch irgend einer deutelei. Die verse sind auf den

ersten blick verständlich: die „andre“ rede, mit der hier der sänger das lob Beowulfs wideraufnimt, ist die zusammenstellung mit Sigmund, welche er der eben vorangegangenen mit Heremod folgen lässt.

Bei so alseitiger zusammenstimmung muss die frage, wie die umstellung der besprochenen beiden versgruppen zu erklären ist, als eine nebensächliche erscheinen. Dass verderbnisse dieser art in alten handschriften vorkommen, ist eine widerholentlich belegte tatsache. Ich gestatte mir auf einen fall hinzuweisen, den ich selbst in Konrads von Würzburgs Klage der kunst[1] aufdecken konte. Hier liess sich auch mit ziemlicher wahrscheinlichkeit die entstehung der verderbnis zeigen. Man darf wol auch in unserm fall annehmen, dass ein schreiber die stelle an ihrem richtigen platz vergass, an einem späteren nachholte und dadurch verursachte, dass ein neuer schreiber sie falsch einsezte.

Ich glaube, dass erst mit der obigen herstellung unsers textes die richtige grundlage für die höhere kritik, d. h. für die betrachtung der innern geschichte dieses teils gegeben ist. Dass aber eine solche betrachtung hier wie im Beowulf überhaupt am platz ist, dass wir in diesem gedicht kein einheitliches werk vor uns haben, das meine ich nach den arbeiten Müllenhoffs, Möllers und ten Brinks unbedenklich annehmen zu dürfen. Heinzel, der in seiner recension von ten Brinks buch[2] einen entgegengesezten standpunkt vertritt, hat mich in keiner weise überzeugt. Gewiss wird jeder philologe der von ihm s. 181 erhobenen forderung zustimmen, dass man jedes dichterische werk nach seinem eigenen massstab beurteilen müsse. Aber ich behaupte, dass er sich leider selber gegen diesen grundsatz versündigt hat, indem er zur erklärung des Beowulf ein material heranzieht, das durchaus ungleichartig in sich ist.

1404—1407. Diese verse stehen ebenfals in Müllenhoffs zweitem liede. Grendels mutter hat in der nacht einen genossen des königs Hrodgar, Äschere, hinweggeschleppt. Beowulf tröstet den klagenden könig mit dem versprechen, die feindin in ihrem verborgenen schlupfwinkel aufzusuchen. Und so macht man sich sofort auf den weg:

Þà wæs Hròðʒàre hors ʒebæ̀ted,
1400 *wicʒ wundenfeax: wìsa fengel*
ʒeatolìc ʒenʒde, ʒumfèþa stòp

1) Quellen und forschungen 54, s. 4 und s. 86.
2) Anzeiger für deutsch. alt. u. deutsche litt. XV, 153 fgg.

lindhæbbendra. Lâstas wæron
æfter waldswaþum wîde ʒesŷne.
ʒanʒ ofer ʒrundas, ʒeʒnum fôr
1405 *ofer myrcan môr, maʒoþeʒna bær*
þone sêlestan sâwolleásne,
þâraþe mid Hrôđʒâre hâm eahtode.
Ofereóde þâ æþelinʒa bearn
steáp stânhlido, stîʒe nearwe,
1410 *enʒe ânpađas, uncûđ ʒelâd,*
neowle næssas, nicorhûsa fela.

Die gespert gedruckten verse fallen völlig aus dem zusammenhang, da sie einen im gange der begebenheiten bereits erledigten moment noch einmal in seinem geschehen hinstellen. Bugge (Beiträge 12, 94) sezt daher, indem er einen gedanken von Sievers (Beiträge 9, 140) aufnimt, hinter 1403 ein komma, fasst *ʒanʒ* 1404 als substantiv und ergänzt vor dem zweiten halbvers 1404 *hwǣr heó*. Ihm stimt ten Brink (s. 77) zu. 1402—1408 würden also nun besagen: „Die spuren waren längs den waldstegen weithin zu sehen, der gang über die gefilde, wo sie hinweg gefahren war über das moor und den besten der ritter seelenlos getragen hatte, derer die mit Hrodgar die heimat berieten.“ Abgesehen von dem schleppenden und nachhinkenden relativgefüge, das wir so erhalten, so ordnen sich die verse für den aufmerksamen leser auch jezt noch keineswegs ein. Denn betrachten wir die unmittelbar folgenden verse 1408—1411, so erscheint für die landschaft, die hier geschildert wird, doch gerade die unübersichtlichkeit charakteristisch. Wir sollen sehen, wie mühsam sich Beowulf den weg durch verborgene pfade, in fortwährendem auf und ab suchen muss, ehe er an sein ziel gelangt. Wie passt nun dazu die eingangsbemerkung, dass die spuren des ungeheuers weithin bis zum endpunkt — denn dieser liegt doch beim moor — zu überblicken waren? Von ähnlichen erwägungen ist vermutlich auch ten Brink ausgegangen, wenn er s. 77 von unsern versen sagt: „die stelle gehört auf keinen fall zum kern von C.“ In der tat, wir würden nicht das geringste vermissen, wenn wir sie ganz wegliessen. Vielmehr würde dann in durchaus folgerichtiger weise zuerst vom wald, darauf vom wilden gebirge und mit 1412 fgg. von dem gefilde gesprochen, das zum meer, dem behausungsort des ungeheuers, führt.

Lassen wir aber nun einmal unsern blick auf denjenigen teil des gedichts hinübergleiten, an dem die eben von uns ausgeschiedenen

verse zeitlich am platze wären, auf die verse, die uns Grendels mutter in der ausführung ihrer untat zeigen[1]:

1280 *þà dǽr sàra weard*
edhwyrft eorlum, siþdan inne feallh
1282 *Ʒrendles mòdor. Næs se ʒyre lǽssa:*
1294 *Hraðe heó æþelinʒa ànne hæfde*
fæste befanʒen, þà heó tò fenne ʒanʒ.
Sè wæs Hròþʒàre hæleþa leófost
on ʒesìdes hàd be sǽm tweónum,
rice randwiʒa, þonede heó on ræste àbreát,
blǽdfæstne beorn: næs Beówulf dǽr.

Nachdem mit den worten *þà heó tò fenne ʒanʒ* 1295 bereits der abzug des ungeheuers beschrieben ist, erscheint es nicht passend, dass der dichter hinterher ganz nebenbei in einem relativsatz noch ein neues moment des raubes bringt, nämlich mit den worten *þonede heó on ræste àbreát* 1298. Ten Brink ändert daher *tò fenne* in *on flette*. Hierdurch wird die chronologische folge der begebenheiten in sehr hübscher weise gewahrt. Indessen es ergibt sich eine andre schwierigkeit, die ten Brink sofort zu einer weiteren hypothese nötigt: „Zwischen 1298 und 1299 dürften dann eine oder mehrere zeilen ausgefallen sein, wenn nicht der alte dichter über der charakteristik Äscheres und dem übergang zu Beowulf Grendels mutter vergessen, d. h. ihren abgang zu erwähnen unterlassen hat.“ (S. 75 fg.)

Ich meine, die verse 1296—1298 tragen zu deutlich den charakter eines nachträglichen einschubs, als dass hier besserungsversuche zum ziel führen könten. Scheidet man sie nun aber wirklich aus, so ergibt sich ein merkwürdiger fall, der einzig innerhalb des Beowulf dasteht. Denn wenn sich sonst nach herauslösung fremder elemente die zusammenrückenden teile ohne weiteres oder doch nach leiser änderung aneinander schliessen, so bleibt hier syntaktisch sowol wie inhaltlich eine klaffende lücke. Aber, ich glaube, es gibt eine sehr einfache erklärung dafür: die klaffende lücke fand eben ein schreiber vor, und er suchte sie durch die verse, die wir jezt an ihrer stelle sehen, in seiner weise auszufüllen.

Hatte dieser mann es aber wirklich nötig, seine eigenen kräfte zu versuchen? Vergessen wir seine verse! Erinnern wir uns jener früheren, die uns an ihrer stelle so widerspruchsvoll und entbehrlich

1) 1280—1294 nach ten Brinks, wie ich glaube, glücklicher herstellung des textes (s. 75).

erschienen! Nehmen wir sie von ihrem alten platz und setzen sie mit zwei kleinen änderungen hier in unsre ofne stelle ein, schreiben wir also:

Hraðe heó æþelinga ànne hæfde
1295 *fæste befangen: þà heó tò fenne eft*
1404 *gang [gang] ofer grundas, gegnum fòr*
ofer myrcan mòr, magoþegna bær
þone sèlestan sàwolleásne
1407 *þàraþe mid Hròðgàre hàm eahtode,*
1299 *blǽdfæstne beorn: næs Beówulf ðǽr,*

so haben wir auch hier eine tadellos fortschreitende und geschlossene erzählung, in der in knapper und der situation angemessener weise der abgang von Grendels mutter geschildert wird.

Ich zweifle demnach nicht, dass die verse 1404—1407 ihre ursprüngliche stellung zwischen 1295 und 1299 hatten.

Hier nun sehen wir eine kleine gruppe von vier versen um mehr als hundert verse von ihrer ursprünglichen bestimmung getrent. Da erscheint die frage wolberechtigt, wie eine solche verderbnis entstanden sei. Ich gedenke bei andrer gelegenheit nachzuweisen, dass zwischen dem jetzigen und früheren platze unsrer verse eine bedeutende interpolatorische tätigkeit statgefunden hat, und dass nur folgende teile als ursprünglich anzuerkennen sind:

1311—1313. 1316—1334. 1341—1344. 1383—1385. 1390—1394. 1399—1403.

Im ganzen 39 verse[1]. Und mehr waren auch nicht vorhanden zur zeit, als die umstellung der verse geschah. So konte denn diese durchaus innerhalb einer und derselben seite vor sich gehen und verliert damit ihren auffälligen charakter. Wir dürfen vielmehr nun ähnliches wie vorher annehmen. Ja diesmal sind wir in der lage, uns bestimtere vorstellungen zu bilden.

Zunächst können wir schliessen, dass der schreiber, der die auslassungssünde begieng, seine verse nicht absezte, sondern fortlaufend schrieb. So wenigstens erklärte sich, dass die lücke nicht nach schluss, sondern nach dem ersten worte eines verses eingetreten ist. Dieses erste wort aber, nämlich *gang*, ist nach unsrer einordnung doppelt vorhanden, indem es auch am eingang der umgestelten verse steht, so dass wir es hier streichen musten. Liegt es da nicht nahe, in diesem

1) Ich bemerke, dass ich statt *hwæþer* 1331 mit Bugge (Beiträge 12, 93) *hwider* lese.

zweiten *ȝanȝ* nur ein merkwort zu sehen? Einen hinweis, mit dem der schreiber andeuten wolte, hinter welches wort im texte die folgende stelle einzuschalten sei? So würde uns also in dem zweiten *ȝanȝ* noch ein sehr bestimtes anzeichen dafür vorliegen, dass die verse in einer früheren handschrift an einer von ihrem eigentlichen platz entfernten stelle nachgetragen waren. Aber noch mehr! Es würde sich zugleich aufklären, warum die nachgetragenen verse später falsch eingesezt wurden. Wie leicht nämlich konte ein neuer schreiber übersehen, dass *ȝanȝ* nur merkwort sei, und es so zum texte selber rechnen! Und nun freilich lag für die einsetzung der verse jeder platz näher, als gerade der richtige! Nehmen wir an, dass die verse am schluss der seite nachgetragen waren, so beliess der schreiber sie vielleicht da, bezog sie an der stelle, wo er sie zufällig fand, in den text ein. Aber wahrscheinlicher ist mir, dass er mit guter überlegung verfuhr, als er die verse an ihren jetzigen platz rückte. Denn nachdem der richtige ausgeschlossen war, wo konten sie wol passender untergebracht werden? Hier fügten sie sich am leichtesten ein und erfüllen zugleich in befriedigender weise eine erwartung, die, wenn man den grossen zusammenhang nicht beachtete, durch 1390 fg.[1] angeregt werden konte. Wie geschickt aber der schreiber diesen platz gewählt hat, erhelt wol am besten daraus, dass kein forscher bis auf ten Brink unsere verse an ihrer stelle beanstandet hat.

Um unsre neuordnung zu ermöglichen, bedurfte es mit dem worte *eft* 1295 noch einer kleinen nachbesserung. Ich hoffe, dass dieser umstand der vorgetragenen vermutung nichts an gewähr nehmen wird.

STRASSBURG, JUNI 1889. EUGEN JOSEPH.

LIEDERHANDSCHRIFTEN DES 16. UND 17. JAHRHUNDERTS.

DAS LIEDERBUCH DER HERZOGIN AMALIA VON CLEVE.

Uhland verzeichnet unter den quellen seiner volksliedersamlung (1844 s. 974) ein im 16. jahrhundert entstandenes liederbuch der her-

1) Diese verse lauten nämlich:

Ârîs rîces weard! ûtan raþe fêran
ȝrendles mâȝan ȝanȝ sceáwiȝan!

zogin Ammelia zu Cleve, aus dem er sieben nummern (55. 65. 79b. 80. 81. 194. 312) entnommen hat. Seither hat, soweit ich sehe, niemand sich um dasselbe bekümmert; nur Böhme widerholt in seinem Altdeutschen liederbuch (1877 s. 774) die kurze notiz Uhlands. Eine eingehendere nachricht wird daher an dieser stelle, hoffe ich, nicht unwillkommen sein.

Die originalhandschrift gieng um 1824 aus dem besitze der antiquare Goldschmidt und Wimpfen in Frankfurt a. M. in den des dortigen arztes dr. Georg Kloss über und wurde später von ihm nach England verkauft. Wahrscheinlich befindet sie sich dort noch im privatbesitz; im Britischen museum ist es mir wenigstens nicht gelungen sie zu entdecken. Unsere kentnis beruht somit allein auf einer abschrift, welche Kloss 1825 von einem schneidergesellen Jacob Lepper anfertigen liess und welche auch Uhland benuzte. Sie gehört jezt der stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.[1]. Der kopist hat seine vorlage offenbar ohne verständnis, aber sauber und sorgfältig nachgemalt. Leicht erklärliche lesefehler sind ſ für f, dan für dair, heuen für lieuen, I für A u. a. „Einige gedichte“, bemerkt Kloss am 15. sept. 1841, „waren so sorgfältig mit dinte ausgelöscht, dass sie nicht mehr zu entziffern waren.“ Im ganzen enthält die abschrift 33 lieder geistlichen und weltlichen inhalts; die nummerierung rührt vielleicht erst von Kloss her, da nr. 20 und 21 zusammen ein lied bilden und zweimal fälschlich zwei oder drei verschiedene lieder unter derselben nummer (22 und 28) zusammengefasst worden sind.

Auf die ursprüngliche besitzerin und samlerin weist die hinter nr. 27 stehende unterschrift: „Ammellya geboren hertzzicheyn zo cleve jullych und berg.“ Die folgenden lieder 28—31 wurden sicherlich erst später von einem andern schreiber aufgezeichnet, welcher durch seine wunderliche häufung der konsonanten, wie ss, ff, tz im anlaut, td statt d, und andere orthographische eigentümlichkeiten auffält; vielleicht ist sein name in den unter nr. 30 stehenden lettern „M. H. E.“ verborgen. Die prinzessin Amalie[2] war als die jüngste tochter des herzogs Johann III. von Jülich-Cleve-Berg am 14. nov. 1517 geboren und lebte nach dem 1539 erfolgten tode ihres vaters am hofe ihres bruders, des herzogs Wilhelm (1516—1592), zu Cleve, Düssel-

1) „Liederbuch der Ammellya gebornen herzogin zu Cleve, Jülich und Berg. Abschrift des originals gemacht im jahr 1825.“ 24 bl. fol.

2) Herr professor dr. W. Crecelius in Elberfeld hat die güte gehabt, mir einige nachweise über diese fürstin zu geben.

dorf, Bensberg, Burg und anderwärts. Sie blieb unvermählt und hielt bis zu ihrem ende (1. märz 1586) an dem protestantischen bekentnis fest, wie sie auch die töchter ihres bruders, der sich den römischgesinnten in die arme geworfen hatte, bewog, der reformierten lehre treu zu bleiben. Einigermassen auffällig ist es daher, dass unter den fünf geistlichen liedern unsrer handschrift (nr. 1. 3. 6. 19—21) sich auch ein gebet an Maria befindet. Die 27 übrigen nummern sind sämtlich liebeslieder; ihr thema ist meist das scheiden und meiden, seltener die härte der spröden angebeteten; viermal (nr. 8. 9. 11. 12) begegnet die seit dem erwachen der ritterlichen minnepoesie beliebte form des tageliedes. Der text zeigt zahlreiche verderbnisse, von welchen nur ein teil dem modernen abschreiber zur last fallen kann. Nicht bloss ist metrum und reim öfter stark vernachlässigt, es ist auch die sprache ein verwildertes gemisch von niederrheinischem und hochdeutschem dialekt. Wenn nun Uhland in den von ihm ausgewählten nummern einen glatten, lesbaren text herzustellen suchte, so hielt es der herausgeber der nachfolgenden stücke für seine aufgabe, zunächst die überlieferung selber vorzulegen und nur in den notwendigsten fällen von ihr abzuweichen. Mehrfach bleibt der sinn freilich noch dunkel und muss durch weitere textbesserungen widerhergestellt werden. Zwischen den liedern sind, wie häufig in liederbüchern jener zeit, kurze reimsprüche eingetragen, so bl. 1a:

Heit jch mich vor versunen,
des ich mich na versan,
jch en heid ne begonen,
des jch begunen han.

Ich quaem gegan[g]en in eyn lant,
jch vaint gescriven aen dei want:
Wait dich neit annegeit,
dat la stan, da et steit.

Veil gejaget und wenich gevangen,
veil gehoyrt und wennich verstanden,
veil geseyn und wennich meircket,
dat seint ael verlaren wercken.

Bl. 18a Stede und stylle
dat ist myn wylle.

Es mag nun ein inhaltsverzeichnis der liedersamlung folgen und diesem sich eine auswahl von 14 noch unbekanten nummern anschliessen.

1. Bl. 2a Want alle dyngen an gade staent,
des süllen wyr vnß besynnen.

13 str. zu 12 zeilen. — Unten nr. I: Weihnachtslied.

2. Bl. 3b Idt loufet alltzomaile
die leufergyn yn dat gras.

3 str. zu 8 z. — Uhland, Volkslieder nr. 65. Abschied von der liebsten.

3. Bl. 4b Mit diesen nuwen jare
so wirt vns offenbaire.

12 str. zu 4 z. Neujahrslied. — Vgl. Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 3, 917 nr. 1090. Bäumker, Das katholische deutsche kirchenlied 1, 356 und Vierteljahrsschrift für musikwissenschaft 4, 245. Hoffmann von Fallersleben, Niederländische geistliche lieder 1854 nr. 1—2. Hölscher, Nd. geistliche lieder und sprüche aus dem Münsterlande 1854 s. 27.

4. Bl. 5a Ortliches ort, myn einiges wordt,
eyne crone bouen allen wyfen.

4 str. zu 8 z. — Unten nr. V: Liebesglück. Eine gleichfals vierstrophige fassung „Artlicher hort, du min einigs ein, ein kron ob allen wiben“ *mit dreistimmiger melodie liegt hsl. in Basel (F VI 26 nr. 8).*

5. Bl. 5b In liefden ist myr my[n] hertz verbrant
nae eynem vreuwelyngh stoultz.

10 str. zu 8 z. — Unten nr. XIII: Die ungetreue.

6. Bl. 6b Myt gantzem ellendigem hertzen
klage ich, klage ich myn sunden groys.

8 str. zu 9 z. — Unten nr. II: Gebet an Maria. Zu grunde liegt eine in fliegenden blättern verbreitete weltliche tageweise:

Mit gantzem elenden hertzen
Klag ich mein schweres layd.
Ich ste in sorgen vnd schmertzen:
Ach wechter, gib mir beschaydt!
Hilff mir die sach besynnen,
Das ichs fach weyslich an,
Das ich mit lieb sey drinnen,
Das mein niemants werdt innen;
Trewlich wil ich dir lonen. *(8 str.)*

Die Berliner bibliothek besizt vier drucke des 16. jahrhunderts in oktav (Yd 8917. 8986. 8991. 8992) und einen in folio (Yd 7801, 49). Auch eine ebenda befindliche liederhandschrift aus der ersten hälfte

des 16. jahrhunderts (Mscr. germ. quart 718, bl. 10b) enthält das lied, ebenso Cod. palat. germ. 343 (jezt 171) bl. 49a.

7. Bl. 7a Ade, myt leyde
ich van dyr scheide.

3 str. zu 9 z. Liebeslied. — Vgl. Oeglins liederbuch 1512 nr. 18. Ott, Lieder 1534 nr. 3. Schmeltzl, Quodlibets 1544 nr. 7. Frankfurter liederbuch 1582 (neudruck von Bergmann. Stuttgart 1845) nr. 177. Cod. palat. germ. 343 (jezt 171) bl. 58b. Berliner liederhandschrift von 1568 (Mscr. germ. fol. 752) nr. 102. Mscr. germ. oct. 237, bl. 4a. Tschudis liederbuch (St. Gallener cod. 463). Hoffmann, Geselschaftslieder² nr. 154 (nur eine str.). Eine melodie in Amerbachs liederbuch (Basel F IX 22) bl. 42a.

8. Bl. 7b Der morgens sterne der hait sich uf gedrongen;
wie lude, wie lude dat vns die fogel sungen.

9 str. zu 4 z. Tagelied. — Uhland nr. 79b. Vgl. Niederdeutsche volkslieder (Hamburg 1883) nr. 57. Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 108. R. Eitner, Das deutsche lied des 15. und 16. jhs 2, 173 (1880). Bartsch, Gesammelte vorträge und aufsätze 1883 s. 294 fg. Geistliche umdichtung bei Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 3, 689 nr. 797.

9. Bl. 8a Es daget wonencklichen,
waile schynet der heller dach.

3 str. zu 9 z. Unten nr. VI: Tagelied. — Die anfangszeile kehrt häufig in gleichartigen liedern und deren geistlichen umdichtungen wider, z. b. bei Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 2, 535 nr. 709: „Es taget minnecliche die sunn der gnaden vol.“

10. Bl. 8a Ayn bueler moyß [s]ich lyden vyll,
des byn ich ynnen worden.

7 str. zu 8 z. — Unten nr. XIV: Loos des buhlers. Auch in der Berliner liederhandschrift von 1568 (Mscr. germ. fol. 752) nr. 123 (str. 1—4. 6. 7. 5).

11. Bl. 9a Uis gantzen we klaget sich eyn hylt
yn stre[n]ger hode verborgen.

10 str. zu 9 z. Wächterlied. — Böhme nr. 111 nach G. Forster 1549, 3 nr. 13. Noch eine Darmstädter hs. (Monatshefte für musikgeschichte 20, 71) ist benuzt bei Arnim und Brentano, Des knaben wunderhorn 1, 284. 554. In Berlin (Yd 8925. 8929. 8930) drei einzeldrucke: Nürnberg bei K. Hergotin und F. Gutknecht und Magdeburg bei P. Kempff. Berliner mscr. germ. qu. 718 nr. 8. Eitner, Das deut-

sche lied 1, 39 nr. 143. Eine geistliche parodie bei Wackernagel 2, 929 nr. 1156. Bäumker 1, 254 nr. 10. 2, 362 nr. 413.

12. Bl. 10a Der wechter der bließ an den dach
up hoger zynnen, dair er lach.

7 str. zu 6 z. Wächterlied. — Frankfurter liederbuch 1582 nr. 155. P. v. d. Aelst, Blüm vnd Außbundt 1602 nr. 109. Görres, Altteutsche volks- und meisterlieder s. 115. Niederrheinisches liederbuch von 1574 (Berliner mscr. germ. qu. 716) nr. 39. — Vgl. Uhland nr. 80. Böhme nr. 102 a. b. Yxems liederbuch (Berliner mscr. germ. fol. 753. 1575 im Oldenburgischen oder Osnabrückischen angelegt; vgl. Bolte, Altpreussische monatsschrift 25, 333) nr. 54. Nd. volkslieder 1883 nr. 115.

13. Bl. 10b Wuelde got, dat idt geschede
zu diesem nuwen jair.

3 str. zu 8 z. Unten nr. III: Liebeswerbung.

14. Bl. 11a Wat wyrt es doch des wonders noch.

7 str. zu 8 z. Liebesklage. — Frankfurter liederbuch 1582 nr. 21. P. v. d. Aelst 1602 nr. 176. Mit L. Senfls melodie in Otts liedern 1534 nr. 45—46 und bei G. Forster, Liedlein 1 (1539) nr. 24 und 5 (1556) nr. 51. J. Reiner, Lieder 1581 nr. 26. Fl. blatt Nürnberg F. Gutknecht (Berlin Yd 9637) und o. o. (Ye 209). Cod. palat. germ. 343 (jezt 171) bl. 135a. Tschudis liederbuch (St. Gallen 463) 78. Melodie in der Baseler liederhs. von 1560 (F X 17—20) nr. 26. Nd. auf einem fl. bl. der Berliner bibliothek (Ye 437). — Geistliche umdichtungen bei Wackernagel 2, 1077 nr. 1309. 3, 780 nr. 920. 4, 77 nr. 131. Eine parodie in Rotenbuchers Bergkreyen 1551 nr. 19: „Was wird es doch des trinckens noch.“

15. Bl. 11b Die eirste freud, die ich ye gewan,
ys mir zo truren kamen.

5 str. zu 7 z. Liebeslied. — Uhland nr. 194 gibt auffallenderweise nur die beiden lezten strophen: „Och meetgen, wat hait dyr der rocken gedayn“; *vgl. Eitner 1, 57 nr. 269. Das volständige lied hochdeutsch nach einem fl. bl. (Yd 9293) bei Böhme nr. 209. P. v. d. Aelst 1602 nr. 170. Cod. palat. germ. 109 (jezt 66) bl. 105b. Nld. in einer Weimarer hs. von 1537: Weimarisches jahrbuch 1, 103 nr. 8. — Eine geistliche parodie bei Wackernagel 2, 1049 nr. 1285.*

16. Bl. 12b Aen dich kan ich niet freuwen mich.

3 str. zu 8 z. Liebeslied. — Frankfurter liederbuch 1582 nr. 34. Fl. bl. Nürnberg, V. Neuber (Berlin Yd 9911). Züricher liederhandschrift G 438 bl. 411b.

17. Bl. 13a Och scheyden brengt myr swer
vnd macht mich gantz traurigklich.

3 str. zu 8 z. — Unten nr. VII: Auf widersehen. Auch nd. in einem fl. bl. Vur hûbsche lede, *Wulffenbüttel by Conrad Horn (Yd 8719):* „Nu scheiden bringet my swer."

18. Bl. 13b Myn gemuedt vnd pluedt
ist gantz entzynt.

5 str. zu 9 z. — Frankfurter liederbuch 1582 nr. 63. Gedrucktes folioblatt des 16. jahrh. (Berlin Yd 7801, 44) und oktavdruck: Nürnberg, G. Wachter (Yd 9483). Harnisch, Liedlein 1588 nr. 15. Weimarer handschrift von 1537 (Weimarisches jahrbuch 1, 105). Yrems liederhandschrift von 1575 (Berliner mscr. germ. fol. 753) nr. 25, vgl. 146. Nd. auf einem fl. bl. der Berliner bibliothek (Ye 437). — Eine geistliche umdichtung von H. Knaust bei Wackernagel 4, 776 nr. 1150.

19. Bl. 14a Christe, du byst dach vnd dat lycht.

7 str. zu 4 z. Abendlied, nach dem lat. hymnus des Ambrosius: „Christe, qui lux es et dies." — *Wackernagel 2, nr. 563. 1096. Bäumker 2, 246 nr. 246. Hoffmann, Nld. geistliche lieder nr. 113. Bolte, Ztschr. f. d. phil. 21, 138 nr. 65.*

20—21. Bl. 14b Idt laich eyn armer sünder vnd slieff.

Beide nummern sind fälschlich von einander getrent; sie bilden zusammen eine besondre überlieferung der grossen tageweise Peters von Arberg: „O starker gott, al unser not", *welche Bartsch in der Germania 25, 210—229 besprochen hat. Vgl. noch Bäumker 1, 451 nr. 200. Die fünf strophen von nr. 20 hat Uhland als nr. 312 seiner volkslieder abgedruckt und danach Wackernagel 2, 333 nr. 501 widerholt. Nr. 21 enthält nicht nur die verse 17—50. 63—68. 55 fg. 61 fg. von Bartschs rekonstruktion (Germ. 25, 221), sondern noch weitere 17 verse, welche in den andern fassungen fehlen.*

22. Bl. 16a In freuden byn ich gantz geletz,
die woyle ich vmmer scheyden moyß.

3 str. zu 8 z. — Unten nr. VIII: Abschied.

22a. Bl. 16b Ich hadt mich vnderwonden,
wolde dienen eyme vreuwelyn fyn.

5 str. zu 8 z. — Unten nr. XII: Der ungeschickte liebhaber. Auch auf verschiedenen fliegenden blättern des 16. jahrh. in oktav (Berlin Yd 7821, 34. 9552) und folio (Yd 7801, 32) erhalten. Die erste strophe stimt überein mit dem Antwerpener liederbuche 1544 (neudruck

von Hoffmann von Fallersleben 1855) nr. 103. Eine melodie „Ich hett mich vnterwunden" *steht in der Kopenhagener liederhandschrift des Petrus Fabricius (Nd. jahrbuch 13, 55) nr. 182. — Verschieden davon ist das lied* „Ich het mir fürgenommen zu dienen stetiglich" *bei Böhme nr. 215.*

23. Bl. 17a Nu hayn ich alle myn tage gehoyrt.

3 str. zu 8 z. — Böhme nr. 265 nach einem gedruckten folioblatte (Berlin Yd 7801, 60): „So hab ich all mein tag gehört." *Gassenhawerlin 1535 nr. 27. Frankfurter liederbuch 1582 nr. 45. Ebenreutters handschrift von 1530 (Berliner mscr. germ. fol. 488) nr. 145. Berliner liederhandschrift von 1568 (mscr. germ. fol. 752) nr. 15. Mscr. germ. qu. 718 bl. 18b. Ein Baseler liederbuch von 1560 (F. X. 17—20) nr. 66 bietet auch eine vierstimmige melodie.*

24. Bl. 17b Ach got, wat sall ich syngen,
kurtzwyle ist myr woyrden duyre.

11 str. zu 8 z. — Unten nr. IX: Trennungsschmerz. Fast alle strophen kehren auch in andern volksliedern derselben zeit wider. Str. 1, 2, 4 und 6 sind enthalten in der Berliner liederhandschrift von 1568 (Mscr. germ. fol. 752) nr. 56. Str. 1 begegnet bei Görres, Altteutsche volks- und meisterlieder s. 71. Zu str. 3 vgl. Uhland nr. 81, 4 und 88, 6. Zu str. 6, 5 und 11 Uhland nr. 86, 4. Zu str. 9 Uhland nr. 76, 11—12 und 80, 4. Einen in Zwickau (XXX, V, 20) befindlichen einzeldruck (12 str.) habe ich nicht vergleichen können.

25. Bl. 18b Ich byn durch frauwen wyllen
gereden so menche dach.

5 str. zu 9 z. — Tagelied. Uhland nr. 81. Böhme nr. 121. Görres s. 126. Bergkreyen 1536 nr. 45. Frankfurter liederbuch 1582 nr. 184. In Berlin vier fliegende blätter aus Nürnberger (Yd 9565. 9566. 9568) und Strassburger pressen (Yd 7850, 16). Yxems liederhandschrift von 1575 (Berliner mscr. germ. fol. 753) nr. 129. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 36. Antwerpener liederbuch 1544 nr. 102.

26. Bl. 19a Wach vff, myn órt, vernym myn wort.

7 str. zu 7 z. — Böhme nr. 105. Bergkreyen 1536 nr. 38. Frankfurter liederbuch 1582 nr. 23 und 202. P. v. d. Aelst 1602 nr. 150. Fliegende blätter: Nürnberg, V. Newber (Berlin Yd 9004. 9011) und o. o. in folio (Yd 7801, 67) und im Mscr. germ. quart 718, bl. 19a. Yxems liederhandschrift (mscr. germ. fol. 753) nr. 97. Ähnlich Forster, Liedlein 3 (1552) nr. 6. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 62. — Geistliche parodien bei Wackernagel 2, 1011 nr. 1249 und 4, 740 nr. 1093.

27. Bl. 20a Betrübt ist mir hertz, moydt vnd syn
wol heuer zu diessem neuem jaren.

3 str. zu 6 z. — Unten nr. XI: An die entfernte geliebte.

28. Bl. 20b Wa sall ych hyn, wa ssal jch her,
wa sall ych mych hyn kheren.

10 str. zu 8 z. — Frankfurter liederbuch 1582 nr. 82. Einzeldruck Nürnberg bei V. Neuber (4 str. Berlin Ye 36). Yxems liederhandschrift von 1575 (Mscr. germ. fol. 753) nr. 68. Berliner liederhandschrift von 1568 (Mscr. germ. fol. 752) nr. 94. Cod. palat. germ. 343 (jezt 171) bl. 14b. — Ein andres lied mit gleichem anfange bei Hoffmann, Geselschaftslieder[2] *nr. 384.*

28a. Bl. 20b Eyn bloymellyn dat heyst meytden,
dat krencket mych so hart.

3 str. zu 7 z. — Eine bessere überlieferung bei Görres s. 88 nach Cod. palat. germ. 343, bl. 102a.

28b. Bl. 21a Ffyl vngeluyckß yst vff ertden,
da ffür mych got behoedt.

3 str. zu 8 z. — Beständige liebe. Bei Görres s. 95 nach Cod. palat. germ. 343, bl. 79b. Georg von Helmstorffs liederbuch von 1568 (Berliner ms. germ. qu. 402) teil 3, bl. 40b. Auch in einem einzeldrucke „Nürnberg durch Valentin Fuhrmann“ (Berlin Yd 7850, 27) mit zwei weiteren strophen.

29. Bl. 21b Ich hoff, mir solsz gelingen,
ich weiß mir ein edels blodt.

6 str. zu 7 z. — Unten nr. IV: Preis der liebsten. Vgl. zu str. 3—4 Böhme nr. 131, 3. Zu str. 5, 1—2 Böhme nr. 260a, 4.

30. Bl. 22a Ich hadt myr vsserwellet
tzo dem mey eyn bluemelleyn.

3 str. zu 8 z. — Uhland nr. 55. — Eine geistliche umdichtung bei Wackernagel 2, 921 nr. 1147.

31. Bl. 22b Ffryssch ffroyllich wyllen wyr ssyngen
yntgen dyssen koyllen mey.

7 str. zu 8 z. — Unten nr. X: Rosenkranz zum abschiede. Über die bedeutungsvollen blumen des kranzes (str. 3—4) vgl. Uhland, Volkslieder nr. 54—55 und Schriften zur geschichte der dichtung und sage 3, 437. 582. Niederdeutsche volkslieder nr. 130. Für die strophen 3—5 vermag ich eine bessere überlieferung aus einer niederrheinischen liederhandschrift (Berliner mscr. germ. quart. 612 bl. 30a) anzuführen.

I. Weihnachtslied.

Nr. 1.

[Bl. 2a] 1. Want alle dyngen an gade staent,
des süllen wyr vnß besynnen.
als die propheten gesprochen haynt,
eyne jonffrauwe sall gewynnen
yn rechter kuyssheyt eyn kyndelyn,
deme hemell vnd erde beuolhen saln syn,
deme süllen wir alletzyt vnderdienich syn,
got sall vnß mystroest wenden.

Vns ist geboern eyn kyndelyn
van eyner maget, die is so fynn,
Maria hyschet die lieue moder synn:
yere loff en hait geyn ende.

2. Dat got die minsheit an sich nam,
dat diede hy vnß zu troeste.
eyn engel viß deme hemel qvam,
hy grueßet die maget siere schoyne,
hy spraich: Got gruetze dich der gnaden voll,
der here van dyr geboiren wyll syn,
want aller genaden bys dw voll.
Got sall vns mystroest wenden.

3. Maria schreckde sich dair van:
Wie wulde dat got gewyllen,
dat ich eyn kynt all sonder man
all gegen nature solde gewynnen?
Der engel spraich: Dat kyndt dw draigts
van deme hylgen geyst, und dw blyffs maigt,
dat ys dat beste, dat men mach vynden.
Got sall vnß mystroyst wenden.

4. Keyser Augustus was hy genant,
hy geboide geweldincklichen
dat eyn yeder minsche durch alle syn lant
den offer soulde brengen zu deme riche.
Der alde Joseph gewann yn die schair,
hy brachte Mariam myt eme dair

1, 1 gaie *hs.* — 1, 6 benöthen san — 1, 9—12 *steht in der hs. erst nach str. 3, ist aber als refrain nach jeder strophe zu widerholen.* — 1, 12 seyn — 2, 3 gebam — 2, 7 des voll — 4, 4 richt

zu Bethlehem, dair sy yeres kyndtz [gebar?].
Got sall vnß mystroest wenden.

[2 b] 5. Wylt ir nu wissen, wer er sy,
der yn der krybben lyget gebonden?
Jesus Cristus der namen dry,
syn troest hait uns ontbunden.
Die engelen songen und waren fro:
Gloria in excelsis deo.
Die heyrden rieffen ynt offenbair:
Unsers leydtz synt wyr entbonden.

6. Des achten dages qwamen [se] dair
all nae der juedischer seeden;
dat kynt wart yn den tempell braicht,
dair wart sich Jesus besneden.
die engelen songen mit suessem sanck:
Jesus Cristus wirt dat kynt genant,
dair van so wirdt der duffel geschant,
als sy dat kyndt suert [?] nennen.

7. Des woirden die hyllige dry konynck gewair,
sy hoyrten van dem lieuen kyndtgen sagen.
golt, mirre und [wirouch] brachten sy dair,
eynem offer deme kyndtgen zo dragen.
die hern warn sierre balde bereydt,
ein sterne viß orienten sy dair geleyt,
sy kneden vur der maget gemeydt,
Jesus boede den konyngen syne hende.

8. Wer nw wyll treden yn den kranz
und spelen myt deme lieuen kynde,
der moyß yn synem hertzen dragen
gedoult und suesse mynne
und oeuerdenken alle syne mysdait,
die hy syn leuen begangen hait,
und bydden dat kyndt und auch die lieue maget,
dat sy eme syne sunden vertzye.

9. Wer nw dat kyndgen wylt baden
und baden yn der wonen,

5, 1 mi — 5, 4 han — 5, 6 geloria — 5, 8 heydtz — 7, 8 deme kyndtgen — 8, 1 kraeme — 8, 6 sy

der en mach so druefich nyet gesyn,
syn hertz en moysz eme groenen.
Moicht ich des kyndes syn diener syn,
vnd weschschen eyne syne doichelchyn
vnd drugen sy yn deme sonne schyn,
so hette myn truren eyn ende.

[3 a] 10. Köninck Herodes wart kont gedayn,
so wie eyn köny[n]ck woere geboeren,
hy dede die kynder alle erslayn,
wat onder dryn jarn was geborn.
eyn engel van bouen braicht die mere
zu Marien und Joseph dem besnedere:
Far up dar hyn yn Egypten lant
all uyß der falscher bueser hant!

11. Dat kyndt wart yn den tempell braicht
all nae der juedischer sieden,
dat kynt nam Simeon up synen arm,
der vurmails blynt war gewoyrden.
syn alder was waill vonffhundert jair,
syne ougen woirden eme weder klair,
do hy dat kynt sagh offenbair:
Wat hayn ich yn mynen henden?

12. Got vater, gott sonn, got hylyger geyst,
dat sint drye hylyge namen,
houen sich up zu der rechter handt
der hellen portzen zu samen.
sy gaeuen der hellen portzen eynen stoysz,
dat sy an allen enden entfloyssz
vnd last den zu der rechter handt,
verloeste so mennich duyrbar pandt.

13. Nun alle dyngen sint volnbraich[t],
als vns die wysen sagen,
wie die propheten gesprochen haynt
yn den propheten dagen;
dat hait vnsz Maria all verfoult,
hait vns eyn kynt braicht aene schoult,

9. 7 sonne klaire schyn — 10. 3 sy deck die

deme sullen wyr alle wesen hoult.
Got sall vnz mistroest wenden.
Vns ist geborn
nae yedern verss.

II. Gebet an Maria.

Nr. 6.

[6 b] 1. Myt gantzem ellendigem hertzen
klage ich, klage ich myn sunden groys,
ich stain yn sorgen und vriesen [*l.* smertzen?]
all vur den gryselichen doyt.
hylff mir, Maria du reyne,
und stae mir by yn myner noyt,
dat ich myne sunde mach beweynen
die groysse myt den kleyne[n],
ye myr an kompt der gryselycher doyt.

2. Maria du kayserin [reyne],
du byst alleyne myn zuuerlais;
bydde vur mich dyn kyndelin kleyne,
dat hy myne sele wylle ontfangen,
du byst eyne maget schone
all yn des hemmels trone,
bydde vur mich dynen sone,
dat ich by inn kome
all zu des hemels trone,
dair syngen die engelen schone.

3. Maria, du byst eyne kuysche reyne,
du byst all yn dem hertze myn,
mach ich geyn troyst an dyr gewynnen,
so bricht dat eynige hertze myn.
du byst so goder-turn [*l.* maneren?]
men vant nye dyns gelichs
du bys eyne moder des heren,
wyls vns yn duegeden lieren,
so sint wyr hernaemaels verblydet.

4. Maria, ich bydden vmb genaiden,
als eyn armer sunder groyss;
wyls mynre selen stain zu staden,

1, 6 stoe — 2, 1 keyserjnna

als myr ankumpt der bytter doyt.
Kom mir doch dan zu hulve
yn myner meister noyt,
wyls mich doch bewarn
all vür die helssche scharen
vnd fueren sy all yn des hemels trone.

5. „Ach mynsche, ich hueren [dyn?] klagen,
Ich will, ich wyll gelouen dir,
eyn dinck wyll ich dyr sagen,
und dat behalt und do nae myr:
ganck heymelich zu Caluarien
all vmb den berch hoge,
wyls dyne sünden dar bekennen;
got sall dyner selen ontfarmen
und fueren sy jn des hemels trone.“

6. Maria, ich stain in sorgen;
myne sünden sint so menichfalt,
der doit wylt nyet borgen,
hy en spart noch jonck noch alt;
myne sele die ist beladen
mit sünden also groiß;
stae du myr zu staden,
mich dünckt, ich sy verraiden
all myt der ewyger pynen so groiss.

7. „Ach mynsche, wyls nyet mystroestich syn,
die bar[m]hertzicheit ist so groyß;
wylt dyne sele van sünden genyesen,
so steis du fry vyß aller noit.
got ist so goder lieren
myt grosser barmhertzigkeit,
hy wyll dyne [7 a] sele visiteren
mit mencher schoner maneren
all jn der ewicheit.“

8. O here, wyls mir vergeuen
all myn vndanckberheit,
dat ich hayn bedrieuen!
och alle myne sunden synt mir leyt,
jch bydt all vmb genaide

6, 3 dort — 7, 3 sole — 8, 3 och dat

als eyn armer sunder groyß,
laß mich doch nyet [syn] verlorn;
du hais mich vißerkorn,
verloist myt dynem bytteren doyt.

III. Liebeswerbung.

Nr. 13.

[10b] 1. Wuelde got, dat idt geschede
zu diesem nuwen jair,
das mich myn schones lieff anesiege
myt yeren augen klare:
ere angesicht erfreuwet mich,
dar zu ere freuntlich laichen;
es gesche, wes geschiehen sall,
sy kan waile fruntlich machen.

2. Nw halt dich vast und stede,
das wyll ich van dyr haben;
off eyner queme, dich dar vmb bede,
kere dich nyet an syn sagen.
Ich wyll mich leytz ergetzen,
aber hy sall waile weder komen:
es geschie, wes geschiene sall,
das hayn ich wail vernomen.

3. Ade, ade zu guder nacht,
wyr tzwey wyr moissen scheyden;
wanne fuyr und strue by eynandern lieget,
balde das ys verbrennet.
„Fair hyn, fair hyn, die straeß ist weydt,
fair [hyn] yn frembden landen,
suelcher boilschafft darff ich neyt,
die mich brenget zo schanden.“

IV. Preis der liebsten.

Nr. 29.

1. Ich hoff, mir solsz gelingen,
ich weisz mir ein edels blodt,
sy geleibt mir vor allen dingen,

1, 4 augen yere — 2, 1 galt dich stede und vast — 2, 3 jarvimb — 2, 8 enomen — 3, 7 boitschafft

ein heubsz braunsz medlein goedt.
Ich dein ir altzeidt geren,
ich hoff, sy soll mir werden:
sy erfrewt mir mein hertz in leib.

2. Ich bin ir holdt gewesen
vorwar ein langer tzeidt,
von aller weldt erlesen
hadt sy mir mein hertz erfrewt,
es lebt kein mensch vff erden,
die mir so leib mach werden:
die warheidt mosz ich sagen.

3. Sy hadt ein braun krausz hare,
darzu zwey klare eugelein,
sy heissen [?] hin vnd herre
woll durch das jonge hertze mein;
darzu zwey heubsche wangen,
nach ir drach ich verlangen
in meines hertzen grund.

4. Sy hadt ein leib gleich einem hermelin,
darzu szwey ermelein szmall
mocht ich sey in drugtten umfanggen,
die hertz allerliebste mein!
sey ist mildt vnd dugentlichg,
dazu heubsz vnd seufferlichg,
ir langer ßerdt ir woll.

5. Sey lägh [wol] vff der szynnen
vnd sagh szu dem finster herausz;
sy swengck sich gegen mir hervmmer,
sey vmfeinge mich mit irren ermelein weysz:
Wan widtu witterum kommen,
du heubsche vnd vill frome?
Hertzleib, in kortzer frist.

6. Hertzleib, du dorst mich baldt fragen,
wan ich wittrum kommen soll [*l.* bei dir sol sein].
Ich mach mich baldt herummer
woll zu dem jongen hertzen dein,
vff das der kleffer nit erfare;

1, 5 grene — 1, 7 erswere — 2, 4 erswert — 3, 2 engelein klare — 3, 6 noch

es koest mir leib vnd leben,
darzu mein getraues hertz.

V. Liebesglück.

Nr. 4.

[5a] 1. Artlicher hort, myn eyniges wordt,
eyne crone bouen allen wyfen,
du hais erloist dat hertze myn,
ich wyll dyr stedich blyuen.
In jamers dall hayn ich geyn sall,
dat sy mir doet lonen;
sy ist die rechte, ich byn yere knechte,
bis dat sy myr doet lonenn.

2. Ein edell kruydt hait sy gebuwt,
dat steyt yn yerem garden,
eyn edell gedicht hait sy an mir erdicht,
sy schantz vf allen karten.
Die schantz was groyss, dae myt sy mich vmsloys
myt synnen und ouch mit wytzen;
sy drückt mich myt lust an yeres hertzen brost:
Halt frunt, du machs mich suure.

3. Eyn vreuwelyn fyn ist by myr gesyn
gar hoymlich uff ein oirde;
dat wer myr leit, dat is emantz wyst,
off dat idt queme zu woerde.
Des briecht [?] nur pyn deme jongen hertzen myn,
das machs du, frauwe, geleufen.
Sy dreget tzwy brostgen, die synt wyss,
dair zu twey bruner ougen.

4. Ach paradijs, myn hoichster ort,
waer vyndt men dynes gelichen!
ich lofen dich als eyne klaire sonne,
eyn keyseryn so riche.
Die werde guede, dat sy mir got behuede
vur allen falschen zongen!
Dyt lietgen ist gemacht zu duysent goider nacht,
jn yerem dienst gesongen.

1, 1 Ortliches ort — 1, 2 wysen — 2, 1 sy an mir erdicht — 2, 5 vnsloys — 2, 6 synre — 3, 5 pyne — 4, 2 eynes

VI. Tagelied.

Nr. 9.

[8a] 1. Es daget wonencklichen,
waile schynet der heller dach,
van yere so moys ich wichen,
das ist mynes hertzen eyne klaige.
Sall ich nu van dyr scheyden
all van der liefsten zart,
so geschaich myr nye so leyde,
sprech ich by mynem eyde,
vurwair sy liefft myr hart.

2. Ich hayn es myr gantz vermessen,
ich wulde geyne lieuer nyet hayn;
noch hait mich die lieffde besessen,
du goider [?] geselle schone,
ich hayn mich dyr ergeuen
jn rechter stedichheit,
nae dynem wyllen zu leuen,
nochtant so moys [ich] steruen;
ist dat nyt jamer groyss?

3. „Geselle, du darffs nyet sorgen,
du hais dat hertze myn,
waile schynet der lichter helle morgen,
zu eyner vynstern in,
der vns tzwey [hat] verdryuen
van vnserm vreuwden spyll:
o we mich armes wyuen,
dat hertz yn mynem lyuen
dat lydet kommers vyll.“

VII. Auf widersehen.

Nr. 17.

[13a] 1. Och scheyden brengt myr swer
und macht mich traurigklich,
dat ich nw sall van der,
die offt erfreuwet mich:
myt lieff und ouch myt schertzen

VII. *Mit B bezeichne ich die abweichungen eines zu „Wulffenbüttel by Conrad Horn“ gedruckten fl. blattes (Berlin Yd 8719).* 1, 2 *A:* mich ganz traurigklich

hait sy myn gemuet bewarrt;
yrst werd ich kranck van hertzen,
so ich gedenck der hynnefart.

2. Vnfall durch synen nyt
hait senlich clag erdacht,
vnd ouch durch cleglich tzyt
dat scheyden wirt vollenbraicht,
dar durch ich haeff groyß smertzen
und ist laek durch [*l.* raet duir] by mir,
dat jch die zart moyß myden:
hylff Glück, dat clag ich dyr.

3. Kom myr myt troyst zu steur,
bedenck des scheydens end,
vyll körtzweyll wyrt mir deur,
so ich [mich] van hynnen wend.
Myt wissen moys [ich] scheyden,
doch blyfft dz hertze by dyr:
Glück, schaff die tzyt myt freuden,
hylff vns zosamen schier!

1, 6 *B*: myn junge hert — 1, 8 *B*: der varth — 2, 2 *A*: semlich clag; *B*: sölche klage — 2, 3 *B*: Vnd schicket de klegelike tidt — 2, 6 *B*: vnd ys lanckwilich my — 2, 7 *B*: de schönsten — 2, 8 *B*: o gelücke — 3, 1 *B*: Gelücke kum — 3, 5 *B*: mit wesenden moth ick — 3, 6 *B*: dat junge herte by er.

VIII. Abschied.

Nr. 22.

[16a] 1. In freuden byn ich gantz geletz,
die weyl ich vmmer scheyden moyß,
ich en weyß doch nyet, dat mich ergetz,
dan dat ich byn yn lyden groyß;
dat ich zo freuden hayn erwelt,
dat moiß ich myden und fayr dair hyn:
zo ellend werde ich gantz selt,
so lange bys ich dich weder siehen.

2. O werder vrunt, nw halt [dich] yn hoide,
dat ich [*l.* idt?] dem kleffer nyet en werde [schyn]!
ich frücht, hy wende myrs nyet zo goide,
dat hane hane [?] weder moit noch syn.
Got weiß, dat ich geynen wandell beger,

1, 2 woyle — 2, 3 hy werde

mach ich dem kleffer verholen syn,
in rechter deucht nae dyner beghert;
so bys du doch geweldich myn.

3. Wyls doch myt truwen herden [?] wort,
lais felden sien, nyet schrecke dich,
du byst myn aller hoichster ort;
wan dw myt truwen meynes mich,
so iß dyr als myr yn aller swere
durch wont myn hertz myt scheydens pyn.
Gedenck, wie gerne ich by dyr were:
so en mach idt leyder nyet gesyn.

2, 8 myner — 3, 8 on mach ich

IX. Trennungsschmerz.

Nr. 24.

[17b] 1. Ach got, wat sall ich syngen,
kurtzwyle ist myr woyrden duyre,
vür zyden gynck ich spryngen,
dat bues ich allet hude [*l.* huyr];
myt groyssem suchten swere
vertzer ich menchen dach,
vnfall ist myn gefere,
wie waile ichs nyemantz clag.

2. Lieff hauen und zu myden
ist myr eyn swere boeß,
dat schaff der kleffer nyden,
dat ich dich myden moeß,
dat ich dich hayn verlorn
so gantz vnd ouer all,
so byn ich, lieff, dyn eygen
vnd nym du yß myner gewar.

3. Hy nam sy by den henden
by yerer schne wysser hant,
hy foyert sy also verne
wailen durch den groenen walt,
dair laigen die tzwey by eynandern,
kurtzwyle wart yn neyt lanck:

1, 7 my — 1, 8 clage — 2, 2 ey swe — 2, 3 kleffer zongen — 2, 5 *im Berliner Mgf 752:* verlassen — 2, 8 *ebenda:* gleub mir zu dießem malh

Hertzlieff, ich moyß mich scheyden,
so gayr aene mynen danck.

4. So haistu mych gefangen,
dat jonge hertze myn,
nae dyr dragen ich groyß verlangen,
du tzartes jonffreuwelingh,
dyn mondlyn roit zo myden
is myr eyne swaere boeß,
des trure ich wynter und somer,
dat ich dych myden moess.

5. Der meye der is vergangen,
die lufft die weht vns kalt,
myr ligt in myne sinne
eyn jonffreuweling, ys waill gestalt.
Here got, muecht ich yr stediger
und truwe diener syn,
vnd off ich yere gefele,
ere eygen wulde ich syn.

6. Ich sall und moyß mich scheyden,
ys kan nyet anders syn,
dat brenget myr groyß lyden,
ist myr eyne swere pyn.
Och scheyden, vmer scheyden,
[18a] und wer hait dich erdacht?
du hais myn jonges hertzen
[in] groyß truren gebraicht.

7. Vur zyden scheyn myr die sonne,
es wyll aber nimmer syn,
so byn ich nw verdrongen
van der aller lieffsten myn,
der regen doet vns netzen
kalt weyet vns der wynt,
du hais mich offt erfreuwet,
du vysserweldes kynt.

8. Nu gesegen dich got, myn freuwelen,
du hertzes jonfferlyngh,

4, 1 *im Berliner Mgf 752:* Du hast mir vmbfangen — 4, 5 ich (*statt* roit) — 6, 4 pyne — 6, 7 my — 6, 8 *im Berliner Mgf 752:* auß freudenn in traurenn bracht — 7, 3 verdrogen

du machs mich armer reuwen
bys vp dat ende myn.
Wie waile du daist mich verachten,
dyn [*l.* du] weyblichs byldt so werdt,
ich wunsch dyr eyn fruntlich laichen
und wat dyn hertz beghert.

9. Wat zouch sy vis den henden?
van goulde eyn ryngelchyn.:
Nym du es, du hupscher bresser,
draich du es durch den wyllen myn.
Wat sall myr, lieff, dyn syluer,
dar zo dyn roydes goult?
Moeß ich es doch nyet dragen
vur hubschen freuwelyn stoltz!

10. Noch wyll ich nyet vertzagen
vnd wyll nyet auelaen.
Der hencker mueß jnn plaegen,
der mich beloegen hayt
myt syner falscher zongen,
und dat ich weinich acht.
Dat sy dyr, fynes lieff, gesongen
ade zo goder nacht.

11. Och scheyden, hertzlich scheyden,
vnd wer hait dich erdaicht?
du hais myn jonges hertze
in groysses truren gebraicht.
Dat ich [myn] lieff sall myden,
dat krenket das hertze myn:
du moyss myr vys mynem hertzen
und nimmermehr dair inn.

9, 5 syn — 10, 5 falcher — 11, 2 erdicht.

X. Rosenkranz zum abschiede.

Nr. 31.

[22b] 1. Ffryssch ffroyllych wyllen wyr ssyngen
yntgen dyssen koyllen mey;
wan ych de bloemger ssyen sspryngen,
sso hat myn troyren eyn endt.
Den vnmoyt, den ych draggen,
den draggen ych gar heymlych

van mynem steytdygen boyllen,
dar na verlanget mych.

2. [Du] hast myr myn hertz durchtzochgen
sso gar wens vff den gront,
dat ych dych, hertzleyff, moysz mytden:
boeyt myr dyn roytden mondt!
Dyn boylgen wyr ych gern;
mach esz alsso neyt ssyn?
dyn clairer schyn erffroewedt
dat [jonge] hertze myn.

3. Wolt du mych, hertzleyff, ergetzen,
sso mach myr eyn[en] krantz;
dar an ssal du myr ssetzen
vii roessger algar gantz,
de ych dyr, hertzleyff, wyl nenen
sso gantz myt vnderscheyt,

2, 1 hat — 2, 4 coytder — 2, 7 schynen — *Str. 3—5 begegnen in besserer gestalt in einem 1574 am Niederrhein angelegten liederbuche (Berliner mscr. germ. quart 612 nr. 15), und zwar hier zu dem liede* „Ich weiss mir einen garttenn“ *gehörig:*

2. Hertzlieb, wiltu mich nicht verlaessenn,
mach mir ein krentzlein daruonn;
darzu [so] soltu faessenn
sieben roeslein, seindt wollgethoenn,
die ich dir, hertzlieb, wil nennenn
so gar mit vnterscheydt:
wolt ir sey recht erkennenn,
mein hertz ist euch bereidt.

3. Er, lieb, traw vnde stedicheit,
das seindt der roeselein vier,
je lennger ie lieber vnnd vergiß meiner nicht,
die staendt euch [*l.* auch?] woll darbey,
ein kraut heist wolgemuedth,
wolgemuedt das erfrewet das hertze meinn;
das seindt die roeselein siebenn:
hertzlieb, gedenck an das krentzleinn!

4. Ein kraut das heist vntraw,
das setzet mir nicht darbey
vm aller trawenn willen,
die ir versprechet mir.
got geff dem kleffer leiden,
darzu groes vnngefall,
der mich vnnd dich vnns beidenn
nicht scheiden soll.

dat du mych, hertzleyff, erkenest:
myn hertz yst dyr bereyt.
4. Trow, leyfft [vnd] steytdygeyt
dat ssynt der roessger dry;
we lange[r vnd] we leyffer,
dat steyt gans wayl dar by,
dat du es vff dysser ertden
geyn lyffer haffsz dan mych,
dat ssynt de roessger all vii:
mocht ych dat krenssgen dragen.
5. Eyn kroeytgen, dat heysscht vnwyllen,
dat ssetz myr neyt dar an,
dat deyt myr myn hertz sseyr qwellen,
yt en kan ysz neyt gelan.
mych duynckt, du haffsz onsz geredt
wayl ouf dem hertzen myn
der yst ein kleffer
yn der wylt verdryssen mych.
6. Ssolt myr eyn kroytgen bekleyffen,
mach esz neyt bleyffen stayn;
ssol mych eyn kleffer verdryffen,
de yar reyt ga yn [?]
Gott geff dem kleffer dat lytden,
vnd ym moysz wertden we,
all beyt ssyn ougen blyntden,
sso [en] sseyt er esz nimer me.
7. Dar an ssolt yr gedencken,
yr hübsstz yongffraweleyn feyn:
dem de leyffen doet kerencken,
ssyn droyren hat geyn endt.
Myn leyff hat myr vntrow gedayn,
dar vmb troyr ych dach vnd nacht;
eyn andert [leyff] moysz ych keyssen,
dartzo hat er mych bracht.

XI. An die entfernte geliebte.

Nr. 27.

[20a] 1. Betrübt ist mir hertz, moydt vnd syn
wol heuer zu diessem neuem jaren:

1. 2 wol he heuer

noch drecht mich stet mein hoffonge hem [?]
vnd darffs nyet offenbayren,
das ich so hart betrübet werd
in heimmelycher leib verborgen.

2. Das ich dich, veins [lieff], mydenn mus,
brengt myr heimmeliche smertzenn,
ist mynem hertzen eyn sweire bus
vnd krenckt mych fast von hertzen;
so leb ych doch der hoffunge noch,
mein trouren weyrt sich wenden.

3. Ich wayrt der tzit, do er wieder geit
mein gemoit mit allen freiten
vnd mir macht gesunt myn hertz verwunt,
heylff vnß zo samen beyde.
tzo dyr, myn gedacht, ade tzo goder nacht,
van dyr moyss ych mych ytzund scheiden.

2, 1 minlenn — 3, 1 tzu — 3, 3 verweynt — 3, 5 geacht — 3, 6 ytzons

XII. Der ungeschickte liebhaber.

Nr. 22a.

[16b] 1. Ich hadt mich vnderwonden,
wolde dienen eyme vreuwelyn fyn:
sy snyt myr dieffe wonden
dem jongen hertzen myn.
Wulde glück, müecht jch yere dienen,
jr stedyger diener syn,
vnd were es ere gefellig,
yere eygen woulde ich syn.

2. Ich was eirst zo yr komen,
verswonden was myr myne rede,
ich wart zo eynem stomen,
als ichs vernomen hett:
ich durfft nyet vmb sy werfen,
idt was alleyne my[n] schoult.
vyll lieuer wulde ich steruen,
ye ich verluyr yr hulde.

3. Wie sall ich mich dair inne schicken,
wie sall ichs gryfen an?
ich hay[n] ja gar geyn glück[e],
ich byn eyn trurich man.

Fynes lieff, laiß dich erbarmen
my[n] kommer vnd groys noyt:
mueß jch dich farn laissen,
lieuer were myr der doyt.

4. Dae gaff ym nw die reyne
gar vyle fruntlich küß;
dat vreulyn fienge an zo weynen
vnd smückt yn an yr brust:
Fynes lieff, laiß dich erbarmen
my[n] komer und groys noyt!
ich wyll dich nyet begeuen,
schaf[t] lieff dyn mun[d]lyn royt.

5. Dyt liedt das ist gesungen
vys trur[ic]lichen mut;
vnfall hait mich verdrongen,
ich hoff, es werde noch goyt.
Ich wyll der zyt erwarten
bys vff die selue stondt,
moyß ich dich farn laissen,
so spar dich got gesondt!

Str. 4 lautet im Berliner mscr. germ. quart 708:

So gab sy ym ain segen
Mit ainem fraintlichen kuß.
Sy sprach: Got sol sein pflegen,
Vnd schmuckt in an ir brust.
Die weil ich hab das leben,
Red ich zu disser stund,
Wil ich dich nit auffgeben.
Schafft, lieb, dein roter mund.

4, 1 myne — 4, 2 gar ky frutlich — 5, 2 munde

XIII. Die ungetreue.

Nr. 5.

[5b] 1. In liefden ist myr myn hertz verbrant
nae eynem vreuwelyngh stoultz,
sy leuet myr zu aller zyt
recht wie dat fuyre dem houltze.
Ich hain yere gedient vff goiden woene,
recht als ich byllich konde.

1, 1 my

Wat hylfft yere, dat sy mich verkuyst
och sonder alle schoult!

2. „Geselle, des seluen gelichen
klagen ich offenbair
dem armen als dem richen,
du wils darum nyt layn:
myt der elen du myr vismyst,
mess ich dir widder vm.
in der alder truwen du dyck vergyss,
du myrcks waile, wie ich des meyne.“

3. Zart frauwe, wyls du nyet zürnen dich,
dat ich dyr sagen moes:
mych leues burde [?]
dair vff myn truwe ...
du hays dyn hertze gedeylet
eyme hie, deme andern dae:
ffair hyn myt kleynen heyle,
schaff aff haue du zu lone.

4. „[Fare] ich nyet, so moysz ich gain,
dat myrcke, du knaue stoultz;
und sytze ich nyet, so moysz ich stayn:
schaff aff zu dieser stondt
dat gyffs du myr zu lone
ind drages uff mir dinen hass,
du sages myr wairlich schone:
got geue dyr, ich weys waile was.“

5. Sage fraue, du kans vyll spytyger werdt
vnd dragen oeuermoyt,
dat federen splyssen hais gelert
und spelen vnder dem hoide,
du kans wail ryncken giessen
und sagen selden waere:
der dyr .. weirlich zu lieffe,
du drieues ys noch eyn hawe [*l.* jaere?].

6. „Geselle, an dynen augen
suyt men, wat an dir ist:

1, 7 verknyst — 2, 8 wade — 4, 3 stayne — 4, 4 off — 5, 3 gehert — 6, 2 suyt wie

du hais er vill bedrogen
myt dyner valscher lyst,
du hais myr vyll gesongen
wys geboden und s.....
des hayn ich dich befonden
vf eyne falen perde."

7. Zart vrauwe, ir kunt den mantell schicken
gegen regen und gegen wynt.
Van syden machts du myr snure,
dair girne ich henffen vyndt.
Du hais es dich vermessen,
du kans waile spalden wynt,
du machs mir des gar behende
myt sneden [*l.* seenden] augen blynt.

[6a] 8. „Geselle, aen allen hoffen
[du] dienst uff losen waen:
fair hyn, die dure steyt offen,
ich wyll dich neyt langer haen.
Du hais der kamern also vyll
in dynem jongen hertzen,
dat ich dyr neyt geleufen kan
aene schympe und ouch aene schertzen."

9. Eyn ander hayt mich verdrongen,
des byn ich weirlich fro;
myr ist gar wail erlongen,
sy hait eynen andern doren.
N. spraich, sy kunde schaffen,
wie sy sich hauen wyll,
der narren vnd der affen
hait sy gemachet vyll.

10. „Nu siet, ir schone jonffrauwen,
sydt ir yn stediger hode;
hy kan sich vruntlich machen
und dryuen wanckelen moyt.
Hy hait ir fyll gefangen,
an synem narren seyle,
ich byn eme kome entgangen
got geue myr gelück und heyle."

6, 7 besonden — 7, 4 vynde — 10, 3 vrmitlich

XIV. Loos des buhlers.

Nr. 10.

[8a] 1. Ayn bueler moyß sich lyden vyll,
des byn ich ynnen worden:
des dages dryfft hy affen spyll
und fuyrt carthusers orden,
die gantze nacht hy oeuer braicht
myt kryсschen und [myt] syngen,
in hagell und snehe deyt hy im wehe,
hy hofft, im sülle erlyngen.

2. Wan hy des morgens vrue vp steyt,
duet hy sich snell anlegen,
hy wardt, wann sy zo kyrchen geyt,
dat hy yere kome ontgegen.
Wan sy yn anblyckt, syn hertz erschreckt,
eyn woirt kan hy neyt gehen,
so gruytz sy yn und geyt vorhyn,
nae yere duet hy vmbsiene.

[8b] 3. So˘ geyt hy vp und wyder aff,
dat duet sy balde vernemen,
syn hertz ist im der vreuden voll,
wanne hy heymlich sall komen:
vp eyne stont, die sy im gont,
gar schöyn deyt hy sich mutzen,
hy leufft steytz vmb, sueckt renck und krum
myt gaffen vnd myt gucken.

4. Wanne hy dan zu der liefster kumpt,
syn truren ist im vergangen.
Sy spricht: Ir syt hupsch und gelat;
myt em kan sy woll prangen,
vnd lagt yn an, als sy waill kan

Mit B bezeichne ich einige aus dem Berliner mscr. germ. fol. 752 entlehnten varianten. — 1, 1 ich — 1, 2 yn den — 1, 4 cathusers — 1, 5—7 *B*: wachtt | mitt pfeiffen, dantzen vnnd singen, | im thutt nitt wee reiff, regen oder schnehe — 1, 7 sucht deyt — 2, 7 sy gruytz — 2, 8 *B*: ehr darff nitt wieder vmbsehen — 3, 1 *B*: Ehr geitt ihr nach vnnd nymbtt jrer whar — 3, 3 im vyll der vreuden — *B*: ist foll der freuden gar — 3, 4 *B*: ehr bei sei sall — 3, 5 *B*: sei seytt im ein stundtt — 3, 6 *B*: sich zerenn — 3, 7 fg. *B*: Ehr gedencktt ahn jr, die zeitt wirt jm schwer, | für die thur komptt ehr hoffierenn — 4, 4 *B*: kallenn — 4, 5 *B*: sei sichtt in an

eyn gecken narren oeuen.
Hy spricht zu yr: Hertze beger,
eyn schatz bouen allen wyuen!

5. Ich byn uch, jonffrauwe, van hertzen hoult,
nyet me kan ich gesagen;
wanne mir yre lieffden nyet werden ensoldt,
van leyde muest ich vertzagen.
dan nympt sy vur eyn euentuir,
dair myt dat hy geit drafen,
macht im eyn krantz: die lieffde sy [?] gantz,
vnd wardet eynes andern knauen.

6. Och bueler, du vyll armes dier,
wane wult du wysheit plegen?
Sy spricht, sy hait geyne gonst zu dyr,
dar vmb lais vnderwegen.
Geleuve myr, du byst zu aller fryst
eyn mertyrer hie uff erden,
du maches dyr pyn durch lieffden schyn,
dair dyr geyne lieffde mach werden.

7. Lais aff, lays aff, du armer gouch,
sulchs boelschaft darffs du nyet suechen:
dat fuyr dat lesch, byst dich der rauch,
du schaffs nyet yn der kuchen.
Sueche anders wae, gayne lieffden ist dae,
die dir mach wederfaren,
dyn lieffde und gonst ist gar vmb sunst,
dyne arbeit machs du wail sparen.

4, 6 *B*: jn gecken vnd narren weise — 5, 3 solde — 5, 5 euen mir — 5, 6 daet myt — 5, 5 fg. *B*: so nympt sei vorhin einen andern bolen, | mitt dem geitt sei hein brassen — 5, 7 und macht im eyne — *B*: ist gantz — 5, 8 *B*: sei wartt auff ander — 6, 2 wyscheit — 6, 3 *B*: furwar sie enhatt kein liebde — 6, 5 *B*: glaub mir deiß, du bist jn aller weiß — 6, 6 mertyter he; *B*: mertler — 6, 7 schyng — *B*: dir schwer vmb liebde scheir — 7, 2 boetschaft — 7, 5 *B*: freie anders — 7, 8 *B*: drumb magstu es.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

ÜBER DEN BILDUNGSGANG DER GRAL- UND PARZIVAL-DICHTUNG IN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND.

(Schluss.)

Sp. 531. *Hie kummet her Gawan zuo dem kleinen ritter, der den wünderlichen schilt hette.*

Am brunnen dabei sass eine schöne, prächtig gekleidete jungfrau, die mit elfenbeinernem kamm ihr goldig glänzendes haar strich, und ihn freundlich begrüsst, als er seinen namen nent. Alsbald komt auf falbem ross ein kleiner wunderschöner ritter, prächtig gekleidet und ungewafnet, in der grösse eines fünfjährigen knaben hergeritten, und ladet Gawan zu seinem schloss ein. Die dame ist seine schwester, und beide sind sonst verwantenlos. Den schild kann nur der treuste, fromste, tapferste held, der zugleich die treuste geliebte hat, erstreiten. An fünfhundert hat der kleine ritter bereits besiegt, die den versuch wagten. Während sie im schlosse gastlich tafeln, bringt ein knappe auf schwarzem ross einen gruss von Ydiern, sohn des königs Nuwes, der ein grosses turnier angesezt hat, zu dem auch Artus und die tafelrunder kommen werden, und wohin auch der schild des kleinen ritters gebracht werden möge, um darum zu kämpfen; dazu möge er sich beim roten kreuz einfinden. Nach der tafel begeben sie sich in eine laube mit schöner aussicht und worin ein prächtiges bette steht. Der kleine ritter reitet gerüstet hinab, um den schild zu hüten. Darauf erklärt seine schwester Tanreie dem Gawan ihre liebe, und dieser hoch entzückt *gewan die bluome von irme reinen magettuome.* Der kleine ritter kehrt abends ohne abenteuer zurück und Tanreie ist sehr erzürnt, dass der kleine ritter neben Gawans bette schlafen will. Beide reiten früh morgens mit dem schilde ab, und lassen die dame schlafen.

Nach übernachtung bei einem ritter nehmen sie rast, wo Artus mit 3000 rittern lagert, und senden den schild an Idiers, dass er ihn an Artus als kampfpreis überreiche. Kaye nimt ihn zur verteidigung auf, wird aber vom kleinen ritter klafterweit hinter das ross abgestochen. Darauf gleichfals Gawans bruder Mordret von Idiers. Zulezt will keiner mehr den schild zur verteidigung aufnehmen. Idiers zieht sich mit Gawan und dem kleinen ritter in deren zelte zurück, denn Gawan wolte unerkant bleiben; sie nahmen den silberschild mit sich und liessen sichs wol sein bei tafel mit speise und trank. Artus tafelt in seinem lager und zürnt, dass niemand den kleinen zwerg erkant und besiegt habe. Gawan ritt mit dem kleinen ritter heim, beide

schlafen wider beisammen zum leidwesen der Tanreie. Am andern morgen verabschiedet sich Gawan, während die jungfrau sich in lange, bittere klagen über seine treulosigkeit ergiesst. Er übernachtet demnächst bei einem ehrbaren ritter.

Sp. 561. *Hie vindet Gawan den verdohten*[1] *ritter, dem er sins liebes wider half.*

Beim weiterritt trift Gawan auf einen ritter, der träumerisch und tiefsinnig dahin trabt. Ein anderer ritter hat ihm seine geliebte abgefochten. Bald finden sie dieselbe in einem zelte, aber zugleich auch den feindlichen ritter, der, von Gawan besiegt, die jungfrau an den verdohten zurückgibt, und Gawan zur nacht einladet. Er heisst Brun und muss sich bei Artus zu Kavalun gestellen. An einem kreuzweg lenkt das beglückte liebespaar ab nach der schwarzen kapelle, und Gawan sezt seinen weg allein fort.

Sp. 572. *Hie vindet Gawan sinen sun Gingelens, den er hette von herrn Brandelins swester.*

Nachdem sich beide freudig erkant, macht der sohn Gawan bekant, dass Artus ihn um beistand gegen den könig Catras ersuche, der sein land mit feuer und schwert verwüste. Gawan teilt dem sohn seine sp. 259 und 264 oben erzählten abenteuer mit.

Sp. 579. *Hie vert künig Artus mit sime her uf künig Katras von Resesse.*

Artus zieht mit grosser heeresmacht zu felde. Nach viertehalb monate langer belagerung ergibt sich Katras, und nimt sein land von Artus zu lehn. Gawan blieb bei Artus.

Sp. 582, 11: *uns enseit dis mere von imme nüt me*
nu, wie ez joch harnoch erge.

Sp. 582. *Nu wil er von Parzefale sagen, wie er ein bilde in eins kindes wise vant und mit im rette uf einem boume und wisete in zuo dem leidigen berge.* [Bern. ms. § 23, zum teil lückenhaft.]

Sp. 582, 17: *ich wil üch von Parzifalen sagen,*
hörent irs gerne vnd lontz üch wol behagen.
Walther von Dunsin dise rede ret,
der dise ystorie vollebroht het.
er sprichet, daz Parzefal wolgemuot

1) *verdoht*, vgl. sp. 608, 23. 738, 45. 739, 29. 741, 26.
803, 11: *wart sêre verdoht gar:*
er vergaz sin selbes sunder sin dank.
610, 8: *Parzefal wart so sere verdoht,*
daz er enwüste nüt tuon was.

vierzehn tage lang, seitdem er Bagumedes von dem baume befreit hatte, an dem er mit den beinen aufgehängt war [s. sp. 506], umherritt, als er im walde ein schön gekleidetes, etwa 5 jahre altes kind, einen apfel in der hand, hoch im baume ersah. Er fragt nach dem gral, doch will das kind darauf nicht eingehn, und sagt nur, er werde morgen zur säule auf dem leidigen berge kommen und dort weiteres hören. Darauf stieg es im baume immer höher und höher, bis es verschwand. Parzival übernachtet im hause eines einsiedlers und erreicht am andern tage den leidigen berg, von dem eine jungfrau herabkomt, die ihn warnt. Ihr ritter sei hier wahnsinnig geworden und irre hier im walde herum; sie suche ihn, doch lehnt er ab, ihr darin zu helfen.

Sp. 586. *Hie vert Parzefal zuo der sul uf den leidigen berg und geschach im gros oventüre.* [Bern. ms. § 23.]

Auf dem leidigen berge fand er eine, wol einen bogenschuss hohe, reich vergoldete kupferne säule, um welche funfzehn kreuze standen, die je fünf rot, weiss und blau gefärbt, und jedes wol funfzehn klafter hoch waren. Mit goldner inschrift stand auf einer marmortafel lateinisch unter einem ringe geschrieben: dass nur der beste ritter hier sein ross anbinden könne. Parzival konte sie zwar nicht lesen, doch hatte der ritter, der ihn in das grab stiess [sp. 485 und 486], den inhalt gesagt. Er steigt ab, lehnt schild und lanze an die säule und bindet sein ross fest an den ring. Da komt auf einem weissen maultier die wunderschöne jungfrau vom leidigen berge, die ihr schloss hinter dem berge hat, begrüsst ihn freundlich, streichelt sein ross und ladet ihn in ihr zelt ein, das sie seit vierzehn tagen hier aufgeschlagen hat, um abzuwarten, wie das abenteuer ablaufen wird, das die tafelrunder Gawan, Gyflet, Dos sohn, Ywon, Lanselet und Sagremor bestehen wollen und die sie bewirten werde. Viele mägde und knechte befinden sich bereits bei dem zelte.

Sp. 591. *Hie hörent von künig Artus gebürte sagen.* [Bern. ms. § 23.]

Sie erzählt dem helden von Artus geburt, über den von einer weisen frau und Merlin, dem weissager des königs Uterpandragon, grosses prophezeihet worden. Da Uter wissen wolte, wie er den besten ritter erkennen könne, zauberte Merlin jene säule mit den 15 kreuzen und dem ringe zum anbinden der rosse zur prüfung. Merlin gieng vom hofe zu ihrer (der erzählerin) mutter, und da ward Merlin ihr vater. Auf ihre frage, wer ihn hergewiesen, erzählt Parzival ihr das abenteuer sp. 486 mit dem ritter aus dem grabe. Die jungfrau erklärt

den lezteren für einen schändlichen räuber, den er hätte töten sollen. Sie führt Parzival auf den weg zur gralsburg, doch die schwersten gewitter begleiten ihn am tage, während die schönheit der folgenden nacht ihn entzückt.

Sp. 598. *Hie vindet Parzefal einen boum, der vol bürnender kerzen was.* [Bern. ms. § 24.]

Da sah er einen baum mit tausenden brennender kerzen, doch je näher er kam, desto mehr verschwand die erleuchtung, und er kam an eine nur mit einem licht erleuchtete schöne kapelle, in der auf dem altare ein erschlagener ritter unter prächtigen decken lag. Da ergieng ein blitz mit fürchterlichem donnerschlag, und eine bis zum ellenbogen schwarze hand löschte das licht aus und Parzival verliess unter frommen gebeten die kapelle. Darauf begegnen ihm jäger des fischerkönigs und eine jungfrau zu pferde, die ihm bestätigen, dass er auf dem rechten wege zum gral sei, doch verweigert die dame, ihm auskunft über das kind auf dem baume und das abenteuer in der kapelle zu geben.

Sp. 602. *Hie kummet Parzefal zuo dem anderen mole zuo dem grole.* [Bern. ms. § 24 mit dem schluss: drei tage nach der krönung Parzivals zum gralkönig starb der fischerkönig und wurde zu grabe getragen. — R. Boron s. 176—178.]

Endlich komt der held zur gralburg und wird in dem prächtig geschmückten saale vom könig, der auf einem ruhebett sass, gastlich empfangen und genötigt, neben ihm platz zu nehmen. Parzival fragt eifrig nach der bedeutung seiner erlebten abenteuer, dem kinde auf dem baume, dem baume mit den kerzen, der kapelle mit dem toten ritter. Doch der könig vertröstet ihn bis nach der tafel. Bei derselben ward der gral, die blutende lanze von schönen jungfrauen, das zerbrochne schwert von einem junker, der es auf den tisch vor dem könig niederlegt, herumgetragen. Parzival weiss nicht, was er zuerst fragen soll, so sehr ward er *verdoht* [sp. 610, 8]. Der könig erklärt ihm: das kind habe sich mit ihm nicht befassen können, da er an einer grossen sünde noch zu tragen habe. Gott habe den menschen aufrecht erschaffen, damit er hoch und frei um sich sehe, und die seele nach dem himmel richte, was er bisher nie getan. Das kind sei in den himmel gestiegen, und sei ihm die weisung damit gegeben, gleichfals dahin zu streben. Über den baum mit den kerzen und die kapelle mit dem toten ritter wolle er nach tische weiter reden. Parzival bittet, ihm das rätsel des gebrochenen schwertes zu lösen, und Amfortas entgegnet: wer die stücke zusammenfügen könne, sei der

beste ritter der welt, doch müsse er zugleich voll gottesfurcht sein und die kirche ehren. Er möge versuchen, die stücke zusammen zu fügen. Hernach werde er ihm vom gral und dem blutenden speer erzählen. Parzival sezt das schwert zusammen, dass es wurde

Sp. 609, 31: *so schöne unde so gantz,*
frisch, reine und geslaht,
alse dez tages, do ez wart gemaht ....

610, 13: *der künig sach in an unde wart fro.*
mit armen umbevieng er in do,
alse ein tugenthaft man tuot.
er sprach: lieber herre guot,
über dis hus sint gewaltig hie
und über alles, daz ich gewan ie,
one alle widerrede dekeine
und wil üch lieber haben eine,
denne keinen man der nu lebendig ist.

Darauf wickelt der knappe das schwert in einen zindel und trägt es fort; der könig aber sprach

Sp. 610, 32: *essent, schönre herre, wolgemuot,*
daz üch got durch alles sin guot
grosse ere geben welle
unde behuote üch vor der helle.

(Hier begint Manessiers fortsetzung, s. B.-Hirschf. l. c. s. 99.)

Als sie weiter tafeln, wird der gral, der blutende speer und die patena nochmals herumgetragen, und als sie sich wider entfernt hatten, begann der könig seine erläuterung: Mit dem speer habe Longinus die seite Christi durchbohrt, der gral sei „der kelch“, in dem das heilige blut aufgefangen. Joseph brachte ihn her, als ihm Vespasianus aus dem kerker half, da er nach Judäa gefahren, um die untat der juden zu rächen, und wo Joseph das evangelium predigte. Mit seiner gemeinde zog er in die stadt Saresse, und gieng mit ihr in den sonnentempel. Der könig des landes wurde hart von den Ägyptern bedrängt, und war alt und schwach geworden. Joseph heftet ihm ein rotes kreuz auf den schild, mit dem er und sein volk gegen die feinde ziehn und siegreich zurückkehren. Da liess sich Avaluk, der könig, mit seinem volke taufen, und nante sich Modrens, desgleichen sein schwager Salafes, der fortan Natigon hiess. Joseph zog mit dem gral und seiner gemeinde, überall das christentum verbreitend weiter und her in dieses land, und

der gral blieb hier, als er starb. Er, Amfortas[1], glaube, er sei Josephs nachkomme; die jungfrau, die den gral trug, sei seine tochter, die andre mit der patene die des königs Gouns, seines bruders. Mit dem schwerte sei der tötlichste schlag geschehen; denn als sein bruder auf der burg Kinkagüt von Epinogres belagert ward, nahm sich der neffe des Epinogres die waffen eines toten ritters von Gouns, schlich sich damit an ihn, und spaltete ihm mit dem schwert das haupt. Bei diesem leidigen schlage zerbrach das schwert. Jener warf den andern teil weg und entfloh. Der leichnam und die schwertstücke wurden auf die burg gebracht, und meine nichte sagte: wer das schwert wider herstelle, der solle damit rache an dem mörder nehmen. — Parzival hört andächtig und teilnehmend zu und bittet um das schwert zum rachezug gegen den neffen des Aspanogres, den herrn vom roten turme, den „unsinnigen" Partinias, dessen kraft er nicht fürchte. Parzival lässt nicht nach mit fragen über den baum mit den lichtern. Es ist der *goukelbaum*, da sich die feen versammeln, welche die leute betrügen, die nicht den glauben haben. Da sie verschwanden, als ihr nahtet, soll das bedeuten, dass ihr den zaubern dieses landes ein ende bereiten werdet. Den baum wird niemand wider finden. Die kapelle aber stiftete Blanschemore von Kornuwale, die mutter des Asspynogres, welche nonne in der kapelle wurde. Als sie starb, schlug er ihr das haupt ab und begrub sie unter dem altar der kapelle. Seitdem ward fast täglich ein ritter von der schwarzen hand unter donnerschlägen getötet: wol schon an 5000 fanden so ihr ende. Wer aber mit der schwarzen hand kämpfen wolle, der nehme die weisse fahne, die in der kapelle steht, und vom teufel behütet wird, und setze sie in das weihwasserbecken, besprenge damit die ganze kapelle, altar und leiche, und gott im himmel werde ferneres unheil verhüten. Der kämpfer müsse aber sehr tapfer sein. — Endlich gehn sie im prächtigsten zimmer schlafen; das bette Parzivals wird weitläuftig beschrieben. Doch Parzival steht schon in der frühe auf, und rüstet sich bestens zur ausfahrt. Vergebens bittet ihn Amfortas, wenigstens noch einen tag zu bleiben.

Sp. 625. *Hie vindet Parzefal Sagremors und werdent sü zwene mit schenen rehtende.*

Sieben meilen von der herberge trift Parzival auf Sagremors, der einen elenden klepper reitet, da ihm, als er nachts im walde schlief, sein ross diebisch mit diesem klepper vertauscht ward. Grosse freude,

1) Im französischen text wird der name Bron stehn.

dass sie sich gefunden! Da kommen zehn ritter feindlich hervorgesprengt; der erste reitet den schönen Morel des Sagremors, und hat eine jungfrau vor sich auf dem rosse, die nach hilfe und befreiung schreit. Im ungetümsten kampfe erschlägt Parzival fünf ritter; Sagremors verfolgt die übrigen auf seinem rosse. Auch die lezten zwei werden niedergemacht, doch Parzival ist schwer am knie verwundet. Dennoch führt er auf seinem rosse die dame auf ihre burg, vor der eine bewafnete schaar ihnen entgegen komt, ihre herrin zu suchen. Freudig empfangen, glänzend untergebracht und von einem arzt verbunden, muss der held einen monat dort in ihrer pflege verbleiben.

Sp. 639. *Hie jaget Sagremors eime ritter noch, der im sin ros hette genomen, unde würt mit im vehtende in sinre eiginen bürge.*

Der verfolgte floh in sein festes haus. Sagremors ihm nach! Der bauer am tor liess das falgatter nieder, und er muss mit den vorhandenen bewohnern kämpfen, bis er sie sämtlich getötet hat. Nun bewirtet der um gnade bittende torwart ihn mit reichlichem nachtmahl und wolgerüstet reitet er wider auf seinem mutigen Morel in den wald zu der gestrigen walstatt, wo die leichen der zehn ritter lagen. Bald fand er auch eine burg, die sich im kriege zu befinden schien.

Sp. 648. *Hie kummet Sagremors zuo der megde burg und würt mit eime ritter vehtende, der hies Talides.*

Den willig eingelassnen belehrt eine alte dame, dies sei die mägdeburg; darin seien siebenhundert jungfrauen, alle von edlem geschlecht, und dazu ein schüler und ein kaplan. Ein mächtiger ritter, Talides, fordre eine zur geliebten, die sich aber weigere, ihm zu folgen, weshalb er jezt die burg bekriege. Artus sei um beistand gebeten. Ein junker, bruder der geliebten, der die schwester lieber tot sähe, ehe Talides sie erhalte, hat erkundet, dass Talides mit dem heere morgen anrücken werde. Sagremors sendet diesem eine jungfrau mit der forderung zum kampf entgegen; siege er nicht, so müsse er den mägden urfehde schwören. Talides wird im kampfe besiegt und muss sich der alten dame als gefangener stellen, die doch gerührt ihm die geliebte übergibt. Algemeine freude und andern tages brautlauf und heimzug, während Sagremors auf seinem schwarzen ross Morel andern abenteuern nachreitet.

Sp. 662. *Hie vindet Sagremors zwene rittere, die eine jungfrowe woltent geschendet han mit den er vehtende wart.*

Er erschlägt beide übeltäter, und die jungfrau führt ihn in ihr väterliches schloss, und unter beistand ihres bruders und vaters verweilt er sechs wochen dort zur heilung seiner wunden.

Sp. 672, 1. *dez geswigen wir nu, wie ez umbe in lit,*
bitz daz ez nu würt zit.
eins anders söllen wir an fon
von künig Artus öhein, hern Gawon,
alse ich ez in der ystorien vant;
anders tuon ich ez üch nüt bekant.

Sp. 672. *Hie kummet die juncfrowe zuo hern Gawan, die des ritters swester waz, der bi dem gezelt erschossen wart in hern Gawans geleite.* (S. Sp. 259 oben.)

Als Gawan eines tages sich im saale mit Artus und der königin befand, komt schön geschmückt auf einem maultier eine jungfrau geritten, und teilt unter wehklagen mit, dass sie die schwester des hier meuchlings getöteten ritters sei, und klagt Gawan an, dass er nicht zum gralkönig gekommen, der ihm alle geheimnisse würde entdeckt haben, und dass er ihrem bruder das geleit gebrochen habe. Er solle die waffen des toten nehmen und ihr folgen, denn sie sei in grosser gefahr. Seine sünden hätten ihn einschlafen lassen, als der könig ihm vom gral und blutender lanze erzählte. — Beide reiten sofort ab, übernachten in einer befreundeten burg, die zweite nacht ohne speisung im freien walde, den dritten tag herbergen sie unter gastlichem empfang in einem zelt bei zwei rittern und zwei jungfrauen, und dann wider auf der burg eines würdigen ritters.

Sp. 680. *Hie kummet her Gawan zuo einem füre, do wolte man eine jungfrowe inne verderbet han mit unrehte.*

Weiter reitend sehn sie am rande eines waldes, wie zwei knechte eine bis aufs hemde entkleidete jungfrau in ein feuer werfen wollen. Aber an 20 ritter und eine menge volks, an 2000, waren auch da; ein ritter erklärt, sie habe ihren bruder ermordet, um seine herschaft allein zu besitzen, das volk aber erklärt das für lüge, und fordert ihre freilassung, denn der wilde Dodinas habe ihn erschlagen, den sie jezt gefangen halte. Gawan kämpft mit dem vorgetretenen ritter, stürzt ihn vom ross ins feuer, aus dem er tot hervorgezogen wird, und mit jubel des volks wird die gerettete frei, die Gawan zum dank leib und land bietet. Statt das anzunehmen lässt dieser den Dodinas, der ihren bruder wirklich getötet hat, vorführen, und erkent in ihm seinen freund, landsmann und tafelrundritter, bittet ihn frei, und zieht weiter mit seiner dame.

Sp. 685. *Hie kummet her Gawan an einen walt unde vindet drie rittere, die gebruoder worent, unde würt mit den vehtende.*

Sie sind neffen des ins feuer gestürzten ritters und wollen ihn rächen. Gawan tötet zwei davon, den dritten schickt er besiegt zu der geretteten jungfrau, die ihn dankbar aufnimt.

Sp. 689. *Hie kunt her Gawan mit einre juncfrowen in ir burg, die in fuorte von künig Artus hof, unde würt mit eime künige vehtende, der heis Marguns.*

Als Gawan mit seiner begleiteten dame in deren stadt und burg anlangt, werden sie mit klagen empfangen. König Marguns hat sie hart belagert, weil die frau seinen sohn Kargrilo als gemahl verschmäht, indem sie ein ander lieb hatte. Ihr lieb ward aber gefangen, und Marguns liess ihn vor ihren augen hängen; aber von den ihrigen wird auch Kargrilo gefangen, den sie von einem turm herunterstürzen liess, dass er starb. Nun rief sie ihren bruder zu hilfe, der aber in Gawans geleite durch ein javelot an Artus hof erschossen ward (s. sp. 259), und zwar von Keye, was Gawan jedoch bestreitet. Am morgen reitet Gawan wolgerüstet dem Marguns entgegen. Dieser unterliegt im kampf, muss steten frieden geloben und sich dem könig Artus als gefangner gestellen. Die jungfrau bedauert, dass er ihn nicht getötet, und bittet, dass er an Keye rache nehmen möge; sie gab ihm dazu ein rotes fähnchen mit dem bild eines weissen löwen, an die lanze zu heften, das er mit Keyes blut färben solle. So reitet Gawan nach Karleun ab, während Marguns gleichfals mit 100 rittern und vielen zeltgeräten sich zu Artus auf den weg macht.

Sp. 700. *Hie würt errettende künig Marguns sine swester, und würt drumbe vehtende mit eime der hies Gogaris.*

Als unterwegs Marguns seine zelte aufgeschlagen, komt auf einem maultier *ein hovereht getwerc* geritten und berichtet, dass mit 150 rittern Gogaris Marguns schwester Malolehat gewaltsam entführt habe; Marguns verfolgt ihn sofort. Funfzig seiner ritter werden erschlagen, funfzig gefangen, und funfzig entfliehen, und die befreite spert den Gogaris in einen käfig, in dem er sieben jahre schmachten muste. Marguns mit dem zunamen: der könig mit den 100 rittern, wird demnächst von Artus mit ehren empfangen und in die tafelrunde aufgenommen.

Nu geswige ich von im hie.

Sp. 703. *Hie kummet her Gawan zuo einer burg, und würt mit eime ritter vehtende von der bürge, der duffe hovemeister was.*

Nu hörent von herren Gawan.

Einer burg nahend, erkent ihn die am fenster sitzende herrin derselben, und befiehlt ihrem hofemeister, ihn gefangen zu nehmen,

da er zu Artus gesinde gehöre, um an ihm Solimag, der ihres vaters bruder war und an Artus hofe heimtückisch erschossen ward, zu rächen. Nach kurzem kampfe wird der hofemeister niedergeworfen und bittet ebenso, wie seine auf einem maultier herbeieilende nichte, um gnade. Gawan erkent diese dame als diejenige jungfrau, für die er gegen Marguns gefochten hat. Die herrin der burg mahnt zwar daran, dass ja Solimag unter Gawans geleit erschossen sei, versöhnt sich jedoch und nimt Gawan gastlich auf. Die hinzugekommene ist Solimags schwester und heisst „die rote jungfrau"; Solimag hiess „der herr der burg zu den felsen." Gawan verspricht die anklage gegen Keye als mörder bei Artus in austrag zu bringen. Gawan legt die waffen des erschossnen ritters an und reitet mit der roten jungfrau zu Artus.

Sp. 710: *Hie kumet her Gawan zuo künig Artus hofe mit einre jungfrowen unde würt mit Keygin vehtende von iren wegen.*

Gawan, der unbekant bleibt, besiegt Keye, doch wird ihm auf Artus bitten das leben geschenkt. Gawan bringt die rote jungfrau zu der burg zurück, wo er die waffen entlehnt, und weilt noch 8 tage dort, während Keye noch zwei monate an seinen wunden zu heilen hat.

Sp. 717. *Hie vindet her Gawan sinen bruoder Agrafens, unde werdent vehtende mit fünf rittern, do hies einre Patris.*

Nach einiger zeit begegnet ihm sein bruder, der ihm zu seiner beruhigung mitteilt, dass Keye wider genesen, der hof jedoch nicht wisse, wer ihn besiegt habe. Da kommen fünf ritter, todfeinde des Agrefens, feindlich angestürmt, doch zwei, Patris von dem berge und Galien von Kurnewal werden abgestochen und zu Artus geschickt, die übrigen entfliehen. Artus empfängt sie mit ehren wegen ihres besiegers. Bald nachher gehn auch die beiden brüder an den hof zu Artus.

Sp. 722, 9. *nu wil ich Gawans hie gedagen*
und wil üch von Parzefale sagen
der uf der burg siech lag dort (sp. 625).

Nach mehreren wochen genesen, bricht Parzival auf, von der herrin der burg vortreflich ausgerüstet. Das gebrochne schwert nimt er mit sich.

Sp. 723. *Hie kummet Parzefal zuo einre capellen unde wurt do mit demme tüfele vehtende und überwindet in.*

Parzival sucht einen schmied, der ihm das zerbrochne schwert herstelle. Ein schweres ungewitter überfält ihn, und er flüchtet in eine kapelle im walde, dieselbe, in der er vor etwa jahresfrist gewesen

(sp. 598). Auf dem altar liegt der tote ritter bei brennender kerze. Wie damals verlöschte eine schwarze hand die kerze; er warf seinen wurfspiess gegen sie, den sie aber auffieng und zerbrach. Da erschien im fenster bis zum halben gürtel ein feuriges wesen, das ihm einen zwei klafter langen brand entgegenstreckte, der ihm augenbrauen, bart und gesicht verbrante. Mit furchtbarem blitz und donnerschlag wird die kapelle in brand gesteckt, der teufel erscheint in person und kämpft mit ihm, seine kreuzigungen, segensprüche und gebete sind jedoch wirksamer, als sein schwert. Der böse weicht zurück, und Parzival nimt aus der kapsel das weisse fähnlein, taucht es in weihwasser und besprengt überall damit die kapelle. Die leiche auf dem altar ist ganz schwarz gebrant. Das feuer erlischt. Er legt das fähnchen wider an seinen ort. Nach vielen gebeten schläft er bis zum frühen morgen, der lachend hereinbricht. Die kerze brent wider, und er läutet eine glocke, damit ein priester komme, die leiche des ritters zu begraben. Mehrere mönche erscheinen, legen den ritter in einen marmornen sarg, bestatten ihn unter den hohen bäumen des friedhofes, und hängen seine waffen an einen baum, wie auch mit den dreihundert rittern geschehen, die von der schwarzen hand erschlagen wurden. Doch unter den angeschriebenen namen derselben befand sich kein tafelrunder. Die königin Blanschamor hatte diese kapelle, deren zauber Parzival gebrochen, gestiftet. Bei spärlichem mahle herbergen ihn die mönche einen tag und eine nacht, und als er auf weitere abenteuer, um preis und ehre zu gewinnen, abreiten will, ermahnt ihn einer der „guten männer“: wie er damit seine seele verderbe, dass er die menschen töte. Parzival erschrickt, geht in sich, bereut seine sünden, tut busse und verspricht besserung.

Sp. 738. *Hie stichet der tüfel Parzefalen von sime rosse, und machet sich der tüfel zuo eime rosse, und wurt daz ritende und wolte in ertrencket han.*

Der teufel, in rittergestalt, sticht ihn ab, und reitet mit seinem rosse fort. Dann komt ein lediges gesatteltes schwarzes ross, das er einfängt, sich aber mit ihm in tiefes wasser stürzt, aus dem er sich jedoch mit mühe errettet.

Sp. 742. *Hie kummet der tüfel in eime schiffelin, und het sich gemachet in Parzefals wibes geschöpfede.*

Während der held sich betend bekreuzt und seiner sünden gedenkt, komt eine feurige dreiköpfige gestalt mit leopardenantlitz, feuer schnaubend unter donner, blitz und hagel auf ihn zu. Zugleich komt auf dem wasser ein schifchen mit einer jungfrau, worauf jene gestalt ver-

schwand, und diese ihn herzlich als sein weib Kondwiramur anspricht; sie habe ihn lange gesucht. Bei der tafel im zelte, die ihre leute bereiten, wird von keinem priester ein segen gesprochen. Sie erzählt, wie ein grimmiger ritter, Talides von Cafalun, ihr land verheere; sie bereitet das bette, und als Parzival scherzend bei ihr lag, blickt er nach seinem an der wand hängenden schwert, das mit dem griff oben ein kreuz bildet. Da bekreuzt er sich und betet, und siehe, plötzlich schaffen die knechte bett, alles gerät und das zelt in das schiff, das unter donner und blitz schnell davon schwamm. Nun erkante er des teufels list, dankte gott, dass er ihr entrann und betete inbrünstiglich.

Sp. 747. *Hie kummet ein botte von gotte in eins biderben mannes glichnisse in eime schiffelin und fueret Parzefalen von dannan.*

Der biedre mann im schiff gibt sich dem helden zu erkennen:

Sp. 748, 13: *der oberste vatter von himelrich,*
der do bekert die sünder,
het mich noch üch gesant her
daz ir von sorgen werdent erlost.

Folgt mir, ich werde euch zum ziele führen. Zuvor lässt sich Parzival den erfahrnen teufelsspuk erklären. Dann setzen sie über, und aus der burg führt ihm ein junker ein schönes weisses streitross und einen zelter entgegen. Der jetzige herr dieser burg heisst Sakur de Laloe, sein vorbesitzer Bores. Der gute mann versichert, nachdem er das streitross bestiegen: es werde ihn gewiss zu seinem ziele führen.

Sp. 752. *Hie fihtet Parzefal mit eineme rittere, der hiesch imme zol.*

Parcival verweigert den zoll, sticht ihn vom ross und schickt ihn zu Artus mit der weisung —

Sp. 754. *Hie kummet Parzefal zuo Dodineas liep und wurt blos fehtende mit eineme rittere, der sü enweg fuorte siner angesihte, der hies Gafyens.*

dass er zu pfingsten an den hof kommen werde. Auf einem wiesenplan findet er in einem zelte die geliebte des wilden Dodineas, die ihn entwapnet und freundlich bewirtet. Plötzlich sprengt auf weissem ross ein ritter daher, reisst die dame auf sein pferd und jagt mit der wehklagenden davon. Parzival, ohne eisenwehr (*blos*), nur mit schild, schwert und lanze bewafnet, ihm nach, rent ihn nieder, schickt den besiegten zu Artus, und führt die gerettete auf seinem ross zum zelte zurück, wo inzwischen der wilde Dodineas heimgekehrt, der ihn bisher gesucht hat und nun ihn freudig aufnimt.

Sp. 763. *Hie sendet Parzefals lieb Kundewiramors nach imme, daz er ir ze helfe kumme.*

Arides von Kaffalun verwüstet ihr land; nachdem beim schmid Tribuet das zerbrochne schwert ganz gemacht und das huflahme pferd hergestelt ist, eilt er mit der botin nach hause.

Sp. 766. *Hie kummet Parzefal zuome dirtten mole zuo sime liebe Kundewiramors zuo Belrepere.*

Freudig empfangen, besiegt Parzival am andern morgen den Arides, und schickt ihn zu Artus, muss aber tages darauf weiter zum leidwesen der gattin, um zu pfingsten bei Artus am hofe zu sein. Inzwischen melden sich beim könige der ritter Menader, der Parzival den zoll abforderte, dann Gafyens, der die jungfrau rauben wolte, und endlich Arides als von Parzival geschickte gefangene, und werden mit freuden in die tafelrunde aufgenommen.

Sp. 779. *Hie vindet Parzefal den zaghaften ritter und wart sin geselle fünf jar.*

Parzival begegnet einem ritter, dessen waffen im sattel neben ihm samt der lanze hängen, der tiefsinnig (*verdoht*) schien, und ungewapnet ritt, weil er nie fechten wolte. Parzival schilt ihn wegen seiner feigheit und nötigt ihn, sich kampffertig zu rüsten.

Sp. 781. *Hie kummet Parzefal und der zaghafte ritter zuo zehen rittern, und woltent zwo juncfrowen han verbrant und werdent mit in vehtende.*

In einem walde finden sie fünf ritter und zwei knechte, die zwei mädchen im hemde in ein feuer werfen wollen. Parzival eilt ihnen zu hilfe, der zaghafte tötet in notwehr zwei ritter, Parzival die übrigen; die knechte entfliehen, doch verwundet der eine von ihnen Parzival mit einem vergifteten pfeile. Die sieger werden von den geretteten zu ihrer nahen burg geführt, wo Parzival von seiner wunde geheilt werden soll. An drei monate weilt er dort in der pflege der jungfrauen und des zaghaften, der hier auch „der schöne ritter“ genant wird.

Sp. 789, 14: *nu hörent von Sagramors fürbas.*
do er dort uf der burg was,
do men im bot so gros ere
alse were er gesin ein künig here (s. sp. 662).

Als er geheilt, findet er an Artus hofe fast alle tafelrunder versammelt, die vergebens Parzival gesucht hatten, und Artus ist höchst misvergnügt, dass dieser nicht erscheint. An zwanzig der vorzüglichsten gehn von neuem auf die suche, jeder auf besondrer strasse.

Sp. 794. *Hie vindet Boors sinen bruoder Lionel, den sehs rittere fuortent nacket und gebunden und woltent in verderben.*

Boors hatte seinen bruder seit zwei jahren nicht gesehn. Da traf er ihn im walde, wie er grausam gemishandelt und blutig geschlagen von sechs rittern dahingeführt wird. Während er im begriff ist, diese scharf anzurennen, hört er das jammergeschrei einer jungfrau, die ein ritter, den noch zehn andere umgaben, entehren wolte. Boors befiehlt seinen bruder gottes barmherzigkeit und errettet die verfolgte, indem er den übeltäter und alle zehn ritter niederstreitet und tötet. Dann eilt er seinem bruder nach. In der nacht den wald durchreitend, trift er auf eine am wege sitzende jungfrau, die einen ritter ohne kopf im schoos hielt. Sie weinte, denn sechs ritter, die einen halbnackten mann unter rohen mishandlungen mit sich fortschlepten, erschlugen ihren liebsten, der den armen befreien wolte, und schnitten ihm den kopf ab. Boors eilt vierzehn tage und nächte ihnen nach.

Sp. 799. *Hie vindet her Gawan Lyonel, den sehs ritter sluogent und übel handeltent, und wurt her Gawan mit in vehtende.*

von Boorse ich hie laszen sol,
und sagen von hern Gawane cluog.

Gawan auf seiner suche nach Parzival, begegnet den sechs rittern und tötet drei davon, die andern entfliehen. Den geretteten Lyonel bringt er in ein haus, wo ihn ärztliche pflege in vierzehn tagen heilt. Dann reiten sie neu gerüstet zusammen weiter, trennen sich doch bald, und Boors klagt zu gott, dass sein bruder ihm nicht zu hilfe gekommen. Nach vierzehn tagen weist ein mann im grauen kleide ihn zu einem baum, wo ein toter ritter, namens Lyonel, liege. Boors findet ihn, und trostlos fleht er zu gott um beistand, macht das zeichen des segens über die leiche, und siehe, da fuhr der böse teufel *mit freischlichem gebrumel,* dass die äste an den bäumen zerbrachen, aus der leiche. Mit gebet und dank zu gott reitet er weiter.

Sp. 804. *Hie begegent Boors sime bruodere Lyonel und wurt mit imme vehtende.*

Wütend, dass er ihn nicht gerettet, rent Lyonel den bruder nieder. Der hinzukommende Kolagrenans will sühne stiften, wird aber von dem rasenden Lyonel erschlagen. Boors erholt sich, bittet vergebens um frieden, und fleht inbrünstig zu gott um vergebung. Da kam eine wolke, so dass beide sich nicht sehn konten, und eine stimme vom himmel rief: dass Boors seinen bruder nicht anrühren dürfe; die wolke verschwand, und Lyonel lag wie tot am boden. Als er erwacht,

versöhnen sich die brüder, ein mönch hilft den Kolagrenans begraben und meint: der teufel sei in Lionel gefahren, daher sein wütiger hass gegen den bruder. Beide trennen sich bald an einem kreuzwege.

Sp. 812. *Hie kummet Parzefal unde der schöne ritter sin geselle zuo eime turney wider künig Artus massenie.*

Der gebruodere wellen wir swigen hie,
und sagen wie es Parzefale ergie.

Nachdem Parzival genesen (sp. 781), gelangt er mit dem „schönen bösen“, dem zaghaften ritter zu einer burg, wo Artus und könig Bademagun (sp. 506 und 513 hiess er Bagumades) ein grosses turnier abhalten. Sie halten es für geraten, sich in einem benachbarten kloster einzuquartieren und ungekant sich in die rennen einzumischen. Ohne das ende abzuwarten, trennen sie sich am nächsten tage und nennen sich ihre namen. Parzival meint, jener müsse „der schöne kühne“ heissen (der dichter vergisst, dass beide schon sp. 506 bekantschaft gemacht haben). Dieser reitet zu Artus, Parzival betet und beichtet sehr andächtig in einer kapelle, und der einsiedler verpflichtet ihn, nicht mehr, wie ehemals, an heiligen tagen waffen zu tragen.

Sp. 822. *Hie vindet Parzefal Estoren Lanszeletens bruoder, und werdent mitteinander vehtende.*

Auf einem plane zwischen Schotten und Irland findet Parzival Estorn, der zwei jahre lang irfahrten gemacht. Trotzdem er in zerhauenen waffen erscheint, fordert er Parzival zum kampf, der beide so ermattet, dass sie erschöpft die nacht friedlich im walde zubringen. Beide fühlen sich todmatt und wünschen, dass ein priester zu ihrem sterben komme. Da erhelt sich der wald mit heiterem licht, ein engel trägt den gral herbei, umschwebt sie viermal, verschwindet in dem himmel und beide fühlen sich völlig gesund und stark. Sie trennen sich versöhnt, Estor sucht den bruder Lanzelot, Parzival den Partinias.

Sp. 828. *Hie kummet Parzefal zuo Partinias burg und wurt mit imme vehtende.*

Parzival gelangt zu einer sehr festen burg, mit vier kleinen und einem grossen, dem roten turm, wo Partinias wohnt, *„der deme heilgen künige Anfortas“* so grossen schaden getan. An einer grossen prachtvollen tanne vor dem roten turme hängt ein mit zwei jungfrauen bemalter schild, und ein knecht belehrt ihn: wer den herab werfe, der sei des todes und werde hier, wie er sehe, aufgehängt. Parzival zerbricht den schild, und der knecht ruft den Partinias, der nicht

an gott glaubt. Sie kämpfen, und Parzival schlägt dem Partinias den kopf ab.

Sp. 834. *Hie kummet Parzefal zuo künig Anfortasse zuo dem dritten mole mit Partinias houbet, und wurt der künig vomme grole gesunt.*

Parzival komt endlich mit dem zerbrochnen schilde und abgeschnitnen haupte des Partinias zur gralsburg, und als dieses dem Amfortas gemeldet wird,

Sp. 835, 17: *der künig mit vil frouden gros*
sprung uf sine fuesse do ze stunt
und was alzemole gesunt.
frölich und gar wol gemuot
gieng er abe die stege guot,

und begrüsste den helden mit grosser freude und dank, dass er ihn von seinem langen leide befreit habe. Der kopf des Partinias wird auf einen pfahl gesteckt und auf dem höchsten turme ausgestelt. Die tafeln werden aufgeschlagen und dreimal wird der gral, der blutende speer und die patene feierlich herumgetragen, der gral spendet speise und trank. Nach der tafel nimt Amfortas den Parzival in eine fensternische und fragt nach seinem namen und herkunft, und sie erkennen sich als verwante, denn Parzivals mutter war die schwester des Amfortas, und könig Goun, den Partinias getötet, sein bruder, der später das „wüste land“, Parzivals heimat, verwaltete. Er versichert ihn:

Sp. 839, 3: *alles min lant, des ich geweltig bin,*
sol üch eigenliche undertenig sin,
und muessent zuo künige gecrönet sin
zuo pfingesten, die ze nehest gont in.
daz muos sicherlichen geschehen.

Parzival will aber die krone nicht annehmen, so lange Amfortas lebt: er müsse zunächst zu Artus, werde aber sogleich widerkehren. Amfortas gibt ihm neue herliche wafnung, und so reitet der held ab.

Sp. 840. *Hie kummet Parzefal zuo einem burnen und vindet sehs rittere, mit den wurt er vehtende.*

Auf einem wiesenplane findet Parzival an zwei tannen, zwei lorbeer- und zwei olivenbäumen je einen schild und speer, jeder von verschiedener farbe, grün, weiss, gelb, violet, zinnoberrot, das sechste *war gemusiert* mit allen diesen farben, aufgestelt und um einen brunnen herum sassen sechs ritter fröhlich spielend, und von vier schönen jungfrauen bedient. Es ist der könig Saladres von den inseln mit seinen fünf söhnen: Dinisodres, Menassides, Nactor, Aristes und Gorgone.

Parzival sticht alle sechs einen nach dem andern nieder und schickt sie zu Artus, der sie freudig aufnimt.

Sp. 846. *Hie kummet Parzefal zuo sime bruoder und vindet den von geschiht Fervis Anschefin und wurt mit imme rehtende.*

Hier schliesst sich Wolframs gedicht B. XV, 734, 1 an und wird L. 769, 28 das abenteuer von Boors und Lyonel (s. oben sp. 794 und 804) kurz widererzählt. — Es folgt Wolframs text L. 770, 1 bis L. 772, 30, wo Parzival in einem längeren einschub kurz alle seine abenteuer, die oben sp. 582, 598, 602, 723, 738, 742, 747, 779, 781, 822, 828 und 840 erzählt sind, dem könig Artus mitteilt und bemerkt der übersetzer dazu (Schorbach s. LIII):

Daz seite er dem künige gar.
der hies es alles schriben dar
an ein buoch von worte ze wort.
die aventüre wolt er han für ein ort
und waz ieder ritter aventüre seite
hies er ouch schriben algereite,
der guote künig eren vol,
und hies es gehalten wol.

Im buch XVI ist hinter L. 793, 28 rot die beischrift eingefügt (a. a. o. LIV):

Hie kummet Parzefal und sin bruoder Fervis Anschewin und künig Artus und die tafelrunder alle zuo Muntsalfasche zuo dem grole.

Hinter L. 820, 16 folgt ein grosser zusatz von 54 versen, der die krönung Parzivals erzählt, wobei ihm 14 grosse könige dienen, und die gralfeier mit dem festlichen gelage sich täglich einen monat lang widerholte. Dem könig Artus werden auch die geheimnisse des grals mitgeteilt, worauf er mit seinem hofe heimzieht.

Hinter L. 823, 10 werden noch einige familienangelegenheiten während Parzivals regieruug angeführt, die verheiratung zweier muhmen und der tochter des Amfortas, und die überlassung seines heimatlandes an könig Malun. Dann folgt die bemerkung zum schluss (sp. 845):

Hie het der alte Parzifal und der nuwe ein ende und waz rede hie noch geschriben stat, daz het Pfilippes Kolin gemaht,

und folgt der widmungsbrief an den grafen Ulrich von Rappoldstein.

Die casanatische handschrift fasst sich hier kürzer und weist die geschichten von Loherin und priester Johannes als hier ungehörig ab. Nach v. Kellers auszug in seiner Romvart, s. 675 lautet sie abweichend von dem s. LVI verzeichneten zusatz:

Parzifal bleip aldo fur war
gewalticlich alle sine jar
mit gemache vnd lebte herlich
vnd buwet manige vesten sterklich
sine nachgebur vorchten in gar sere
vnd erboten ime gros ere
sine zwa mumen beriet er
herlich nach aller siner ger
dar nach horte er sagen mere
daz Anglofals sin bruder tot were
dez wurt er betrubet gar
wan er in lieb hette fürwar
er sante nach dem künige von Malun zo hant
vnd beualch ime al sin lant
dez landes vnderwant er sich
künig Malun gar frümklich
ouch sage ich uch von Lohelagrin
der tet grosze wunder schin
do er sich ritterschaft versan
in dez groles dienste er pris gewan
er beginc wunders so vil
Daz ich nit alles sagen wil
wie er zu der herzoginnen gein Brabant quam
vnd die zu einer amyen nam
vnd dar nach wider zu dem grol fur also
do von wil ich nit sagen no
wan daz wer zu vil
do von ich no swigen wil.

Hie solte Erig no sprechen usw. folgt Wolframs text L. 826, 28 bis zum schluss 827, 30.

Das französische manuscript, wahrscheinlich doch auch auf kosten eines reichen geistlichen oder weltlichen hern hergestelt, oder aus einem kloster hervorgegangen, stelt sich als eine kompilation verschiedner schriftstücke dar, die der kompilator notdürftig in zusammenhang gebracht, und dabei wol manches an den originalstücken geändert, ausgelassen oder hinzugefügt hat. Crestien hatte die aventüren Parzivals und Gawans bis zu den festlichkeiten auf Joflanze geführt. Hier fügten sich zunächst die fahrten Gawans, dessen erster besuch beim gral und andere abenteuer ein, die nur mit Artus, nicht mit dem gral in beziehung stehn, und von unbekanter hand eingeschoben sind. (Sp. 1

bis 45.) Dann begint das buch von Carados (sp. 45—165), dem noch die keuschheitsprobe mit dem übergiessenden becher an Artus hofe angefügt ist, wie ja einer oder der andre dieser höfischen schwänke fast in allen romanen dieses kreises zur belustigung der leser aufgeführt wird, und auch in unserm jüngern Titurel (str. 2343) in der wunderbrücke über die Sibra nicht fehlt. Mit sp. 169 endet diese erzählung in sich geschlossen und ohne zusammenhang mit Parzival und gral, und stelt sich als eine ganz selbständige erzählung dar. Die folgenden abschnitte bilden den feldzug Arthurs gegen das schloss Orgalus; sp. 259 reiht der kompilator Gawans zweiten vergeblichen besuch beim gral ein, führt ihn auch in den kampf mit der schwarzen hand, den Parzival später siegreich besteht, deren geheimnis der dichter aber hier noch nicht verraten darf. Die abenteuer Gawans und seines sohnes werden als eine besondre geschichte bezeichnet (sp. 287, 3), und dieser folgt die erzählung von dem schwan mit dem schiff und toten ritter, welche sp. 314 endet und lediglich wälschen ursprung verrät. Die überschrift hier lässt nicht wol einen zweifel, dass der kompilator nun ein neues besonderes schriftstück einfügt, dessen inhalt bis sp. 602, mit ausschluss der aventuren sp. 513—579, Gawans fahrten betreffend, Parzivals gralsuche erzählt, als dessen verfasser gegen den schluss hin sp. 582, 19 Walther von Dunsin genant wird, der aber kein andrer ist, als der anderswo Gautier de Denet, Gauchier de Doudain oder Dourdain genante erster fortsetzer Crestiens, und gleichfals wie der kompilator mit Gawans, dieser mit Parzivals scheiden von Joflanze begint. Eine vergleichung unsers textes mit Rochats auszug des Berner ms. zeigt, dass dem kompilator Gautiers gedicht im original vorgelegen hat, denn kapitel für kapitel mit wenigen ausnahmen stimmen die überschriften im inhalt mit den paragraphen Rochats, und vermute ich, dass auch diese überschriften im Berner ms. enthalten sind, worüber Rochat sich äussern mag. Da aber zugleich sich eine grosse übereinstimmung mit dem dritten teil des Boronschen Petit Graal (Parzival) nach Birch-Hirschfelds auszuge ergibt, wie im obigen auszuge angedeutet ist, so wird erkenbar, dass Gautier diesen gleichfals als vorarbeit benuzt hat; und in der tat deuten die anfangsworte des Berner ms., welche Rochat s. 1 mitteilt, auf die dichtungen hin, die ihm zu abfassung seines gedichts anregung gegeben haben.

Do roi Artu lairai atant,
et si ores dor en avant,
le bon conte de Percheval
et le haut livre de greal.

Le bon conte de Percheval ist unzweifelhaft Crestiens gedicht, das er fortsetzen will, und *le haut livre de Greal* der *Petit Greal* Borons, den dieser in seinem ersten und dritten teile mehrmals als *la grant estoire dou Groel* bezeichnet, von welchem vor ihm noch kein sterblicher geschrieben hat. Dabei holt er mehrere aventüren nach, die Crestien übergangen hat, aber bei Boron vorhanden sind. Auf Borons Merlin geht Gautier nicht ein. Er schliesst mit Parzivals krönung nach der genesung des fischerkönigs, welcher drei tage nach der krönung stirbt, und finde ich hiernach erwiesen, dass wir in dem Berner ms. die dichtung Gautiers in ihrer unverlezten ursprünglichkeit besitzen, wodurch der wert jener handschrift für die französische litteratur sich steigern dürfte, aber auch in beziehung auf Wolframs gedicht nicht unwichtig ist. — Der kompilator des Colinschen ms. konte diesen schluss nicht gebrauchen, da er auch noch die fortsetzung Manessiers in seinen codex aufnehmen wolte, zu der aber der fischerkönig am leben bleiben musste, um auch die noch hinzugedichteten fata Parzivals mit zu erleben. Parzival wurde daher hier nur in folge der gelungenen zusammensetzung des schwertes gewissermassen als stathalter eingesezt, die krönung aber verschoben bis Manessier, als zweiter fortsetzer Crestiens noch seine dichtung vorgetragen hat. Die krönung, wozu auch Artus eingeladen wird, erfolgt nun, der endliche schluss wird aber in Colins bearbeitung durch die anhängung der beiden lezten bücher von Wolframs Parzival herbeigeführt, und demgemäss der französische text verlassen. — Die dritte fortsetzung Crestiens von Gerbers bleibt unerwähnt und unberücksichtigt, existierte vielleicht auch noch nicht. Mit unrecht schreibt Colin, dass Wolfram dem Crestien nachgedichtet habe, indem er ganz ignoriert, dass unser dichter den provenzalen Kyot als seine quelle angibt, dessen namen er doch im deutschen Parzival Wolframs muss gelesen haben.

Augenscheinlich hatte Robert de Boron es auf ein umfassendes schriftwerk abgesehen, wozu ihm Gottfried von Monmouths Historia Regum Brittanniae, ein werk, das in kürzester zeit einen weltruf erlangt hatte, und von einem grossen teil der geschichtschreiber als wahre authentische geschichte aufgenommen und nachgeschrieben wurde, mag anregung gegeben haben. Die bekehrung Englands zum christentum zu schildern, war ein würdiger vorwurf, und ebenso war es ein glücklicher geistreicher gedanke, die ausführung dieses vorwurfs an die bis ins 8. und 9. jahrhundert zurückreichende legende von Joseph von Arimathia und das ihm anvertraute gefäss mit dem blute Christi anzuknüpfen, wodurch seiner erzählung ein populärer, zugleich religiöser

untergrund, im gegensatz zu den zahllosen weltlichen rittergeschichten der fahrenden sänger, gegeben ward, der noch dadurch gefestigt ward, dass wirklich bei der eroberung von Cäsarea a. 1101 die berühmte schale entdeckt ward, welche in der ganzen christenheit das grösste aufsehn erregte und für die abendmahlschüssel des heilands gehalten wurde, wie ebenso bei der einnahme von Antiochien im jahre 1098 die lanze des Longinus gefunden ward, wiewol sie schon einmal Karl dem Grossen geschenkt und von diesem an Otto I. gelangt war – ereignisse, die nach 50 bis 60 jahren im volke noch nicht vergessen sein konten, die daher in seine erzählung hineinzuziehen für den dichter nahe lag. Indem am schlusse des ersten abschnitts des Petit St. Graal dem hüter des heiligen gefässes und seinen genossen die weisung gegeben ward, fern nach dem westen hinzuziehen und das christentum zu verbreiten, und ein himlischer brief ihm die täler von Avaron (Avalon) anweist, wo sie die gnade gottes und den sohn Alains des Grossen erwarten sollen, spricht Boron deutlich die absicht aus, die geschichte seines heiligtums, des grals, mit den einheimischen fabeln des Artuskreises zu verbinden; denn im tal Avalon auf einer insel, auf die nach altwälscher tradition sich der tödlich verwundete Artus zurückzog, und von wo seine widerkunft zur herstellung seines reiches erwartet wurde, lag auch das berühmte kloster Glastemburg, zu dessen abte im jahre 1126 der dem englischen königshause verwante Heinrich, graf von Blois, ernant war, in dessen auftrage Wilhelm von Malmesbury um 1135 sein werk De antiquitate ecclesiae Glasteniensis schrieb, worin nach Zarnckes scharfsinniger erörterung (Paul und Braune, Beiträge III, 325 fgg.) nach einer späteren interpolation der apostel Philippus mit seinen genossen die dortige erste kirche gegründet und das christentum verbreitet haben soll, worauf schon lange die regierung der englischen könige den anspruch der unabhängigkeit der englischen kirche vom pabst zu Rom gegründet, ein anspruch, der auch noch im Tridentiner konzil auf grund dieser fragwürdigen akten behauptet und durchgeführt wurde. Zustatten kam, dass auch der wälsche klerus im einverständnis mit den fürsten und häuptlingen des landes im eignen interesse die unterwerfung unter den pabst beharlich verweigerte (s. Lappenberg, Engl. geschichte I, 136, 141, 182, 248). Den französischen und englischen gelehrten muss überlassen bleiben, festzustellen, zu welcher zeit diese interpolation statgefunden hat; dass sie aber zur zeit, da Boron schrieb, schon vorhanden war, zeigt eben seine verweisung der gralhüter nach diesem angeblich ersten apostolischen kirchensitz, und er fand darin, ebenso wie

Gottfried von Monmouth ein mittel, das lebhafte interesse für sein werk sowol der kirchenpolitik des englischen hofes und was dem anhängig, als der brittischen nation mit ihren tafelrundrittern, so wie des waffenfreudigen adels zu gewinnen. — Ob unter diesem Alain dem Grossen[1] jener Alanus, herzog von Armorika, der nach Gottfrieds von Monmouth Historia XII, 12—18, die mit Cadwallo vertriebenen Wälschen aufnahm, und später ihnen zur rückeroberung ihres landes behülflich war, zu verstehen ist, muss ich dahingestelt sein lassen. Die wälschen fabelschreiber liebten es, die namen hervorragender personen ihren tafelrundrittern zu geben, wie z. b. Ovein (Ivain), Geraint ab Erbin (Erek), Caradoc Briébras (Caradoc Vreich-vras, Gottfr. v. Monmouth, Hist. V, 14 und anm. 293 und meine Arthursage s. 30) und Maglocunus (Mael-gun) des Gottfr. v. Monmouth, der nach de la Villemarques scharfsinniger entdeckung in den Lanzelot der romane verwandelt wurde[2], romane die schon vor Gautier von Crestien und andern gedichtet waren. Sieht man an diesem lezteren beispiel, wie mit der verwandlung historischer personen in romanhelden umgesprungen wird, so dürfte auch die vermutung nicht weit abliegen, wenn man den in Borons Merlin eingeführten beichtvater der mutter Merlins, Blaise den permanenten chronisten dieses ganzen sagenkreises, mit dem Heinrich grafen von Blois, abt von Glastemburg, durch ein wortspiel[3] in eine sinnige und schmeichlerische verbindung zu bringen suchte, indem so die chronik des Blaise, „durch die wir das alles noch wissen", als urkunde des hauses Blois kentlich gemacht werden solte.

Der zweite teil von Borons Petit Sct. Graal, Merlin, ist fast ausschliesslich auf Gottfr. v. Monm. Hist. Reg. Britt. basiert, und auch dieser teil entbehrt einer gewissen geistlichen färbung nicht in der erzählung von Merlins geburt und seines trotz teuflischer geburt einflussreich guten verhaltens zu Pendragon und Uter als deren berater und prophet, und von Arthurs schwertprobe und feierlichen krönung auf geheiss Christi — weniger freilich in der erzählung von Arthurs unehelicher geburt. Aus diesem abschnitt Borons scheinen die Merlinromane, die von Lanzelot, Tristan, Iwein, Erek und die unzähligen, zusammenhanglosen, zum teil weit über Borons zeit hinausreichenden abenteuerfahrten ihren abfluss genommen, oder in ihnen ihren sam-

1) Über ihn s. meine „Arthursage", s. 30. 31, Rochat l. c. s. 173 und Lappenberg, Gesch. Englands I, 250 (Hamburg, Perthes. 1834).

2) S. San Marte, Beiträge zur celtisch-germanischen heldensage (Quedlinburg, Basse. 1847) s. 93.

3) Blois, lat. Blesae, Castellum Blesense. Martinian. Hist. geogr. lexicon.

melpunkt gefunden zu haben. — Das gebiet dieser erzählungen liegt weit ab von der bekehrung Englands zum christentum und der erforschung des grals und seines heils. Das streben der helden ist ein rein weltliches, persönliches nach ehre, waffenruhm, minneglück, wie das rittertum sich das leben mit den schönsten farben ausmalte, gleichwol ohne feste charakterausbildung und klar durchgeführte motive.

In Borons drittem teile, Parzival, tritt jedoch ein neues wichtiges element in die dichtung, indem der gral mit seiner begleitung, durch Merlins stiftung der tafelrunde an Artus hofe abgesondert wird von dieser, und er, als abendmahlsschüssel und heilige wundertätige reliquie ein selbständiges leben und wirken erhält, während der sitz an der von Merlin gestifteten dritten tafel nur eine vorstufe bildet für den als besten der welt bewährten ritter, welcher bestimt ist den gral endlich zu finden. Und den bildungsgang dieses erwählten zu schildern, macht sich der dichter zur neuen aufgabe. — Von den zwei ersten teilen des Petit Set. Graal haben wir gesicherte manuscripte, beim dritten teile, Parzival, liegt der verdacht neuerer interpolationen vor, und da scheint mir durch das Berner ms., wie es Colins französischer codex mitteilt, und im obigen auszuge markirt ist, einige kontrolle geübt werden zu können, indem die eingemischten kapitel, welche sich zwar im Berner ms., nicht aber bei Boron finden, als von Gautier neu eingeschoben anzusehen sind; denn jedenfals ist das Berner ms. jünger als Borons ursprüngliches gedicht. Solcher art sind die kapitel sp. 322. 338. 351. 364. 371. 409. 439. 456. 485. 486. 492. 506. 582. 586. 591. 598. — Und ist es richtig, dass wir das Berner ms. als Gautiers originalgedicht anerkennen müssen, so werden die im codex Colin enthaltenen nachträge und einschiebsel, welche sich nicht im Berner ms. und auch nicht bei Boron finden, als vom kompilator des codex Colin herrührend bezeichnet werden können und sehe ich recht, so gesteht auch der kompilator dies selbst in den zeilen zu:

Sp. 314, 22: *dar zuo vant er (Parzival) ouch zwor,*
daz sollent ir wüssen fürwor,
manig oventür swer,
die nüt sint geschrieben her,

d. h. die nicht in Gautiers gedicht, seiner vorlage, geschrieben sind[1]. Denn dass diese bemerkung nicht von Gautier und noch weniger von unsern übersetzern herrühren kann, sondern nur vom kompilator seines codex, zeigt der bei Rochat abgedruckte eingang des Berner ms. —

1) Dies sind die kapitel, sp. 513. 531. 561. 572. 579.

Der schluss des dritten teils, Arthurs kampf mit Mordred, und sein verschwinden auf Avalon gründet sich wider auf Gottfried von Monmouth und ward die quelle zum roman Mort-Arthur.

Robert de Borons schriftstellerperiode wird sehr bestimt begrenzt: von 1150 oder 1160 nach Waces überdichtung von Gottfr. v. Monm. Historia Reg. Britt., dem Roman de Brut bis zum tode Crestiens de Troies 1190, der über seinem Conte de Sct. Graal hinstarb, dem aber doch Borons gedicht schon einige jahre vorher zu seiner benutzung muss vorgelegen haben. Auf grund seiner höchst eingehenden vergleichung der hierher gehörigen schriftwerke, wie eins auf das andere sich stüzt und weiter bildet, datiert Birch-Hirschfeld, l. c. s. 239—241

Robert de Boron zwischen 1170 und 1189,
Crestien de Troies um 1189,
Gautier de Doudain zwischen 1190 und 1200,
die Queste du Sct. Graal 1190 bis 1200, jedoch nach Gautier,
den Grand Sct. Greal vor 1204,
Manessiers fortsetzung des Crestien zwischen 1214 und 1220,
Gerbers von Montreuil einschub zwischen Gautier und Manessier, vor 1225,
Parcival li Gallois in prosa, um 1225, vielleicht auch etwas später.

Wir müssen erstaunen, mit welchem eifer die romanschreiber über den von R. de Boron angeregten stoff in den nächsten jahrzehnten nach Crestiens herfielen, und wie emsig jeder des anderen werk nachlas, um das material der dichtung zu ergänzen und zu vermehren. Aus Gautiers angabe seiner quellen müssen wir schliessen, dass ihm nur Borons gedicht und Cretiens Conte du Graal bekant war; auch fehlen in der bis jezt bekanten litteratur ältere zeugnisse. Da aber Crestien das buch zu seinem gedichte geständlich vom grafen von Flandern, Philipp von Elsass, und vielleicht ein schon mit zusätzen versehenes exemplar erhielt, so muss ich jezt mit wahrscheinlichkeit annehmen, dass dieses buch eben Borons gedicht gewesen, und nicht das gedicht Guiots von Provins, wie ich früher vermutete. Boron selbst hat in seinem dritten teile schon eine ziemliche anzahl von aventüren aus dem wälschbretonischen sagenkreise aufgenommen, auch gegen den schluss (Birch-Hirschfeld s. 178) nochmals den Merlin auftreten und ihn gewissermassen den epilog zum ganzen sprechen lassen, so dass es nicht befremden darf, wenn hieraus sich immer neue zusätze anschlossen, die indess über die entstehung und bedeutung des grals nicht im geringsten neue aufschlüsse geben, indem alle oben genanten fortsetzer den gral als abendmahlschüssel und heilige wundertätige reli-

quie, dem gedankenstrom Borons folgend, festhalten, ja das gefäss fast mit dem persönlich herumwandelnden heiland selbst identificieren, dadurch aber auch dem ringen nach dem gral ein religiöses motiv unterschieben, das indess eigentlich nur in der figur Parzivals zum bestimten ausdruck komt, bei den übrigen helden jedoch ganz vergessen oder sehr in den hintergrund gedrängt ist. Ich glaube behaupten zu dürfen, dass alles, was die altwälsche und altenglische litteratur seit den jahren 1170—80 speziell über den gral überliefert hat, erst aus Frankreich nach den inseln übertragen ist, und es wird ein vergebliches bemühen der englischen gelehrten sein, den ursprung der sogenanten gralsage auf wälschen oder englischen boden zu verpflanzen, wogegen Crestiens unvollendetes gedicht durch die besondre hervorhebung der figur Parzivals, als von gott designierten gralfinders, vermuten lässt, dass er ebenso, wie Gautier, mit der erreichung des gesteckten zieles seinen roman habe schliessen wollen. Dieses neuere material führt daher nicht zur quelle der graldichtung zurück, sondern ist dichterische fortbildung, bez. entstellung der französischen dichtung, wenn auch die alten wälschbretonischen sagen, der *mons dolorosus*, das *castellum puellarum*, die sich schon in Gottfrieds historie finden, die jagd des weissen hirsches, das selbstspielende schachbrett, die peitschenden zwerge, die schwarzen männer und riesen, die feen, verwünschten wesen, verzauberten schlösser usw. mit in die erzählungen hineingezogen werden.

Vergleichen wir diese französischen graldichtungen mit unserer — ich darf wol sagen deutschen version der gral- und Parzivaldichtung Wolframs, so treten wir in einen ganz andern kreis religiöser anschauung, können aber den einfluss französischer vermitlung nicht verkennen. — Schon die vorgeschichte bei Wolfram, die Colin sehr treffend als „das buch Gamuret“ bezeichnet, weist uns mit entschiedenheit darauf hin. Die begebenheiten bei Patelamunt und Kanvoleis mit den dort auftretenden personen haben anspielungen auf andere erzählungen, die jedenfals in der französischen litteratur vorhanden waren, und wovon sich spuren auch selbst in der deutschen litteratur finden: Bötticher in seiner abhandlung (Zeitschr. f. d. phil. XIII, 420 fg.) hat meines erachtens evident dargetan, dass Wolfram diesen abschnitt nicht erfunden haben kann, sondern einem roman gefolgt ist, der Gamurets leben bis zu seinem tode umfasst. Dieser teil enthält auch die schmeichlerische auszeichnung des hauses Anjou, wozu ein deutscher dichter jener zeit nicht die geringste veranlassung hatte; auch findet sich keine spur von beziehungen Wolframs zu dem mit dem englischen

königshause vertrauten deutschen Welfenhause, dem zu liebe Wolfram, wie Zarncke andeutet, diese anspielung könne gemacht haben. Dieser teil enthält nicht die geringste hindeutung auf den gral; er genügte der üblichen anforderung an die dichter, dass sie auch von den vorfahren des erkornen helden, und wo möglich auch von seinen nachkommen nachricht gaben. Da Crestien in seinem Conte du Graal schon von Boron darin abwich, dass er den Parzival schon als ritterfähigen knappen einführt, ohne vater und mutter mit namen zu nennen, und somit seine abstammung vom wälschen Alain verwarf, war es einem sinnigen nachdichter — nennen wir ihn Kyot — nicht schwer, den helden Gamuret als würdigen vater Parzivals einzuführen. Einen wesentlich abweichenden standpunkt von Crestien aber nahm er bei der überarbeitung von dessen gedicht ein, dem er im tatsächlichen zwar ziemlich treu folgte, und daher die öftere übereinstimmung Wolframs mit Crestien, aber dem gral den charakter als abendmahlschüssel und reliquie nahm, somit die feier der messe ablehnte und ihn zur stimme gottes machte, die unmittelbar zu seinen erwählten, seiner gemeinde redet, welcher er die form einer nach der unabhängigkeit vom pabst strebenden geistlichen brüderschaft gab, und zwar des von ihm in seiner bible einzig belobten tempelordens, dessen mitglieder in verteidigung des christlichen glaubensschatzes für ihre seligkeit kämpfen. — Die allegorischen namen und örtlichkeiten des gral- und zaubergebietes sind französische: wie soll ein deutscher sie erfunden und in einem deutschen gedichte französisch eingefügt haben? — Die scheinbar so zusammenhanglos dastehende korrektur Trevrezents hinsichts der neutralen engel zeigt auf einen rein theologischen gelehrtenstreitpunkt jener zeit hin (s. meine Parzivalstudien II, 55), auf den Guiot durch die erwähnung in Borons legende von Joseph gekommen sein mag, wo am schluss erzählt wird, dass Joseph den Vespasian nicht blos über die schöpfung, den sündenfall, geburt, leben und sterben des heilands, sondern auch über das schicksal der neutralen engel belehrung geben soll (Birch-Hirchfeld s. 153), wodurch Vespasian zum christentum bekehrt ward: ähnlich wie Trevrezent den Parcival belehrt, was Crestien ziemlich kurz gibt, Guiot aber ausführlicher scheint behandelt zu haben. — Ähnlicher art ist die andre korrektur in Trevrezents lehre, dass gott und nicht der priester die sünden zu vergeben vermag (s. Parzivalstudien II, 123, 124), wodurch der mensch in unmittelbare beziehung zu gott geszt und dem wahrhaft gläubigen nach dem späteren ausdruck der reformatoren das algemeine priestertum erteilt, die priesterliche absolution verworfen, und, so hoch auch der geistliche

stand geehrt wurde, ihm der göttliche nimbus genommen wird, zumal in jener zeit er in seiner verworfenheit an haupt und gliedern ein zerbild dessen darstelte, was er eigentlich sein solte, wie Guiot von Provins in seiner bible (mitgeteilt und übersezt in meinen Parzivalstudien bd. I) es ausführlich nachgewiesen hat. — Die graldichter wissen nichts von einer schuld des fischerkönigs, wodurch er sein grausames leiden als strafe verdient habe, er wird vielmehr nur als ein objekt behandelt, an dem der gral seine wunderkraft zu bewähren hat, während bei Wolfram die blutende lanze, mit welcher jene dichter nichts anzufangen wissen, als das strafwerkzeug gottes für seine versündigung gegen gottes gebot dem Amfortas vorgehalten wird, wie in der häuslichen erziehung dem kinde die rute gezeigt wird, um es an seine unarten und deren konsequenz zu mahnen. Darum wird auch die blutende lanze, wie ich gegen Birch-Hirschfeld s. 185 bemerke, dem grale vorangetragen, weil bei der gralfeier, die Rosenkranz schon 1830 für eine art agape erkante, vor dem genusse des gralsegens reue und busse vorhergehen muss, die durch das algemeine wehklagen bei erscheinung der lanze sich kund geben. Daher ist auch Parzivals frage: *„waz wirret dir?“* nicht blos eine frage teilnehmenden mitgefühls, sondern eine gewissensfrage nach der seelenläuterung des gestraften dulders, ob der kranke in wahrer reue seine schuld erkent und bekent, damit er der gnade gottes wider teilhaftig werde, und auch in diesem sinne beantwortet Amfortas s. 819, 16—820, 4 die frage. — Ebensowenig legen sie nachdruck auf die unwandelbare eheliche treue Parzivals, der bei ihnen mehrmals an zärtlichen anwandlungen leidet, und sich sogar die minne der dame durch den hirschkopf erkauft, weshalb er auch, je länger je kräftiger zum fleissigen kirchenbesuch und sonstigen äusserlichen übungen angehalten werden muss, der frivolen ansicht des weltlichen rittertums entsprechend, die bei dem minnevergehn Gawans in den versen sp. 37, 29. 30 ihren charakteristischen ausdruck findet. Auch die liebestreue Sigunens lassen sie bei seite, obwohl ihre gestalt verdunkelt vorübergeht (sp. 350), und die erscheinung des Feirefiss entgeht ihnen, da ihnen das buch Gamuret unbekant geblieben. — Ferner frage ich: wie kam Wolfram zur italischen sage von Virgil und Klinschor, den er dem wälschen Merlin substituiert, und wie zu den örtlichkeiten in Steiermark, von denen Trevrezent erzählt? worüber der vielgereiste Kyot sehr wol konte kunde eingezogen haben. — Endlich lassen jene graldichter zur lezten prüfung der würdigkeit Parzivals die höllischen erscheinungen, ja den teufel selbst in grauenvoller gestalt gegen ihn ins feld ziehen, nach den vorstellungen

des stumpfen landläufigen von dem klerus geförderten aberglaubens „*nach der pfaffheit lere.*“ Wie künstlerisch anschaulich, ja, ich möchte sagen verklärt erscheinen diese ungeheuer bei Wolfram in den figuren, die ich als dem reich des bösen angehörig bezeichnet habe! Auf derselben stufe, wie jene französischen dichter steht auch Albrecht in seinem Titurel[1], der über den gral noch die ecclesie als die höhere macht sezt. Wenn Birch-Hirschfeld am schluss seines wertvollen werkes zu dem resultat gelangt, dass Wolfram mit seiner vorstellung vom grale ganz vereinsamt dasteht, so möchte ich den ausdruck vielmehr in originell verwandeln, denn seine religiöse ansicht steht im klaren gegensatze gegen die jener dichter, so wie das biblische evangelium der päbstlichen kirchensatzung gegenüber steht.

Und in denselben jahrzehnten, während jene dichter den gral in ihrer auffassung verherlichten, und Guiot und Wolfram an ihren dichtungen arbeiteten, während die akademischen kämpfe über die wichtigsten christlichen glaubenssätze, über die lehre von der sündenvergebung und der erlösung, vom ablass, der transsubstantiation usw. auf den kathedern der hochschulen und auf den schlössern der grossen, wie auf den gassen auf das heftigste diskutiert wurden und ihren höhepunkt erreicht hatten[2], in denselben jahrzehnten wurden schon die schwerter geschliffen und die scheiterhaufen geschichtet, um die hunderttausende hinzuschlachten, die von der entstelten kirchenlehre und der entweihten priesterschaft sich mit abscheu abwanten. Und diese tief alle schichten der christenheit in Frankreich und weiter durchwogende religiöse aufregung solte nicht auf einen gelehrten, tief sinnigen bibelkundigen, der christlichen wahrheit zugewanten geist und dessen dichtung einen reflex geworfen haben, wie der franzose Guiot, der sich mitten im lande dieser bewegung befand, ihn angedeutet, und Wolfram ihn volkommen verstanden, als sein eigentum aufgenommen und in meisterhafter form uns widergegeben hat? In ihm glüht ein funke, der nach drei jahrhunderten zur hochauflodernden wetterleuchtenden flamme aufschlug, und unsere dichtung hoch über alle jene nur zur täglichen unterhaltung gedichteten werke stelt, und ein zeugnis ablegt, das wir zum vollen verständnis und zur wertschätzung derselben nicht verläugnen dürfen.

1) S. San-Marte: Rückblicke auf dichtungen und sagen des d. mittelalters, (Quedlinb. Basse. 1872) nr. VII, vergleich Wolframs mit Albrecht in theologischer beziehung, s. 175.

2) Reuter, Geschichte der aufklärung im mittelalter. Bd. I, buch III zwölftes jahrhundert. Berlin, Herz, 1875.

MAGDEBURG. SAN MARTE.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER DEUTSCH-ROMANISCHEN SECTION DER XXXX. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN GÖRLITZ.

Erste sitzung.

1. Nachdem sich am 2. oktober die section im saale des rathauses constituiert hatte, wurde die erste sitzung am 3. oktober 8½ uhr eröfnet. In das album haben sich eingezeichnet: Gaspary, Breslau; O. Erdmann, Breslau; Siebs, Breslau; Wolff, Kiel; Marold, Königsberg; Blau, Leipzig; Weingärtner, Breslau; Wilke, Lauban; Boetticher, Berlin; Kinzel, Berlin; Brugmann, Leipzig; Uhle, Görlitz; Koschwitz, Greifswald; G. Stier, Zerbst; Kölbing, Breslau; Ziemer, Colberg; Rost, Schweidnitz; Wiedemann, Görlitz; Abicht, Liegnitz; Fritsche, Stettin; Sternberg, Görlitz. Nachdem der erste vorsitzende, professor Gaspary, die anwesenden begrüsst hatte, übertrug er die leitung der verhandlungen in voraussicht, dass sich dieselben hauptsächlich auf dem gebiete der deutschen philologie bewegen würden, dem zweiten vorsitzenden, professor Erdmann. Zu schriftführern wurden Siebs und Weingärtner gewählt.

2. Erdmann widmet den während der lezten zwei jahre verstorbenen fachgenossen worte der erinnerung; in eingehender weise gedenkt er vor allem der verdienste von Karl Goedeke, Paul Schütze, Karl Bartsch — dessen teilnahme an den interessen der philologenversamlung ganz besonders gewürdigt wird —, Nikolaus Delius, Karl Lucae, Karl Elze.

3. Sodann hält Marold-Königsberg den angekündigten vortrag[1] „über den ausdruck des naturgefühls im minnesang und in der vagantendichtung." Die vaganten stehen auf dem boden der lateinischen schulpoesie des mittelalters; von ihrer gelehrten ausdrucksweise — sie personificieren die natur, reden vom schoosse und der schwangerschaft der erde — finde sich bei den älteren minnesängern keine spur; erst um die mitte des XIII. jahrhunderts seien infolge engerer berührung zwischen den deutschen sängern und den wandernden klerikern jene gelehrten elemente in den deutschen minnesang eingedrungen. Sie treten uns erst bei Hôhenvels, Nîfen und späteren entgegen, deren heimat — ausser Vrouwenlob und Wizlâv — Schwaben oder die Schweiz ist, und bei denen sich in der regel beziehungen zum geistlichen stande nachweisen lassen. Ein weiterer teil des vortrags behandelt die schilderung des winters, der in der vagantendichtung fast durchweg personificiert werde, vor allem wo der dichter den kampf des winters mit dem sommer im auge hat. Diese vorstellung mag ursprünglich volkstümlich sein, jedoch schon die lateinische gelehrte dichtung hatte sich ihrer bemächtigt (vgl. z. b. den *conflictus veris et hiemis* des Alkuin). Bei den älteren deutschen minnesängern finde sich hiervon keine spur, und wenn je eine stelle bei Veldeke, Hartman und Walther einen beleg bieten, so sei zu berücksichtigen, dass bei diesen dichtern kentnis des lateinischen und gelehrte bildung vorausgesezt werden müsse. Bei den minnesängern liege vielmehr das charakteristische der winterschilderung in der gemütvollen teilnahme an den veränderungen, welche die natur erleidet (der entlaubte wald, das veränderte bild der haide usw.). Dabei bilden sich gewisse typen aus; doch fehlen — abgesehen von einigen stellen bei Veldeke — alle physikalischen anzeichen des winters (kalte nächte, die niedrig stehende sonne usw.). Diese sind für die vagantenlieder charakteristisch, während sich die minnesänger auf die innere empfin-

1) [Dieser vortrag wird demnächst in erweiterter form in der zeitschr. veröffentlicht werden. Red.]

dung beschränken und die winterklage entweder in einklang mit dem liebesschmerz oder in gegensatz zum liebesglücke stellen. — Eine besondere erörterung verdiene Nîthart. Bei ihm seien die epitheta des winters noch algemeiner art, und nur in den unechten liedern seien solche zu finden, denen eine personification zu grunde liegt. Dass auf Nîthart die vagantendichtung von einfluss gewesen sei, zeige sich in häufiger erwähnung physikalischer erscheinungen, z. b. der winde, des wetters, des eises (aus der ganzen zahl der minnesänger erwähnen dieses allein der kanzler, Konrad von Würzburg und ein unechtes lied Nîtharts, während sonst nur schnee und reif genant werden); auffällig sei bei ihm auch die mehrmalige klage, dass die linde nun keinen schatten gebe: sonst wird der schatten des baumes, der in den vagantenliedern eine grosse rolle spielt und vermutlich aus der spielmannsdichtung herübergenommen ist, im minnesang nur an vier stellen erwähnt (Walther 94, 24; Ulrich von Winterstetten MSH I, 139; Vrouwenlob MSH III, 149; Konrad von Würzburg III, 334). Nach der zeit Nîtharts finde ein immer grösserer ausgleich statt, indem die charakteristische art und weise der vaganten sich im minnesang einbürgere und umgekehrt. Was schliesslich die deutschen strophen der carmina Burana angehe, so seien hier die winterschilderungen durchaus in der terminologie der späteren minnesänger abgefasst. — In der sich anschliessenden debatte erwähnt Kölbing die von E. Th. Walter (Germ. 34) über den ursprung des minnesangs neuerdings geäusserten ansichten und weist sodann auf die naturschilderungen im französischen epos und auf das mittelenglische epos hin. Hier werde namentlich zu beginn der abschnitte die winterstimmung in verhältnis zur liebe gestelt, z. b. im Merlin. — Gaspary bemerkt, gelehrter einfluss sei in dem doch algemeinen vorkommen derartiger auffassung der jahreszeiten nicht zu erblicken, und belegt diese ansicht durch hinweis auf provenzalische und älteste italienische dichtungen. — Stier macht auf ein im jahre 1888 erschienenes Wernigeroder festprogramm aufmerksam[1]. — Koschwitz ist der ansicht, die carmina Burana, in denen sich so viele romanische elemente finden, seien zu international in ihren motiven, als dass sich für deutsche dichtung sichere schlüsse daraus ziehen liessen; die personificierende auffassung der jahreszeiten nehme zeitlich mehr und mehr zu. — Siebs vermisst in dem vortrage Marolds durchgehends die untersuchung, inwieweit wir volkstümliche motive zu erkennen haben, und hält dafür, dass man bei solchen arbeiten nicht füglich die carmina Burana heranziehen, die volkstümlichen grundlagen des minnesangs aber, wie sie Berger (Ztschr. f. d. phil. XIX, 440 fgg.) unter verwertung der volksliedersamlungen festgestelt habe, unberücksichtigt lassen dürfe. — Marold erwidert, das falle nicht in den kreis seiner untersuchungen: er habe von nationalen elementen abgesehen und überhaupt nur züge hervorheben wollen, die den gemeinsamen charakter der gelehrten dichtung und des minnesangs erweisen. — Wolff bemerkt, lenz und liebe hätten von jeher den gegenstand aller lyrik gebildet: die verbindung beider motive sei im wesen des dichterischen processes überhaupt begründet. Die anakreontik des 18. jahrhunderts und die griechische litteratur werden herangezogen. Nur übereinstimmende proben ganz aussergewöhnlicher naturbelebung seien für abhängigkeit beweisend. — Erdmann hält eine solche annahme für viel zu weit gehend. Möglichkeit der originalität sei ja selbstverständlich, indes hätten wir doch der anhaltspunkte für entlehnung gar viele; ein sehr wichtiger scheine ihm z. b. in den besprochenen personifikationen der erde zu liegen.

1) H. Drees, Die poetische naturbetrachtung in den liedern der deutschen minnesänger. Wernigerode 1888.

4. Kinzel bittet, in weiteren kreisen für das pädagogische unternehmen der herausgabe älterer deutscher litteraturdenkmäler nebst übersetzungen, die ihm und Boetticher obliege, wirken zu wollen. In dieser samlung sollen 41 gedichte Walthers von der Vogelweide erscheinen, denen etwa 20 lieder aus „Des minnesangs frühling" vorangeschickt werden, um die entwicklungsgeschichte der lyrik zu veranschaulichen. Der vortragende gibt übersetzungsproben von 6 liedern Walthers.

Schluss der sitzung $10^3/_4$ uhr.

Zweite sitzung.

1. Am 4. oktober wird die sitzung um $8^1/_2$ uhr mit dem vortrage Wolffs „über den stil des Nibelungenliedes" eröfnet. Zunächst wird angeführt, dass volks- und kunstdichtung nicht gegensätze, sondern stufen seien: wenn man das Hildebrandslied und ebenso die Nibelungen als volksepen bezeichne, so lasse man viele grade unberücksichtigt. Eine entwicklungsgeschichtliche erklärung müsse auf dem Nibelungenliede fussen. Volksdichtung sei die poetische gestaltung der im volke fortlebenden sage, so lange sie von individualität ungetrübt sei. Stilistische eigentümlichkeiten der volksdichtung seien z. b. die typisch gewordene zusammenstellung paarweise zusammengeordneter worte (*wîp unde man*), ferner parallelismus des satzbaus, gewisse metaphern u. a. m. Andere erscheinungen hingegen, die häufig als merkmale der volksdichtung angesehen werden, seien nur elemente der volkstümlichen poesie, nicht der volkspoesie, und sie seien vielfach durch die spielmannsdichtung hineingekommen, z. b. formelhafte wendungen, sodann die superlative ausdrucksweise (*mir enkunde nimmer lieber geschehen*), die schalkhafte darstellung usw. Im algemeinen tragen nicht nur einzelne lieder, sondern das ganze gedicht einen höfischen charakter, und der sei nicht etwa einem höfischen überarbeiter zu danken, sondern der geist des ganzen werkes sei höfisch. Beweise dafür liegen in der schilderung höfischen prunkes, ferner in der darstellung des ceremoniellen benehmens (*Rüedegêr* vor *Hagene*), in der auffassung der ethischen begriffe (*êre, minne*); wir finden die erst nach dem zweiten kreuzzuge in Deutschland eingedrungenen elemente des ritterwesens (*âventiure, tjoste* usw.); die alten charaktere sind gemäss der neuen auffassung umgestaltet (*Hagene der vil zierliche degen; Prünhilt daz minnecliche wîp*) — kurz, die wenigen spuren der volkspoesie seien von höfischer kunst überwuchert. — Sodann wird erörtert, ob die lieder zum singen gedichtet seien, oder ob wir es mit einem zum lesen bestimten schriftwerke zu tun hätten. Auf grund stilistischer eigentümlichkeiten wird die lezte ansicht verfochten. Zwar werde im Nibelungenliede die scenerie der handlung kurz vorgeführt (*dô sprungen von dem sedele* u. ähnl.); der schall ausführlich beschrieben (*wart der schal sô grôz, daz Wormez diu vil wîte dar nâch vil lûte erdôz*), der sprechende innerhalb derselben rede widerholt eingeführt und nicht selten die konstruktion ἀπὸ κοινοῦ verwant; aber es sei stets nur von sagen, nicht von singen die rede, und subjektive urteile, seelenschilderungen, motivierungen und parenthesen seien zahlreich; ebenso komme häufig betonung von äusserlichkeiten, namentlich der kleidung, vor. Diese lezterwähnten punkte seien für ein zu lesendes werk bezeichnend, denn das lied kenne keine begründung und erläuterung, sondern nur tatsachen. Wir könten also höchstens von kleineren epischen gedichten reden, die zusammengeschweisst seien; aber auch das sei nicht anzunehmen, da wir einen inneren zusammenhang, eine lückenlos fortlaufende handlung hätten; ferner das durchgehende motiv, dass alle lust in leid ende. Widersprüche, die durch das ganze werk

laufen, seien nicht anders zu beurteilen als bei Schiller (Don Carlos) oder Shakespeare — die seien durch verschiedene quellen erklärlich. Auch habe man mit interpolationen und principiellen abänderungen der schreiber zu rechnen. Alles in allem: wir haben das original eines nationalen hofepos vor uns, von dem uns manche brücken zum fremden romantischen hofepos führen (so namentlich bei Wolfram). Als heimat des gedichtes bezeichnet der vortragende Österreich; die entstehung sezt er aus stilistischen gründen und annahme historischer analogien (vermählung des Friedrich Barbarossa mit Beatrix von Burgund) vor 1170 an.

In der debatte wendet sich zunächst Boetticher gegen den redner. Der gegensatz eines romantischen und nationalen hofepos sei unklar und nicht zu billigen: hofepos sei die in stoff und form von den Franzosen entlehnte modedichtung, während die volkssage, von den spielleuten höfisch aufgepuzt, vorgetragen werde. Ferner hätten wir im Nibelungenliede durchaus keinen einheitlichen stil, sondern der volksmässige stil der spielmannspoesie und der höfische stil seien in grossen partien unverschmolzen nebeneinander zu finden; auch seien die festschilderungen usw. durchaus nicht zum ganzen verschmolzen. Bemerkenswert sei ferner, dass kein höfischer dichter ausser Wolfram — und dieser aus anderen gründen! — Nibelungendichter erwähne, während doch sonst berufung des einen auf den anderen vorliege (Veldeke — *impfete daz êrste ris* u. v. a.). — Dem entgegnet Wolff, er glaube natürlich nicht, dass eine stilistische betrachtung allein die Nibelungenfrage lösen könne. Dass übrigens der höfische charakter nicht einheitlich durchgeführt erscheine — also die verschmelzung des spielmannsmässigen, des volksmässigen und des höfischen stilelementes — erkläre sich eben durch das ringen nach einem neuen stil, durch eine übergangsperiode. Boetticher bemerkt, der kernpunkt der ganzen untersuchung müsse sein, ob wir überhaupt lieder anzunehmen haben, gleichgültig in welcher abgrenzung und verarbeitung; und diese frage werde durch stilbetrachtungen nicht gelöst. — Wolff bestreitet das. — Sodann wendet sich Kinzel im anschlusse an Boettichers auffassung gegen die zu verwerfende methode, die des vortragenden untersuchung eingeschlagen habe. Derselbe habe sowol bei der betrachtung des volkstümlichen bestandes der Nibelungen als auch bei der beurteilung der einheit seinen ausgang von vorgefassten meinungen und definitionen genommen und das lied an diesem massstabe gemessen. Exemplificationen von modernen dichtungen (z. b. der vergleich mit den widersprüchen im Don Carlos) seien unzulässig. Sodann wird auf grund eingehenderer besprechung des vierten liedes des vortragenden annahme bekämpft. — Wolff bemerkt, ihn habe die eng bemessene zeit genötigt, in der form stellenweise dogmatisch zu verfahren. Auch sei seine anordnung des stoffes dadurch beeinflusst, dass die resultate aus einer fortlaufenden untersuchung über die entwicklungsgeschichte des epischen stils herausgerissen seien. — Zum vergleiche könne man die homerischen epen heranziehen, die keine volkspoesie mehr seien; ebenso die slawischen historischen volkslieder, die auf der stufe unserer spielmannspoesie stünden. — Rost wirft dem vortragenden ebenfals vor, er sei von vorgefassten meinungen ausgegangen, und wendet sich dann im einzelnen gegen die auffassung gewisser von Wolff als höfisch bezeichneten ausdrücke (*rîch*, *hêrlîch*). An höfischen einflüssen sei das lied reich, aber man brauche darum keine überarbeitung anzunehmen. — Wolff entgegnet, *zierlich* und andere epitheta der helden seien beweiskräftig für die veräusserlichte beurteilung des heldentums. — Uhle äussert über die bedeutungsentwicklung genanter epitheta eine ansicht, welcher Siebs mit einigen etymologischen bemerkungen widerspricht. — Zum schlusse erklärt Erdmann, schlagworte wie „volkstümliche poesie" und „nationales hofepos" seien,

so schön sie klingen mögen, mit vorsicht anzuwenden. Die verschiedenen partien — vor allem z. b. das 14. gegen das 2. und 3. lied betrachtet — zeigten kontraste, die unmöglich die einordnung zu einem einheitlichen ganzen gestatteten.

2. Erdmann verliest einen antrag Boettichers, der auf einen antrag H. Stiers in der pädagogischen section der Dessauer philologenversamlung im jahre 1884 zurückgreift. Die resolution wird einstimmig in folgender fassung angenommen: „Die deutsch-romanische section des 40. philologentages schliesst auch ihrerseits sich den bereits 1884 von der pädagogischen section aufgestelten und jüngst in der versamlung rheiniesher schulmänner neubegründeten forderungen hinsichtlich der widerherstellung der mittelhochdeutschen lektüre in den obersten klassen der gymnasien und realgymnasien an, indem sie in den immer häufiger und dringender lautwerdenden äusserungen dieser art ein unverkenbares zeichen eines unabweislichen bedürfnisses erblickt."

3. Erdmann berichtet über eine im besitze des dr. Wilhelm-Breslau befindliche samlung von briefen aus Ramlers nachlass, die der vater des jetzigen inhabers in Anklam durch einen zufall dem verderben entrissen hat. Es sind alles briefe von grösserem litterarischen interesse; Klopstock, maler Hempel, Joh. Chr. Schmidt, Gleim, Suero, Sal. Gessner, Moses Mendelssohn, Ebert sind vertreten. Der besitzer bereitet die herausgabe vor.

4. Fritsche berichtet im anschlusse an diese mitteilung von dem funde eines bisher nur teilweise bekanten Goethebriefes an Karl August sowie über bruchstücke eines briefwechsels zwischen Friedrich Wilhelm IV. und de la Motte, die sich in Stettin im besitze des assessor Schwencker befinden.

5. Wolff erwähnt demnächst von ihm zu veröffentlichende handschriften der Eutiner gymnasialbibliothek, unter denen namentlich briefe von Ernestine Voss an ihren sohn Abraham bemerkenswert seien.

6. Siebs bespricht ein manuscript der Breslauer stadtbibliothek, welches — vermutlich nach einer handschrift — im jahre 1806 auf der bibliothek des Hallischen waisenhauses abgeschriebene gedichte von Ludw. Wilh. Gleim enthält. Es sind „Lieder gesungen im jahre 1792", „Zeitgedichte für wenige leser. Im jänner 1801" und „Schweizerische kriegslieder. 1798." Die beiden ersten samlungen sind im druck erschienen; die leztgenante ist dem referenten nur aus einer unvolständigen handschrift bekant, die sich im Gleimstifte zu Halberstadt befindet.

7. Nachdem Erdmann einige vorschläge betrefs der wahl der vorsitzenden für die nächste in München abzuhaltende versamlung gemacht hat, gibt Kinzel proben seiner übersetzungen, indem er weitere elf lieder Walthers vorträgt.

Schluss der sitzung 11 uhr.

Dritte sitzung.

Am sonnabend den 5. oktober wird die sitzung erst um 9½ uhr eröfnet, damit den mitgliedern gelegenheit gegeben sei, dem vortrage des dr. Lehmann-Berlin „über den deutschen unterricht" in der pädagogischen section anzuwohnen.

1. Eröfnet wird die sitzung unter vorsitz des prof. Gaspary mit dem vortrage[1] des prof. Koschwitz-Greifswald „Über die notwendigkeit, bei syntaktischen

1) Den bericht über diesen vortrag gebe ich unter benutzung des authentischen protokols des herrn dr. Weingärtner. Die ausführlichen mitteilungen rechtfertigen sich, glaube ich, durch das algemein-sprachwissenschaftliche interesse des vortrages.

untersuchungen die lauthistorischen veränderungen nicht unbeachtet zu lassen." Für das studium des französischen sei das verhältnis der geschriebenen zur gesprochenen sprache von höchster wichtigkeit. Neuerdings haben schulreformer (wie Paul Passy) behauptet, man müsse die gesprochene sprache unterrichten. Notwendige vorbedingung dafür ist natürlich die grammatik einer gesprochenen sprache. Das verhältnis der schrift zur aussprache lässt sich noch am ehesten klarstellen; aber in der erkentnis der quantitätsgesetze, des wort- und satzaccentes, der tonhöhe, des verhältnisses der gesprochenen zur geschriebenen formenlehre sind wir noch weit zurück. Bezüglich des lezten punktes verweist der vortragende auf seine „Neufranzösische formenlehre nach ihrem lautstande. Oppeln 1889." Die gesprochene flexionslehre zu unterrichten — wie reformer es vorgeschlagen haben — sei wol keine erleichterung des lernens: da trete in den meisten fällen für die regel der schriftgrammatik nur eine andere formulierung ein; aus der schulgrammatik konte man doch bei kentnis der aussprache die regel der lautgrammatik abstrahieren, aber nicht umgekehrt. — Betrefs der abweichungen zwischen geschriebener und gesprochener sprache in der syntax fehle es an allen vorarbeiten. Die flexion ist vielfach erloschen, plurale sind meist nicht mehr erhalten, und neuausgebildete syntaktische mittel vertreten die alten flexionen; auch sind in der gesprochenen sprache die alten konkordanzgesetze fast geschwunden, das imperf. conj. und das perf. histor. existieren fast nur noch in der gebildetensprache; superkomponierte formen (*j'ai eu entendu*) vertreten die einfachen u. a. m. Differenz der gesprochenen und geschriebenen sprache in der syntax hat es selbstverständlich wie heute so auch früher gegeben; darum muss die historische erforschung der syntax auch die lautsprache ins auge fassen. Daraus erklärt sich oft die aufstellung spitzfindiger gesetze, denen die geschichtliche basis fehlt. — Lautliche veränderungen können syntaktische umwälzungen bewirken. So wurden beim übergang des lateinischen ins romanische formen wie fut. I und II, conj. imperf. und perf., die ihrer lautlichen gestalt nach zusammenfallen oder unkentlich werden musten, almählich durch umschreibungen und neubildungen verdrängt. Ferner: im frz. des 12. jahrhunderts verstumte bei syntaktischer zusammengehörigkeit das flexivische *s* vor konsonantischem anlaut (z. b. wo ein adjectiv vor einem konsonantisch anlautenden substantiv stand), vor vokalischem anlaut aber und in der satzpause, d. h. am schlusse eines satzes oder satzgliedes blieb es hörbar. Dadurch geriet schon früh der gebrauch des flexivischen *s* im nom. sing. und den obliquen casus ins schwanken, vermengung des nominativ mit den casus obliqui trat ein, und schliesslich ward die casusunterscheidung ganz aufgegeben. Infolgedessen ward dann die wortfolge im satze eine strengere, und im mittelfrz. entwickelte sich die diesbezügliche feste, heute noch geltende regel. Die erhaltung des *s* gerade im plur. beruht wol mit darauf, dass der acc. plur. häufiger in der satzpause stand als der nom. sing.; das *s* blieb dann bis ins 17. jahrhundert an dieser stelle lautend. — Redner geht dann auf das verstummen des tonlosen *e* näher ein und führt u. a. aus, dass tonloses *e* nach einem haupttonvokal viel später am schluss des satzes, wo es unter dem satzton stand, verstumt ist, als in andern fällen: also später in „*la mère que j'ai eue*" als in „*j'ai vu(e) la mère.*" Sehr oft haben solche erscheinungen zu den spitzfindigen schreibgesetzen der grammatiker anlass gegeben: daher die komplicierten regeln über pluralisation appellativisch gebrauchter eigennamen, z. b. *Cicérons;* hier lautete das *s* gar nicht. — Die regel, dass man *nu-tête* und *nu-pieds*, aber *tête nue* und *pieds nus* zu schreiben habe, ist modern: afrz. heisst es *nue teste* und *teste nue*, nur verstumte das *e* im ersten falle, wo es ja vortonig war, eher. Bei

afrz. *nuz piez* ist *s (z)* schon früh verstumt, in *piez nuz* hingegen wurde es bis zum 17. jahrhundert gesprochen. Der adverbielle charakter des voranstehenden *nu* ist eine fabel, und so steht es auch mit den regeln über *demi*, *supposé*, *excepté* usw. — Nfrz. *hélas* ist unveränderlich; im afrz. aber brauchte man *eh las!* oder *eh lasse!* (*lasses* plur.), je nachdem sich männliche oder weibliche wesen dieses ausdruckes bedienten. Da er stets in der satzpause stand, so verschwand die flexionsunterscheidung; aber auch im masc. blieb das *s* fest. So ist auch die moderne regel über *mil* und *mille (milles)* nur durch verstummen des *e* und *s* möglich geworden. — Sodann weist der vortragende die regel über die konkordanz des part. perf. mit dem subjekte bei reflexiven verben als eine neue spitzfindigkeit nach. Dass ferner das part. perf. bei *avoir* gerade bei vorangehendem accusativ das *e* bzw. *s* aufrecht erhielt, bei nachstehendem aber verlor, komme daher, dass im lezten falle das part. meist an den satzschluss trat, wo sich ja auslautendes *e* und *s* am längsten erhielt. — So werden alte durch frühere lautverhältnisse berechtigte erscheinungen in der schrift festgehalten, auch nachdem sich die lautverhältnisse geändert haben; oder theoretiker finden in dem aufgeben des alten lautes grund zur annahme von differenzierungen, welche die sprache nie gekant hat. Solche erscheinungen finden sich in allen sprachen, am häufigsten aber natürlich da, wo wie im französischen eine starke abschleifung flexivischer laute statgefunden hat. — Erdmann bemerkt hierzu, dass diesen hochinteressanten nachweisen sich aus der entwicklung des deutschen in historischer zeit verhältnismässig wenig ähnliche fälle würden zur seite stellen lassen. Doch sei z. b. die moderne unsicherheit im gebrauche des conjunctivs wol zum teil aus dem zusammenfallen vieler formen desselben mit den noch im mhd. von ihnen unterschiedenen formen des indicativs zu erklären. — Gaspary will die regel über das particip nicht auf lautlichen einfluss zurückgeführt wissen: das praedicative verhältnis sei wol noch tiefer empfunden worden. Aus dem spanischen sei nichts zu ersehen; im italienischen habe eine abschleifung nicht statgefunden. Die regel sei ungefähr die des altfranzösischen: unverändert sei das part. bei voranstellung, veränderlich bei nachstellung. — Koschwitz gibt zu, dass die erscheinung vielleicht nicht bloss auf lautlichem einflusse beruhe; wie in den meisten fällen hätten auch hier gewiss zwei factoren zusammengewirkt. — Brugmann weist darauf hin, dass erscheinungen wie die vom vortragenden behandelten sich auch in den älteren indogermanischen sprachen finden, namentlich auch schon in der muttersprache des französischen, im latein. Die jüngere sprachentwicklung, in der sich der vorgang schrittweise an der hand der sprachdenkmäler verfolgen lasse, werfe hier wie so oft licht auf die ältere, wo sich der process ganz oder zum teil in vorhistorischer zeit volzogen hat und es dem forscher wilkommen sein muss, wenn sich seine deutung durch analoga aus modernen, leichter überschaubaren sprachphasen stützen lässt. Als beispiele dafür, dass auch bereits im lateinischen rein lautlicher wandel syntaktische neuerungen im gefolge hatte, führt Brugmann den locat. sing. auf *-ī* und die 2. pers. plur. auf *-mini* an. Dass der locativ mehr und mehr zu gunsten der ausdrucksweise mit *in* c. abl. wich, hing damit zusammen, dass die locativform mit der genitivform zusammenfiel (*bellī* „im kriege“ und „des krieges“). Bei den mit dem lautlichen zusammenfall (*ī* auch im nom. plur. masc.) zusammenhängenden orthographischen bestimmungen der alten grammatiker (des Lucilius EI für *i* pingue, I für *i* tenue) liefen in ähnlicher weise spitzfindigkeiten und wilkürlichkeiten unter wie in den analogen fällen bei den älteren französischen grammatikern. Das imperativische *sequimini* ist mit J. Wackernagel

als eine imperativisch verwendete infinitivform anzusehen, die den griech. infinitiven wie *λεγέμεναι* entspricht; das indicativische *sequiminī* dagegen war nach alter deutung ein nom. plur. part. med. (entsprechend griech. *ἑπόμενοι* und *ἑπόμεναι*) und war ursprünglich nicht auf den gebrauch als 2. pers. beschränkt; man sagte *sequiminī sumus, estis, sunt*. Nun hatte der zusammenfall von *oi*- und *ai*- in -*ī* zur folge einerseits dass das imperat. *sequiminī* sich auf pluralische verwendung beschränkte, andererseits dass das indicat. *sequiminī* mit weglassung der copula nur mehr als 2. pers. gebraucht wurde; in jenem falle hatte das indicat. *sequiminī* das imperativische beeinflusst, in diesem umgekehrt.

2. Da die nächste philologenversamlung in München statfinden soll, so werden zu sectionsvorsitzenden die professoren Konrad Hofmann und Brenner gewählt.

3. Nachdem der vorsitzende, prof. Gaspary, den anwesenden für ihr erscheinen gedankt, schliesst er die sitzung um $10^3/_4$ uhr.

BRESLAU, OKTOBER 1889. THEODOR SIEBS.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Grundriss der germanischen philologie, unter mitwirkung von K. v. Amira ... (u. a.) herausgegeben von **Hermann Paul.** I. lieferung. Mit einer tafel. Strassburg, Trübner. 1889. 256 s. 4 m.

Eine zusammenfassung des bisher von der deutschen philologie geleisteten unter gesichtspunkten, welche auf ihre weiteren aufgaben hinweisen solten, war unzweifelhaft erwünscht und dankenswert, wenn schon für die geschichte unserer wissenschaft bereits vorzügliche gesamtdarstellungen vorlagen und insofern Pauls unternehmen nicht in gleichem masse neues bieten konte wie Gröbers grundriss der romanischen philologie, an welchen sich der seinige äusserlich anschliesst.

Die erste lieferung wird fast ganz durch die geschichte und die methodenlehre der germanischen philologie ausgefült, welche Paul selbst bearbeitet hat. Über den begriff und zweck dieser wissenschaft geht er ziemlich rasch hinweg. Er schliesst sich zunächst an Böckhs definition an, welche als gegenstand der philologie die gesamte menschliche kultur bezeichnet, eine definition, nach welcher philologie und geschichte — wenn diese ebenso im weitesten sinne gefasst wird — zusammenfallen. Und so spricht auch Paul in den ersten algemeinen bemerkungen seiner methodenlehre nicht vom philologen, sondern vom historiker. Freilich beschränkt er dann doch die aufgabe des philologen, indem er ihm die beschäftigung mit den sprachdenkmälern zuweist und daher sprachwissenschaft und litteraturwissenschaft als die notwendigen zweige seiner tätigkeit ansieht. Vielleicht lässt sich diese beschränkung noch weiter auf einen einzigen kernpunkt zurückführen. Ich schliesse mich dabei an bemerkungen an, welche Müllenhoff mündlich geäussert hat und die ich aus der erinnerung freilich nur in sehr unvolkommener weise widergeben kann. Müllenhoff stelte den philologen dem historiker so gegenüber, dass er diesem den staat, jenem die poesie als den mittelpunkt seines interesses zuwies. Genauer würden wir etwa mit Gröber (Grundriss der romanischen philologie s. 146 u. ö.) anstatt der poesie die künstlerisch gestaltete rede setzen, nur dass für die ältere zeit beides ja zusammen fält. In der tat sind eben die wissenschaftlichen fächer, die sich auf die poesie bezie-

hen, metrik, litteraturgeschichte, poetik, sowie die erklärung einzelner dicht- und schriftwerke so recht eigentlich aufgaben der philologie, während die grammatik auch von den sprachforschern im engsten sinne, die altertümer von historikern und juristen in anspruch genommen werden. Aber das tatsächlich bestehende verhältnis zunächst den historikern gegenüber lässt sich auch begriflich rechtfertigen. Die wissenschaft der geschichte hat es mit dem geschehenen zu tun; sie will den gang einer entwickelung begreifen und darstellen, und sie bekümmert sich daher um die träger dieser entwickelung streng genommen nur insofern, als an ihnen diese entwickelung sich volzieht und erscheint. Die philologie dagegen fasst das gewesene ins auge und bemüht sich um die kentnis der einzelwesen, welche sie nach allen seiten, soweit die überlieferung es nur gestattet, sich zu vergegenwärtigen strebt. Daher greift die geschichte weit aus, während die philologie sich gern beschränkt. Geschichte und philologie verhalten sich in der art ihrer arbeit und ihrer erzeugnisse wie malerei und plastik: jene gibt von einem festen standpunkte aus eine ansicht, welche über grosse flächen, auf weite fernen hin sich erstrecken kann, aber immer nur eine seite des gegenstandes vor augen stelt; diese zeigt uns volfiguren, nach allen seiten hin ausgearbeitet, aber freilich so dass diese gegenstände nur für sich oder höchstens mit wenigen verwanten erscheinungen zusammengefasst werden. Müllenhoff sagte, wenn ich nicht irre: geschichte stelt dar was die menschen verbindet, und keine verbindung ist so stark und so weitgreifend als die durch den staat gegebene; philologie beschäftigt sich mit dem, was den einzelnen auszeichnet, und so eigen ist ihm nichts als die poesie, die kunst der rede. Äussert sich in der kunst das ganze geistige vermögen — wie es ursprünglich durch das verbum können bezeichnet wird, — so ist unter allen künsten die kunst der rede dazu am meisten befähigt, da sie am wenigsten an äussere bedingungen gebunden ist. Es kann nun die frage aufgeworfen werden, ob und wie die übrigen gegenstände der philologischen forschung mit jenem mittelpunkt in verbindung zu bringen sind. Zunächst die grammatik. Es leuchtet unmittelbar ein, dass für das verständnis der poetischen denkmäler auch die volständigste und genaueste kentnis der sprache durchaus nötig ist, dass auch die etymologie schon der wortbedeutung wegen ein unentbehrlicher bestandteil der philologischen grammatik ist. Die volständige kentnis der sprache erstrebt nun auch die sprachwissenschaft im engeren, besonderen sinne. Aber widerum ist ein unterschied zwischen philologie und sprachwissenschaft vorhanden, der mit jenem, welcher philologie und historik trent, sich wol vergleichen lässt. Die sprachwissenschaft nent sich genauer noch die vergleichende, weil sie mehrere sprachen heranzieht, entweder um über die geschichtliche, schriftliche überlieferung zurück die zusammenhänge der sprachen zu erforschen oder um das wesen der sprache überhaupt zu erkennen. Der philologe dagegen will für jedes einzelne denkmal auch sprachlich die einzelart feststellen; er will wissen, wie jeder ausdruck, jede wendung zu verstehen ist, welche absichten der verfasser damit verfolgt, ob er ernst oder ironisch spricht, ob er ruhig oder leidenschaftlich, gemein oder erhaben sich ausdrückt: alles fragen, welche den sprachforscher wenig kümmern werden. Insofern ist auch von der grammatischen seite her die poesie hauptgegenstand der philologie, da sie die sprache in der grösten freiheit und kraft erkennen lässt. Ähnlich steht es nun auch mit den übrigen feldern, welche die philologie gemeinsam mit anderen wissenschaften bearbeitet. Jacob Grimm nimt teil an dem aufbau der deutschen rechtsgeschichte, aber was ihn besonders beschäftigt, ist die poesie im recht, ist das gebiet der formen und formeln. Alle äusserungen des geistigen lebens berücksichtigt die philologie, aber mit

dem hauptaugenmerk auf das poetische als das eigentümliche der individuen, der perioden, der nationen. Ohne sinn für das poetische mag einer ein guter sprachforscher, ein guter historiker oder jurist sein, aber ein guter philologe ist er nicht. Blicken wir auf unsere meister, die brüder Grimm, Lachmann, Uhland, Schmeller und wer sonst ihnen beizugesellen ist, so wird uns dieser sinn für die poesie, der sich vielfach (selbst wenn wir von Uhland absehn) auch durch selbständige dichtversuche kundgegeben hat, als das charakteristische für ihre wissenschaftliche richtung erscheinen. Und darin liegt schliesslich auch die eigentliche berechtigung unserer wissenschaft innerhalb des geistigen lebens unserer nation: deren ästhetische erziehung ist wesentlich die aufgabe der philologie; den sinn für poesie soll sie ausbilden und rege erhalten, und dies ihr verdienst ist für uns um so grösser, als wir gegenwärtig unstreitig in einer zeit leben, in welcher die poetische produktion in stetigem sinken begriffen ist und die nation durch politisch-sociale fragen mehr und mehr in anspruch genommen wird.

Treten wir von diesem standpunkt aus an Pauls grundriss heran, so wird es uns zunächst als ein mangel erscheinen, dass in der abteilung, welche der litteraturgeschichte gewidmet sst, die deutsche litteratur nur bis zum ende des mittelalters berücksichtigt werden soll. Wie ungerechtfertigt dieser ausschluss der neueren zeit ist, zeigt sich schon darin, dass Paul selbst in der methodenlehre vielfach auf die geschichte der neueren litteratur und ihre methode bezug nimt.

Pauls methodenlehre selbst bringt vieles was wol zu beherzigen ist; die darstellung ist bei aller knapheit reichhaltig, trotz einer gewissen trockenheit eindringlich. Die möglichkeiten, welche der forscher bei der entscheidung zweifelhafter fälle sich vor augen halten soll, die fragen, welche in bezug auf jedes einzelne sprachdenkmal zu stellen sind, werden ausführlich aufgezählt und erörtert. Für die sprachgeschichte verweist Paul wesentlich auf die behandlung des gegenstandes in seinen „Principien.“ Für die poetik komt er zu forderungen, welche vor ihm schon von Scherer ausgesprochen worden sind, wie überhaupt dessen anregungen in Pauls buch vielfach nachgewirkt haben.

Der methodenlehre ist die geschichte der germanischen philologie vorausgestelt. Pauls behandlung dieses stoffes nimt eine mittelstellung ein zwischen dem bekanten buche von R. v. Raumer und Scherers Grimmbiographie: sie ist weniger ausführlich als jenes, beschränkt sich aber nicht so wie diese auf die hauptpunkte. Die eingefügte bibliographie erstrebt eine gewisse volständigkeit der wichtigen schriften: nachzutragen wüste ref., der allerdings eine genaue nachprüfung nicht hat anstellen können, nur etwa auf s. 110 Walter de Gray Birch, Cartularium Saxonicum (London 1885 fgg.) und auf s. 138 die 3. auflage von Jonckbloets Geschiedenis van nederlandsche letterkunde (1881—86. 6 bde, der 6. von Penon bearbeitet). Auf s. 51 wäre eine schrift über die Nibelungen von G[ieseke] (Hamburg 1795) zu erwähnen gewesen, welche über die handschriftliche grundlage der Myllerschen ausgabe zuerst das richtige bemerkt hat, ein verdienst, welches auf s. 63 irrig J. Grimm zugeschrieben wird: s. Müllenhoffs anmerkung zu den kleinen schriften J. Grimms 4, s. 3.

Von den verschiedenen abschnitten des diese aufzählung verbindenden textes sind die fünf ersten bis zur eigentlich wissenschaftlichen begründung der deutschen philologie mit guter kentnis und überzeugend behandelt; insbesondere die teilnahme, welche das vorige jahrhundert diesen studien schenkte, ist so eingehend geschildert, dass auch die litterargeschichtliche erforschung dieses zeitraums sich dadurch gefördert sieht.

Dagegen tritt leider in den zwei lezten abschnitten die persönliche ansicht des verfassers in einer weise hervor, welche der referent nicht ohne widerspruch durchgehn lassen kann. Immer wider ist es die beurteilung der wissenschaftlichen verdienste Lachmanns und seiner schule, über welche sich der zwiespalt erhebt. Aber wenn Paul s. 150 das parteiwesen als den schlimsten unter den schäden des gegenwärtigen betriebes unserer wissenschaft bezeichnet und dies abzustellen mahnt, so wird man eine reihe von bemerkungen in seinem buche kaum als dazu dienlich ansehn können. Wo Lachmann und seine anhänger genant werden, fehlt selten die warnungstafel vor ihrer wilkür und autoritätssucht. Selbst in der methodenlehre wählt Paul, um vor gewissen arten von fehlern zu warnen, seine beispiele so gut wie ausschliesslich aus den schriften Lachmanns und der Lachmannschen schule. Boeckh in seiner Encyclopaedie der klassischen philologie citierte in solchen fällen sich selbst.

Hauptgegenstand der vorwürfe gegen Lachmann ist wider die Nibelungenfrage. Hier begeht nun Paul einen allerdings auch schon vor ihm gemachten fehler, indem er s. 75 und 181 behauptet, dass Lachmann den text von A nur deshalb für den ursprünglichen erklärt habe, weil dieser zu seiner theorie von der entstehung des gedichts am besten passte. Wo hat Lachmann das gesagt? Und wenn man ihm diesen grund unterschieben will, so solte man doch zunächst nicht übersehen, dass auch solche germanisten, welche Lachmann persönlich nahe gestanden und mit ihm wol auch über die Nibelungenfrage verhandelt haben, zwar seine liedertheorie abgelehnt, aber daran festgehalten haben, dass A den ursprünglichsten text darbiete: so die brüder Grimm, so Wackernagel, so Wilhelm Müller. Und dass der gemeine text wirklich interpoliert und überarbeitet ist, das lässt sich auch mit argumenten dartun, welche nichts mit der liedertheorie zu tun haben. Wenn z. b. in der strophe, welche B hinter der str. 432 mehr hat als A, Siegfried den ger, den er auf Brunhild schleudern will, umkehrt um sie nicht zu verwunden, dann aber in str. 433 beim anprall auf die rüstung vom funkensprühen die rede ist, welches nur durch die gerspitze, nicht aber durch die stange hervorgerufen werden konte, so ist 432, 5—8 als interpolation deutlich erkenbar, einerlei ob man die Nibelungen als werk eines oder mehrerer dichter ansieht. Doch weiter auf diese viel behandelten fragen einzugehn ist hier nicht der ort. Nur noch die bemerkung möge gestattet sein, dass mit demselben rechte, wie man Lachmann in diesem punkt verdächtigt, auch umgekehrt behauptet werden könte, seine gegner hätten C oder B deshalb bevorzugt, weil diese handschriften ihren theorien besser dienten oder gar weil sie dadurch der verpflichtung entgiengen, auch Lachmanns liedertheorie anzuerkennen. In der tat ist es eine starke stütze für diese, dass die in B und weiterhin in C zu dem bestand von A hinzugekommenen strophen wesentlich denselben charakter zeigen wie die von Lachmann als interpoliert aus dem text von A ausgeschiedenen.

Aber noch schlimmer ist, wie s. 133 und 235 über die liedertheorie selbst berichtet wird: immer wider hören wir die verwunderung darüber, wie sich Lachmanns 20 lieder zu einem ganzen hätten zusammenfinden können. Müllenhoffs schrift Zur geschichte der Nibelunge nôt (und deren fortführung insbesondere durch Henning) hat Paul also volkommen unberücksichtigt gelassen, während doch Müllenhoff gezeigt hat, dass aus dem ersten teil des gedichts nur das I., IV. und VIII. lied Lachmanns für sich bestehn, die übrigen aber als fortsetzungen und einleitungen zu denken sind. Man lese das VIII. lied und frage sich, ob nicht Siegfrieds tod, der wie wir wissen, im 13. jahrhundert als lied für sich gesungen wurde, hier so zusammenhängend und abgeschlossen vorgetragen ist, dass nichts als die algemeine kent-

nis der sage, also etwas für die zeit um 1200 volständig sichergesteltes, vorausgesezt wird. Endlich ist nicht zu übersehen, dass die von Lachmann angenommene entwickelung des Nibelungengedichts aus einzelnen, mit einander verbundenen und interpolierten liedern, in einem andern, litterarisch überlieferten fall ihr volständig entsprechendes gegenstück hat: in der dichtung des jüngeren Titurel, dem die Titurellieder Wolframs zu grunde liegen.

Überhaupt hat Paul gerade Müllenhoffs schriften nicht richtig beurteilt. Er sagt s. 97 von der Deutschen altertumskunde Müllenhoffs, dass sie auch vollendet doch nicht eine volständige altertumskunde geben würde, weil sie ausser den stammesverhältnissen und gewissen punkten der urgeschichte doch nur die phantasietätigkeit der alten Germanen, ihre götter- und heldensage behandeln solte. Gibt diese bemerkung, die selbst wenn sie zuträfe, nur einen tadel des gewählten titels enthält, auch nur entfernt eine vorstellung von dem reichen inhalte des Müllenhoffschen werkes, von der erschöpfenden behandlung, von der geistvollen lösung der allerschwierigsten grundfragen unserer wissenschaft? Ein glück dass dies werk, dass überhaupt Müllenhoffs wissenschaftliche tätigkeit den klassischen philologen bekant und von ihnen in ihrem werte anerkant ist: die studierenden der germanischen philologie, für welche Pauls grundriss zunächst bestimt ist, werden wenig davon erfahren. Übrigens wird das, was Paul an Müllenhoffs altertumskunde vermisst, doch noch durch die geplanten fortsetzungen geboten werden, in welche u. a. Müllenhoffs vorlesungsheft über die Germania aufgenommen werden soll: da werden ja auch die natürlichen lebensbedingungen usw. zur sprache kommen.

Von den Denkmälern Müllenhoffs und Scherers heisst es s. 106 (und nochmals ganz ähnlich s. 107) dass darin „die kleineren althochdeutschen texte eine nach allen seiten hin möglichst erschöpfende behandlung erfuhren, wobei aber die poetischen zum teil sehr wilkürlich zurecht gemacht wurden.“ Also kein wort davon, dass Müllenhoff hier wichtige gattungen und selbst einzelne stücke der volkspoesie als uralt und algemein germanisch nachgewiesen hatte, den liebesgruss, das sprichwort, wie er schon früher für das rätsel das gleiche getan; und nur beiläufig und dunkel wird s. 118 erwähnt, dass Müllenhoffs einleitung zu den Denkmälern die lautform der deutschen eigennamen in den ältesten urkunden zu anhaltspunkten verwertet hatte, welche die vorher zeitlich und örtlich hin und her versezten ahd. denkmäler jener zeit fest und sicher zu bestimmen gestatteten.

Auch die persönlichen verhältnisse verschiedener anhänger der Lachmannschen richtung sind wenigstens schief dargestelt. Von Wackernagel heisst es s. 96, er habe sich in seiner jugend auf das kümmerlichste durchschlagen müssen. Jeder leser wird diese andeutung zunächst auf mittellosigkeit der familie beziehn, die doch bei andern germanisten, z. b. bei Franz Pfeiffer in viel höherem grade vorhanden und wirksam gewesen ist. Vielmehr entsprangen die schwierigkeiten, mit denen Wackernagel nicht nur als student, sondern noch weit mehr nach beendigung seiner studien zu kämpfen hatte, aus der traurigen demagogenriecherei in den zwanziger, dreissiger jahren. Weil er als gymnasiast in einem vertraulichen briefe geschrieben hatte, Deutschland werde wol in die alten herzogtümer geteilt werden müssen, ward er nicht nur sofort und hart gestraft, sondern auch später weder in schule noch an universität noch in der bibliotheksverwaltung bei irgend einer anstellung zugelassen, trotz der besten empfehlungen seiner lehrer. Der ruf nach Basel war für ihn die rettung und daraus begreift sich die treue, mit welcher er auch später dort blieb trotz der lockendsten

anerbietungen der grösten universitäten; daraus aber auch gewisse urteile seiner litteraturgeschichte.

Am allerschlimsten aber ist Wilhelm Scherer weggekommen, dessen charakterisierung s. 99 mit den zahlreichen und ersichtlich von herzen gekommenen klagen an Scherers frühem grabe in schneidendem widerspruch steht. Zwar was Paul damit meint, wenn er von Scherer sagt, er habe seine ideale in dem modernen grossstädtischen leben gefunden, das bekent referent nicht zu wissen. Aber wenn es weiter heisst, Scherer habe einen guten teil seines einflusses und seines ruhmes feuilletonistischer schriftstellerei zu verdanken, so darf wol gefragt werden, ob gelehrte wie Miklosich, Mommsen, Zeller etwa dieser begabung Scherers wegen ihm so günstig gestimt waren; das urteil solcher männer wird denn doch wol auch für seinen ruhm und seinen einfluss massgebend gewesen sein. Übrigens ist es bedeutsam für unser gelehrtenwesen, dass eine leichte, anmutige, eindrucksfähige form in wissenschaftlichen dingen, anstatt zum lobe, vielmehr zum vorwurf gereichen soll. Der weiteren bemerkung Pauls, Scherer habe absichtlich die psychologische analyse verschmäht und darin liege ein grundmangel seiner behandlungsweise, steht schon Scherers eigenes wort entgegen (Preuss. jb. XXXI, 482): „Das wesen der geschichte wird immer lebendige vergegenwärtigung bleiben. Es gilt die psychologischen prozesse aufzuspüren, welche den taten vergangener epochen zu grunde lagen und diese nachzuleben.“ Und wenn nach Paul Scherer nicht ein einziges ausgereiftes und abgeschlossenes wissenschaftliches werk geschaffen haben soll, so widerspricht dem der hohe wert, den Paul selbst s. 118 Scherers buch „Zur geschichte der deutschen sprache“ beimisst; bezeichnet er doch das jahr 1868, in welchem dies buch zum ersten mal erschien (die 2. auflage von 1878 ist trotz ihrer teilweisen neubearbeitung nirgends erwähnt) als den beginn einer neuen periode in der wissenschaftlichen behandlung der deutschen grammatik, der zweiten nach J. Grimms grundlegender arbeit. Und ebenso übergeht hier Paul — ausser den vielen kleineren arbeiten Scherers, von denen einzelne schon allein ihrem verfasser einen namen gemacht hätten, seinem J. Grimm, seiner Litteraturgeschichte des Elsasses usw. — das lezte grosse lebenswerk Scherers, seine Geschichte der deutschen litteratur. Was er s. 138 von dieser litteraturgeschichte sagt, die referent nicht ansteht unseren besten historischen büchern, denen eines Ranke etwa, an die seite zu stellen, ist völlig unzureichend. Er nent sie nicht einmal da, wo er von den neueren populären darstellungen des gegenstandes spricht, s. 131: unter diesen ragt nach ihm Vilmars litteraturgeschichte gleich sehr durch geist und sachkentnis hervor, ein urteil, welches nachzuprüfen referent aus persönlichen gründen andern überlässt. Wie ganz anders als Paul weiss ein Franzose Scherers buch und seine wissenschaftliche bedeutung überhaupt zu würdigen, Basch in den Annales de l'Est I und II (Nancy 1887—89, auch für sich erschienen).

Nur eine stelle aus Pauls kritik der litteraturgeschichte Scherers möge noch hervorgehoben werden. Er tadelt an dieser, dass darin die hypothesen Lachmanns und seiner schule als ausgemachte tatsachen behandelt würden, ohne dass in der regel auch nur angedeutet sei, dass andere auffassungen bestünden. Wie wären solche andeutungen in einer darstellung möglich gewesen, welche auch für andere leser als die fachgenossen bestimt war? Die angehängten anmerkungen weisen da, wo Scherer wirklich begründete zweifel anerkante, auf diese in reichlichen litteraturangaben hin.

Aber wichtiger ist das zugeständnis, welches der herausgeber des grundrisses mit der eben angezogenen bemerkung insofern macht, als wir nun hoffen dürfen in den weiter folgenden teilen seines werkes nicht bloss seine und seiner mitarbeiter ansichten zu erfahren, sondern auch die von ihnen abweichenden. Das wird namentlich auf dem gebiet der metrik sehr erwünscht sein. Es wird dann hoffentlich z. b. für die altgermanische metrik nicht verschwiegen werden, dass die beobachtungen von Sievers über die stellung der zwei hebungen des halbverses zu den zwei notwendigen nebensilben nicht unvereinbar sind mit der annahme, dass die germanische, im althochdeutschen erhaltene urform des halbverses vier hebungen enthielt, vor und zwischen welchen minderbetonte silben, senkungen, stehn aber auch fehlen konten: sind doch eben dieselben beobachtungen auch auf Otfried anwendbar gewesen, dem niemand die vier hebungen abspricht; und dass Otfried zwei von diesen vier hebungen über die beiden andern hinaus noch besonders auszeichnet, hat bereits Lachmann ausgesprochen (Kleine schriften 1, 457).

Von Sievers rührt nun auch der anfang des die ergebnisse der germanischen philologie darstellenden teiles her: die runen. Sievers schliesst sich fast durchaus an Wimmer an. Nur sucht er den ursprünglichen sinn des wortes *rûna* in „gemurmel, geheimnisvolle besprechung“, während doch der zusammenhang mit dem nordischen *raun* „erprobung“ und mit dem griechischen *ἐρευνάω* längst geltend gemacht worden sind, um die bedeutung „frage, insbesondere orakelfrage“ als die älteste zu erweisen, welche mit dem von Tacitus bezeugten loosgebrauch der Germanen übereinstimt. Die germanischen buchstaben sind vermutlich zuerst zum loosen angewendet worden, ähnlich wie die lateinischen bei den *sortes Praenestinae*, und wol im anschluss an eine schon früher bestehende rhabdomantie. Weiterhin versucht Sievers die verwantschaft von buch und buche zu lösen, wegen der verschiedenen stambildung; aber so wenig wie diese für die verschiedenen formen von *man* eine trennung in mehrere etyma begründet, wird sie hier gewicht haben, wo überdies die buche als *frugifera arbos* vortreflich zu den andeutungen des Tacitus über den runengebrauch stimt. Auch die in § 10 ausgesprochene meinung, dass die menge und relativ korrekte überlieferung der alten (eddischen?) lieder aufzeichnungen in runen voraussetze, hat wenig für sich. Eindringende kritik lässt diese korrektheit sehr gering erscheinen, insbesondere die heroischen lieder sind geradezu zusammengewürfelt; und dass das gedächtnis der sänger in der alten zeit eine ausserordentliche menge von strophen fassen konte, wird beispielsweise durch das, was von dem skalden Stúfr in der Heimskringla Har. harđr. c. 25 erzählt wird, überzeugend belegt.

Den schluss der lieferung bildet eine palaeographische anleitung von W. Arndt zur beurteilung der in lateinischer schrift verfassten denkmäler nach ihrer materiellen seite.

STRASSBURG. E. MARTIN.

Orendel, ein deutsches spielmannsgedicht, mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von **Arnold E. Berger**. Bonn, Ed. Weber. 1888. CXVI u. 192 s. 8. 9 m.

Eine neue ausgabe des Orendel wird jedem wilkommen sein, der in der lage gewesen ist, sich bei der benutzung des von der Hagenschen textes die besseren lesarten mühselig aus dem variantenverzeichnis zusammensuchen zu müssen. Denn es war bekant und durch Harkensee (Untersuchungen über das spielmannsgedicht Oren-

del, Kiel 1879) im einzelnen nachgewisen, dass die bei von der Hagen zu grunde gelegte handschrift (H) die relativ schlechtere, der nur ausnahmsweise und wilkürlich für die textherstellung mit herangezogene druck (D) die bessere überlieferung darbietet. Harkensee hatte ferner gezeigt, dass die gemeinsame grundlage (U) der versionen H und D vielfach verderbt war und dass die Augsburger prosa (P) die auflösung einer von U unabhängigen handschrift des gedichtes ist, welche nicht selten eine ursprünglichere textgestalt durchblicken lässt. In allen wesentlichen punkten stimt Berger auf grund selbständiger und sorgfältiger nachprüfung mit dieser auffassung überein, und da bei solchem stande der überlieferung eine rekonstruktion der ursprünglichen fassung des gedichtes nicht möglich ist, so erkante er es folgerichtig als seine aufgabe, unter zugrundelegung von D, aber zugleich unter steter berücksichtigung von H, die beiden gemeinsame vorlage U kritisch herzustellen, daneben aber zu versuchen, wo P eine handhabe bot, „über U hinaus dem originale näher zu kommen.“ Lezteres ist mit löblicher enthaltsamkeit und vorsicht geschehen, und alles was im texte nicht auf D oder H zurückgeht, ist durch kursivdruck kentlich gemacht; athetesen sind durch einklammerung angedeutet. Eine eingehende übersicht über den dialekt des druckes und eine algemeine charakteristik der sprachformen der durch von der Hagens ausgabe zugänglichen handschrift wird in der einleitung gegeben. Ebendort sind aus D wie aus H die kapitelüberschriften mitgeteilt, welche zur erläuterung der in beiden enthaltenen bilder dienten und deren vergleichung zeigt, dass auch U schon mit solchen geschmückt gewesen sein muss. Mit diesen seinerzeit schon in meiner Morolfausgabe angewendeten grundsätzen durchaus einverstanden, hätte ich nur noch gewünscht, dass die Augsburger prosa volständig abgedruckt wäre. Die eingehende besprechung ihres verhältnisses zu HD in der einleitung und die einschaltung nur in ihr erhaltener vermutlich echter stellen in den text ist ja recht dankenswert, aber da eben U schon vielfach verderbt, oft auch aus D und H nicht mehr sicher herzustellen ist, so hätte dem leser die möglichkeit gegeben werden sollen, überall die prosa zu vergleichen.

Bei gedichten wie das vorliegende, wo eine kritische rekonstruktion des originaltextes unmöglich ist, kann statt dessen eine sorgfältige zergliederung der in der überlieferung häufig verwirten komposition über die entwicklungsgeschichte wenigstens des inhaltes der dichtung einigen aufschluss geben. Berger hat diese methode mit erfolg angewendet. Ein ferneres sehr wichtiges hilfsmittel für derartige forschungen, die vergleichung anderer bearbeitungen desselben stoffes, war dagegen hier so gut wie versagt; nur in den einfachsten grundelementen verwante traditionen lassen sich herbeiziehen, die nicht sowol die einzelnen entwicklungsstufen der Orendelsage und -dichtung, als den urkeim, aus dem sie sich entfaltet, erschliessen lassen. So bewegt sich solche untersuchung vielfach auf schlüpfrigem boden, und auch wo sie wie hier mit geschickter hand geführt ist, bleiben leicht ihre ergebnisse bestreitbar.

Von entschiedenem, ja im grunde von entscheidendem einflusse auf Bergers auffassung war Müllenhoffs gehaltvolle ausführung in der Deutschen altertumskunde 1, 33 fgg. Nach ihr bildet bekantlich den kern des inhaltes unserer dichtung die aus einem jahreszeitenmythus erwachsene sage vom Orendel, der nach weiter seefahrt schifbruch leidet, mit dem nackten leben davon gekommen in des riesischen fischers Ise dienst tritt, nach längerer zeit mit Ises beistand zu seiner gattin heimkehrt und nachdem er diese von lästigen freiern und sonstigen bedrängern erlöst hat, erkant und als gemahl und könig wieder aufgenommen wird. Während nun der spielmann im ersten teile seines gedichtes die heimkehrsage in die übliche brautfahrtgeschichte

umgestaltet und mit dem unscheinbaren kostüm des in knechtschaft geratenen helden den heiligen rock von Trier in abenteuerliche verbindung brachte, hätte er im lezten teile, welcher nach bekanter spielmannsmanier das hauptmotiv variierend widerholt, die alte tradition von der befreiung der gattin aus der gewalt der um ihre minne werbenden deutlicher und schärfer hervortreten lassen.

Auch nach Bergers auffassung sind dies die grundelemente der dichtung. Nur meint er, dass dem spielmanne die alte sage, aus der dieser nach Müllenhoff für den zweiten teil nur einzelne bestandteile herausgenommen oder nachgebildet hätte, schon in zwei verschiedenen poetischen versionen vorgelegen habe. Die eine sei in der erzählung von Orendels schifbruch bis zu seiner anerkennung als Brides königlicher gemahl und meister Ises belohnung benuzt (1. teil), die andere in dem berichte von Brides gefangenschaft und befreiung auf Minolts burg (2. teil). Gewiss ist für den ersten teil durch den angegebenen abschnitt — wenn wir noch Orendels ausfahrt und heimkehr hinzufügen — ein älterer kern, ein quellenmässiger grundbestand des inhaltes unserer dichtung in der hauptsache richtig bestimt. Die geschichte des heiligen rockes ist recht äusserlich damit in verbindung gebracht; die erzählung von des fischers erhebung zum ritter und herzog mit den darauf folgenden kämpfen ist augenscheinlich eine wilkürliche erweiterung des stoffes. Auch für den zweiten teil ist so viel klar, dass die doppelung der erzählung von Brides vergewaltigung und erlösung nicht ursprünglich ist: das zeigt schon die konfusion, die durch die zwiefache behandlung desselben motives in die überlieferung gekommen ist. Freilich ist damit noch nicht gesagt, dass dem dichter der alte bestand seines stoffes in poetischer fassung zugegangen sein müste. Zu beweisen wäre das nur, wenn sich doch wenigstens irgend etwas von der alten quelle noch im wortlaute herstellen liesse; aber daran ist gar nicht zu denken. Bergers in den günstigsten farben gehaltene darstellung des inhaltes seiner beiden urgedichte liest sich ja recht schön, aber sie entspricht mehr seiner begeisterung für den gegenstand als dem, was uns die überlieferung an die hand gibt. Dass die bezüglichen abschnitte unseres gedichtes teilweise wirklich poetisch weit bedeutender sind als das was dem kern des stoffes nicht angehört, muss nicht notwendig aus der form, kann auch aus dem inhalte der alten quelle begründet werden. Dass auch in der vorliegenden überlieferung sich hie und da verschiedene schichten noch deutlich von einander abheben, ist aus späteren zusätzen und veränderungen, welche das gedicht selbst erfahren hat, erklärbar. Für unwahrscheinlich halte ich es durchaus nicht, dass unserem spielmann eine alte dichtung des betreffenden inhaltes bekant war, nur steht uns nicht genügendes material zu gebote, um ihre existenz wissenschaftlich zu begründen.

Von Müllenhoffs erklärung der sage als jahreszeitenmythus weicht Berger mit Beer (Paul-Braune 13, 1 fgg.) darin ab, dass er die beziehungen derselben auf das meer nicht für ursprünglich hält; vielmehr meint er, dass diese erst aus einer beeinflussung des Orendelmythus durch den roman von Apollonius von Tyrus stammen, der, in einigen teilen der Odyssee nachgeahmt, zugleich die mehrfach bemerkten berührungen zwischen dieser und dem Orendel vermittelt habe. Dabei sei freilich eine ältere, der Odyssee noch näher stehende fassung des romanes vorauszusetzen als die uns erhaltene. Die verwantschaft der Orendelsage mit dem νόστος des Odysseus wäre danach nicht alt. Ein grosser kreis von heimkehrsagen und -märchen, welchen Beer a. a. o. herbeizieht, kann gleichfals nach Berger nicht für die erschliessung ihrer ursprünglichen gestalt verwertet werden, denn er entstamt nicht dem hier in betracht zu ziehenden mythus, sondern er ist später aus dem orient eingedrungen (Berger

s. LXXXI). Nach Müllenhoff nötigt „die nordische überlieferung (vom Orvandil) und die natur des mythus“ zu der annahme, dass die Orendelsage ursprünglich von der heimkehr des helden zu seiner gattin gehandelt habe. Dagegen hat Beer a. a. o. dargelegt, dass und aus welchen gründen es unzulässig ist, „die Orvandilüberlieferung aus der Orendelüberlieferung oder diese aus jener zu ergänzen“, und aus dem von ihm und Berger herbeigezogenen sagen- und mythenmaterial ergibt sich, dass nach der natur des mythus das von dem helden befreite oder erkämpfte weibliche wesen ebensowol eine jungfrau wie seine gattin sein kann und dass diese befreiung nicht bei des helden rückkehr in seine heimat zu erfolgen braucht. Wenn trotzdem die beiden jüngeren forscher an Müllenhoffs ansicht festhalten, nach der erst in unserem gedichte, und zwar erst in der vorliegenden fassung desselben, die heimkehr zur gattin in die gewinnung der jungfrau umgewandelt sein soll, so sind sie zur begründung dessen schliesslich doch lediglich auf das gedicht selbst angewiesen. Und in der tat gibt denn auch nach Beer (a. a. o. s. 110) für diese auffassung der umstand den ausschlag, dass „1. in der katastrophe vor den toren von Jerusalem Orendel selbst sich als den einheimischen könig zu erkennen gebe und erkant werde; und dass 2. die accessorische fortsetzung der legendenfassung augenscheinlich ein unabhängiges gedicht auf die rückkehr Orendels zu seiner gattin gekant und benuzt habe.“

Was zunächst den zweiten punkt angeht, so ist ja da in unserem gedichte von einer rückkehr Orendels zu seiner gattin so wenig die rede wie im ersten teile. Orendel ist wider mit Bride in der fremde; da wird sie ihm von einem heiden entführt; er gelangt in verkleidung auf dessen burg, befreit Bride mit eigener lebensgefahr und tötet den entführer. Das ist die entführung und widergewinnung des schon einmal erkämpften weibes, wie wir sie als den typischen zweiten teil des spielmannsgedichtes aus dem Rother und Morolf zur genüge kennen; augenscheinlich ein bequemes mittel der stoferweiterung, wie sie beliebt wurde, als die spielleute von der knappen form des epischen liedes zur ausführlicheren epischen erzählung übergiengen. Die übereinstimmung mit dem zweiten teile des Rother geht bis ins einzelne; im Morolf, wo ja auch der erste teil schon eine widergewinnung erzählt, bieten beide teile parallelen. Dem Orendel wird wie dem Rother ausführlich das schicksal der geraubten gemahlin berichtet. Der entführer ist ein heide, wie im Rother und beidemale im Morolf; er heisst Minolt, wie Morolf Sd der vater des ersten entführers; sein helfershelfer heisst Princian, wie im Morolf der zweite entführer; er ist wie im Rother herscher der wüsten Babilonie, wo ihm 72 könige dienen. Im Orendel wie im Rother und im ersten teile des Morolf macht sich der gatte mit einem treuen kampfgenossen und dem heere auf die seefahrt. Nach der landung wird das heer in einem sicheren versteck untergebracht und mit einer typischen formel fordert Mor. 384, 3. 5, Or. 3346/7 der gefährte den helden auf hervorzugehen. Der könig und der begleiter (der könig und zwei begleiter im Rother, einmal der könig, das andre mal der gefährte im Morolf) gehen nun in pilgertracht auf die feindliche burg. Orendel und Ise werden dort wie Morolf zunächst von einem torwärter freundlich bewirtet und über das ergehen der entführten unterrichtet. Der heidnische könig hat indessen einen unheilverkündenden traum gehabt: ein falke kam geflogen und führte ihm die frau übers meer — Rother; ein rabe und ein adler kamen übers meer geflogen und brachen die burg nieder — Orendel. Vor den ohren des vorgeblichen pilgers fragt dann im Orendel wie im Morolf die frau den heiden: „was würdest du tun, wenn könig Orendel (Salman) hier wäre?“ Schliesslich im entschei-

denden momente gibt in allen drei gedichten der gatte die verstellung auf, er gerät in lebensgefahr, aber das verborgene heer wird herbeigerufen, er wird errettet, der heide mit den seinen getötet. — Also das ist keine frage, dass dieser zweite teil des Orendel sich in dem hergebrachten geleise der spielmannspoesie bewegt. Will man das nun dadurch erklären, dass hier doch der spielmann ein ursprünglich selbständiges gedicht von Orendels heimkehr benuzt und dasselbe nach dem herkömlichen typus zugeschnitten hätte, so müste man zur begründung dessen nachweisen können, dass dieser zweite teil mit dem ersten eigentlich nicht vereinbar ist — das ist aber nicht der fall, vielmehr schliesst er sich ihm aufs beste an; oder dass er doch seinem wesen nach ein in sich abgerundetes ganze bildet — auch das trift durchaus nicht zu; es müste auch sicherlich, je mehr wir von den mit den übrigen spielmannsgedichten gemeinsamen zügen beseitigen, um so deutlicher die alte heimkehrerzählung durchblicken, aber selbst das ist nicht zu bemerken. Der Rother zeigt mehr beziehungen derart als der Orendel. Dass Rother gerade noch in dem moment sich einfindet, wo seine frau schon mit einem andern hochzeit macht, dass er sich ihr durch den heimlich zugesteckten ring zu erkennen gibt, sind zwei charakteristische motive der heimkehrsage. Trotzdem wird es wol niemand einfallen, den Rother auf ein altes gedicht von des helden rückkehr zu seiner gattin und jenen schlussteil auf eine besondere, ursprünglich selbständige fassung dieses alten gedichtes zurückzufuhren. Da sich aber im zweiten teile des Orendel nicht einmal solche berührungen mit der fraglichen sage finden, so haben wir auch hier noch weniger veranlassung zu jener annahme.

Allerdings glaubt Berger, dass aus unserer erzählung noch spuren des alten verhältnisses durchblicken, nach welchem Orendel eigentlich der herr der burg sei, auf welcher der heide die Bride gefangen hält. Orendel und Ise hören den greisen pförtner, herzog Achille, ein gebet verrichten, aus welchem hervorgehe, dass er dem Orendel treu geblieben sei; er habe ein interesse für ihn und Bride, welches sich nur erkläre, wenn Orendel eigentlich sein herr sei, und in der tat bezeichne denn auch Ise v. 3490 f. den Achille und sich selbst als zwei ritter des Graurockes. Ich kann dem nicht zustimmen. Der freundliche und hilfreiche pförtner oder kämmerer auf der fremden burg ist eine typische person. Ich erinnere an Morolf 626 fgg., an den Gramabet Wolfd. D. VI, an Hildes kämmerer, der sich Horants und Morungs annimt, nachdem er sich ganz wie der Achille als *nere* des einen der beiden anakömlinge entpuppt hat. Aus Achilles gebet geht nichts weiter hervor, als dass er ein christ ist, und dass man ihn aus seinem herzogtum vertrieben hat; später erfahren wir, dass er jezt schon 75 jahre dem heidnischen könige dient; er ist also da weder in seiner heimat noch kann er Orendels dienstmann gewesen sein. Als einen christen beschwören ihn denn auch die beiden vorgeblich aus der heidenschaft entronnenen pilger, ihnen zur weiterreise zu helfen, und als christ nimt er augenscheinlich anteil an ihrem wie an Brides, der christlichen königin, schicksal, deren befreiung durch Orendel ja voraussichtlich auch ihm selbst die freiheit bringen wird. Was nun den vers 3490 betrift, so ist es doch auffällig, dass Achille nicht selbst sagt, er sei ein dienstmann des Orendel, sondern dass Ise ihm das mitteilt (*ich bin dîner swester sun ... sô ist daz der gráwe roc mîn hère, des sind wir zwên degen bêde*); dass ferner Achille den Orendel auch nach dieser mitteilung nicht als herren begrüsst, und dass durch die erkennung gar nichts an seinem plane geändert wird, er vielmehr nach wie vor zunächst versuchen will, den beiden von dem heiden das geleit zur weiterreise zu erwirken. Nun steht aber v. 3490 das entscheidende wörtchen

daz nur im drucke. Sowol nach der handschrift als nach der prosa lautet der vers *sô ist der grâwe roc mîn hêre:* ich zweifle also nicht, dass er auch ursprünglich so lautete. Im folgenden verse hat die handschrift ihr *das sprich ich wol mit ere* natürlich nur des reimes wegen statt des in D richtig überlieferten eingesezt, und nach der ursprünglichen lesart sagte also Ise zu Achille: „ich bin dein schwestersohn, der Graurock ist mein herr, wir beide (die wir hier vor dir stehen) sind zwei seiner ritter.“ So erklärt sich der verlauf des gesprächs wie der weiteren handlung aufs beste: Orendel gibt sich eben nicht zu erkennen. Aber weder dem druck noch der prosa genügte das. So schaltete D sein *daz* ein (wie es sogar auch noch den namen von Achilles schwester hinzufügte), während P den vers 3490 in ursprünglicher form beibehielt, ihn aber zusammen mit dem vorhergehenden dem Achille in den mund legte und diesen sich dann weiter nach dem verbleib des graurockes erkundigen lässt, der ihm nun von Ise in der person seines begleiters vorgestelt wird. Dass also Orendel eigentlich der herr der burg sei, folgt aus dieser stelle nicht im mindesten, würde sogar aus ihr nicht einmal folgen, wenn Ise wirklich den Achille als den dienstmann Orendels bezeichnete, da dieser ja könig von Jerusalem ist. Ja selbst wenn es feststände, was Müllenhoff annahm und an und für sich ganz wol möglich ist, dass nach der ursprünglichen darstellung in diesem schlussteile Orendel bei seiner rückkehr nach Jerusalem die Bride in der gewalt der treulosen hüter des grabes findet, so würde ja auch das eine sehr passende form der typischen fortsetzung gewesen sein, und daraus eine stütze für die annahme zu zimmern, auch der erste teil des gedichtes habe eigentlich von des helden rückkehr gehandelt, ist unmöglich. Es bleibt also für die begründung jener aufstellung nach alledem nur der inhalt des ersten teiles selbst übrig.

Nun gibt sich aber an der von Beer a. a. o. verwerteten stelle der graurock keineswegs „als einheimischen könig“, sondern als könig Orendel von Trier zu erkennen. Darauf hin begrüsst ihn Bride als von gott gesendet und freut sich ihm treulich beistand geleistet zu haben; die tempelherren aber, die ihn eben noch angreifen wolten, empfangen ihn mit ehren und setzen ihn auf den thron. Das alles findet ausreichende begründung durch das vorausgegangene. Der graurock hat vor den augen der jungfräulichen königin Bride wunder an tapferkeit verrichtet; einen gegner nach dem andern hat er überwunden, darunter auch zwei die sich auf die königin hofnung machten; kein zweifel, dass er jezt den meisten anspruch auf ihre hand hat. Aber man hält ihn in seiner bäurischen kleidung für einen knecht und als solchen der königin und des thrones für unwürdig. Als Bride ihn nach seinen ersten heldentaten gefragt hat, ob er der ihr von gott zum eheherrn verheissene könig Orendel von Trier sei, hat er selbst es geläugnet; als sie ihn trotzdem in die arme schliesst, wirft ihr ein riese vor, dass sie seinen knecht küsse. Als sie ihn nach seinen weiteren siegen zum gemahl nimt und sodann ihre mannen, die tempelherren, ihm treue schwören lässt, murren diese unter einander: „was kann das für ein könig sein, der nichts als einen grauen rock hat, als wenn er aus dem kloster gelaufen wäre; wir wollen ihm keine heerfolge leisten.“ So beabsichtigen sie denn, als Orendel mit Brides beistand die mächtigsten gegner widerum überwunden hat, ihrerseits ihn anzugreifen. Da gibt sich der graurock als könig Orendel von Trier zu erkennen, und naturgemäss geben sie jezt dem könige gegenüber den widerstand auf, der dem knechte gegolten hatte. Man braucht gar nicht einmal anzunehmen, dass sie davon wissen, dass Bride den Orendel als den ihr bestimten bräutigam erwartet, aber sehr wol ist es möglich, dass der dichter dies voraussezte, und dann ist vollends kein

grund ersichtlich, weshalb Orendel ursprünglich der einheimische könig gewesen sein solte.

Nicht diese schlussscene ist also auffällig, sondern nur jene erste frage der Bride an den unkentlichen Orendel, bei welcher sich zeigt, dass sie von ihm weiss und ihn als zukünftigen gemahl erwartet, ohne ihn je gesehen zu haben. Dass ihr diese kunde durch die *gotes stimme* gekommen sei, hält man gewiss mit recht für kein altes sagenmotiv, und so wird denn mit Müllenhoff angenommen, dass Bride ursprünglich eben den Orendel schon kent — dass er eigentlich ihr in veränderter gestalt heimkehrender gatte ist. Aber diese folgerung ist doch nichts weniger als zwingend. Analogieen für jene anrede der Bride an den Orendel finden sich, wo auch nicht im entferntesten an eine solche erklärung zu denken ist. Im Wolfdietrich fragt Marpalie den helden, den sie nie gesehen hat, ob er Wolfdietrich aus Griechenland sei; dem hat sie ihre jungfraunschaft aufbewahrt und nur er soll ihr herr werden (Wolfd. D; er soll ihren vater im messerwerfen besiegen Wolfd. B). Wolfdietrich verläugnet sich, trotzdem teilt sie mit ihm das lager, und nach B schleudert sie das schwert fort, durch welches Wolfdietrich sie von sich trente — alles züge, die sich auch im Orendel finden. Nach Helgakviþa Hjǫrvarþssonar redet Sváva den namenlosen helden gleich mit Helgi an und sie weiss was ihm bestimt ist; nach der darstellung der Volsungasaga fragt die aus dem todesschlummer erweckte Brynhild ihren befreier sofort, ob er Sigurd Sigmunds sohn sei, und Müllenhoff selbst weist auf „die analogie der Nibelungensage, wo Brünhild als jungfräuliche königin in ihrem lande herscht und Siegfried bei der ersten begegnung erkent.“ Was Müllenhoff gegen die anwendbarkeit dieser lezten analogie einwirft, fält mit Beers untersuchungen. Ich denke, so gut wie diese weisen jungfrauen konte auch die Bride in dem helden von vornherein „den rechten“ ahnen, umsomehr, als er sich schon vor ihren augen durch seine waffentaten als den treflichsten ausgewiesen hat.

Auch Bride ist kein gewöhnliches weib. Sie ist eine streitbare jungfrau von wunderbarer stärke; kein mann darf sie berühren. Das sind die einzig wesentlichen eigenschaften, welche sie im gedichte auszeichnen; sie bleiben nach der Müllenhoffschen hypothese völlig unerklärt; den charakter späterer erfindung tragen sie durchaus nicht. Die durch das ganze gedicht hin festgehaltene jungfräulichkeit der heldin etwa auf den einfluss der Brigittenlegende zurückzuführen, ist unstathaft, da sich sonst nirgend die leiseste spur eines solchen nachweisen lässt und der dichter, wenn er diese beziehung gesucht hätte, der Bride das prädikat *sante* sicher nicht vorenthalten haben würde. Dieser zug gehörte so gut wie Brides streitbarkeit der alten sage an, die auch dadurch wider, ebenso wie weiterhin durch das keusche beilager mit dem trennenden schwert, durch die knechtschaft des helden, die veränderung seiner gestalt an züge der Siegfried-Brünhildensage erinnert.

So wenig wir demnach zu der voraussetzung berechtigt sind, dass Bride ursprünglich das verlassene und widergefundene eheweib gewesen sei, ebensowenig bildet sich für die annahme ein anhalt, dass ihr aufenthaltsort ursprünglich Orendels heimat und somit ihre erwerbung mit des helden heimkehr verbunden gewesen sei. Im osten war Orendel verknechtet; im osten findet er auch die jungfrau. In eines riesen gewalt befand sich der held; von riesen hat er auch die Bride zu erkämpfen. Bride selbst ist riesischer natur, sie besizt nicht nur jene gewaltige körperkraft, sie führt vor allem auch die typische riesenwaffe, die stange. Alles weist also darauf hin, dass der held von anfang an die jungfrau im riesenlande erwirbt. Auch wenn wir diese sage auf einen naturmythus zurückzuführen suchen, wozu ja hier der name

des helden ein besseres recht gibt, als es den meisten deutungsversuchen derart zu grunde liegt, so haben wir doch durchaus keine veranlassung an der ursprünglichkeit jenes zuges zu zweifeln. In der von Berger herbeigezogenen erzählung von Menglǫþ und Svipdagr, welche den jahrzeitmythus besonders deutlich hervortreten lässt, wird der aufenthalt der Menglǫþ als *þursa-þjóþar sjǫt* bezeichnet (Fjǫlsvinnsmál 1); Menglǫþ weilt also zweifellos nicht in Svipdags heimat; sie ist auch nicht seine gattin; sie ist wie Bride jungfrau, weilt wie sie im riesenlande und harrt wie sie dort des ihr bestimten geliebten. Mit dem Menglǫþmythus steht der von der Gerþr in enger beziehung. Und auch Gerþr wohnt in Jǫtunheim, ja sie ist eines riesen tochter. Zu ihrer erwerbung bedarf Skirnir eines besonderen rosses und eines besonderen, den riesen verderblichen schwertes — ganz wie Orendel zur gewinnung der Bride. Die waffe, welche — wenn auch nur mittelbar — den weg zur Menglǫþ bahnt, wird auch in Fjǫlsvinnsmál erwähnt; sie ist in der unterwelt gewirkt und befindet sich in einer mit neun schlössern verwahrten eisernen lade. Das schwert, welches Orendel zur bekämpfung des riesen erhält, liegt mannstief unter der erde; dasjenige, welches zuerst für das erforderliche ausgegeben wird, befindet sich in einer mit drei schlössern gesicherten lade. Auch in der Siegfriedsage gieng der gewinnung der wie Menglǫþ und Gerþr von der waberlohe umgebenen jungfrau die erwerbung des schwertes und des rosses voran. Es liegt mir fern, deshalb einen direkten zusammenhang der Orendelsage mit einer dieser traditionen anzunehmen, oder solchen detailzügen wie den das schwert betreffenden grosses gewicht beizulegen; aber so viel scheint mir sicher, dass, was sich etwa aus dem inhalte unseres gedichtes auf traditionen mythischer art zurückführen lässt, viel eher auf vorstellungen aus dem angezogenen kreise, als auf die von Müllenhoff reconstruierte und in der hauptsache auch von Beer und Berger vorausgesezte form des mythus weist.

Ich glaube nach alledem als den grundbestand der Orendelsage die folgenden drei aus dem jahreszeitenmythus erwachsenen motive ansehen zu müssen: 1. Orendel fährt ins riesenland und gerät dort in knechtschaft; 2. Orendel gewint nach erlangung von ross und schwert im riesenlande die jungfrau; 3. Orendel kehrt aus dem riesenlande heim. In dieser reihenfolge überlieferte die natürlich nicht mehr mythische, sondern rein sagenhafte tradition jene drei motive auch unserm gedichte. Dass in lezterem das heimkehrmotiv verschoben und zugleich damit eine völlige umwälzung der alten überlieferung volzogen sei, ist also bei dieser fassung nicht mehr anzunehmen. — Die benutzung der quelle kann auch sehr wol schon an einer früheren stelle unserer dichtung einsetzen, als Berger annimt. Zu den partieen wenigstens, welche poetisch entschieden über das hinausgehen, was Berger s. C fgg. als den „anteil des spielmanns" zu bestimmen sucht, gehört teilweise auch die erzählung von Orendels entschliessung und vorbereitung zur fahrt; vor allem die lebhaft anschauliche darstellung des aufgebotes an die vasallen v. 287 fgg., die nur in der überlieferung sehr entstelt ist[1]. Ich sehe also keinen grund gegen die annahme, dass mit den

1) Orendel läßt die herbeigekommenen (je nach ihrem verschiedenen stande) in einzelnen gruppen, *ringen*, antreten. Sein erster aufruf gilt den königen: 8 derselben treten mit einem gefolge von je 1000 rittern hervor. Der zweite ruf ergeht an die übrigen vasallen (vers 300 1 müssen ursprünglich an stelle von 296 gestanden haben); und zum zweiten male stelt sich eine schaar, 1000 volständig gewapnete ritter. Nun muss der dritte ruf erfolgt sein, denn nur auf einen solchen kann sich v. 304 5 *dô kunde er mit allen sînen sinnen die hêren von dem ring nit bringen* beziehen. Um dieser vergeblichen aufforderung an den dritten ring nachdruck zu geben, lässt Orendel einen haufen goldener sporen auf den hof schütten, und nun springen alsbald die jungen herbei und nehmen dieselben auf. Die goldenen sporen sind bekantlich zeichen der ritterwürde; um diesen preis lassen sich also die jungen (*degen* wird etwa

versen 155 fg. *es sprichet in dem buoche [alsô] ein stat ligt ûf der Müselen [dô]* in der tat der aus der alten tradition schöpfende, natürlich aber hier so wenig wie sonst getreue bericht eingeleitet wird. Bezüglich des weiteren inhaltes des ersten teiles pflichte ich Berger bei, soweit es sich um die ungefähre begrenzung des bestandes der alten überlieferung handelt; dass ich sonst auch hier vielfach von seiner auffassung abweiche, folgt schon aus den oben gegebenen ausführungen und wird sich unten weiter zeigen. Auf Orendels vereinigung mit Bride nach gemeinsamer glücklicher überwindung der feinde folgte aber nach meiner ansicht in der alten erzählung nicht allein Ises erscheinen und abfindung, sondern auch die mit seinem beistand bewerkstelligte heimkehr Orendels. Den kern des zweiten teiles auf ein selbständiges gedicht zurückzuführen, fanden wir keine veranlassung, vielmehr erkanten wir ihn als die typische fortsetzung des spielmannsgedichtes. War schon die quelle ein solches, etwa von der gattung des Rother, so mag sie auch schon jenen zweiten teil mit umfasst haben. Hat der dichter selbst ihn hinzugefügt, so ist sein werk durch spätere zutaten stark überwuchert. Jedenfals liegen hier elemente der dichtung neben und übereinander, welche nicht gleichen ursprunges sind.

Für die datierung der quelle unseres Orendel fehlt natürlich jeder anhalt. Die abfassungszeit der originalform des lezteren aber fält nach Bergers meinung um 1160, die entstehung von U in den ausgang des 13. jahrhunderts. H stamt aus dem jahre 1477, D aus dem jahre 1512; was gibt die veranlassung, U, die nächste gemeinsame grundlage der beiden, so weit zurück zu datieren? Nach Berger der umstand, dass U auf reinigung der reime und auf regelrechten versbau ausgehe. Für den ersten punkt bringt er 15, für den zweiten 2 belege. Das will schon gegenüber der gewaltigen anzahl unregelmässiger verse und reime, die in U stehen geblieben sind, wenig genug sagen; es verliert aber vollends alle bedeutung, wenn wir sehen, dass H in viel ausgedehnterem masse reine reime und regelrechte verse einführt als U. Was dort im 15. jahrhundert geschah, kann doch unmöglich hier die abfassung im 13. jahrhundert beweisen; nichts hindert sie in weit spätere zeit zu rücken.

Die anfangsgrenze für die datierung von U wird nach Berger durch zwei seiner meinung nach erst aus U stammende reime bestimt, *mône* (st. *mâne*) : *schône* und *galîn* (st. *galîne*) : *sîn*. Da Berger hier nur das eine beispiel für apokope des *e* im reime beibringt, so scheint er die zahlreichen weiteren fälle derselben dem originale zuzuschreiben. Er berührt diesen punkt denn auch gelegentlich bei der aufführung derjenigen reime, aus welchen er den dialekt des originals zu bestimmen sucht. Aber eine zusammenstellung der betreffenden fälle vermisst man ebenso sehr wie eine erörterung ihrer bedeutung. Ich habe mir 23 reime notiert, welche apokope des *e* nach langer stamsilbe unbedingt erfordern, darunter beispiele wie *daz : fast* (präteritum), *bereit : leit* (prät.), *hât* (prät.) *: missetât*, *geleit* (prät.) *: gemeit*, *fuort* (prät.) *: sluoc*, *diu milt* (subst.) *: schilt*, *êr* (subst.) *: sê*, *lac : trac* (drache). Das ist doch sicher nicht die reimweise der zeit um 1160, in welche Berger das original sezt. Er muste entweder diese datierung fallen lassen, oder er muste dergleichen reime der bearbeitung (U) zuweisen; keinenfals durften sie ignoriert werden. Ähnlich steht es mit den zweisilbigen reimen, welche auf dehnung offener stamsilben weisen. Auch sie scheint Berger insgesamt dem originale zuzuschreiben; folgerungen für die abfassungszeit desselben werden aus ihrem häufigen vorkommen nicht gezogen; sie wer-

statt *ritter* v. 317 in der grundlage gestanden haben) zur teilnahme bewegen. Der dritte ring muss demnach die knappen umfasst haben.

den ohne weitere bemerkungen unter den dialektlichen reimen der einzelnen vokale aufgeführt. Sie sollen also doch wol auf die rechnung der mitteldeutschen mundart des gedichtes gesezt werden, während diese erscheinung in gleicher ausdehnung in keinem gedichte der fraglichen zeit auftritt, auch in keinem mitteldeutschen. Freilich sind Bergers angaben auch recht unvolständig. Der reim *hère : mere* komt nicht allein an den von ihm angeführten 4 stellen vor, sondern auch noch v. 243 und 453. Ganz übergangen sind *hère* (dominus) *: mere* 3027. 3288, *hèren : mere* 2880, *ère (èren) : mere* 298. 576. 2874, *hère : geren* 3061; *geren : werden* 2826. 2834. 3124. 3132, *genesen : hèren* 1618, *sehen : wère* 2053. 2303, *leben : sterben* 1586, *tage : sande* 506. Im anschluss an diese erscheinung wären auch reime wie *stunden : frume; komen : Schalunge; ime : pfenninge* zu besprechen gewesen. In manchen fällen können die betreffenden reime anders, teilweise unter annahme noch jüngerer sprachformen erklärt werden (z. b. *herr : gern, gern : wer(d)n, sèn : wèr*), hie und da mag auch eine andere textherstellung angezeigt sein; jedenfals bleibt die tatsache bestehen, dass apokope und dehnung offener stamsilbe in den reimen der dichtung eine häufige erscheinung ist.

Was an entschieden altertümlichen reimen dem gegenüber steht ist wenig genug. Die reimformel *forderòst : tròst* 3679 ist im 12. jahrhundert geprägt, und wenn sie auch bekantlich in den Nibelungen noch gebraucht und Karlmeinet 404, 7 aus Rol. 8, 8 beibehalten ist, so wird sie doch von den rheinfränkischen fahrenden schwerlich noch lange nach dem 12. jahrhundert selbständig angewendet sein. Lezteres gilt auch für die v. 3616 von Berger im reime hergestelte form *gemarteròt*, während dem umstande, dass in U ausserhalb des reimes die form *gèbòt(e)* stand, keine bedeutung beizumessen ist, wenn, wie Berger s. XXXIV bemerkt, U in Oberdeutschland geschrieben war; ebensowenig der schreibung *brünige, brinige*. Der auch von mir Mor. CVIII aufgeführte reim *dannàn : Jordàn* 1680 ist nicht sicher, da ebensogut wie v. 3135 auch *dan* gemeint sein kann. Ob v. 346 *menigìn : Rìn* oder die sonst übliche form *menige : Rìne* gemeint ist, will ich nicht entscheiden. Reime welche auf ein flexions-*e* beschränkt sind, lassen sich nach Berger sonst nur in drei fällen nachweisen.

Das sind doch überaus spärliche beispiele voltonig gebrauchter endungen für ein gedicht, dessen reime zum grossen teil nicht neu gebildet sind, sondern aus alt überlieferten formeln stammen. Dass sie nicht geeignet sind, seine abfassung in der zeit um 1160 wahrscheinlich zu machen, ist wol klar. Es müsten andere, wichtige umstände dafür in die wage fallen. Nun ist die reimkunst des Orendel sehr unvolkommen; die assonanzen sind sehr zahlreich und sehr roh, roher als im Morolf; von diesem gesichtspunkte aus wird man geneigt sein, die abfassung des Orendel eher vor als hinter die des Morolf zu verlegen. Lezterer aber, meinte ich, könne nicht wol vor dem lezten decennium des 12. jahrhunderts verfasst sein. Berger ist anderer ansicht. Er glaubt, dass der kürzere Oswald in die siebziger jahre des 12. jahrhunderts falle, der Morolf vor diese zeit und der Orendel vor den Morolf, also um 1160. Da Berger diese datierung des Oswald als „ziemlich sicher“ bezeichnet, da sie, wie ich aus Siegm. Schultzes dissertation über die Oswaldlegende (Halle 1888) ersehe, auch von andern dafür gehalten wird, und da hierbei umstände in betracht kommen, welche für die beurteilung der litterarhistorischen stellung der spielmannspoesie überhaupt von bedeutung sind, so halte ich es für nötig auf die frage ausführlicher einzugehen.

Zur begründung der zeitbestimmung des Oswald beruft Berger sich auf Paul-Braune XI, 382. Dort weist er darauf hin, dass der Oswald in die gruppe Orendel Morolf herzog Ernst gehöre, und zwar, wegen seiner verhältnismässig grösten reimgenauigkeit, als lezter dieser reihe. Der Orendel aber sei viel früher als 1187 verfasst — das solle in der ausgabe ausgeführt werden; der Morolf falle vor 1190 — das solle an anderem orte wahrscheinlich gemacht werden. Da wird doch der leser im kreise herumgeführt. Es bleibt also der herzog Ernst. Ich muss mich wundern, dass Berger bei seiner vertrautheit mit der spielmannspoesie noch dem alten herkommen folgen kann, welches dieses gedicht mit dem Orendel usw. in eine reihe sezt. Wenn ich dasselbe bei der schilderung der spielmannsmanier Morolf CXVIII fgg. ausschloss, so hatte ich meine guten gründe dafür. In der tat hat ja der herzog Ernst nichts von den dort geschilderten, so leicht erkenbaren und so charakteristischen zügen, nichts von jener an den überlieferten formelvorrat gebundenen darstellung, nichts von den possen oder der plumpen bigotterie, von der ganzen leichtfertigen behandlung des stoffes, von dem persönlichen hervordrängen des spielmanns, nichts von der typischen brautfahrt oder entführung. Dass der held in den orient komt und dort allerlei abenteuer erlebt, macht doch dies gedicht so wenig wie den Alexander oder den grafen Rudolf zu einem spielmannsgedichte. Und von vornherein sehen wir es in den gebildetsten kreisen verbreitet. Der angehörige eines der vornehmsten bairischen geschlechter erbittet es sich vor 1186 von einem abte zur abschrift. In der zeit, wo an den höfen noch eine edlere geselligkeit gepflegt wurde, las man dort, so erzählt uns Wernher der gärtner, den herzog Ernst vor. Eine bearbeitung in lateinischen hexametern wird 1206 dem erzbischof von Magdeburg gewidmet, eine spätere deutsche erneuerung nimt sich Wolframs manier zum muster. Ein solches gedicht kann doch unmöglich einen massstab für jene ganz auf den derben geschmack und den beschränkten anschauungskreis eines niederen publikums zugeschnittene und aus ihm erwachsene spielmannspoesie abgeben. Man muss von dieser von vornherein einen viel geringeren kunstgrad, eine viel grössere befangenheit in alten typen und formen erwarten. Aber welches sind denn nun die kriterien, die aus dem herzog Ernst für die zeitbestimmung des Oswald entnommen werden? Oswald übertrift an reimgenauigkeit bei weitem den Morolf; näher steht ihm schon der herzog Ernst, „in dem indessen die assonanzen immer noch zahlreicher sind.“ Die meist tadellose reinheit des reimes im Oswald weist immerhin (trotz ungeschick in darstellung und — übrigens wesentlich korrektem — versbau) schon auf die zeit einer vorgeschrittenen kunstentwickelung. Nun ist der Ernst in den siebziger jahren (nach Bartsch zwischen 1173 und 1180) gedichtet, also ist der Oswald — auch in den siebziger jahren verfasst. Für „ziemlich sicher“ kann ich diese zeitbestimmung nicht halten.

Rödiger hatte Anz. f. d. a. II, 252 fgg. mundartliche reimformen des Oswald aus dem alemannischen des 15. jahrhunderts belegt; er hatte an die assonanzen der von Schönbach ins 14. jahrhundert gesezten Cäcilie erinnert, auf die zahlreichen beispiele für apokope und stamsilbendehnung in den reimen des Oswald hingewiesen, und nach alledem Bartschs annahme, dass für dies gedicht eine vorlage aus dem 12. jahrh. vorauszusetzen sei, abgelehnt. Die gründe, welche nun Berger Paul-Braune XI, 370 fgg. zur stütze von Bartschs ansicht beibringt, sind nicht stichhaltig. Er behauptet 1) es finde sich im Oswald eine anzahl im 15., ja wol schon seit der mitte des 14. jahrhunderts nicht mehr gebrauchter ausdrücke. Obwol dieser punkt nur die frage nach einer älteren vorlage des gedichtes überhaupt, nicht die abfassung derselben im 12.

jahrhundert betrift, so darf doch nicht verschwiegen werden, dass Bergers behauptung bei keinem der von ihm aufgeführten worte zutrift. Es sind die folgenden: *bey namen* v. 25. 1420 als flickwort im reim = fürwahr oder besonders: das Deutsche wb. belegt es in der ersten bedeutung aus dem ende des 15., in der zweiten noch aus dem ende des 16. jahrhunderts. — *gefug* im D. wb. aus dem 15. jahrhundert bezeugt. — *missewende* belegt Lexer noch aus dem 15. jahrhundert. — *alzuhant* im D. wb. aus dem 16. jahrh. nachgewiesen. — *âne, sunder wân* komt noch im anfang des 16. jahrhunderts vor: Wackernagel Kirchenl. II n. 1314 str. 3, 9. — *megeteyn* noch bei Michel Beheim, Wiener 57, 7. 193, 6. — *wunderschiere* ist keineswegs ein altes wort: Lexer belegt es nur aus einer plusstrophe der Morolfhandschrift E vom jahre 1479 (hinter str. 125), ferner aus der Koloczaer hs. 250, 175 und aus Mone altd. schausp. 1, 1920 (14. jh.). — *einem angewinnen* im D. wb. reichlich bis ins 17. jahrhundert belegt; sogar Wieland gebraucht das wort noch. — *hobischeit* 327 ist doch nichts anderes als das erst seit dem 17. jahrhundert erloschene *hübscheit*. — *sich underwinden* = sich in besitz setzen 380 wird so noch im 16. jahrhundert gebraucht, z. b. Zimmerische chronik II², 422, 37. — *gehus* im D. wb. ununterbrochen bis ins 18. jahrhundert belegt. — *friedel* ebenda noch aus dem 15., *gemeit* noch zahlreich aus dem 16., *lusten* = begehren aus dem 16., mit umlaut noch aus dem 18., *klar* = schön bis ins 17. jahrhundert belegt. — *sider* komt im 15. jahrh. z. b. in Beheims Wienern, im 16. z. b. in der Zimmerischen chronik vor, aber noch im 18. jahrh. wurde es nach Frisch „in gemeinen reden oft gehört.“ — *unde* = woge bei Frisch aus dem 15., bei Diefenbach noch aus dem 16. jahrh. belegt. — *beiten* = zögern im D. wb. bis ins 17. jahrh. nachgewiesen. — Also dieser punkt ist wol abgetan.

2. Die hdschr. O des kürzeren Oswald überliefert einen zug der sage in vermutlich ursprünglicherer fassung als das längere gedicht. — Das könte doch nur beweisen, dass der verfasser des kürzeren gedichtes seine kentnis der legende aus einer von dem längeren unabhängigen tradition schöpfte; auf die form, in welcher ihm diese zufloss, können wir daraus gar keinen schluss ziehen.

3. Aus der im übrigen nüchternen und unbeholfenen darstellung heben sich einige stellen durch zarte empfindung und poetischen ausdruck deutlich ab (es werden 6 kurze versreihen citiert); diese können unmöglich vom verfasser von WO (d. i. die uns überlieferte dichtung) herrühren, sie weisen auf einen begabteren dichter. — Daraus würde notwendig der schluss zu ziehen sein, dass in WO von der alten dichtung nichts mehr zu erkennen ist als einige ganz unbedeutende trümmer; alles andere wäre so durchgreifend geändert, dass sich gerade dadurch jene spärlichen reste des alten noch „deutlich abheben.“ Und dabei soll noch aus den reimen dieses nach Berger um 1400 verfassten WO — und zwar nicht etwa aus vereinzelten altertümlichen erscheinungen, sondern aus dem gesamtcharakter seiner reimkunst — die abfassungszeit jener vorausgesezten alten grundlage, ja im weiteren verfolge die chronologie der gesamten spielmannsdichtung bestimt werden? Berger entzieht hier seiner oben angeführten datierung selbst allen boden. — Übrigens lässt sich auch aus den betreffenden stellen kein schluss auf eine ältere vorlage ziehen. Durch die entlehnungen aus dem Orendel und Morolf wissen wir schon, dass der dichter seine erzählung mit allerlei reminiscenzen ausschmückt. So ist die von Berger besonders herausgehobene stelle v. 411 fgg. augenscheinlich einer jener liebesgrüsse, wie sie im 15. jahrhundert vielfach überliefert sind, vgl. z. b. Hätzlerin s. 77ᵃ, Fichards Frankf. archiv III, 257; so haben ihm bei den versen 1376 fgg. augenscheinlich

erinnerungen an irgend ein älteres gebet vorgeschwebt, die teilweise gar nicht in den zusammenhang passen.

4. Die alliteration hat in volksmässiger redeweise viel zu lange fortgelebt, um das was wirklich von Bergers unter dieser rubrik gegebener zusammenstellung nicht auf zufälligem gleichklang des anlautes beruht, zur altersbestimmung verwerten zu können.

5. Die wenigen harten assonanzen, welche ins 12. jahrhundert weisen sollen, (s. 372), finden z. b. in den reimen der von Rödiger herbeigezogenen Cäcilie ausreichende parallelen, vgl. reime wie *belîbet : gezùhet*, *opher : einander*, *nèmen : sluzzen* u. a. Unter den von Berger aufgeführten reimen ist übrigens der aus Osw. O entnommene *adler : bewaren* gewiss als *adel-ar : bewarn* aufzufassen (*adel-ar* noch im 16. jh.). Vers 53 scheint mir *hochgeborn (: erkorn)* O dem *wolgeton* W des zusammenhanges wegen vorzuziehen; jedenfals bietet W mit seinem *wolgetòn : irkōrn* keineswegs einen alten, sondern einen sehr jungen reim, ebenso jung wie die nach Bartschs angaben in WO gemeinsam überlieferten *unbegòbit : gelōbit* 588, *bōten* (nuntii) *: tōten* (fecerunt) 849, *got : hōt* 391. 448. 1328, *noch : vil nòch* 1076, *och : hen nòch* 1234. Das sind besonders dem elsässischen dialekte des 14/15. jahrhunderts gemässe reime, wie sie z. b. der Strassburger Morolfdruck einführt (Morolf fortsetzung 71ᵃ, 10 *mòsz : gròsz*; 73ᵃ, 2 *hòr : enbor*; 73ᵇ, 16 *schòn : getòn*), erscheinungen, die zusammen mit dem häufigen gebrauche der apokope und stamsilbendehnung der reimkunst des gedichtes deutlich genug den charakter des 14/15. jahrhunderts aufprägen.

Wenn endlich Berger s. 374 „das fehlen höfischen einflusses und die stärkere geistliche tendenz“ betont, so ist beides bei einer dichtung legendarischen inhaltes aus dem 14/15. jahrhundert ganz in der ordnung. Andererseits aber waren auch die traditionen der spielmannspoesie in diesem zeitraume lebendig genug, um sich in dem gedichte daneben bemerklich zu machen. Der „spruch vom könig Etzel“ z. b. (Keller, Erzählungen aus altd. hdschr. 1) ist nichts weiter als ein ganz an den alten formeln klebendes spielmannsgedicht, und die berührung der legende mit dieser gattung kann der Christophorus B veranschaulichen, den Schönbach, nach Ztschr. f. d. a. 26, 83 unten, gewiss mit recht nicht mehr wie früher für ein werk des 12. jahrhunderts hält.

Ich denke, wir haben nach dem allen nicht den mindesten grund, den kürzeren Oswald bis ins 12. jahrhundert zurückzudatieren. Woher auch immer dem dichter sein stoff zugeflossen sein mag, sein machwerk gehört dem 14/15. jahrhundert an, und es kann daher für die datierung der spielmannspoesie des 12. jahrhunderts gar nicht in betracht kommen. Damit fält denn auch die grenze, welche Berger für die zeitbestimmung des Orendel und Morolf ziehen wolte.

Aber Berger bringt a. a. o. s. 380 fg. noch einen anderen grund gegen diejenigen vor, welche den Orendel und Morolf[1] bis gegen das ende des 12. jahrhunderts hinabrücken wollen. „Kann man“ — so fragt er — „an so später datierung der genanten spielmannsgedichte noch ernstlich festhalten, wenn man ihnen die erzeugnisse der volkspoesie gegenüber stelt, die uns nach ablauf des jahrhunderts entgegentreten?“ Gewiss nicht, wenn man alle denkmäler der deutschen dichtung in eine einzige gerade linie rückt, mögen sie nun in Trier oder in Österreich entstanden, mögen sie bei hofe oder an den strassenecken vorgetragen sein. Aber ich denke doch, die litteraturgeschichte hat nicht nur mit chronologischen, sondern auch mit

1) Die s. 380 daneben erwähnten Rother und Ernst sind doch nicht „meist bisher“ so datiert.

landschaftlichen und socialen unterschieden zu rechnen. Jene volksmässige epik vornehmeren stils, auf welche Berger bezug nimt[1], sehen wir in Österreich und zwar in ritterlichen kreisen sich ausbilden. Um 1160 sind uns dort ritterliche *trûtliet* bezeugt, um dieselbe zeit epische dichtung von Rüdiger und Dietrich von Bern. Dass diese leztere im stile des Orendel und Morolf gehalten war, wird wol niemand annehmen; es würde uns dann nur eine karrikatur der Nibelungensage geblieben sein. Die beschaffenheit jenes altösterreichischen ritterlichen minnegesanges lernen wir bald nach jenem ältesten zeugnis in Kürnbergs liedern kennen. Dieselbe strophenform, dieselbe durchdringung volksmässiger und ritterlicher elemente wie in ihnen tritt uns später im Nibelungenlied entgegen; beides muss auch für dessen liedartige grundbestandteile vorausgesezt werden. Minnelied und episches lied haben sich damals in Österreich neben einander auf nationaler grundlage in den höheren geselschaftskreisen entwickelt. Wie aber in Baiern schon im 12. jahrhundert das vorlesen umfänglicher epischer erzählungen gegenstand der höfischen unterhaltung geworden war (Roland, herzog Ernst), so wante sich im ersten decennium des 13. jahrhunderts auch in Österreich gleichzeitig mit dem ersten eindringen Hartmannscher und Wolframscher epik der höfische geschmack vom epischen liede der epischen erzählung zu. Dem direkten einflusse der französischen litteratur jedoch schon durch die geographische lage entrückt, geht man nicht wie in Westdeutschland zur bearbeitung französischer quellen über, sondern die nationale dichtung bequemt sich dem neuen geschmack an: die epischen lieder oder liedercyklen werden unter einmischung modern höfischer elemente zu umfänglichen leseepen verarbeitet, so entsteht bis um 1210 das Nibelungenlied und später unter dessen einfluss die Gudrun; oder man baut aus einzelnen sagenhaften motiven frei combinierte erzählungen gleichen stiles auf, so entsteht, gleichfals in unmittelbarer anlehnung an die Nibelungendichtung die Klage und der Biterolf. Zunächst auf die bairisch-österreichischen lande beschränkt, breitet sich diese dichtungsgattung, inzwischen mit elementen niederer volkspoesie versezt, in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts auch auf alemannische gebiete aus. Dass sie jemals auch in den Mosel- und Rheinlanden gepflegt sei, dafür spricht kein einziges denkmal. Insbesondere aber würde die annahme, dass in diesen ganz von der französierenden dichtung beherschten grenzgebieten gleichzeitig mit Nibelungen und Biterolf ebensolche volksmässig-ritterlichen epen in ausgebildeter kunstform gedichtet seien, allen tatsachen widersprechen. Wie sollen wir denn also zu der voraussetzung berechtigt sein, dass ebendort in der zunächst vorangehenden zeit die gesamte volkspoesie sich in einer zu diesem gipfel aufsteigenden linie bewegt habe? Mögen wir die abfassung des Orendel und Morolf noch so weit hinaufrücken, soviel ist doch zweifellos, dass sie, die anerkantermassen erheblich später als der Rother gedichtet sind, keineswegs auf einer kunststufe stehen, welche über den Rother hinaus auch nur von ferne auf die Nibelungen- oder Biterolfgattung zuführt, dass sie vielmehr die ernstere und gediegenere manier des Rotherdichters, der noch um den beifall vornehmer geschlechter warb, ins niedere fortgebildet haben, augenscheinlich in einer zeit und in einer gegend, wo die höheren geselschaftskreise den geschmack an dergleichen verloren hatten. Diese gedichte sind eben höchst charakteristische und wertvolle vertreter einer niederen volkspoesie, die zu allen zeiten, wo die gebildeten stände ihre besondere kunst pflegten, neben dieser existiert hat; die noch an den alten traditionen haftet, wo die kunstmässige dichtung längst andere wege einschlug;

1) Der selbst nichts weniger als sicher datierte, nur in später überlieferung erhaltene Laurin kann für die datierung anderer dichtungen nicht in betracht kommen.

und die umsoweniger fühlung mit der kunstpoesie hat, jemehr diese unter fremdem einflusse steht. Dass viele formeln, dass stil und kompositionsweise dieser durch den Orendel und Morolf vertretenen volkspoesie sich auch durch die mittelhochdeutsche blüteperiode hin in lebendiger überlieferung fortgepflanzt haben müssen, zeigt ihr widerauftauchen in dichtungen wie Ortnit, Wolfdietrich BD und späteren deutlich genug. Vielfach berührt sich schon jene niedere spielmannsdichtung mit den moderneren volksmässigen gattungen. Das wunderbare spielt in ihr eine ähnliche rolle wie im volksmärchen; die formel und verwante stilmittel finden sich in einer ausdehnung wie nur irgend im volksliede; die mischung von ernster und parodistisch-possenhafter behandlung des stoffes erinnert lebhaft an die reste der volksschauspiele, die wir noch in der puppenkomödie besitzen[1]; der rein typische charakter ist ihnen mit allen diesen gattungen gemeinsam. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie lange diese noch heute lebendigen arten der volksdichtung an den alten stoffen und stilformen festhalten, wie wenig und wie spät sie durch neue epochen der kunstdichtung beeinflusst werden, um ein entsprechendes verhältnis zwischen der niederen spielmannspoesie und der gleichzeitigen höfischen dichtung einleuchtend zu machen.

Je mehr nun schon dieser konservative, ganz vom überlieferten abhängige charakter der dichtung der ungebildeten die datierung ihrer einzelnen denkmäler erschwert, umsomehr beachtung verdient es, wenn sich in ihnen nun doch diese oder jene spur einer fortgeschrittenen kunstübung zeigt. Es kann so gelingen, wenigstens eine anfangsgrenze für ihre entstehung zu gewinnen. Eine solche spur glaubte ich im Morolf zu bemerken, wenn der dichter, der sich nur stumpfen reim gestattet, dabei nicht mehr nach alter weise auch das tonlose *e* im versausgange zulässt. Diese sehr merkwürdige beschränkung im reimgebrauche tritt sonst in der epischen dichtung erst im Nibelungenliede auf, während sie in derselben strophenform bei Kürnberg noch nicht herscht. Von strophischer dichtung der fahrenden lassen sich nur Hergers sprüche vergleichen. Herger fand sein brot an den höfen, er genoss die gunst hochgestelter adlicher; man darf erwarten, dass er mehr sorgfalt auf seine dichtung verwante als ein spielmann vom schlage des Morolfdichters; aber auch er hat sich der alten freiheit keineswegs entäussert, und seine sprüche reichen bis gegen 1180. Unter diesen umständen meinte ich den Morolf nicht über das lezte decennium des 12. jahrhunderts zurückdatieren zu dürfen, umsomehr als von andrer seite einer solchen zeitbestimmung nichts widerspricht, wenn man nur nicht vergisst, welcher dichtungsgattung der Morolf angehört. Berger meint, „solchen nachweisen sei keine untrügliche beweiskraft beizumessen, zumal wenn es sich um geringe zahlenunterschiede handle.“ In den 783 strophen des Morolf finden sich nur 1 oder 2 sichere belege für die hebung des *e* im versausgange, in den 28 strophen Hergers finden sich deren 14: das sind doch wahrhaftig keine „geringen zahlenunterschiede!“ Auch wenn man für den Morolf noch alle stellen in betracht ziehen wolte, wo sich irgend etwa vermuten liesse, dass der überlieferte text zu ändern sei, um derartige versausgänge herzustellen, so würde doch dort immer nur auf 200, bei Herger auf 4 der in betracht zu ziehenden reimpaare ein solcher fall kommen. An der tatsache lässt sich nun einmal nicht rütteln, dass im Morolf der stumpfe ausgang abweichend vom älteren brauche, in derselben weise wie im Nibelungenliede gesetz ist. Das ist

1) Der zuerst von Scherer angedeutete vergleich zwischen spielmannsdichtung und puppenspiel liesse sich bis in sehr bemerkenswerte einzelheiten durchführen. Ein beispiel gab P. Schütze, Gegenwart bd. XXIX s. 344.

aber eine sehr wichtige neuerung, welche den spielmann nötigte mit einem teil der sonst so zäh festgehaltenen traditionen zu brechen. Reichlich die hälfte der reime, welche der Orendel verwendet, wurde beispielsweise für den Morolfdichter durch die befolgung dieses gesetzes unbrauchbar. Auf eine grosse anzahl von bequemen epischen formeln muste er verzichten, formeln z. b. wie *in aller der gebære : als . . . wære; niht lenger beiten : bereiten; . . . gienc gerihte dâ er . . . wiste; . . . gienc drâte in eine kemenâte; hieʒ springen : bringen; mit sinnen : bringen : gewinnen; vil schiere er sich besande in allem sînem lande; si zugen ûf ir segele ir kiele giengen ebene: mit brôte und ouch mit wîne mit maneger hande spîse;* formeln ferner mit *fehten : knehten, biderbe : widere, geseʒʒen : vermeʒʒen, sâʒen : vergâʒen, frouwen : schouwen, wîle : mîle* usw. Wenn ein spielmann, dessen darstellung ganz unter der herschaft der epischen formel steht, sich aller dieser überlieferungen entäussert, oder dieselben, wie das in einzelnen fällen vorkomt, nach dem veränderten metrischen schema umgestaltet, so ist es doch wol klar, dass es sich da nicht um ein bedeutungsloses und dem zufall unterworfenes mehr oder weniger dieser oder jener reimform, sondern um die bewuste durchführung eines ganz bestimten metrischen prinzips handelt. Sicherlich würde sich aber dieser kunstlose und reimarme dichter einem solchen nicht unterworfen haben, wenn es sich nicht, im zusammenhange mit der fortgeschrittenen sprachentwickelung, zu seiner zeit schon algemeine geltung errungen hatte. Es dürfte demnach wol sein bewenden dabei haben, dass wir den Morolf nicht über das ende des 12. jahrhunderts zurückdatieren.

Weder der Morolf noch der Oswald kann demnach zur begründung für Bergers zeitbestimmung des Orendel dienen. Andrerseits ist auch der jedenfals beträchtliche zwischenraum, welcher den Orendel vom Rother trent, so wenig wie die abfassung des Rother selbst auf das jahrzehent anzugeben. So ist denn auch hier kein irgend sicherer anhalt. Im Orendel selbst wolte bekantlich E. H. Meyer bestimte beziehungen auf die geschichte des königreichs Jerusalem wahrnehmen, welche darauf hinführen würden, dass das gedicht „etwa bald nach den vorfällen vor Akers im jahre 1190“ gedichtet wäre. Seinem versuche, den inhalt unserer dichtung mit einzelheiten aus der geschichte Guidos von Lusignan und der Sibylle zu verknüpfen kann ich, wie ich schon bei anderer gelegenheit äusserte, so wenig wie Harkensee und jezt Berger zustimmen. Überhaupt sind, wie ich Berger weiterhin zugebe, die angaben des gedichtes über das heilige land meist so konfus und wilkürlich, dass man hier von vornherein keine bestimten und zuverlässigen historischen beziehungen erwarten darf. Aber gewisse algemeine vorstellungen von den zuständen in Palästina, das durcheinander von christen und heiden in Jerusalem, die feindseligkeit der tempelherren, die kämpfe um das heilige grab, sein verlust und seine widergewinnung — das alles scheint mir auf einen anschauungskreis hinzudeuten, wie er sich nicht wol in den nächsten jahren nach dem zweiten kreuzzuge, sehr gut dagegen in der von Meyer vermuteten zeit, an und für sich auch in einer späteren periode, nach 1229, im abendlande ausbilden konte. Das wenigstens trift nicht zu, was Berger s. LIX bemerkt, dass es unerlaubt sei, in der übergabe Jerusalems an die heiden „umb einen schatz“ (v. 2895) die eroberung der stadt durch Saladin im jahre 1187 widerfinden zu wollen. Die stadt wurde ja tatsächlich nicht durch sturm genommen, sondern, als sie nicht mehr zu halten war, nach längeren verhandlungen durch vertrag dem sultan übergeben. Das volk aber warf wirklich dem patriarchen und der ritterschaft vor, dass sie schändliche schacherer seien, welche den heiden die heilige stadt verkauft hätten, wie einst Judas den heiland, vgl. Wilken, Kreuzz. III, s. 311 und

anm. 123. Dass andrerseits einem deutschen spielmann zur zeit des dritten kreuzzuges der gedanke an die widergewinnung des heiligen grabes nahe genug gelegen haben würde, um eine solche auf die erzählung vom verluste desselben folgen zu lassen, ist doch sicherlich nicht zu bestreiten. Wenn sowol Harkensee als Berger Orendels seereise mit der fahrt einer im jahre 1147 von Köln ausgelaufenen kreuzfahrerflotte vergleichen, so könte es scheinen, als ob sie annehmen, dass eine frische erinnerung gerade an dieses ereignis in der schilderung des rheinischen spielmannes zu erkennen und damit eine stütze für ihre datierung gewonnen sei. Ich muss daher noch einmal die schon Mor. CVIII gemachte bemerkung widerholen, dass im jahre 1188 rheinische kreuzfahrer ganz denselben weg wählten; vgl. Annales Colon. max. MGSS XVII, s. 795 ann. 1188: interim naves fabricabantur per diversas regiones et civitates in expeditionem, e quibus IV de Colonia moverunt in quibus erant ad MD homines. Tam hii quam ceteri omnes ad III annos victualia copiose habebant etc. — Gotfried von Cöln a. a. o. 796: in quadragesima naves undique adventantes et sibi invicem copulatae velis oppansis iter aequoreum ingressae sunt . . . Erant LX naves ex eis virorum vero pugnatorum X milia et amplius. — Andere schlugen in derselben zeit den bei Orendels zweiter Jerusalemfahrt beschriebenen weg ein: sie zogen rheinaufwärts zu lande bis Unteritalien (Ann. Col. max. a. a. o.) und so kehrten auch im november 1190 viele kreuzfahrer über Apulien zurück (a. a. o. s. 798).

Deutlicher als historische weisen kulturhistorische momente auf eine spätere zeit als die von Berger angenommene. So fern dem dichter natürlich die kunstmittel höfischer poesie liegen, so ist ihm doch höfisches wesen keineswegs fremd; es tritt stellenweise sogar in formen auf, welche überhaupt für das 12. jahrhundert sonst noch nicht nachweisbar sind. Die moderne ritterliche kampfart gilt dem spielmann schon als selbstverständlich. Jeder zweikampf beginnt mit dem speerstechen oder er beschränkt sich auch ganz darauf; dem sieger fält das ross des überwundenen zu. Das stechen findet vor den augen der damen statt (854 fg.); nachdem Orendel alle gegner auf den sand gestreckt hat, lässt er vor der königin sein ross hoch aufspringen (1106 fg.); sie entbietet ihm ihre huld und will ihn in ihren *dienest* nehmen (1152/57. 1161/2). Das turnier bildet auch einen bestandteil der schwertleite. Diese wird mit meister Ise bei seiner erhebung zum herzog vorgenommen und im einzelnen geschildert. Nachdem ihm ein herzogliches gewand angelegt ist, wird er in die h. grabeskirche geführt und dort erfolgt die umgürtung mit dem schwerte. Jeder der anwesenden helden gibt ihm einen schlag an den hals und Ise spricht dabei: „ich werde es euch vergelten wenn ich kann.“ Das ist nicht, wie Berger meint, eine eigentümliche, sonst nicht nachweisbare, „bei verleihung der herzogswürde übliche cerimonie“; es ist zweifellos der ritterschlag, die colée gemeint, also jener schlag, welchen der zum ritter zu erhebende knappe an den hals erhielt unter hinweis auf die mishandlung des heilandes, die er an den ungläubigen rächen soll (so nach einer nachricht aus der mitte des 14. jahrhunderts über Wilhelms von Holland schwertleite), oder, nach späterer darstellung, als den lezten schlag, den er sich gefallen lassen solle. Dass der spielmann nicht etwa den Orendel allein, sondern gleich die ganze versamlung dem Ise die alapa zufügen lässt, ist bei der bekanten vorliebe dieser poeten für kleine prügelscenen charakteristisch genug. Der gebrauch des ritterschlages aber ist für Deutschland bisher erst seit dem 14. jahrhundert mit sicherheit belegt, vgl. Roth v. Schreckenstein, Ritterwürde und ritterstand s. 240 fgg. 245 fgg. Seit dieser zeit komt es auch häufig vor, dass deutsche, adliche sowol wie bürger, sich wie meister Ise zu Jerusalem in der grabeskirche zu rittern vom h. grabe schlagen lassen. Wich-

tig wäre es zu wissen, ob sich die sitte doch schon aus früherer zeit nachweisen lässt. Bis dahin scheint mir diese wie manche andere in unserm gedichte zu tage tretende vorstellung späten ursprunges dringend verdächtig. Dass dann nach der weiteren erzählung die wapnung des neuen ritters erfolgt, entspricht dem bei der schwertleite herkömlichen brauche. Als er sich aufs pferd schwingt, wird ihm von Orendel zugerufen, er solle die christen schonen, nicht aber die heiden (bei dem nunmehr nach höfischer sitte sich anschliessenden turnier). Die darauf folgenden worte *sô wil ich iuch, degen küene, selber iuwer sper füeren* müssen auch noch dem Orendel, nicht, wie Berger will, dem Ise in den mund gelegt werden. Es gehört mit zu den cerimonien der schwertleite, dass die älteren ritter den novizen solche dienstleistungen erweisen, vgl. Nib. 33, 2 *die wisen heten reht daz si den tumben dienden als in was ê getân.* Es folgt dann das turnier, zu welchem herzoge, grafen, ritter und bauern zusammenströmen.

So sehr hat die ritterliche tjost schon den alten reckenmässigen kampf verdrängt, dass selbst die riesen gegen alles herkommen nicht zu fuss mit der stange, sondern zu pferde mit dem speer kämpfen, und einem wird in anbetracht seiner grösse gar ein elephant statt des streitrosses gegeben. Die rüstung dieses riesen wird mit gröster ausführlichkeit beschrieben. Das dem elephanten bis auf die füsse reichende *gedecke von silber wiz* (d. i. die covertiure), der schmucküberladene mit einem wappen versehene schild und vor allem die helmzier. Zu dieser gehört unter vielem andern ein bewegliches rad, welches an das des Wigalois erinnert und eine goldene linde. Leztere ist eines jener blasebalgkunstwerke, welche in der deutschen dichtung zuerst im Strassburger Alexander durch einen goldenen hirsch vertreten sind. Die linde erscheint sonst noch im Rosengarten, Grimm 193 fgg., und im Wolfdietrich B 807 fgg. 555 fgg. Sie steht dort in einem garten bezw. saale und ist wie jener hirsch im Alexander mit goldenen röhren durchzogen, welche in hohle vögel auslaufen; wenn durch einen blasebalg die luft durch die röhren getrieben wird, so singen die vögel. Eben dies komplicierte kunstwerk trägt nun im Orendel der riese auf seinem helm, ja er lässt es sogar musicieren, indem er den blasebalg bewegt! Augenscheinlich doch eine ganz abgeschmackte übertragung, wie sie sich erst einstelt, wo dergleichen motive in der kunsttradition schon abgenuzt sind, nicht wo sie eben erst eingang gefunden haben. So wird auch auf den wilden mann, der sich ausser einer krone, der linde, dem rade, einem löwen, drachen, bären und eber auch noch auf dem helme befindet, ganz gedankenlos die in bezug auf bildlich dargestelte vögel gebräuchliche formel (Berger zu 981) übertragen: — recht als er lebte und gegen den lüften strebte. Diese ganze schilderung kann überdies nur in einer zeit entstanden sein, wo das helmzimier sich schon zu reichen und abenteuerlichen formen entwickelt hatte, und das war im 12. jahrhundert sicher noch nicht der fall. Meines erachtens gehört sie mit zu den jüngsten bestandteilen der dichtung, und ich gestehe nicht zu begreifen, wie Berger dies tolle zeug gar der alten, von ihm so begeistert gepriesenen quelle des angeblich um 1160 verfassten gedichtes zuschreiben kann (s. XCVIII).

Auch so manche wörter liessen sich aufführen, welche in der von Berger angesezten zeit noch nicht belegt sind, teilweise erst sehr viel später auftreten. *turnei* v. 2324 tritt in der deutschen dichtung zuerst bei Heinrich von Veldeke in einer noch dazu unsicheren stelle der Eneit 937 und im oberdeutschen Servatius 3332 auf (die von Berger eingesezte form *turnier* ist noch weit jünger). *banier* v. 1692 komt statt des früher ausschliesslich herschenden *vane* zuerst bei Zatzikhoven, bei Herbort

und im Athis vor. *fier*, was gewiss v. 1878 einzusetzen ist, da H das wort nicht eingeführt haben würde, wird zuerst bei Heinrich von Morungen und Wolfram gebraucht. Alle drei worte kommen übrigens auch im Morolf vor (zu *fier* s. Mor. 361 anm.). — *kerne* figürlich vom helden zuerst Athis C 114 u. anm. — Das später (auch Osw. WO) im reim so beliebte *fîn* v. 1245 ist zuerst bei den minnesingern seit Gotfried von Neifen gebräuchlich; im höfischen epos tritt es zuerst bei Konrad von Würzburg auf, im volksepos erst im Ecke, Rosengarten, Wolfdietrich und der Virginal. Dem gegenüber dürfte man sich für den Orendel auf die ganz vereinzelte bibelglosse des 10. jahrhunderts bei Graff *fînlicho tenere* sicherlich nicht berufen. Auch *eben* 420. 1603 bildet einen in später zeit beliebten flickreim. *hûsêre* ist zuerst beim Winsbeken, Reinmar von Zweter und jüngeren spruchdichtern, in der epik zuerst im Wolfdietrich D nachgewiesen (Z. f. d. a. 6, 387). *vilzgebûre* v. 930 ist erst seit der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts belegt, über *art, morgengâben* s. Berger z. 3256. 198. Das erst aus dem 15. jahrhundert bezeugte *nagelnûwe* hätte Berger nicht v. 753 aus D in den text setzen sollen, ebensowenig wie das nicht ältere *buolschaft* 2429 und *lieben* = minnen 1888, worüber weiter unten.

Also auch hier fehlt es ebensowenig wie im inhalte und in den reimen der dichtung an merkmalen, welche über das 12. jahrhundert hinaus weisen, und es erhebt sich immer wider die für die zeitbestimmung des originals vor allem wichtige frage, in wie weit uns denn dieses in der vorliegenden überlieferung überhaupt noch erhalten ist. Berger meint, das original sei in der Morolfstrophe verfasst gewesen, und diese sei erst in U, also erst in der nächsten vorlage von D und H beseitigt worden. Er dehnt dabei den begriff der Morolfstrophe dahin aus, dass er unter dieser „jede fünfzeilige strophe mit einer waise innerhalb des zweiten reimpaares" versteht, ohne rücksicht auf stumpfen oder klingenden versausgang. Er hätte sogar die grenzen noch weiter ziehen müssen; denn da bei einem drittel der fünfzeiligen strophen, die er aus dem Orendel nachweist, der zwischen dem lezten reimpaar stehende vers mitreimt, so kann man nicht behaupten, dass dieser eine waise sein müsse. Will man auf diese veränderliche metrische form jene benennung übertragen, so habe ich nichts dagegen, wenn man nur nicht behauptet, dass diese „Morolfstrophe" die strophe des Morolf sei. Derartiger freierer fünfzeiliger strophen weist nun Berger aus den fast 4000 versen des Orendel im ganzen 17 nach. Es kommen einige fälle hinzu, in denen eine langzeile mit dreihebigem schlussteil statt der 4. und 5. zeile steht. In andern fällen findet sich die waise auch an anderer stelle, auch ausserhalb der strophe oder des reimpaares; weitaus am häufigsten aber ist sie spurlos verschwunden. Sehr oft ist es auch unmöglich, zwei reimpaare zu einer strophischen gruppe zusammenzufassen: die konstruktion erstreckt sich über einen solchen komplex hinaus; oder, wenn man zwei reimpaare als eine strophe auffasst, so bleibt ein drittes isoliert usw. Hält man nun trotz alledem an der grundlage in fünfzeiligen strophen fest, so ergibt sich als notwendige folge die annahme, dass die form des alten gedichtes schon in U eine ganz durchgreifende wandelung erfahren hat, bei welcher unbedingt auch die reime die weitestgehenden veränderungen erleiden musten. Mithin würden auch die reime des uns allein erreichbaren U unmöglich ein irgend zuverlässiges bild von der reimkunst des originals geben können, und eine auf sie gegründete zeitbestimmung des lezteren würde alle sicherheit verlieren, sobald es sich dabei nicht etwa um einzelne bestimmte altertümlichkeiten, sondern um die reimkunst als ganzes handelt. Nun glaube ich zwar, dass die in der überlieferten dichtung vorliegenden merkmale zur voraussetzung der grundform in fünfzeiligen strophen keineswegs genügend berech-

tigen. Die zahl der belege ist viel zu gering; das häufige vorkommen von „waisen", welche sich in die strophische form nicht eingliedern lassen, spricht vielmehr gegen als für jene annahme; auf die analogie des dem Orendel sonst so nahe stehenden Morolf darf man sich nicht berufen, denn die berührungen zwischen Nibelungen und Klage, zwischen Dietrichs flucht und Rabenschlacht sind noch nähere und doch sind die einen in strophen, die anderen in reimpaaren verfasst. Die vom höfischen gebrauch erheblich abweichende gliederung der reimpaare erklärt sich hier und anderswo ausreichend in der Lit. cbl. 1876 s. 1371 angedeuteten weise. Aber das unterliegt auch für mich keinem zweifel, dass die überlieferung des Orendel sehr erhebliche wandlungen erfahren hat, viel erheblichere als die des Morolf. Eine solche unentwirbare confusion, wie sie beispielsweise am schlusse des gedichtes herscht, wo Durian die Bride in einem atem verrät und errettet (3785 fgg.), wo in der rede des pilgers die parallelmotive Brides gefangenschaft bei Minolt und Brides gefangenschaft zu Jerusalem mit einander vermischt werden (3286 fgg.), ferner zahlreiche sonstige verwirrungen, verstümmelungen, versversetzungen, wie Berger sie mehrfach nachgewiesen hat — das alles im zusammenhange weiss ich mir nicht anders zu erklären, als durch die annahme, dass die dichtung zwischen und neben den schriftlichen aufzeichnungen auch mündlich sich fortpflanzte. Ein solches nebeneinander von schriftlicher und gedächtnismässiger überlieferung der spielmannsepik wird uns im eingange des Wolfdietrich C ausdrücklich bezeugt durch die köstlich anschauliche erzählung, wie die schöne äbtissin zwei meister das Wolfdietrichbuch auswendig lernen lässt, die dann durch alle lande hin das gedicht singen und sagen. Und entsprechende verhältnisse dauern ja unter den geistigen nachkommen der spielleute, unter den puppenspielern bis auf unsere zeit fort.

So erklärt es sich denn auch, dass altes und junges in einer solchen dichtung zu einer nie ganz wider aufzulösenden mischung verfliesst, dass neben formeln und reimen, welche nachweislich aus dem 12. jahrhundert stammen, sprachformen und inhaltliche beziehungen sich finden, welche auf eine spätere zeit weisen. Eine bestimte datierung des originals wird danach nicht möglich sein. Aber die gattung, der dasselbe angehört, wird sich gegen ende des 12. jahrhunderts ausgebildet haben, als in Westdeutschland der ältere typus epischer erzählung bei der französierenden richtung der höheren stände nur von volkssängern niederster art noch gepflegt und nach dem geschmack ihres publikums fortgebildet wurde. Gewisse grundanschauungen unseres gedichtes passen, wie wir sahen, in diese zeit hinein; was sich an altertümlichkeiten findet, lässt sich mit ihr bei einer dichtung dieser art gut vereinigen. Das werk höher hinauf zu rücken liegt durchaus kein grund vor.

Mit so unüberwindlichen schwierigkeiten also die Orendelkritik auch zu kämpfen hat, an einzelnen stellen scheint doch noch die naht zwischen älteren und jüngeren bestandteilen erkenbar zu sein. Dass die verse 650/65 ein einschiebsel seien, hatte ich Lbl 1880 s. 443 bemerkt, und auch Berger bezeichnet sie als solches. Wie ich aber dort andeutete, hängen mit dieser stelle andere zusammen, welche derselben überlieferungsschicht zugewiesen werden müssen. Es wird in jenen versen erzählt, dass Ise und sein weib dem Orendel eine dreierhose, grobe rindslederne schuhe und einen schiffermantel schenken, während Orendel unmittelbar hinterher doch noch nackend ist. Eben jene schuhe aber bilden v. 992—1010 den gegenstand eines burlesken intermezzos, welches die schilderung der rossbesteigung in tolster weise unterbricht; die verse sind von der ersten interpolation nicht zu trennen. Auf das geschenk der alten hose bezieht sich dann weiter mit v. 2229/30 und 2247/8 die erzählung,

wie Orendel der fischerin zum dank für jene gabe einen zobelmantel sendet. Auch hier muss natürlich die eine stelle zusatz sein, sobald man die andere als solchen auffasst. Sie bringt denn auch einen ganz wunderlichen widerspruch in die erzählung. Ise, der von der Bride lösegeld für seinen knecht Orendel erhalten hat, geht — so wird hier berichtet — zu diesem und teilt ihm mit, dass er frei sei. Orendel ist hocherfreut darüber und gibt ihm den erwähnten mantel; Ise fährt von dannen und wird daheim von seiner frau empfangen. Und unmittelbar hinterher geht Orendel zur Bride, um ihr mitzuteilen, dass er mit Ise als dessen knecht übers meer gehen müsse! Der interpolator ist hier nicht minder gleichgiltig gegen den zusammenhang wie an der zuerst besprochenen stelle. Die grenzen seines zusatzes sind noch in den gleichlautenden versen 2207/8. 2231/2 zu erkennen: auf 2208 folgten ursprünglich 2233/4 mit der in D noch richtig erhaltenen lesart *künigin* statt *künig*. Die verse 2235/48 rühren dann natürlich, wie angedeutet, von derselben hand her. Nach der ursprünglichen darstellung wuste also Orendel nichts von Ises abfindung, und so konte der verfasser die aus der quelle übernommene erzählung von derselben (vgl. Berger s. LXXIII) v. 2249 fgg. mit seinem auf eigener erfindung beruhenden berichte von Orendels absicht mit Ise fortzugehen, Ises rückberufung, seiner belehnung usw. fortsetzen, ungeschickt freilich, aber doch nicht mit einem unsinnigen und unerklärbaren widerspruche, wie er ohne die annahme der interpolation ihm zur last gelegt werden müste. — Auch hier ist wider von des fischers frau die rede; und merkwürdigerweise kommen nun überhaupt an allen stellen, wo diese persönlichkeit eine rolle spielt, widersprüche in die erzählung. Die schilderung von Ises herlicher burg 589 fgg. lässt sich, wie Berger zweifellos richtig bemerkt, mit dem sonstigen auftreten Ises nicht vereinigen. Sie leitet aber das erste erscheinen der fischerin ein. Der ganze abschnitt ist auch hier wider durch zwei wenigstens im reime gleichlautende verse begrenzt: 628 würde sich gut an 587 anschliessen, und damit würde sowol jener widerspruch als auch die rolle der fischerin fortfallen. — Nach der schon besprochenen unsinnigen interpolation 650/65 tritt Ises weib zunächst wider bei Orendels abschied von den fischerleuten auf, 756/85. Auch hier ist ihre einführung gleich wider mit einem bereits von Berger bemerkten widerspruche verbunden: unmittelbar nachdem Orendel den grauen rock dem Ise für die verlangte summe abgekauft hat, sagt dieser: „du solst den rock verdienen um mich und deine meisterin.“ Das weib beschenkt darauf den Orendel mit 3 gulden und ebendies geld opfert denn auch nach einer nur in P überlieferten, aber von Berger der vorlage zugewiesenen stelle (hinter v. 825) Orendel am h. grabe. Unmittelbar vorher aber (v. 816) hat Orendel ausdrücklich gesagt, dass er gar nichts anderes zu opfern hat als seinen leib und seine seele! Auch hier ist also wider die hand jenes zudichters zu erkennen, in jener nur in P erhaltenen stelle sowol wie in den versen 756/85. Als Orendel den lange begehrten rock endlich erhalten hat (750/5), macht er sich nach der ursprünglichen darstellung von dannen (786), und niemand konte ihm folgen 789: ursprünglich wol wegen einer wunderbaren eigenschaft des graurockes, während es jezt so aussieht als wäre vom mangel des gefolges die rede. — Somit hätte sich denn die ganze rolle der in den übrigen teilen der erzählung nicht erwähnten fischerin als spätere erfindung erwiesen.

Zur annahme einer interpolation könte man sich leicht bei der erzählung von der abreise Orendels von Trier v. 335 fgg. veranlasst fühlen. Die schiffe werden bereit gemacht, mit speise und trank reichlich beladen; sie fahren die Mosel und den Rhein abwärts bis an das Weterische meer — da werden die schiffe mit speise

und trank beladen, die herren gehen auf die schiffe usw. Mit dem *wilden wâge*, zu welchem sich Orendel v. 334 begibt, wird der dichter sicher nicht die Mosel, sondern ebensogut wie v. 250 das meer gemeint haben, und zwar das Weterische meer, an welchem denn auch nach der v. 244—50 gegebenen darstellung die 72 schiffe für die fahrt bereitet wurden. Und so läge es denn nahe v. 334 gleich mit v. 349 zu verbinden: *dô kêrte er gegen dem wilden wâge an daz Weterische mer* usw. Aber es ist sehr wol möglich, dass der dazwischen liegende bericht über die art und weise, wie das heer zum meere kam als nähere ausführung des v. 334 vom dichter selbst herrührt. Mit den hier erwähnten schiffen werden kleinere flussfahrzeuge gemeint sein, von denen sich die reisenden v. 351 auf die seeschiffe begeben. Die *arken* v. 341 mögen eine art prahm bedeuten oder in *barken* zu ändern sein: die am ufer angeketteten flussschiffe werden gelöst.

Gewiss mit recht hat Berger v. 1315/26 als einschiebsel bezeichnet. Es scheinen hier verworrene reminiscenzen an eine ausführlichere darstellung des kampfes in den kurzen bericht der handschrift auf das ungeschickteste eingeschoben zu sein. Anfang und ende des zusatzes ist auch hier wieder durch einen gleichlautenden vers begrenzt. Auch Bergers vermutung, dass der eingang bis v. 18 späteren ursprunges sei, pflichte ich bei und meine, dass v. 13—18 als erklärender zusatz hinter v. 35 beabsichtigt waren. Aber ich will nicht weiter den teilweise noch erkenbaren, teilweise verwischten spuren verschiedener schichten in dieser mit der zeit stark veränderten und verderbten dichtung nachgehen und nur noch einige einzelbemerkungen zu Bergers textherstellung hinzufügen.

Berger bemerkt s. XI ganz richtig, dass D das wort *minne* durch *liebe* ersezt, was meist eine grössere änderung des textes nach sich zog, und er folgt daher mit recht v. 196. 924. 1807 der handschrift, welche das wort beibehält. Aber es ist nicht minder klar, dass an anderen stellen sowol D als auch H, jedes auf seine weise, das jener zeit schon anstössige wort (vgl. Haupt z. Engelhard 977; Milchsack Paul-Braune 5, 288) beseitigte, und es war daher auch dort *minne* herzustellen. Also wenn v. 924 im anschluss an H gelesen wird *waz ich dâ mit gewinne daz gib ich iuch gern zuo minne* so muste v. 894 dasselbe reimpaar (nur mit *im* und *al* st. *iuch* und *gern*) hergestelt werden aus *was ich da mit gewinne* (*gewunne* D) *das geb ich im alles von mynen* (*zu lone* D) HD. — Vers 1888, wo es sich um die grausame drohung eines riesen gegen Orendel und Bride handelt, lässt Berger den bösewicht doch gewiss nicht passend mit D sagen *frouwe Briden wil ich von herzen lieben!* H überliefert *f. B. w. i. haben zu eigen.* Die mit recht aus P aufgenommene unmittelbar vohergehende zeile lautet *will ich al verbrennen;* natürlich folgte darauf *f. B. wil ich minnen*, und der von D beziehungsweise H je nach dem bedarf ihres reimwortes hinzugefügte vers *da mag mich niemant von triben* D, *das will ich dem grawen roc zeigen* H war zu streichen. — Ferner liest Berger mit D v. 2429 *nun solt ir mich buolschaft* (!) *mit iuch lâzen gewinnen*, v. 3227 *nu sollent ir mich iur liebe lâzen gewinnen*, v. 3806 *nu sollent ir mich iur hulde lâzen gewinnen.* H schreibt an den drei stellen *ich muss fruntschafft mit uch beginnen*, *ir süllent* und *nu süllent ir früntschafft mit mir beginnen.* Überall folgt *ê daz ir komet von hinnen.* Es ist doch klar, dass hier überall ein und dieselbe formel *nu solt ir mich minnen* zu grunde lag. — Und ebenso ist v. 3454/5 zu lesen *der künig wil si zwingen daz si in solle minnen* st. *daz si in solle lieb gewinnen* (so Berger nach D) bezw. *zu wunderlichen dingen* (H).

V. 228 lies *opfern dem heiligen grab unsers hêren* wie in derselben formel 267. — V. 232 ist natürlich das in D ganz richtig überlieferte *die schœnen* st. *die schœne* in den text zu setzen. — Die umstellung der verse 407—12 halte ich nicht für notwendig, wenn sie sich auch an P anlehnt (vgl. Berger s. XIV fg.); die aufeinanderfolge der verse 401/4 ist doch unerträglich. — V. 458 doch gewiss besser nach H *also swinde.* — 507 ursprünglich *drî tage lange?* — 666 warum nicht *dannoch?* — 973 u. ö. würde ich unbedenklich mit Ettmüller *ein helm was wol gebouget* (*gepouwet* D, *geloubet* H) in den text gesezt haben. Der bildung eines solchen verbums aus *boue* helmspange (Gudr. 519, 3. 1423, 3) steht natürlich nichts im wege. Da aber das wort sonst nicht gebräuchlich und auch *boue* nach 1300 nicht mehr vorzukommen scheint, so erklärt sich die konsequente änderung in der überlieferung zur genüge. — V. 1205 ist ohne grund umgestelt. DH lautete (1202) *der rise kam dô mit flîze. sîn gedecke was von silber wîze und gieng dem helfant ûf den fuoz, sô man doch den risen brîsen muoz.* Davon hätte sicherlich der erste so gut wie der von Berger ausgeschiedene lezte vers als interpolation bezeichnet zu werden verdient, und im original reimte dann *wîze: fuoze.* — 1284 st. *mir* lies *mîn*, wie ja D ganz richtig überliefert. — 1299 wol *dâ houwent si ein geriute, da erner* ... — 1405: die zeitangabe *einen sumertag* D ist richtig, wie aus dem *gestern* 1474 hervorgeht. — 1446 lies *nekeiner slahte man.* — 1509: näher liegt *nû sê mære wîgant.* — 1587: in übereinstimmung mit 1963 und 2712 muste auch hier, wo ja noch dazu H wesentlich so überliefert, *in dem grâwen roc wil ich ez ûfgeben* gelesen werden. — 1632: warum denn das richtig überlieferte md. *sas* (: *was*) hier durch *sahs* ersetzen? — 1637 war es nicht nötig *hin* D in *nim* (nach P) zu ändern, *in dîne hant* kann mit *sê* verbunden werden. — 1661 war *vierzehen hundert* aus H aufzunehmen, vgl. v. 1543. 1564. — V. 1788 muste entweder *batten* oder *jungfrouwe* geschrieben werden. Nach v. d. Hagen hätte auch D *batten* und *frouwen.* — 1874 führt die überlieferung auf die schwache form, die doch hier, im vokativ, ganz angemessen ist. — 1878 l. *dar* st. *das* (druckfehler). — 1940/1: hier wird wol noch in U die alte formel gestanden haben *si swuoren im triuwe und eide die liezen si alle meine,* während dieselbe 2530 schon in U geändert war: vgl. Rother B. 823 *des swôren sie ime eide die liezen sie unmeine* (so vielleicht ursprünglich auch Orendel 2510. 2520), und mit beseitigung des alten reimes Dfl. 7184 *dô swuor auch im der balde drîzec eide an der zît, die lie er alle meine sît.* — 2496 *nun müez uns* (*euch* D) *niemer leider* (*layd* D) *geschen denne meister Isen geschach dô er si bêde komen sach.* Warum Berger hier eine verderbnis annimt und die ganz richtig überlieferte hübsche wendung durch eine an P angelehnte nüchterne übertragung ins positive ersezt, verstehe ich nicht. — 2590: die überlieferung führt doch eher auf *nit wise getân.* — 3148/9 soll wol heissen: sie glaubten, dass Bride Orendels weib sei, während sie ja tatsächlich nicht *sîn wip wart.* — 3173 *mannen:* die schwache form erst seit dem 14. jahrhundert belegt. — 3647 und 3653 muste nach einl. XXXVII *turteltûb* st. *turteltoub* geschrieben werden. — Gegen die schreibung *Jêrusalêm* vgl. Morolf 1, 1 anm. Wie dort das erste *e* so ist in *Babilonie*, welches formelhaft auf *konige menige* reimt, gewiss das *o* als kürze anzusetzen. — Von dem bestreben waisen herzustellen hat Berger seinen text hin und wider zu sehr beeinflussen lassen, z. b. wenn er 2383 von einem in D überlieferten, in H fehlenden reimpaare nur den einen vers aufnimt, denn auf ein reimpaar weist hier auch P (*wenden : brengen*) vgl. s. XLIX. Aber das sind ausnahmen. Im ganzen ist der text mit anerkennenswerter besonnenheit und vorsicht hergestelt.

Reichhaltige, von umfassender belesenheit zeugende formelsamlungen hat Berger in den anmerkungen neben mancher dankenswerten notiz gegeben. Zu v. 73 sei bemerkt, dass die formel *in ... den geboren sam er ... wære* schon im Annoliede v. 591 begegnet; vgl. ferner En. 1003 und Behaghels anm., 2731. Über die übertragung auf lebloses s. zu Mor. 688, 4, wo die wendung nach dem strophenschema umgemodelt wird. — Zu 136 vgl. auch Nib. C Zarncke 49, 4 *wâ ich die müge nemen diu mir unt mîme riche ze frouwen müge zemen* und ebenda 50, 3 *welhe ir herre möhte zeinem wîbe nemen diu in ze frouwen töhte unt ouch dem lande möhte zemen.* Zu den beispielen aus der höfischen epik komt Erec 6198 *daz ich si ze wîbe neme. mich dunket daz si wol gezeme ze frouwen über min lant.* — Zu 288 muss doch wol D st. HD gelesen werden. — Zu 1207 vgl. Morolf 7, 2. 7, 5 Ed. 282, 5. — Zu 1402 vgl. Mor. 755, 3. 5. — Zu 1548 und 1842: *sid ir din frouw Bride?* vgl. *bist dû dar inne edeler künig Princiân?* Mor. 765, 4. 741, 4 und anmerkung, sowie *Reinke ôm sint gi dar binnen?* Reinke 488. Überall wird mit dieser formel die forderung der freiwilligen gestellung oder der auslieferung eines übeltäters eingeleitet. Schröder zu Reinke a. a. o. hat daher unter verweisung auf Grimm weist. II, 749 mit recht vermutet, dass hier eine rechtliche vorladungsformel zu grunde liegt. — Zu 1695 vgl. auch die *drî widerkère durch daz her* Nib. 205, 1. — Zu 1893 vgl. 2700, Mor. 57, 2. — Zu 2351 vgl. noch Kehr. D 447, 9. 484, 25. sowie *des andern morgens fruo gedâhte Karl dar zuo* Stricker Karl 152, 3; rein formelhaft besonders mit *bereiten*, vgl. *des morgens vele froe dô gereiden si sich dar toe* En. 1685, *darnâch des dirten morgens frô sô bereydend ûch schnellichen dar zô* Karlm. 29, 12, *an dem mitichen morgen fruo deu künigin berait sich dar zuo* Enenkel, G A II, s. 545, *daz si sich bereiden dar zû: he wolde des morgenes vrû* Eilh. 3443, *daz man sich dâ bereite zuo: der vürste wolde morgen vruo* Mai 81, 20. — Zu 2455 vgl. auch Genesis Fdgr. II, 41, 32. 70, 21. — Zu 2478 vgl. auch *diu wîle dûhte in lanc (: spranc)* Gudr. 112, 2 und Martins anm.

Dem urteile, welches der verfasser in seiner alzu weit ausblickenden vorrede über die bedeutung seiner forschungen und die sicherheit ihrer resultate abgibt, kann ich nicht ganz beipflichten. Aber zweifellos hat er durch seine ausgabe die grundlage gelegt, von welcher in zukunft die Orendelforschung auszugehen hat, und diese selbst ist durch seine untersuchungen nicht unwesentlich gefördert.

KIEL. F. VOGT.

Untersuchungen über den satzbau Luthers von dr. **Hermann Wunderlich.** I. teil: die pronomina. München, J. Lindauersche buchhandlung. 1887. 70 und II seiten. 1,50 m.

Der verfasser, welcher schon durch seine dissertation: Beiträge zur syntax des Notkerischen Boethius (Berlin 1883) sich als gründlichen und eifrigen forscher auf verschiedenen gebieten der historischen syntax bewährt hatte, betritt mit der vorliegenden arbeit die der aufhellung noch sehr bedürftige übergangszeit vom mittelhochdeutschen ins neuhochdeutsche. Er sezt bei dem höhepunkte der bewegung, bei Luther ein, um von diesem aus zunächst einen überblick nach rückwärts und nach vorwärts zu gewinnen. Er hat eine reihe von deutschen briefen und originalwerken Luthers, von der auslegung der busspsalmen (1517) und den berühmten streitschriften des jahres 1520 an bis zu hervorragenden schriften des jahres 1543 eingehend und systematisch auf bestimte syntaktische fragen hin unter-

sucht, nicht selten aus reicher belesenheit vergleichende seitenblicke auf andere gleichzeitige schriftsteller, namentlich Ulrich von Hutten und Sebastian Brant werfend. Von diesen arbeiten veröffentlichte er in dem oben angegebenen hefte die untersuchungen über den gebrauch der pronomina.

Dieses gebiet ist eines der reizvolsten der syntax, weil es in den bau des einfachen satzes wie des satzgefüges einblicke ermöglicht, weil syntaktisches und lexikalisches sich berühren und durchkreuzen, weil endlich auch durch die pronominalen adverbia, welche zu conjunctionen geworden sind, sich weite ausblicke in viele anderen teile der syntax eröfnen. Aber eben aus diesen gründen ist es hier selbst bei langwierigen und mühsamen untersuchungen nicht immer möglich, klare und durchschlagende resultate zu gewinnen, zumal da in der nur almählich fortschreitenden entwicklung ältere und neuere redeweisen sich durchkreuzen, da bei jeder frage, oft bei jedem beispiel, verschiedene möglichkeiten zu erwägen sind, da endlich gerade beim pronomen auch leicht individuelle neigungen und abweichungen des schriftstellers sich geltend machen (vgl. z. b. Wunderlich s. 22. 43). Und gerade beim satzgefüge, dessen entwicklung Wunderlich besonders am herzen liegt, wird man doch bei Luther eine gewisse unbeholfenheit und ein schwanken zwischen verschiedenen vorbildern (auch dem der lateinischen schriftsprache!) oft nicht in abrede stellen können.

Obwol Wunderlich stets vorsichtig zu werke geht und jedes beispiel nach allen seiten abwägt, ehe er es verwertet, so ist es ihm dennoch gelungen, bei vielen der von ihm untersuchten redeweisen schöne ergebnisse zu gewinnen. Ich nenne namentlich die nachweise über die bei Luther vorkommende oder in gewissen fällen nicht vorkommende auslassung des persönlichen pronomens beim verbum, die sehr ausführlich und mit scharfsinniger unterscheidung der verschiedenen mitwirkenden faktoren erörtert ist s. 11—21, und an mehreren stellen zur ergänzung oder berichtigung des von mir in den „Grundzügen der deutschen syntax“ darüber gesagten dienen kann. Ferner hebe ich hervor die lehrreichen erörterungen über das pleonastische *er, es* (nominativ, accusativ, genetiv); *der, das* s. 27. 29. 31, sowie die belege für die verschiedenen formen der relativverbindung s. 35 fgg., unter denen die s. 45 gegebenen beispiele von anfügung des nebensatzes ohne eigenes pronomen oder adverb, sowie s. 48 fg. die besprechung der relativsätze in erster oder zweiter person besonders dankenswert ist. Hier wie an einigen anderen stellen ist auch die frage nach latinismen in Luthers sprache mit recht berücksichtigt. Durchweg sind Wunderlichs nachweise und erörterungen belehrend und anregend; auf eine zahlenstatistik, die bei dem verschiedenen charakter jedes einzelnen falles leicht mehr verwirrend als fördernd wirkt und doch nie ganz erschöpfend sein kann, hat er nach meiner meinung ganz mit recht verzichtet. Aus drei gut ausgewählten beispielen kann man oft mehr lernen, als aus dreitausend zusammengehäuften.

Ich für meine person bedaure es lebhaft, dass Wunderlich seine übrigen sammlungen über Luthers syntax bisher noch nicht veröffentlicht hat. Für den gebrauch der tempora und modi z. b., der ja für das ahd. und mhd. schon mehrfach dargestelt ist, müste die vergleichung Luthers mit der älteren und der jüngeren sprache lehrreiche und vielleicht kurz darstelbare resultate ergeben. In dem in der Lausitz gekrönten und im Litterarischen centralblatt gerühmten buche über die schriftsprache Luthers von Franke (Görlitz 1888) findet man über den modusgebrauch (auch über die unterscheidung von conj. präs. und conj. praet.) kein wort, über den der einfachen tempora und der tempusumschreibungen einige unreife und dürftige bemer-

kungen, die lange nicht an die durchaus nicht verächtlichen nachweise von Kehrein oder Vernaleken heranreichen.

Gerade diese Franksche schrift zeigt recht augenfällig, wie erwünscht und verdienstlich die fortführung und veröffentlichung von Wunderlichs syntaktischen studien über Luther sein würde!

Inzwischen hat Wunderlich in seiner Heidelberger habilitationsschrift: „Steinhöwel und das Dekameron. Eine syntaktische untersuchung“ (1889. 46 seiten) versucht, „syntaktische untersuchungen in den dienst der algemeinen litteraturgeschichte zu stellen.“ Da ihm die autorschaft Steinhöwels für die deutsche übersetzung des Dekameron (vgl. Goedeke, Grundriss[2] XI, 368) zweifelhaft ist, so vergleicht er den sprachgebrauch derselben mit dem in anderen, unzweifelhaft Steinhöwelschen werken (zu denen er auch die von Goedeke I, 346 dem Niclas von Wyle zugeschriebene übersetzung von Petrarcas Griseldis zieht), um auf diesem wege eine entscheidung über die autorschaft Steinhöwels zu gewinnen. Da Wunderlich diese verwickelten untersuchungen noch nicht abgeschlossen hat, sondern die fortsetzung in Herrigs archiv veröffentlichen will, so begnüge ich mich hier mit dieser kurzen erwähnung der arbeit.

KIEL. OSKAR ERDMANN.

Hans Morsch, Goethe und die griechischen bühnendichter. Programm der kgl. realschule zu Berlin 1888 (progr. nr. 90). 55 s. 4°.

Nachdem das verhältnis Goethes zu Homer vor wenigen jahren durch Otto Lücke und die leider mit der italienischen reise abbrechende arbeit Hermann Schreyers eingehend dargestelt ist, hat der verfasser, der schon 1885 Goethes stellung su Horaz (in den N. jbb. f. phil. 132, 268 fg.) in sachkundiger weise geschildert hatte, es nun unternommen, den mannigfachen beziehungen nachzugehen, welche den dichter mit den griechischen dramatikern verknüpfen.

Er begint mit Goethes auftreten gegen Wielands Alceste, wobei er sehr sorgfältig überraschende spuren einer direkten, nicht bloss durch Brumoy vermittelten kentnis des Euripides nachweist; weniger glücklich sucht er Goethes auffassung des dramas[1] gegen Seuffert zu vertreten, er komt dabei über die von Goethe gebrauchten argumente nirgends hinaus. — In dem Prometheus erkent er neben antiken elementen mit recht Wertherstimmung, er hätte noch bestimter auf starke reminiscenzen aus Ossian hinweisen können. Dann wird der einfluss der beschäftigung mit Aristophanes auf die Alceste-farce, den Satyros und die Vögel entwickelt. Mit einer kurzen, aber alles wesentliche berührenden schilderung der am Weimarer hofe herschenden, durch Wieland, Herder, Villoison genährten liebhaberei für antike litteratur geht er zu den dramen des klassischen stils von Iphigenie bis zur Natürlichen tochter über, bei allen, namentlich auch den fragmenten, wird in erster linie die einwirkung antiker vorbilder auf die darstellung bis in einzelheiten sehr genau verfolgt, stilistische mittel, auf denen der eigentümliche ton jener dramen beruht, hervorgehoben und auf ihren ursprung zurückgeführt; unbefangen werden auch manche disharmonien zwischen den antiken und modernen elementen in inhalt und form zugegeben. So hat der verfasser es auch verstanden, zur erklärung der Iphigenie mancherlei neues beizubringen, indem er die abgedroschene vergleichung derselben mit dem gleichnamigen stück des Euripides bei seite liess und einmal ihr verhältnis zum antiken drama überhaupt ins auge fasst. — Kürzer behandelt der verfasser die

1) Inzwischen hat darüber auch gesprochen v. Wilamowitz, Einleitung in die attische tragoedie (Eurip. Herakles I), Berlin 1889, s. 234.

weiteren beziehungen Goethes zu dem lezteren, die neuen durch Schiller und vor allem durch Gottfried Hermann gegebenen anregungen, die symbolisierenden dramen, die reconstruction des Phaethon usw., dagegen werden am schlusse noch einmal sehr genau die anlehnungen der Helena an bestimte scenen und situationen antiker dramen nachgewiesen. Auf Goethes stellung zur *κάθαρσις* wolte der verfasser wol nicht eingehen, weil sie mehr sein verhältnis zu Aristoteles berührt.

Es steckt in der schrift des verfassers eine fülle von arbeit; er hat nicht bloss die werke Goethes im weitesten umfang (die briefwechsel und tagebücher eingeschlossen) für seinen zweck durchgearbeitet, sondern beherscht auch die litteratur über dieselben in einer bei solchen abhandlungen leider nicht gewöhnlichen weise; ebenso zeigt er eine umfassende belesenheit im griechischen drama.

SCHULPFORTE. GUSTAV KETTNER.

Indogermanische praesensbildung im germanischen. Ein kapitel vergleichender grammatik von **Gustav Burghauser.** Leipzig, Freytag. 1887. 56 ss. 8. 1 m.

Der 1886 erschienenen schrift des verfassers über den indogermanischen perfektstamm im germanischen ist eine solche über die praesensbildung gefolgt[1]. Auch in dieser schrift ist es nicht die absicht des verfassers neues material, neue fragen den fachgelehrten vorzulegen. Wenn Burghauser sich auch „hie und da in selbständigen aufstellungen versucht“ hat, so will er doch im ganzen nur den gegenwärtigen stand der wissenschaft in einer zusammenfassenden darstellung des gewählten gegenstandes zur anschauung bringen.

Das büchlein eignet sich treflich zum leitfaden für vorlesungen. Ich möchte es Noreens allerdings selbständigerem Utkast till föreläsningar i urgermansk judlära zur seite stellen. Wenn uns noch eine reihe derartiger, je ein hauptkapitel der vergleichenden germ. grammatik behandelnder einzelschriften geschenkt wird, so wird ein künftiger gelehrter dieselben leichter zu einem einheitlichen, nietfesten werke zusammenschweissen können, als dies dem dichter der Nibelungen nach Lachmann mit den einzelnen liedern gelungen ist. In ermangelung einer ausführlichen germ. grammatik, die auf der grundlage der idg. ursprache die germanische sprachgeschichte aufbaut, ist ein derartiger ausschnitt aus einer solchen, wie er uns in der schrift von Burghauser vorliegt, mit dank zu begrüssen. Die darstellung ist streng sachlich gehalten und bietet eine gute übersicht über die idg. praesensbildung im germanischen.

Wurzelstämme, reduplizierte stämme und nasalstämme bilden das erste kapitel: themavokallose praesentien. Die themavokalischen werden eingeteilt in solche ohne wurzelerweiterung (*e*-stufige imperfektpraesentien und tiefstufige aoristpraesentien), in nasal-, jod-, inchoativ-, *t*-praesentien und in kausativa. Wie man aus dieser inhaltsangabe sieht, ist der ausgangspunkt die idg. ursprache. Die germanische einteilung in starke und schwache zeitwörter komt nicht zu ihrem rechte. Vom idg. standpunkte aus aber scheint mir bei den themavokalischen zeitwörtern doch die zweiteilung im vordergrunde zu stehen, welche auch für das germanische recht wol praktisch zu verwerten ist, in primäre und in sekundäre oder abgeleitete zeitwörter. Nach dieser einteilung würden zur lezteren klasse bei Burghauser freilich nur die kausativa auf idg. *-éjo* gehören. Allein es gab im idg. nicht nur denominativa von *e- o*-stämmen auf *-éjo*, sondern auch solche von *a*-stämmen auf *-ajo*, von *en*-stämmen auf *-ṇjo* usw.; es gab ferner noch andre, bisher freilich noch nicht genügend

1) Neuerdings erschienen ist: Burghauser, Germ. nominalflexion, Wien 1888.

aufgeklärte klassen sekundärer zeitwörter von der idg. urzeit her, z. b. eine sekundäre klasse nach dem paradigma von lat. *habēre*, got. *haban*. Burghauser bespricht nur die kausativa auf *-éjo*; die allerdings schwierige darstellung der übrigen sekundären zeitwörter fehlt bis auf die s. 54 fg. gemachten andeutungen ganz und gar. Und doch ist eine behandlung dieser für die erkentnis der germ. praesensbildung notwendig. Wie wäre sonst der übertritt von zeitwörtern wie *beben*, *zittern* in die schwache konjugation zu erklären, wenn ihre lautgesetzlich ererbte, ursprünglich starke flexion nicht in manchen formen lautlich zusammengefallen wäre mit formen sekundärer (germ. schwacher) idg. zeitwörter auf *e* und *a*? Es wäre nützlich gewesen, wenn Burghauser in jedem einzelnen falle, wie er es z. b. s. 11 fg. und 15 tut, den weg gezeigt hätte, auf welchem ein idg. primäres zeitwort im germ. schwach geworden. Tatsächlich sind von den idg. praesensklassen die imperfektpraesentien und die mit nasalinfix die einzigen, welche im germ. rein als stark flektiert erhalten sind; alle andern klassen, auch die themavokallosen folgen im germ. teils der starken, teils der schwachen konjugation; ja die auf idg. *-nā́mi* sind sogar durchweg schwach geworden. Wünschten wir eine weitgehendere rücksichtnahme auf die einteilung in starke und schwache zeitwörter und besonders eine eingehendere darstellung der idg. sekundären zeitwörter, so wüsten wir im übrigen an dem büchlein keine wesentliche ausstellung zu machen. Wertvoll ist es vor allem durch die neueren litteraturangaben und durch die reiche beispielsamlung, welche bei jeder praesensklasse der kurz einführenden darlegung der idg. konjugation folgt: die beispiele sind allen germ. sprachen entnommen. Von einzelheiten möchte ich hier auf zwei punkte besonders aufmerksam machen:

1. An der auffassung der imperfekt- und aoristpraesentien als gespalten aus einem einheitlichen, stamabstufenden urtypus (s. 19) bin ich vielleicht selbst schuld mit meinem Paul und Braunes Beitr. XI, 49 als idg. aufgestelten paradigma **bʻérṑ*, **bʻr̥rési*. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet zu bekennen, dass in dieser algemeinheit meine aufstellung jedenfals eine irtümliche gewesen ist. Jenes stamabstufende paradigma hat für die imperfektpraesentien nicht bestanden und ist einzuschränken auf die indische vierte und sechste klasse, die aoristpraesentien. Neben einem *bʻérṑ*, *bʻéresi* bestand allerdings das aus got. *tekan* und an. *taka* zu erschliessende stamabstufende idg. paradigma **dégṑ*, **dagési* (Beitr. XI, 283). Ob daneben noch eine dritte, tiefstufige praesensbildung ohne stamabstufung im idg. bestanden hat, das will ich hier unentschieden lassen. Die beispiele für die stamabstufende klasse sind jedenfals sehr zahlreich, auch wenn man von der hierfür besonders lehrreichen vergleichung des slawischen und litauischen (Leskien, Archiv für slav. phil. V, 497 fgg.) absieht. Ich erinnere nur an lat. *vertō : vorto*, gr. *τρέπω : τράπω*, aind. *srédate : srídyāmi* usw. Aus dem germ. gehören hierher: 1) abulg. *perą* : germ. *faran*, ags. *swelan* : ags. *forswælan*, germ. *kweman* : germ. *koman*, an. *hwerfa* : an. *horfa*, aind. *kálpate* : an. *holfa*, germ. *melkan* : an. *molka*, germ. *skeldan* : ahd. *skaltan*, lit. *žengiù* : germ. *gangan* : afrs. *gunga*[1], ags. *swefan* : an. *sofa*, an. *drega* : germ. *dragan*, aschwed. *græva* (abulg. *grebą*) : germ. *graban*, germ. *tredan* : germ. *trodan*, germ. *bregdan* : wang. *ìk brüd*, (ich stricke), germ. *knedan* : an. *knoða*, germ. *beogan* : ags. *búgan*, germ. *kleoban* : ags. *clúfan*, germ. *kreopan* : plattd. *krûpen*, germ. *breowan* : mndl. *brouwen* : mndl. *brûwen*[1], ahd. *niuwan* : ahd. *nû(w)an*, germ. *skeoban* : germ. *skûban*, ahd. *sliozan* : afrs. *slúta*; got. *tekan* : an. *taka*, ahd.

[1] Vgl. hierzu germ. *halōn* : ahd. *holôn*, germ. *manon* : awfrs. *monia*.

tâen : got. *daddjan*: aschwed. *sleka* (< **slaikan*) : ahd. *slìhhan*, an. *streitask* : an. *stritask*; lat. *rādo* : germ. *wadan*; gr. *φώγω* : germ. *bak(k)an*. 2) mit *j*-verstärkung (aind. IV. klasse): germ. *wirkjan* : germ. *wurkjan*. 3) mit oder ohne *j*-verstärkung: ahd. *hëlan* : germ. *huljan*, abulg. *melją* : germ. *malan*, germ. *swimman* : an. *symja*, got. *gairdan* : germ. *gurdjan*, mhd. *erwërgen* : ahd. *wurgen*, gr. *κεύϑω* : ags. *hýdan*, germ. *neotan* : germ. *nutjan*; ahd. *âran* : germ. *arjan*, germ. *brǣdan* : amringisch *bra͡xi*, föhringisch *brödi* braten (< germ. **braþjan* nach der *ai*- oder *ō*-konjugation); vgl. mit *sk*-verstärkung germ. *þreskan* : an. *þryskja*. 4) mit *n*-verstärkung: aschwed. *spiærna* : germ. *spornan*, germ. *rinnan* : **runnan* (Sievers, Beitr. VIII, 83 anm.), ags. *swefnan* : an. *sofna*. Auf grund dieses wechsels werden auch einige anomale ablautsverhältnisse zu erklären sein: ahd. *swëdan* hatte ursprünglich eine tiefstufige stamform **sūd*- neben sich, und diese schuf nach der analogie von *bûgan* : *beogan* ein neues zeitwort *seodan*.

2. Sehr wichtig ist die s. 46 gegebene erklärung des *j* in zeitwörtern wie *säen*, *wehen* usw., welche mich um so mehr erfreut hat, als ich selbst im gegensatz zu meinen früheren ausführungen (Paul u. Braunes Beitr. XI, 54 fgg.) auf denselben gedanken gekommen war. Nur darf man wol kaum diese erklärung soweit veralgemeinern, wie Burghauser es tut. Die zeitwörter, welche ich a. a. o. und s. 275 fgg. besprochen habe, zerfallen in zwei von alters her völlig getrente klassen, deren scheidung vom germ. aus nicht mehr mit sicherheit möglich ist. Als paradigma der einen klasse hat ahd. *sâen* zu gelten < idg. **sisēmi* (ἵημι), als paradigma der andern ahd. *tâen* < idg. *dhējō*; erstere hatte als idg. wurzelauslaut langen vokal, leztere *i*; verbaladjektiv dort **satí*-, hier **dhatí*-. Indem nun erstere klasse im germ. sich der themavokalischen konjugation anschloss, war der anstoss zur vermischung beider klassen gegeben, wenn nach meiner annahme, a. a. o. s. 71, in formen wie ahd. *sâit* sich zwischen *â* und *i* ein *j* lautgesetzlich entwickelte. Nach dem vorbilde von *sâjit* = *tâjit* schuf man *sâu* im ahd. zu *sâju* = *tâju* um. Vielleicht — die frage wäre wol der untersuchung wert — gab es unter den hierhergehörigen zeitwörtern noch eine dritte art mit wurzelauslautendem *u*, etwa idg. **strēu*-, und vielleicht ist hier der ausgangspunkt für das ags. und auch im an. vorauszusetzende *w* von ags. *sáwan* zu suchen. Noch natürlicher würde der zusammenfall der verschiedenen klassen sich im germ. ergeben, wenn unter den auf *i* auslautenden stämmen sich themavokallose befunden hätten, weil dann die 1. und 2. sg. mit der ersten klasse schon in idg. zeit zusammengefallen sein würde, von der reduplikation abgesehen; denn aus einem **dhēimi*, **dhēisi* würde, wie idg. **rēs* < **rēis*, **rēm* < **rēim* (lat. *rēs*, *rem*) zeigen, schon in idg. zeit **dhēmi*, **dhēsi* geworden sein[1]. So viel über die zeitwörter mit

1) Der idg. schwund von *i*, *u* nach langem vokal vor bestimten konsonanten kann, wie ich glaube, gerade für die themavokallose konjugation, noch manche aufklärung geben. So würde sich z. b. *ἵστημι* gegenüber *σταυρός*, *στύω* usw. erklären aus einer wurzel **stāu*-, welche einmal wie folgt flektiert worden wäre, mit auslassung der reduplikation: **stáumi*, **stáusi*, **stáuti*, dual und plural **stu*-'. Zu einer zeit, in welcher **dieum* und **gou̯m* zu **diēm* und **gōm* (Ζῆν, βῶν) wurden, sagte man auch **stāmi* für **stāumi*, und nach dieser 1. sg. — vielleicht auch nach der analog behandelten 3. sg.? — konte man (besonders wenn das vorbild der auf *i* ausgehenden themavokallosen stämme wirkte, bei denen die 1. und 2. sg. der 3. gegenüberstand) den ganzen sing. uniformieren zu **stāmi*, **stāsi*, **stāti*. Nach diesem sing. wäre dann noch in idg. zeit im dual und plural *a* für *u* eingesetzt worden, weil man sonst zu *ā* die tiefstufe *a* hatte. Ausserhalb des systemzwanges standen und erhielten daher ihren ursprünglichen vokal aind. *sthurá*, *sthúrira*, gr. *σταυρός*, *στύω*, *στῦλος*, ahd. *stouwen*, ahd. *stuzzen*, *studen*, ags. *studu*, ahd. *stûda*. In derselben weise wäre aufzufassen das verhältnis von idg. **plē*- zu **pleu*- (Beitr. XI, 278, 9), **grē*- zu **greu*- (278, 12), **strē*- zu **streu*- (280, 18).

wurzelhaftem *ē*. Diejenigen mit idg. *ā* oder *ō* sind im germ. in derselben weise flektiert worden. Unter diesen befinden sich primäre, wie an. *róa*, ags. *rówan*, und sekundäre, mit *j* abgeleitete kausativa zu primären *ē*-stämmen, wie ahd. *muoen* (zu abulg. *sŭ-mĕti*). Erstere werden im idg. themavokallos flektiert worden sein, wie *δίδωμι*; denn bei annahme des gegenteils würde z. b. die 2. und 3. sg. **rōesi*, **rōeti* nach den idg. kontraktionsgesetzen doch zu **rōsi*, **rōti* geworden sein (scheinbar unthematische formen) und daher das ganze zeitwort in die unthematische konjugation herübergezogen haben. Für diese zeitwörter wäre, nachdem sie im germ. themavokalisch geworden, lautgeschichtliche entstehung des ags. *w* aus dem voraufgehenden *ō* möglich. Das deutsche *j* hätte seinen ursprung in den kausativen auf idg. *-éjò*. Auch können hier primäre idg. *āi*- und *ōi*-stämme vorgelegen haben.

STRALSUND, 26. MÄRZ 1889. OTTO BREMER.

Friedrich Gottlieb Klopstocks oden. Mit unterstützung des Klopstockvereins zu Quedlinburg herausgegeben von **Franz Muncker** und **Jaro Pawel.** Zwei bände. Stuttgart, G. J. Göschensche verlagshandlung. 1889.

Vor etwas über zehn jahren begann ein (auch in dieser zeitschrift XI, 371. XII, 286. 380 freudig begrüsster) neuer aufschwung der Klopstockstudien. Angeregt hauptsächlich durch Michael Bernays sammelten gleichzeitig Richard Hamel und Franz Muncker mit emsigem fleisse und unermüdlichem eifer für die sache das vielfach verstreute, teils noch niemals ausgenuzte, teils in vergessenheit geratene material zur volständigen textgeschichte sowie zur sprachlichen, metrischen, litterarhistorischen und ästhetischen würdigung der Klopstockschen werke; und wenn auch nicht alle damals ausgesprochenen oder gehegten wünsche volständig erfült worden sind, namentlich was die übersichtliche zusammenstellung aller späteren textveränderungen im „Messias“ und die erneuerung der prosaschriften Klopstocks betrift, so ist doch im verlaufe dieser jahre eine reihe von arbeiten und ausgaben entstanden, welche die wirkliche kentnis und unbefangene würdigung Klopstocks in einer vorher nicht geahnten weise ermöglichen. Richard Hamel liess den drei heften seiner „Klopstockstudien“ (Rostock 1879. 1880) die ausgabe der werke Klopstocks in der Deutschen nationallitteratur (band 46—48, erschienen Stuttgart 1883 fgg.) folgen, welche zwar nur eine auswahl aus den poetischen werken, diese aber mit sehr belehrenden einleitungen und mit knappen, aber gehaltvollen erläuterungen — die drei ersten gesänge des „Messias“ auch mit volständiger angabe aller lesarten und die „Oden“ mit volständiger übersicht der entstehungs- and veröffentlichungsdaten — in vorzüglicher ausstattung und mit guten illustrationen dem gebildeten publikum darbot. Franz Muncker, welcher in seiner erstlingsschrift „Lessings persönliches und litterarisches verhältnis zu Klopstock“ erörtert hatte (Frankfurt a. Main 1880), gab im 11. hefte der „Deutschen litteraturdenkmale des 18. jahrhunderts“ (Heilbronn 1883) einen genauen abdruck der ersten drei gesänge des Messias nach der ausgabe von 1748, mit einer einleitung, die namentlich sehr zahlreiche und gut gruppierte litterarische belege für die wertschätzung des „Messias“ und die von ihm ausgehenden geschmacksrichtungen darbietet. Im jahre 1888 vollendete Muncker sein grosses werk „Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines lebens und seiner schriften“ (Stuttgart, G. J. Göschensche buchhandlung), in welchem es ihm gelungen ist, nicht nur den äusseren lebensgang des dichters nach neuer und vorsichtig-kritischer durcharbeitung aller zugänglichen quellen in sehr klarer und fesselnder weise darzustellen,

sondern auch alle werke Klopstocks — mit eingehender bezugnahme auf vorläufer und zeitgenossen — unbefangen und mit alseitiger erwägung der geschichtlichen bedingungen ihres entstehens und wirkens zu würdigen. Schon früher hatte Erich Schmidt im 39. hefte der „Quellen und forschungen" (Strassburg 1880) die kentnis des quellenmaterials zu Klopstocks jugendlyrik erheblich erweitert; J. Pawel Klopstocks oden aus der Leipziger periode kritisch erschöpfend untersucht (Wien 1880), sowie andere specialuntersuchungen und -ausgaben veröffentlicht (vgl. diese zeitschrift XIII, 57. XVII, 341): O. Lyon Goethes verhältnis zu Klopstock dargestelt (Leipzig 1882).

Diesen arbeiten schliesst sich nun jezt die historisch-kritische ausgabe sämtlicher oden Klopstocks an, zu welcher zwei der genanten Klopstockforscher sich freundschaftlich vereinigten, indem Pawel namentlich die aufsuchung noch unbekanter handschriften und einzeldrucke und die konstatierung abweichender lesarten aus ihnen betrieb, Muncker aber das ganze material sichtete und redigierte, die reihenfolge der oden bestimte und die angaben über ihre entstehungszeit und geschichte abfasste.

Die ausgabe enthält also den volständigen abdruck aller (235) oden Klopstocks mit ausscheidung einiger ihm fälschlich beigelegten (vorwort s. VII), jedoch nicht die gesänge und hymnen aus dem XX. gesange des Messias und den dramen; mit recht hat es Muncker unterlassen, diese lyrischen stücke aus ihrem zusammenhange loszureissen, obwol er z. b. bei der ode „Die gestirne" I, 154 auf die ähnlichkeit (auch ganz gleiche strophenform!) derselben mit einem dieser stücke aufmerksam macht. Angeordnet sind die einzelnen oden streng nach der entstehungszeit; diese, ebenso wie alle von Klopstock selbst veranlassten drucke sind bei jeder ode unten angegeben, wobei die abweichungen von Klopstocks eigener chronologischer anordnung, wo diese irtümlich war, motiviert werden (vgl. auch vorrede I, s. VIII). Bei den oden „An Ebert", „Wingolf", „Bardale" sind die ältesten und die jüngsten fassungen wegen ihrer starken verschiedenheit volständig neben einander abgedruckt; bei allen übrigen bietet Muncker den text der ausgabe lezter hand, während die abweichungen der von Klopstock gebilligten ausgaben (ausser der wertlosen von 1787), der Darmstädter ausgabe von 1771, der aufgefundenen originalhandschriften Klopstocks, der Gleimschen abschriften und der von C. F. Cramer citierten älteren lesarten unter dem texte aufgeführt sind. Durch diese emsige samlung und sorgfältige sichtung des sehr umfangreichen materiales für die textkritik haben die herausgeber sich ein grosses verdienst erworben. Im eigentlichen sinne kritisieren könte ihre arbeit nur jemand, welcher dieses material in gleichem masse beherscht wie sie selbst, was ich von mir nicht rühmen kann. Wo ich aber in der lage war eine nachprüfung anstellen zu können, da habe ich den fleiss und die sorgfalt der herausgeber völlig bewährt gefunden.

Die anmerkungen, welche Klopstock selbst in verschiedenen ausgaben zu seinen oden gemacht hat, sind volständig abgedruckt; auf weitere erläuterungen abgesehen von den schon erwähnten chronologischen angaben und erörterungen, haben die herausgeber gänzlich verzichtet. Soweit diese enthaltsamkeit auf der scheu davor beruhen mag, die eigene subjektive meinung mit dem objektiv mitgeteilten textmaterial zu vermengen, begreife ich sie sehr wol; eine dem bedürfnis der meisten leser genügende erläuterung der Klopstockschen ode wäre leicht ein besonderes werk von mindestens gleichem umfange geworden. Aber gewiss wären alle leser den herausgebern noch dankbarer gewesen, wenn sie aus dem reichen schatze ihrer belesenheit in der Klopstocklitteratur wenigstens hier und da mitteilungen über die entstehungsgeschichte, die textgestaltung, die würdigung der einzelnen oden in knapper fassung

gegeben hätten. Ich meine z. b. solche angaben, wie sie C. F. Cramer (2, 345) bei der ode „Heinrich der Vogler“ über die von Klopstock selbst später in abrede gestelte ursprüngliche beziehung auf Friedrich den Grossen macht; oder notizen wie die von Seume („Mein sommer 1805“, in der Hempelschen ausgabe bd. IV, 158) über die textgestaltung eines verses in der ode „Die gestirne.“ Derartige überlieferungen sind doch wert erhalten zu werden; und wo könte dieses besser und wirksamer geschehen, als in der historisch-kritischen ausgabe?

Doch fern sei es von mir, über solchen wünschen das grosse verdienst vergessen zu wollen, welches sich die herausgeber, sowie alle förderer ihrer mühevollen arbeit, durch diese ausgabe erworben haben. Die bedeutung der Klopstockschen oden für unsere poesie hat Muncker im eingange der vorrede gut und würdig charakterisiert; möchte „ihre nie verwelkende frische und ihre nie ermattende kraft“ in dieser schönen und reichhaltigen ausgabe auf recht viele leser wirken!

KIEL. OSKAR ERDMANN.

Die bestrebungen der sprachgeselschaften des XVII. jahrhunderts für reinigung der deutschen sprache. Von dr. **H. Schultz.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts verlag. 1888. 3 m.

Die sorgfalt für die reinheit der muttersprache ist seit einigen jahren zu einer öffentlichen angelegenheit geworden, für die durch eine überaus kräftige agitation die teilnahme der weitesten kreise erregt und wach gehalten wird. Es soll hier nicht erörtert werden, ob dieser weg der richtige ist, um die wünschenswerte säuberung unsrer sprache von einer anzahl entbehrlicher eindringlinge zu erreichen, es sei nur darauf hingewiesen, dass es uns nicht an historischen beispielen fehlt, wie wenig dilettantischer eifer auf diesem gebiet zu nützen vermag; denn das siebzehnte jahrhundert bietet in seinen bestrebungen für die sprachreinigung ein seitenstück zu der jetzigen bewegung. Offenbar hat dieser umstand die anregung zu einer anzahl von arbeiten über die geschichte der sprachgeselschaften gegeben, die in den lezten jahren in rascher folge erschienen sind.

Die jüngste derselben ist die oben bezeichnete schrift von Schultz, die manches neue bringt, im ganzen aber doch in bezug auf die kentnis der vorarbeiten und die ausnützung des materials mängel aufweist. Was soll man z. b. dazu sagen, dass der verfasser nicht einmal den titel von Buchners poetik kennt (wie er s. 38 selbst gesteht), die, abgesehen von sämtlichen handbüchern, die litteraturgeschichten fast ausnahmslos anführen? Wie dürftig sind die als einleitung vorausgeschickten bemerkungen über das eindringen der fremdwörter in die deutsche sprache! Selbst die am nächsten liegenden ergänzungen würden bei weitem den umfang des von Schultz angeführten überschreiten. Von wichtigeren vorarbeiten blieben ihm die folgenden unbekant: Kluge, Von Luther bis Lessing; K. Dissel, Die sprachreinigenden bestrebungen im 17. jahrhundert (Progr. Hamb. 1885); Walter, Über den einfluss des dreissigjährigen krieges auf die deutsche sprache usw. (Progr. Prag. 1871). Hätte Schultz seine vorgänger gekant, so würde er wol kaum so leichtfertig den satz (im vorwort) ausgesprochen haben: „Das bisherige urteil über die sprachbewegung des XVII. jahrhunderts, welches dieselbe als verfehlt, ja lächerlich bezeichnete, war durchaus falsch, da es sich nicht auf eine genügende menge von material stützte.“ Nicht die bewegung an sich war verfehlt, sondern nur die mittel, durch

welche man ihre ziele zu erreichen suchte, waren ungenügende und falsche, und nur in dem urteil über diese mittel weicht Schultzs meinung von der seiner vorgänger ab.

Der verfasser steht von vorn herein nicht auf dem standpunkte des leidenschaftslos abwägenden geschichtschreibers, sondern auf dem des lobredners, und dadurch komt er zu einem urteil über die Fruchtbringende geselschaft (s. 73 fg.), das von dem bisherigen allerdings wesentlich verschieden ist; aber nicht deshalb, weil Schultz auf neue und bedeutendere lebenszeugnisse der geselschaft hinweisen könte, als die früheren, sondern nur weil er den längst bekanten übersetzungs- und regelwerken entgegen der geltenden, wol begründeten ansicht einen massgebenden und heilsamen einfluss auf ihre zeit zuschreibt, während wir doch durchaus nichts davon wissen, dass sie ausserhalb der geselschaft und der kleinen gleichstrebenden genossenschaften irgend welche beachtung gefunden hätten. Haben doch sogar die eifrigsten mitglieder im schriftlichen verkehr, wo er nicht geselschaftsangelegenheiten betraf, ohne alle scheu ihre rede aufs reichlichste mit fremden worten durchsezt, wie z. b. aus Krauses „Urkunden zur geschichte der Anhaltischen lande und ihrer fürsten" (Leipzig 1861—66) klar hervorgeht. Von einem gegenseitigen anhalten der mitglieder unter einander zum gebrauch unvermengter sprache, wie es Schultz (s. 65) für wahrscheinlich hält, dürften nur wenige beispiele aufzufinden sein, zumal da die meisten der genossen das sinbild des palmbaums mehr für eine zierde, als für ein mal ernsthafter verpflichtung ansahen.

Bartholds „Geschichte der fruchtbringenden geselschaft" hat, trotz mannigfacher irtümer im einzelnen, die historische bedeutung des bundes richtig bestimt und den grösten teil des stoffes verarbeitet. Wesentliche ergänzungen brachten Krauses schriften, von denen Schultz hauptsächlich die lezte, „Ludwig, fürst zu Anhalt-Köthen" (Köthen 1877—79), zum grössten teil einen schlechten auszug aus den früheren, benuzt hat. Er widerholt die darin enthaltenen angaben über die schriftstellerischen werke der geselschaftsmitglieder, übergeht aber einige der wichtigsten, wie Tobias Hüebners „Erste woche" (Leipzig 1631). Die bemerkungen über Opitzens verhältnis zu den „Fruchtbringenden" und seinen einfluss auf die sprache sind dürftig; recht merkwürdig ist die ansicht (s. 31), dass Opitz die „unglückselige alte mythologie" eingeführt und uns so eine ganze gattung von fremdwörtern zugebracht habe. Bei der aufzählung der geschichtschreiber der Fr. G. (s. 71) hätte auch das für seine zeit ganz vortrefliche buch von Otto Schulz, „Die sprachgeselschaften des 17. jahrhunderts" (Berlin 1824) erwähnt werden sollen.

Von den kleineren genossenschaften behandelt Schultz zuerst die Aufrichtige geselschaft von der Tannen und vermehrt die bisher bekanten tatsachen zur geschichte derselben beträchtlich. Die mitglieder werden im einzelnen ausführlich dargestelt, (eines, Joh. Heinrich Boecler, ist allerdings übergangen), die zugehörigkeit von Weckherlin und Moscherosch wird durch neue gründe bestätigt. Ein weiteres mitglied wird in Hans Heinrich Schill der Tannengeselschaft zugewiesen, der zugleich als verfasser der schrift „Der teutschen sprach ehren-krantz" (Strassburg 1644), bestimt wird. Aus diesem umfangreichen, von warmer vaterlandsliebe durchwehten buche, das eine zusammenstellung des bis dahin gegen die sprachmengerei gesagten enthält, gibt Schultz dankenswerte reichliche auszüge.

Bei der darstellung der „Deutschgesinten genossenschaft" hat sich Schultz leider die gelegenheit, ein bild Zesens und seiner bestrebungen zu geben (wol die

dankbarste aufgabe der deutschen litteraturgeschichte des 17. jahrhunderts), entgehen lassen. Unter den mitgliedern fehlt das begabteste, Jacob Schwiger, in Schultzs aufzählung. Die (s. 103) angeführten, die sprachmengerei verspottenden verse stammen nicht von Butschky, sondern aus Opitzens „Poeterey", was zu erwähnen gewesen wäre.

Unter die „gegner der genanten sprachgeselschaften", die Schultz im folgenden abschnitt bespricht, ist vielleicht auch E. K. Homburg zu rechnen. Wenigstens scheinen die verse aus dem „Lob des krieges" (Schimpff- vnd Ernsthaffte Klio. Jehna 1642. S. K 4[a]), in denen er die neu eingeführten militärischen ausdrücke anführt, nicht ironisch gemeint zu sein.

Die „Pegnitz-hirten-geselschaft" wird, entsprechend ihrer geringen teilnahme an der sprachreinigung, nur kurz erwähnt, ebenso Rists läppischer „Elbischer schwanenorden", und die übrigen genossenschaften, von denen wir nicht wissen, ob sie überhaupt ins leben getreten sind: der „Belorbeerte tauben-orden", die „Teutschliebende geselschaft", der „Leopolden-orden." Wertvoll sind die zusammenstellungen von Schultz über diese vereinigungen deshalb, weil sie zeigen, wie das gründen von sprachgeselschaften schliesslich zum sport wurde, den die unbedeutendsten leute zu treiben wagten.

In sieben anhängen gibt Schultz exkurse zu seiner arbeit. Davon hätte der über „die gestickte wappen-tapete im geselschaftssaale" (der Fr. G.) und der über Ratichius wol fortbleiben können, auch der über Leibniz gehört nicht in diesen rahmen. Mit recht ist im anhang I die abhängigkeit Neumarks von Hille betont, die ich schon früher (Diederich von dem Werder. Leipzig 1887 s. 22) hervorgehoben habe. Anhang III und V handeln über die undeutschen vornamen und die verdeutschung von kunstwörtern (d. h. termini technici), anhang VII endlich stelt die „namenlosen" (d. h. keinem bestimten verfasser zuweisbaren) schriften gegen die sprachmengerei zusammen: die „Deutsche satyre wider alle verderber der deutschen sprache", die „Teutschen Michels" und den „Sprachverderber." Am schluss ist ein „Blatweiser" hinzugefügt, eine bezeichnung, die allerdings in die puristischen bestrebungen, denen das buch gewidmet ist, zurückversezt, an deren stelle aber doch besser das gebräuchlichere und vor allem sinentsprechendere „inhaltsverzeichnis" zu gebrauchen wäre. Das ganze buch zeigt, wie es bei der vorwaltenden tendenz selbstverständlich ist, das streben nach absoluter sprachreinheit; dass diese aber nicht immer gleichbedeutend mit sprachschönheit ist, sieht man aus bildungen, wie „formlich" u. ähnl. Auch sonst finden sich eigentümlichkeiten des ausdrucks, z. b. „beschlagen" für „betreffen" („das leztere kann höchstens das äussere auftreten des „Palmordens" beschlagen" in der vorrede, und „modewörtern, welche die ausrüstung des ritters beschlagen" s. 2). Wozu sollen solche sprachschöpferische versuche dienen? Sonst ist die darstellung im algemeinen, bis auf einzelne übergänge (s. 55, 65, 72) gewant und gut lesbar.

LEIPZIG. G. WITKOWSKI.

Berichtigung zu zeitschr. XXII, 243. 244.

Kinzels anzeige meiner ausgabe des könig Tirol in Pauls textbibliothek möchte ich, indem ich das urteil in den principiellen fragen (einrichtung des kritischen apparats, auswahl der varianten, metrik) den fachgenossen überlasse, nur folgende berich-

tigungen beifügen. Die vermisste variante zu 13, 6 steht in meiner vorrede s. IV. 20, 6 steht nicht, wie Kinzel angibt, *her*, sondern *herre* in Müllenhoffs abdruck der handschrift. Ebenso hat die handschrift 41, 2. 3 nicht *lugē*, sondern *lúgē*. *gegen* für *gen* 35, 3 ist wegen der analogen fälle 18, 2. 26, 6. 7. 30, 6 eingesezt. 13, 3 *alhie* (nicht cursiv gedruckt) und 20, 2 *die* sind zwei leider stehen gebliebene druckfehler.

HALLE, 20. AUGUST 1889. ALBERT LEITZMANN.

Zu zeitschr. XXII, 255.

Durch die freundliche vermitlung des herausgebers dieser zeitschrift macht mich herr prof. Kettner darauf aufmerksam, dass die von mir Ztschr. XXII, 255 angegebenen quellen für Schillers Mädchen aus der fremde schon von Boxberger N. jahrb. f. phil. und pädag. 1868, II, 10, 485—486 angemerkt und nach dessen vorgange auch in den neuen auflagen der kommentare Viehoffs und Düntzers aufgeführt sind. Ich hatte leider den nachweis Boxbergers übersehen und konte durch zufall bei der niederschrift der miscellen Düntzer nur in der 1. auflage benutzen.

G. ELLINGER.

NACHRICHTEN.

Das grabdenkmal für Julius Zacher, ein einfacher syenit-obelisk mit einem treflich gelungenen, aus dem atelier von Paul Reiling in Halle hervorgegangenen, reliefbild des verstorbenen in bronce, ist am 27. okt. d. j. feierlich enthült worden. Den freunden und schülern Zachers, die in freudiger opferwilligkeit unserem aufrufe entsprochen und eine würdige ausführung unseres planes ermöglicht haben, sage ich hierdurch im namen des ausschusses den wärmsten dank.

KIEL, NOV. 1889. H. GERING.

Fünf isländische gelehrte (Hannes Þorsteinsson, Jón Þorkelsson, Ólafur Davíðsson, Pálmi Pálsson und Vald. Ásmundarson) beabsichtigen eine zeitschrift für isländische volkskunde herauszugeben, die den titel „Huld“ führen soll. Das erste heft wird, fals ein genügender absatz gesichert ist, im frühjahr 1890 erscheinen. Die einzelnen hefte, von denen jährlich mindestens eins ausgegeben werden soll, sind auf 12 bogen gr. 8 veranschlagt; drei davon werden einen band bilden. Der preis für ein heft beträgt 2 kr.; anmeldungen zum abonnement, die zur abnahme eines bandes verpflichten, erbittet der buchhändler Sigurður Kristjánsson in Reykjavík.

Geh. rat professor dr. K. Weinhold in Berlin wurde von der philos.-hist. klasse der kgl. akademie der wissenschaften in Berlin zum ordentlichen, prof. dr. K. Maurer in München zum correspondierenden mitgliede erwählt. Die kgl. bayr. akademie der wissenschaften ernante prof. dr. E. Sievers in Halle zum correspondierenden mitgliede.

Der ao. professor dr. Oskar Erdmann in Breslau folgte einem rufe an die universität Kiel als nachfolger Fr. Vogts; der ao. professor dr. Max Koch in Marburg wurde in gleicher eigenschaft an die universität Breslau berufen.

Die privatdocenten dr. F. Jostes in Münster und dr. W. Streitberg in Leipzig sind als ordentliche professoren an die neubegründete universität Freiburg in der Schweiz berufen worden.

An der universität Leipzig habilitierte sich dr. Georg Witkowski für neuere litteratur; an der deutschen universität in Prag dr. Adolf Hauffen für deutsche philologie.

Es starben: am 13. december 1889 zu Elberfeld der professor am dortigen gymnasium, dr. Wilhelm Crecelius (geb. zu Hungen in Hessen am 18. mai 1828), seit 1871 mitarbeiter unserer zeitschrift; am 27. december 1889 zu Kopenhagen der pastor Carl Joakim Brandt (geb. am 15. aug. 1817 zu Nyborg), bekant als herausgeber älterer dänischer litteraturdenkmäler; am 3. januar 1890 zu Göttingen der ordentl. professor der germanischen philologie, dr. Wilhelm Müller (geb. zu Holzminden den 27. mai 1812), hochverdient als lexikograph und mytholog.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Steinmeyer, E., Über einige epitheta der mhd. poesie. Prorectoratsrede 4. novbr. 1889. Erlangen, universitätsbuchdruckerei. 20 s. 4.

An nachweise über die an einem erkenbaren zeitpunkte beginnende ausbreitung des attributiven gebrauches von *klâr, wert, kluoc, gehiure* werden weitgreifende bemerkungen über die mhd. dichtersprache geknüpft.

Müller, W., Briefe der brüder Jacob und Wilhelm Grimm an G. F. Benecke 1808–1829. Mit anmerkungen herausgegeben. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1889. 188 s. 8.

Diese briefsamlung gewint durch die mitteilungen beider brüder über den gang ihrer studien, sowie durch die vielen zwanglos und frisch ausgesprochenen urteile über menschen und bücher (z. b. v. d. Hagen s. 17; Lachmanns Z. G. N. N. s. 88; Herlings syntaktisch-stilistische studien s. 137; Rabener, Gellert, Gleim, Uz s. 159 u. v. a.) nach vielen seiten hin hohes interesse. Einleitung, noten und register des herausgebers erleichtern die benutzung.

Schmitt, P., Über den ursprung des substantivsatzes mit relativpartikeln im griechischen. Würzburg, A. Staber, 1889. 80 s. 8.

Biese, A., Das metaphorische in der dichterischen phantasie. Beitrag zur vergleichenden poetik. Berlin, A. Haack, 1889. 33 s. 8.

Die heiligen Englands. Angelsächsisch und lateinisch herausgegeben von **F. Liebermann.** Hannover, Hahnsche buchhandlung, 1889. XX, 23 s. 8.

Odinga, Th., Das deutsche kirchenlied der Schweiz. Frauenfeld, J. Hubers verlag, 1889. IV, 137 s. 8. 2 m.

Marcus evangelion Mart. Luthers nach der septemberbibel mit den lesarten aller originalausgaben und proben aus den hochdeutschen nachdrucken des 16. jahrhunderts herausgegeben von **Alexander Reifferscheid.** Heilbronn, Gebr. Henninger, 1889. XII, 124 s. 8. 4,20 m.

An die mitarbeiter und leser der zeitschrift.

Da meine gegenwärtige stellung mir die pflicht auferlegt hat, meine kräfte vorwiegend der nordischen philologie zu widmen, erschien es mir als unabweisliche notwendigkeit, von einem teile der redaktionsgeschäfte befreit zu werden. Zu meiner freude hat sich mein kollege, professor dr. Oskar Erdmann hierselbst, bereit erklärt, vom nächsten hefte ab in die redaktion der zeitschrift einzutreten. Die arbeitsteilung wird im algemeinen in der weise statfinden, dass die aufsätze zur ostgermanischen und angelsächsischen philologie, zur mythologie und altertumskunde meiner durchsicht unterliegen werden, während das übrige, namentlich also alles in das gebiet des alt-, mittel- und neuhochdeutschen einschlagende, meinem freunde Erdmann zufält. In der überzeugung, dass diese einrichtung, durch welche natürlich an dem überlieferten plan und charakter der zeitschrift nichts geändert wird, derselben nur zum vorteil gereichen werde, bitte ich die mitarbeiter und freunde unsres organs, ihm auch in zukunft teilnahme und tatkräftige unterstützung zuzuwenden. Briefe und manuscripte bitte ich in zukunft entweder an mich oder an herrn prof. Erdmann (Kiel, Lornsenstr. 16) zu richten.

KIEL, JANUAR 1890. HUGO GERING.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Altfriesisch.

Altnordisch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.





PF 3003 Z35 Bd.22
Zeitschrift für deutsche Philologie

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

